This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

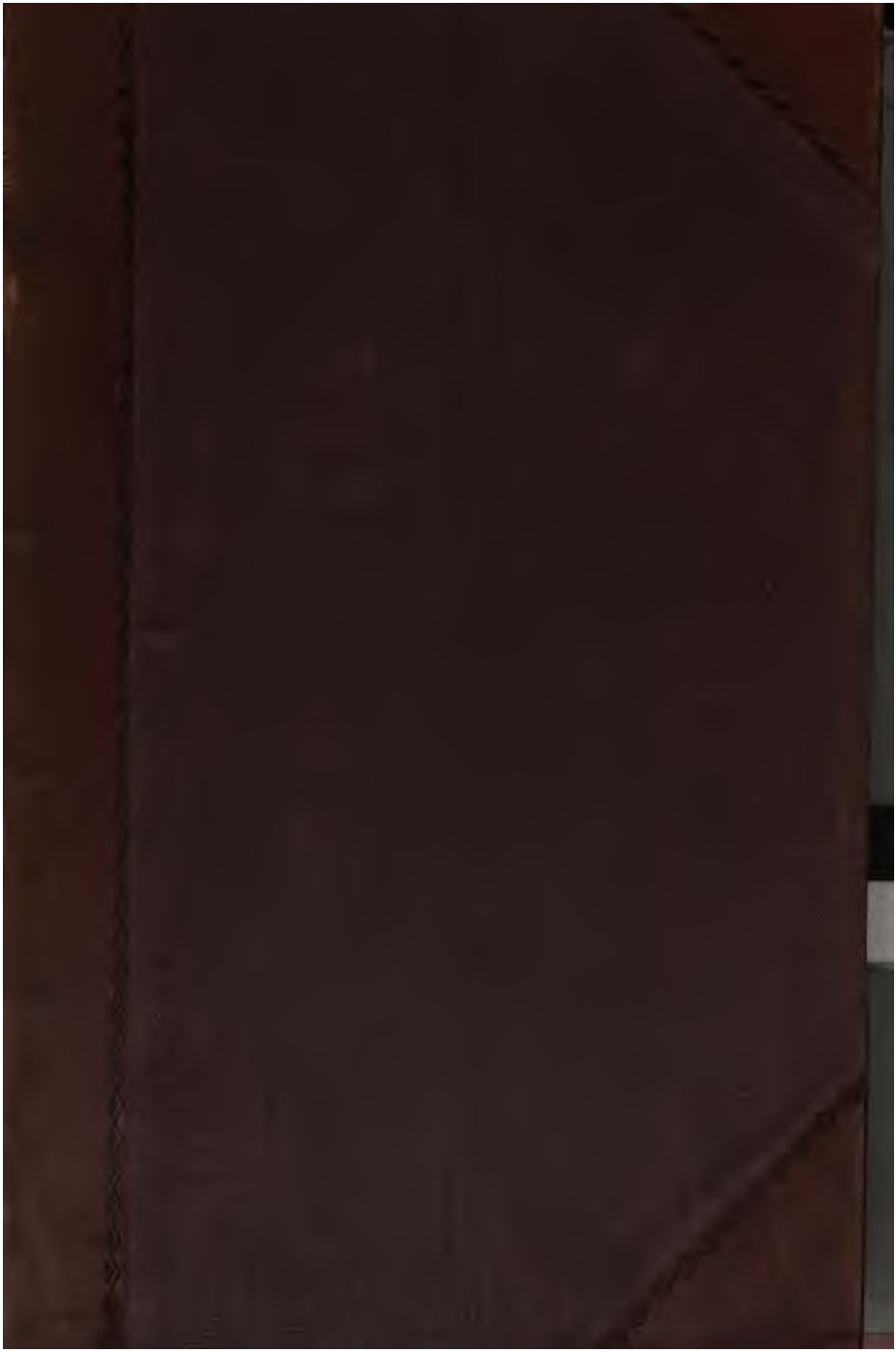
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600081060L

Meine

Wallfahrt nach Mekka.

Reise

in

er Küstengegend und im Innern von Hedschas

von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

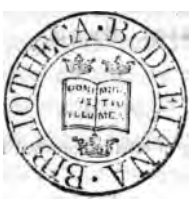
Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Leipzig 1865.

Dyk'sche Buchhandlung.

203. f. 16.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA

Vorwort.

Der Wunsch, in das orientalische, namentlich arabische Volksleben tiefer und gründlicher, als es dem europäischen Reisenden gewöhnlich gegönnt ist, einzudringen, und dasselbe an seinem Centralpunkt, in der Religionshauptstadt des Islam selbst, zu studiren, bestimmte mich vor einigen Jahren zu dem Entschluss, eine Reise nach Mekka zu unternehmen. Die Beobachtungen, welche mir auf dieser Pilgerschaft zu machen gegönnt waren, bezogen sich hauptsächlich auf das sittliche und religiöse Leben der arabischen Volksstämme, und so ist es auch das Hauptbestreben dieser Reiseerinnerungen, ein möglichst getreues Gemälde von dem arabischen Volkscharakter im allgemeinen und in's besondere von der Art und Weise zu geben, wie sich derselbe bei der Pilgerfahrt, jener der mohamedanischen Welt ganz eigenthümlichen Erscheinung, entwickelt und darbietet.

Ausserdem war es meine Aufgabe, an Ort und Stelle Studien über die archäologische Geographie desjenigen Theils der arabischen Küste, welcher auf dem Pilgerwege liegt, anzustellen und wo möglich die Lage der im Alterthum hier befindlich gewesenen Orte zu identificiren. Wenn auch meine Verkleidung als Muselmann es mir zur

strengen Pflicht machte, alles das zu vermeiden, was den Europäer hätte verrathen können, namentlich das offene Nachfragen nach antiken Ruinen und das Aufsuchen derselben, so hoffe ich doch, ist es mir aus der Vergleichung der Localitäten mit den Beschreibungen derselben bei den Schriftstellern des Alterthums gelungen, etwas dazu beizutragen, um in die alte Geographie dieser Gegenden einiges Licht zu bringen. Da jedoch der Zweck dieses Buches nicht ein ausschliesslich wissenschaftlicher ist, so suchte ich meine archäologischen Forschungen überall, so viel wie thunlich, in das Gewand der Kürze zu kleiden und wandte meine Aufmerksamkeit vorzüglich demjenigen Theile zu, der von allgemeinerem Interesse ist, nämlich den Sittenschilderungen und Bildern aus dem Volksleben, bei welchen ich mich bemüht habe, den Stempel der Wahrheit stets beizubehalten, selbst auf die Gefahr hin, zuweilen der Derbheit beschuldigt zu werden. Hoffentlich wird dasselbe Publicum, welches im vorigen Jahre mein Reisewerk „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" so günstig aufnahm, auch diesen weiteren Früchten meines Reiselebens dieselbe Gunst zuwenden.

Manchem meiner Leser möchte es wohl seltsam vorkommen, dass eine Reise, welche schon vor vier Jahren gemacht wurde, erst jetzt im Drucke erscheint. Sie jedoch früher erscheinen zu lassen, das war mir durch die wichtigsten Rücksichten untersagt, durch Rücksichten, welche jeder meiner Leser gutheissen wird. Hätte ich nämlich früher diess Werk veröffentlicht, so würde der arme Araber, welcher mir bei der Ausführung meines Reiseplanes wesentlich behülflich gewesen war, die unhaltbarste Stellung gehabt haben, ja sein Leben würde vielleicht von seinen fanatischen Landsleuten bedroht

worden sein. Denn nichts scheint dem Muselmann strafbarer, als einem Christen den Besuch der heiligsten Stadt des Islam zu erleichtern. So lange dieser Mann, dessen Doppelgänger ich mit seinem Wissen und Willen vorstellte, lebte, verbot es mir mein Gewissen, diese Reise und somit seine Mitschuld an einer nach muselmännischen Begriffen verbrecherischen Handlung zu veröffentlichen. Erst in diesem Sommer, da ich den Tod Abd-er-Rahmans erfuhr, sah ich mich von allen Scrupeln befreit und der Herausgabe meiner Reise stand kein Hinderniss mehr im Wege.

Schliesslich noch ein Wort über die Rechtschreibung arabischer Namen. Es giebt bei der Transscription arabischer Worte mit deutschen Lettern zwei Grundsätze, von denen man sich leiten lassen kann. Der eine ist, die literale Form überall beizubehalten; der andere, die Worte so zu schreiben, wie sie ausgesprochen werden. Ersterer Grundsatz, der freilich nur unvollkommen anwendbar ist, würde mich natürlich dann geleitet haben, wenn mein Werk nur für Orientalisten bestimmt gewesen wäre. Da diess aber nicht der Fall ist, so bin ich dem zweiten Grundsatz gefolgt und habe mich bemüht, die Worte überall durch so wenig Buchstaben als möglich, das heisst nur durch diejenigen Buchstaben, welche ausgesprochen werden, wiederzugeben. Alle bloss orthographischen Buchstaben, alle diejenigen phonetischen Zeichen, welche nur im klassischen Arabisch gesprochen werden, die Declinationsendungen und das Tanuin mussten somit wegfallen. Indem ich mich von diesem Grundsatz leiten liess, alle nicht ausgesprochenen Buchstaben wegzulassen, sollte ich freilich zu Resultaten kommen, welche von denen anderer Reisenden abwichen.

Desshalb wundere man sich nicht, wenn man in diesem Buche manche Worte, die ältere Reisewerke in ganz anderer Form wiedergeben, durch Beraubung ihrer bloss orthographischen Buchstaben, eine andere Gestalt annehmen sieht, wenn ich z. B. Aráfa schreibe statt Arafat, wie alle Reisenden vor mir dieses Wort geben, dessen Schlussbuchstabe Ta nur in den seltensten Fällen, d. h. nur dann, wenn ein Hauptwort im Genitiv oder ein persönliches Pronomen darauf folgen sollte, ausgesprochen wird. Aehnliche Abkürzungen und in einzelnen Fällen selbst scheinbare Verlängerungen musste ich mit andern Worten vornehmen, um ihre Form der Aussprache so nahe als möglich zu bringen.

Den 14. November 1864.

Der Verfasser.

Erstes Capitel.

Verkleidung als Moslem und Reise nach Kairo.

Zusammentreffen mit dem Mekkareisenden Burton. — Schwierigkeiten der Wallfahrt nach Mekka für einen Europäer. — Liste der Europäer, welche Mekka besuchten. — Meine Rückkehr aus Marokko. — Plan, nach Mekka zu pilgern. — Ich verschaffe mir in Algier einen Pass, als Araber. — Ankunft in Malta. — Verkleidung und Verstellung. — Fahrt nach Alexandrien. — Eisenbahn nach Kairo. — Neue Bekanntschaften. — Schich Mustapha. — Seine drei Neffen. — Kurzer Aufenthalt in Kairo. — Die letzten Tage des Ramadan. — Ich kaufe einen Negersklaven. — Einschiffung in Bulak.

Bei meiner ersten Reise in Aegypten sass ich eines Abends (es war, glaube ich, im December des Jahres 1853) in Kairo, an der wohlbesetzten Table d'hôte des Hotel Sheppheard, und mir gegenüber ein Mann von etlichen dreissig Jahren im vollständigen orientalischen Costüm, mit einem langen Barte von bräunlicher Farbe, mit sonngebräuntem Teint, geschorenem Haupte, mit Armen, welche bis an die Ellenbogen und Beinen, welche bis an die Kniee hinauf nackt waren, mit einem völlig blosen Hals und mit jenem phlegmatischen Sichgehenlassen in all' seinen Manieren, welches dem ächten Araber eigenthümlich ist.

Anfangs beachtete ich ihn nicht viel, da ja in Kairo ein Araber ebenso wenig merkwürdig ist, als es die Eulen in Athen waren; als er aber nun den Mund öffnete und in einem so geläufigen Englisch, wie es nur der reinste Cockney zu sprechen vermag, sich mit seinen Nachbarn zu unterhalten begann, da wurde meine Neugierde rege. Ich hatte zwar auf meinen Reisen schon genug verrückte Engländer gesehen, die sich gefielen, bald als italienische Banditen, bald als griechische Palicaren, als Beduinen oder als indische Götzenanbeter verkleidet herumzugehen, aber alle diese hatten sich eben unter diesen Verkleidungen nur wie misslungene Theaterstatisten ausgenommen. Nie jedoch war mir noch ein Sohn Albions vorgekommen, bei dem eine fremde Tracht und zumal die orientalische, (nach meiner Ansicht schwieriger charactergemäss zu tragen als irgend eine andre) so ganz gleichsam in succum et sanguinem übergegangen war, wie bei meinem Tischnachbar. Es war klar, dass nur ein langes Studium orientalischen Lebens und orientalischer Sitten, dass nur ein vieljähriger Umgang mit Orientalen ein solches Resultat zur Folge hatte haben können.

Wer war dieser englische Araber oder arabisirte Engländer?

Ich sollte nicht lange darüber im Zweifel bleiben. Er schien sehr mittheilsam und bald war es mir gelungen, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, woraus ich erfuhr, dass ich es mit dem später so berühmt gewordenen, damals noch etwas obscuren, englischen Reisenden, Lieutenant Burton, der eben von Mekka nnd Medina zurückkehrte, zu thun habe. Mekka

und Medina! Ein Europäer war in diesen unnahbaren, heiligen Städten des Islams gewesen, in denen die Anwesenheit eines Christen dem Moslem ein grösseres Verbrechen erscheint, als einst den Alten die eines Mannes im Tempel der Vesta!

Ich wusste wohl, dass schon einige Europäer in früheren Jahrhunderten und selbst einer oder der andere in diesem Jahrhundert dasselbe Wagstück ausgeführt hatten. Aber alle unter ausnahmsweisen Umständen. Derjenige, von welchem wir am meisten erfahren haben, der berühmte Reisende Burkhardt, hatte seine Reise nach Mekka unter den allerleichtesten Umständen, begünstigt durch die den Europäern so wohlgeneigte Herrschaft Mohamed Ali's, ausgeführt. Er war der einzige Mekkabesucher, der seine europäische Abkunft nicht einmal geheim zu halten brauchte und obgleich er sich als Renegat und Muselmann geberdete und auch von vielen Arabern für einen ächten Moslem gehalten wurde, so verrieth doch die Ironie Mohamed Ali's, als er ihn in Taif besuchte, deutlich, dass dieser Burkhardts Mohamedanerthum für höchst problematisch ansah, aber als philosophischer Fürst, dem im Grunde wenig an religiösen Vorurtheilen lag, gnädigst für ächt gelten liess. So erlangte Burkhardt sogar einen Empfehlungsbrief vom Pascha an die Autoritäten von Mekka! Aber so etwas war nur während der ephemären ägyptischen Herrschaft möglich gewesen. Seitdem ist Mekka wieder für Christen ein versiegeltes Buch geworden, was es vordem gewesen war.

Zwei Arten gab es, wie Europäer, die nicht Renegaten geworden, in früheren Zeiten nach Mekka

kamen: die einen auf unfreiwillige Art, nämlich als Kriegsgefangene, die zu Sklaven gemacht worden waren und die ihre Herren auf der Pilgerfahrt begleiteten; die anderen freiwillig, unter Verkleidung als Araber, Türke, Affghane oder sonstiger Moslem, was freilich, wenn auch die angenehmere, doch die bei weitem gefährlichere Art war. Die erste Art nach Mekka zu kommen, hat natürlich jetzt aufgehört, die zweite findet noch statt und ich selbst kenne einen Engländer in Algier, der erst im vorigen Jahre (1863) auf diese Weise die Pilgerfahrt zurücklegte. Dem Leser wird es vielleicht willkommen sein, hier gleich zu Anfang der Schilderung meiner Wallfahrt nach Mekka die Liste meiner europäischen Vorgänger auf diesem Pilgerwege zu finden.

1) 1508 Lodovico Bartema, ein Italiener aus Bologna, besuchte in Verkleidung Mekka, wurde aber später in Jemen als Christ erkannt und eine Zeit gefangen gehalten, bis es ihm endlich zu entfliehen gelang. Seine Reisen sind deshalb so interessant, weil er Arabien noch vor dem Eindringen der Türken (1516) sah.

2) 1566 Le Blanc, ein Franzose, dessen Reise von Bergeron im Jahre 1649 in Paris herausgegeben wurde.

3) 1604 Johannes Wild, ein Deutscher, der als österreichischer Soldat von den Türken gefangen und als Sklave verkauft worden war. Er begleitete als Sklave seinen nach Mekka pilgernden Herrn. Seine Reise erschien in Nürnberg 1623.

4) 1680 Joseph Pitto, Engländer aus Exeter,

reiste als 18jähriger Jüngling und Renegat nach Mekka. Seine Reise erschien in London 1708.

5) 1700? Giovanni Finati, Geistlicher aus Italien.

6) 1800 Ali Bei oder Domingo Badia, ein Spanier, der als Moslem verkleidet reiste. Seine Reise nach Mekka wird vielfach angezweifelt, mir scheint jedoch mit Unrecht, da ich viele seiner Bemerkungen und selbst seinen Plan von Mekka im ganzen richtig fand.

7) Bankes, ein Engländer, dessen Reisen ebenfalls angezweifelt werden.

8) 1810 Seetzen, ein Deutscher, der in Arabien starb. Sein Tagebuch über Mekka ist, so viel ich weiss, nicht im Druck erschienen. Er soll in Mekka Renegat geworden sein, um die Kaaba besuchen zu können, deren Inneres er abzeichnete. Diese Zeichnung wurde, so heisst es, bei ihm entdeckt und er desshalb als Religionsschänder und Verräther ermordet.

9) Burkhardt, ein Deutscher, der langjährig im Orient lebte, orientalische Sitte und Sprache gründlicher, als irgend ein Europäer vor ihm, angenommen hatte und unter dem Schutz Mohamed Ali's auch Mekka und Medina besuchte. Seine englisch erschienen Reisen waren lange die einzige Quelle unserer Kenntniss der heiligen Orte.

10) Wallin, ein Franzose, reiste unter dem Namen Walli ed Din. Von ihm ist nur sehr wenig bekannt.

11) 1853 Lieutenant Burton (jetzt Capitän Burton und englischer Consul in Fernando Po) reiste zuerst als persischer Prinz, dann als indischer Doctor und zuletzt als affghanischer Derwisch, in welcher Eigen-

schaft er Mekka und Medina besuchte. Die geographische Gesellschaft in London musste für seine Reise zahlen, obgleich sie ihn eigentlich ganz wo anders hin geschickt hatte, als nach Mekka und Medina, nämlich nach Oman, wohin er vielleicht von Jemen aus, keineswegs aber von Hedschas, wie er vorgab versucht zu haben, dringen konnte.

12) Léon Roches, vor Kurzen noch französischer Generalconsul in Tunis, jetzt Gesandter in Japan, reiste als Maghrebi verkleidet mit andern Maghrebinern. Er hat, glaube ich, seine Reise nie veröffentlicht, auch wissen nur die Wenigsten etwas davon. Ich habe jedoch von glaubwürdigen Arabern die Gewissheit erlangt, dass Roches wirklich in Mekka gewesen ist.

Hiermit endet die Liste meiner Vorgänger und es bleibt mir blos noch übrig, meines bis jetzt einzigen, mir bekannt gewordenen Nachfolgers zu gedenken. Es ist diess ein Engländer, Namens Tenett, gebürtig aus London, welcher jetzt im Dorfe El Biar bei Algier wohnt. Er trat zum Schein in Dschedda zum Islam über und machte die Pilgerfahrt im Jahre 1863. Bei den Arabern ist er unter dem Namen Hadsch Abd-ul-Wahad bekannt, übrigens kleidet er sich jetzt wieder europäisch und befolgt keine der Satzungen des Islam. Zwei esch Schehud (Zeugen) seiner Pilgerfahrt leben in Algier und sind ein gewisser Hadsch Brahim und Hadsch Ali Tri, so dass seine Reise nicht angezweifelt werden kann.

Um nun wieder auf Burton zurückzukommen, so konnte ich nicht umhin, seine Kühnheit zu bewundern und zugleich seine Geschicklichkeit anzustaunen,

mit welcher er die Rolle eines Moslem durchgespielt hatte. So etwas war freilich nur dann möglich, wenn man irgend eines orientalischen Idioms sich vollkommen Meister nennen konnte. Burton hatte die Rolle eines Affghanen gewählt, weil ihm das Persische geläufig war; einen Perser selbst darzustellen, daran hinderte ihn der Umstand, dass diese als Schiiten in Arabien stets beschimpft und misshandelt zu werden pflegen.

Je länger ich Burton erzählen hörte, desto stärker wuchs in mir der Wunsch seinem Beispiele zu folgen. Aber meine Kenntniss vom gesprochenen Arabisch war damals noch zu mangelhaft, zu zerfahren; ich wusste vom syrischen, vom ägyptischen, vom maghrebinischen Dialect, von jedem etwas, von keinem genug, um eine Rolle als Araber spielen und gründlich durchführen zu können. Desshalb gab ich damals, mit schwerem Herzen den Plan auf, Burtons Nachfolger zu werden.

Sieben Jahre später (im Frühling 1860) als ich von meiner Reisse in Marokko zurückgekehrt war, auf welcher ich, wenigstens in der Hauptstadt des Kaiserreichs, auch verkleidet hatte gehen und sonst vielfach Verstecken spielen müssen, da erwachte in mir der Gedanke, ob jetzt nicht vielleicht der günstige Zeitpunkt gekommen sein möchte, meinen einst gehegten Plan wiederaufzunehmen? Durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Nordwesten von Afrika, durch meinen langgepflogenen, fast ausschliesslichen Umgang mit Arabern, war es mir gelungen, des maghrebinischen Dialects mit einer gewissen Fertigkeit Meister zu werden. Als Maghrebi verkleidet, so

allein konnte ich die Pilgerfahrt unternehmen. Andere arabische Dialecte verstand ich wohl, sprach sie aber nicht geläufig. Die Verkleidung als Maghrebi und zwar als algierischer Maghrebi (denn die Tuniser und Marokkaner werden im Orient auch Maghrebi genannt, in Algier nur die letzteren) hatte nebenbei den grossem Vortheil, dass ich unter dem Schutz einer europäischen Macht stand, und ferner, dass alles fremdartige, welches an mir vielleicht den Europäer hätte verrathen können, auf Kosten meines vermeintlichen Vaterlandes geschrieben wurde, da es ja heut' zu Tage nicht selten ist, Algierer zu sehen, welche sich in einem oder dem andern Stück europäisirt haben.

Mein Entschluss war schnell gefasst; zwei Dinge waren nur noch zu thun übrig, das eine mir ein Costüm, das andere mir einen Pass und somit einen muselmännischen Namen zu verschaffen. Ersteres war leicht, letzteres nicht sehr schwer.

Ich kaufte mir also in Algier unter dem Siegel der grössten Verschwiegenheit (denn meine Absicht musste vor allem vor denen geheim gehalten werden, für deren Stammesbruder ich mich ausgeben wollte) ein vollständiges maurisches Costüm mit Rulila (Jacke), 2 Bedaija (Westen), Hosäm (Schärpe), Sarual (Hose), Schaschia (rothe Mütze), Turbanti täbäni (halbseidener Turban) und Bernus. Nachdem ich diesen Ankauf gemacht hatte, zog ich nicht etwa mein Costüm an, sondern ich wickelte es vielmehr sorgfältig in ein Tuch ein und begab mich in stockfinstrer Nacht mit diesem Bündel nach einem der abgelegensten Quartiere der Stadt, wo ich in ein kleines,

in einem Keller befindliches arabisches Kaffeehaus trat. Dort wusste ich, würde ich meinen Mann treffen, denjenigen nämlich, welcher mir einen Pass nach Mekka verschaffen sollte.

In einem Winkel dieses dunkeln Locales sass eine Art von arabischem Vagabunden, der früher eines gewissen Wohlstandes sich erfreut, den aber das stete Rauchen des Kif (des afrikanischen opiumartigen Hanfs) ganz heruntergebracht hatte. Zum Glück fand ich ihn an diesem Abend noch nicht ganz berauscht, so dass er, nach den ersten Begrüssungen (ich hatte ihn bei einem Thaleb mehrmals getroffen und sprach bei Gelegenheit mit ihm) bereit war, mir ein williges Ohr zu schenken. Ich setzte ihn nicht wenig in Erstaunen, als ich unser Gespräch etwa folgendermassen begann:

„Sage mir, Abd-er-Rahman, willst Du sechs Monate auf die bequemste und angenehmste Weise, ohne Sorgen und mit Geld hinlänglich versehen, zubringen und Dich während dieser Zeit dem Haschisch (Hanf) nach Herzenslust hingeben, ohne dass auch nur einer Deiner zahlreichen Gläubiger Dich zu belästigen wagen wird?“

Abd-er-Rahmann schaute mich bei diesen Worten verblüfft an, als glaube er, ich hätte auch das Haschisch geraucht und brächte nun im Fieberwahnsinn eine Fabel aus tausend und einer Nacht auf's Tapet. Doch da mein Gesicht nicht jenen halbschmachtenden, halbblödsinnigen Ausdruck eines Kifrauchers geboten haben mag, so leuchtete es ihm allmählig ein, dass ich möglicherweise ja noch Herr meiner fünf Sinne sein könne. Desshalb schien es

ihm endlich nicht gewagt, auf meine Frage einzugehen und mit der Gegenfrage zu antworten, was ich wohl mit einem solchen Unsinn meinen könne?

„Du wirst", so erwiderte ich, „Dich in acht Tagen von hier entfernen und nach Tunis oder Bone gehen, dort sechs Monate zurückgezogen, aber in Süssigkeit Deinem vielgeliebten Kif ergeben, leben und bekommst dafür" . . . (Hier erfolgte die Offerte einer für Araber ganz annehmbaren Summe.)

Trotz der Gewohnheit des Haschischrauchens war jedoch Abd-er-Rahmans Hirn nicht so umwölkt, um nicht zu verstehen, dass für ein solches Anerbieten auch etwas von ihm gefordert werden würde. Nun kennen alle Algierer eine Art von Europäern ziemlich gut, nämlich die englischen Missionare, welche es zuweilen, aber erfolglos versuchen, Moslems zu bekehren und bilden sich ein, dass dieselben um die Mohamedaner zu Christen zu machen, es im entscheidenden Augenblick selbst an einer Bestechung nicht fehlen lassen würden. Möglicherweise, so schien Abd-er-Rahman zu denken, war ich auch ein solcher und mein Anerbieten geschah nur zu dem Zwecke, um ihn zu dem entsetzlichen Schritte zu bewegen, ein Rumih (Christ) zu werden.

Alles werde er thun, so erwiderte er mir desshalb mit einer ernsthaften Miene, welche ihm übrigens sehr komisch stand, nur nicht seinen Glauben abschwören, an dem selbst noch ein Kifraucher hängt. Ich tröstete ihn schnell und versicherte ihm, dass es ein Dienst ganz anderer Natur sei, welchen ich von ihm verlange. Nun erklärte er sich bereit, mir in allem zu willfahren, da ich ja keinen

Ketzer aus ihm machen wolle. Ich setzte ihn jedoch auf's neue nicht wenig in Erstaunen, als ich ihm nun folgendes eröffnete:

„Du wirst dies Costüm, welches ich hier in einem Bündel mitgebracht habe, morgen früh anziehen, so gekleidet auf die Präfectur gehen und Deinen Pass zu einer Pilgerfahrt nach Mekka verlangen."

Der gute Abd-er-Rahman war nämlich in seinen eignen Kleidern doch etwas gar zu derwischartig zerlumpt und die französische Behörde würde ihm so gekleidet, als einem anscheinenden Bettler, höchst wahrscheinlich den Pass verweigert haben.

„Dazu", entgegnete er auf meinen Vorschlag, „müssen Sie mir das nöthige Geld vorstrecken. Sie wissen vielleicht ungefähr, wieviel eine Pilgerfahrt nach Mekka kostet?"

„Ich glaube es zu wissen", war meine Antwort, „und das Geld wirst Du erhalten, wenn Du mir Deinen Pass abgeliefert haben wirst."

Auf einmal wurde dem Kifraucher alles klar, und von diesem Augenblick an befolgte er buchstäblich meinen Plan und ich konnte sicher auf seine Verschwiegenheit rechnen, denn er selbst hätte ja bei seinen Landsleuten die gefährlichste Stellung gehabt, wenn es bekannt geworden wäre, dass er einem Europäer Mittel und Wege verschafft habe, um nach dem, für einen Nichtmuselmann so unzugänglichen Mekka zu gelangen; denn, was die Reise nach Mekka betrifft, so ist nicht nur die türkische Regierung, welche Todesstrafe für den Ungläubigen, der sich in die heilige Stadt schleichen würde, fest-

gesetzt hat, fanatischste Wächterin; nein, jeder einzelne Muselmann, je nach dem Grade seines Fanatismus, hält es für seine Pflicht, das Haram (Heiligthum) so weit er Gelegenheit dazu hat, auf's strengste zu bewachen. Ja! ich bin überzeugt, die türkische Regierung zeigt sich nur desshalb so fanatisch, um ihre eigene Popularität bei frommen Moslems nicht zu verlieren. Die fanatischsten von allen Fanatikern sind ohne Zweifel die Hadschadsch (Plural von Hadsch, Pilger) und sie haben natürlich die beste Gelegenheit dazu, ihr freiwillig übernommenes Wächteramt auf der ganzen Hödsch (Pilgerfahrt) auszuüben, und jeden Christen gleich zu denunciren, der es wagen sollte, unter Verkleidung nach Mekka pilgern zu wollen.

Am Tage nach meiner Zusammenkunft mit dem Kifraucher hatte ich den Pass; und Abd-er-Rahman, mit Geld gehörig versehen, schiffte sich nach Tunis ein, während er vorgab, die Pilgerfahrt nach Mekka unternehmen zu wollen, um nach sechs Monaten wieder von Tunis nach Algier zurückzufahren und zwar diessmal mit dem ehrwürdigen, von mir für ihn erworbenen, religiösen Titel eines Hadsch, da ich ihm inzwischen seinen in Dschedda vom französischen Consul visirten Pass zurückgeschickt hatte und er folglich, in Abwesenheit der esch Schehud (Zeugen), ein gerichtlich gültiges Document besass, welches wenigstens bewies, dass er zur Zeit der Hödsch (Pilgerfahrt) im Hafen von Mekka anwesend war, und da wohl kein Maghrebi im Monat Du el Kada zu anderen Zwecken nach Dschedda reist, als um von da nach Mekka und Arafa zu pilgern, so

wäre es lächerlich gewesen, ihm den Titel eines Hadsch streitig zu machen, obgleich er die esch Schehud (Zeugen) nicht besass. Er konnte übrigens vorgeben, dass dieselben in Aegypten geblieben seien, was auch nicht unglaublich gewesen wäre.

Ich besass also einen französischen, unter arabischem Namen ausgestellten Pass zur Pilgerfahrt nach Mekka, einen Pass, von dem ich nach Herzenslust Gebrauch machen konnte. Die einzige Schwierigkeit war nur noch, dass dieser Pass ein Signalement enthielt und dass dieses Signalement folgendes war:

Alter: 45 Jahre.
Grösse: 1 Meter 40 Centimeter.
Haare: keine.
Stirn: kurz.
Augenbrauen: schwarz.
Augen: braun.
Nase: lang.
Mund: gross.
Bart: schwarz.
Kinn: rund.
Gesicht: lang.
Farbe: bräunlich.
Besondere Zeichen: ist grindköpfig.

Mein wahres Signalement wäre aber etwa folgendes gewesen:

Alter: 34 Jahre.
Grösse: 1 Meter 60 Centimeter.
Haare: blond.
Stirn: hoch.
Augenbrauen: blond.

Augen: grau.
Nase: gewöhnlich.
Mund: gewöhnlich.
Bart: blond.
Kinn: rund.
Gesicht: lang.
Farbe: gelblich.
Besondere Zeichen: keine.

Es war klar, dass das erstere dieser beiden so verschiedenen Signalements selbst von dem gefälligsten Passvisirungsbureau nicht als der im zweiten Signalement beschriebenen Person zugehörend angenommen werden konnte. Eine völlige Transformation meines physischen Menschen musste erfolgen, damit ich für Sidi Abd-er-Rahman ben Mohamed mit einiger Wahrscheinlichkeit gehalten werden konnte.

Der erste Punkt, das Alter, war zwar kein absolutes Hinderniss, da zehn Jahre mehr oder weniger in gewissen Jahren eben nicht von Jedermann genau aus den Gesichtszügen heraus demonstrirt werden können. Die Verschiedenheit in der Grösse konnte ich durch eine gebückte Haltung weniger auffallend machen. Was den dritten Punkt betraf, so verhinderte der Turban und das Geschorensein meines Haupthaares, die Entdeckung, dass ich nicht auch wie mein Doppelgänger mich einer durch die Grindkrankheit herbeigeführten, vollkommnen Kahlköpfigkeit erfreute. Die Stirn war ferner durch den Turban verdeckt. Augenbrauen und Bart waren ihrer Farbe wegen allerdings grosse Hindernisse, aber meine verrätherische Blondheit

sollte später in Malta, wo ich mich in einen Araber transformirte, durch Eau Berger überwunden werden, welches bekanntlich auf die Minute färbt und von allen Haarfärbemitteln, deren ich sechs probirte, dasjenige ist, welches am wenigsten oft erneuert zu werden braucht.

Hier könnte man mir einwenden, warum ich mir nicht den Pass eines blonden Arabers verschafft habe, da ich doch dann einer grossen Mühe überhoben gewesen wäre. Nun giebt es allerdings einige blonde Araber; aber, erstens hätte ich nicht jeden Muselmann bereit gefunden, denselben Handel wie Abd-er-Rahman mit mir einzugehen und zweitens, hätte ich selbst einen der wenigen blonden Araber, die es giebt, für meinen Plan gewonnen, so würde ich eben dann eine Ausnahme dargestellt haben, denn die Regel ist, dass Araber dunkle Haare haben und an mir war, fürchtete ich, schon ohnedem genug ausnahmsweises zu erblicken. Es war desshalb bei weitem das klügste, Bart und Augenbrauen schwarz zu färben, und ich würde es selbst dann gethan haben, wenn es mir nicht durch meinen Pass zur gebieterischen Pflicht gemacht worden wäre; denn ein blonder Araber ist einmal nicht wahrscheinlich, obgleich ein solcher in Wirklichkeit hie und da wohl vorkommt.

Die Beschreibungen der Nase, des Mundes und Kinnes passten in den beiden Signalements ungefähr zusammen. Mein gelblicher Teint sollte auf der Reise bald in einen bräunlichen verwandelt werden. Den Grindkopf meines Doppelgängers wollte ich mir freilich nicht aneignen, obgleich es durch

Ansteckung vielleicht möglich gewesen wäre, sich dieses „besondern Zeichen“ des Signalements zu eigen zu machen; aber ich konnte ja vorgeben, von jener Kopfhautkrankheit geheilt worden zu sein. Das einzige Disparatum waren und blieben die Augen; diese konnte ich nicht färben, wie den Bart, nicht verstecken, wie die Haare (eine blaue Brille würde mich als Europäer verrathen haben) und dieser einzige, nicht auszugleichende Punkt des Signalements blieb desshalb das Damoclesschwert, welches stets während meiner Pilgerfahrt über meinem Haupte schwebte, aber zum Glück nicht herunterfiel.

Ein anderer Umstand, der meinen Pass betraf, war für mein Selbstgefühl zwar demüthigend, aber sonst für meinen Reiseplan im ganzen vielleicht eher günstig, als das Gegentheil. Es war diess die doch etwas allzu bescheidene sociale Stellung, welche mein Doppelgänger, ehe er völlig zum Vagabunden geworden war, eingenommen hatte und die sich auf seinem Pass unter der Rubrik „Stand“ verzeichnet fand. Er war daselbst nämlich als „domestique“ bezeichnet. Dieses etwas allzu derbe Prädicat machte mich am Anfang schaudern. Aber, da ja kein Europäer, ausser hie und da ein Consul, meinen Pass zu sehen bekommen sollte und da obendrein Niemand von meiner Verkleidung und Personenveränderung etwas wusste, so beruhigte sich allmählig mein anfangs empörtes Selbstgefühl. Auch die Araber lieben nicht, dass man ihnen den Titel „Bedienter“ beilege, für welchen sie eine gewisse Verachtung hegen, aber die wenigsten Araber können ja französisch lesen und so konnte die demüthigende Standes-

bezeichnung meines Passes für sie ein vollkommnes Räthsel bleiben. Dennoch bewog mich dieses bescheidene Prädicat, auf meiner Reise jeden unnöthigen Aufwand, der meinem vermeintlichen Stande zu widersprechen schien, zu vermeiden. Es ist wahr, ich nahm von Kairo einen Negerjungen mit, der mir als Sklave gewissermassen aufgedrungen wurde, aber dieser arme Teufel stand in Wirklichkeit mehr im Dienste meiner Reisegefährten, als in meinem eignen, obgleich ich für ihn zahlen musste. Sonst gelang es mir, allen Luxus zu vermeiden, welcher an mir nur aufgefallen sein würde und die bescheidene Rolle, die mir mein Pass auferlegte, im ganzen mit Glück durchzuführen.

Kaum war ich im gesicherten Besitz meines Passes, als ich das Dampfschiff nach Marseille und, nach kurzem Aufenthalte daselbst, von dort nach Malta bestieg. Bis dahin war ich Europäer geblieben. Erst in Malta verwandelte ich mich in die Persönlichkeit des Sidi Abd-er-Rahman ben Mohamed. Diess war zur Erreichung meines Zweckes unumgänglich nothwendig. In Algier schon das maurische Costüm anzulegen, wäre zu gefährlich gewesen, da immer einige und oft selbst viele Algierer die Pilgerfahrt mitmachen; wenn diese nun mich in ihrer Vaterstadt verkleidet gesehen und sie mich doch höchst wahrscheinlich als Europäer erkannt hätten, wäre ich offenbar verrathen gewesen, wenn ich denselben dann später im Orient ebenso gekleidet, wie ich ihnen in ihrer Vaterstadt erschienen war, begegnet wäre. Ich musste eben, obgleich ich mich für einen Maghrebi ausgeben wollte, doch

alle andern Maghrebia auf meiner zu unternehmenden Pilgerfahrt, so viel als möglich, vermeiden; denn, obgleich ich den maghrebinischen Dialect sprach und mich so ziemlich wie ein Maghrebi zu kleiden und zu geberden verstand, so dass ich wohl in den Augen eines Aegypters, eines Türken oder ächten Arabers für einem ganz leidlichen Maghrebi gelten konnte, so wäre es mir doch nahezu unmöglich gewesen, die Maghrebia selbst zu täuschen, die aus tausenderlei Kleinigkeiten am Ende doch unzweifelhaft die Wahrheit herausgefunden hätten. Ich musste sie eben vermeiden.

Leider besteht aber unter den Maghrebia die Sitte, dass, wenn einer derselben einen seiner Landsleute im Auslande begegnet, er gleich auf ihn zukommt und sich nach dessen Herkunft erkundigt, um zu erforschen, ob derselbe nicht vielleicht im 20ten Gliede sein Vetter sei. Dieser Gefahr vorzubeugen, erfand ich mir eine Vaterstadt, in der ich unmöglich einen Vetter haben konnte, da kein Araber daselbst wohnt. Es war diess die erst von den Franzosen gegründete und von ihnen ausschliesslich bewohnte Stadt Philippeville, arabisch Skikda genannt. Ich nannte mich desshalb es Skikdi (d. h. der Philppevillaner oder Skikdaner) und gab vor, der einzige Araber zu sein, der diese französische Stadt bewohnte. Dieser Beiname „es Skikdi" hat mir denn auch, wie ich es hoffen konnte, die besten Dienste geleistet, denn fast alle Maghrebia, die auf meiner Pilgerfahrt von mir hörten oder mit mir zusammenkamen, zogen sich, so wie sie vernahmen, dass ich aus es Skikda sei, bald von mir zurück, da sie genau

wussten, dass sie in jener ungläubigen Stadt keinen Vetter, sei er es selbst nur im 40ten Gliede, wohnen hatten.

Am 12. April 1860 oder, mit arabischem Datum, am 20. Ramadan im Jahre 1276 der Hedschra, schiffte sich Sidi Abd-er-Rahman ben Mohamed, zubenannt es Skikdi, auf dem englischen Dampfboote von Malta nach Alexandrien ein. Er nahm nur den dritten Platz auf dem Schiffe, da seine Landsleute stets auf diesem Platze zu fahren pflegen und da sein bescheidener, in seinem Passe angeführter Stand ihm einen andern Platz nicht gut zu nehmen gestattete, wenn er im Bereich der Wahrscheinlichkeit bleiben wollte. Zum Glück war die See ruhig und Sidi Abd-er-Rahman litt auf seinem Deckplatze nicht viel von überstürzenden Wellen und blieb auch von der Seekrankheit verschont. Es war höchst erbaulich anzusehen, wie streng dieser fromme Pilger die Fasten des Ramadan beobachtete, wie pünktlich er seine Ablutionen vornahm und seine Gebete hersagte.

Es waren zum Glück keine andren Algierer am Bord, weil diese gewöhnlich das französische Dampfboot direct von Marseille nach Alexandrien zu nehmen pflegen und mit einer Bande anwesender Tuniser, aus dem Innern dieser Regentschaft, liess sich Sidi Abd-er-Rahman nur wenig ein, da es meist rohe Landleute waren und er in seiner Eigenschaft, als verfeinerter Städter, sich natürlich für viel besser, als sie, halten musste.

Am 16. April langte der Pilger in Alexandrien an. Es war ein sonderbares Gefühl, mit dem ich die Säule des Pompejus wieder begrüsste, die ich

vor sieben Jahren unter ganz andern Umständen aus dem Meere hatte auftauchen sehen. Damals war ich frei wie ein Vogel gewesen, jetzt war ich gleichsam ein Sklave geworden, der jeden seiner Blicke, jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen sorgfältig abmessen und mit seiner zu spielenden Rolle in Einklang zu bringen suchen musste. Dennoch bot mir meine jetzige Stellung unendlich viel mehr Reiz, als meine frühere, in der ich nichts hatte sehen können, als was tausend alltägliche, langweilige Engländer ja auch sehen konnten. In meiner neuen Rolle aber sollte ich dorthin dringen, wo noch so wenig Europäer ihre Pfade hintrugen, ich sollte den Schleier des unergründlichen Haram (Heiligthumes) des Islam lüften, ich sollte die uralte Kaaba sehen, die zu sehen für einen Christen ein Verbrechen ist, worauf nach den Gesetzen des Islam Todesstrafe steht.

Gleich bei meiner Landung in Alexandrien, welche Stadt ich durch einen zweimonatlichen Aufenthalt im Jahre 1854 hinlänglich kannte, nahm ich mein bescheidenes Gepäck zusammen und lenkte meine Schritte nach einem nur von Moslems bewohnten Quartiere, denn Europäer strebte ich sehr zu vermeiden, um nicht im Verkehr mit ihnen versucht zu werden, aus meiner Rolle zu fallen. Bald hatte ich in einem Chan (Karawanserai), welcher den Namen Chan Sliman Pascha führte, mein Unterkommen gefunden, wo ich für ein völlig leeres kleines Zimmer, ohne dass mir irgend welche Bequemlichkeit geboten wurde, die für Europäer freilich geringe, nach arabischen Begriffen jedoch be-

deutende Summe von 5 Piastern (etwa ½ Gulden rheinisch) täglich zahlen musste. Hier konnte ich wenigstens allein sein und dem Gewühl in den Strassen von Alexandrien entgehen, welches mit seinem steten Geschrei von Menschen, Gewieher von Pferden, Gerassel von Wagen, Geheul von Eseln und Maulthieren, Gebelle von Hunden und schwermüthigem Gestöhne der Kameele den an die Ruhe des Schiffes noch gewöhnten Reisenden anfangs wahrhaft betäubend umfängt.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier Alexandrien zu schildern. Es ist zwar nach meiner Ansicht nie genügend beschrieben worden. Ich kenne kein einziges Werk, welches seine altägyptischen, koptischen, griechischen, römischen, altchristlichen und arabischen Alterthümer, seine Ruinen und namentlich seine archäologische Topographie einigermaassen erschöpft hätte. Wie viel Foliobände liessen sich auch über eine Stadt schreiben, in welcher das Serapeum, der Pharus, das Heptastadium, das Museum katexochen, das Caesarium, das Timonium, das Panium, das Gymnasium, die grösste Bibliothek auf Erden und tausend andere sprichwörtlich gewordene Bauten oder hervorragende Punkte befindlich waren? Wie viel bietet nicht dem Forschungsgeiste des Alterthumsfreundes jede der einzelnen Perioden alexandrinischer Geschichte dar? Doch, wie gesagt, meine Aufgabe kann es hier nicht sein, so gern ich es auch wollte, bei den überreichen Alterthümern der Stadt der Ptolemäer zu verweilen und da ich eine Wallfahrt nach Mekka angekündigt habe, so will ich nicht in den Fehler des berühmten

arabischen Geographen EbnHaukal verfallen, der auch zuAnfang seines Buches eine Beschreibung von Mekka verspricht, aber in seinem ganzen Werke nie dazu kommt, sondern sich von Abschweifung zu Abschweifung fortreissen lässt, so dass er zuletzt sein ursprüngliches Ziel ganz aus dem Gesichte verliert.

Von der Erwähnung der edlen Werke des classischen Alterthums zu den prosaischen Erfindungen unsers utilitarischen Zeitalters ist ein trauriger, aber ein nothwendiger Schritt. Die Eisenbahn nämlich, dieser Hohn auf jeden künstlerischen Geschmack, auf jede poetische Form, hatte auch schon in Aegypten ihren Sitz aufgeschlagen und führte bereits von Alexandrien nach Kairo. Wenn Omar, der Chalif, der die Bücher der grossen Bibliothek in Alexandrien zur Badeheizung verbrennen liess, weil dieselben neben dem Koran überflüssig waren, wenn dieser Fanatiker gesehen hätte, dass in seinem orthodoxen Aegypten ein solches Satanswerk, wie die Eisenbahn, sich breit machte, er würde ohne Zweifel wunderwirkende Flüche auf das Dämonengeschöpf geschleudert oder wenigstens jedem frommen Pilger verboten haben, von der schändlichen Erfindung der Inkliis (Engländer) Gebrauch zu machen. Aber ein heutiger Schich ul Islam traut sich nicht, so gern er es auch thäte, einen Fluch gegen die Eisenbahn auszusprechen oder den Moslems durch ein Fetwa ihren Gebrauch zu verbieten und so kommt es, dass Gross wie Klein, Moslem wie Kafir, ja selbst die frommen Pilger auf dem entsetzlichen Schienenwege von Alexandrien nach Kairo rutschen. So that auch Sidi Abd-er-Rahman es Skikdi.

Am 26. Ramadan (18. April) nahm er auf dem Bahnhofe ein Billet dritter Classe (eine höhere Classe pflegt kaum ein Muselmann, gewiss kein Maghrebi zu nehmen) und installirte sich in einem Waggon.

Ich hatte mir eigens einen Waggon ausgesucht, der schon ganz mit Aegyptern oder mit Türken gefüllt war, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, dass ein Maghrebi mein Nachbar würde. Es waren wirklich eine Menge dieser meiner Pseudolandsleute am Bahnhofe, unter ihnen zwar die Mehrzahl Tuniser, aber doch auch einige Algierer, ja selbst hie und da ein Gesicht, das ich schon in den Strassen von Algier bemerkt hatte. Aber glücklicherweise macht der weisse Burnus die Maghrebi von weitem kenntlich und ich konnte sie desshalb in den meisten Fällen mit Leichtigkeit vermeiden.

So befand ich mich nun in einer völlig fremden Gesellschaft, welche es jedoch nicht lange bleiben sollte. Meine nächsten Nachbarn waren Aegypter und diese sind von allen Moslems, welche ich kennen lernte, noch die umgänglichsten und gemüthlichsten, ja ich möchte fast sagen, die am wenigsten fanatischen, wenn man überhaupt von einem Muselmann sagen kann, dass er nur wenig fanatisch sei. Die arabischen Aegypter stehen seit Jahrhunderten so tief unter dem Drucke der sie beherrschenden Türken, von denen sie aufs tyrannischste behandelt und bei jeder Gelegenheit gedemüthigt werden, dass sie viel von der Natur der unterdrückten Volksstämme angenommen haben. Nun habe ich auf allen meinen Reisen durch die Erfahrung bestätigt gefunden, dass neben vielen schlechten Eigenschaften, die unter-

drückten Volksstämme auch die gute Eigenschaft besitzen, dass sie gegen Fremde zuvorkommend und gefällig sind. So fand ich es bei den elenden unglücklichen Juden in Marokko, bei den als Ketzer verrufenen Dscherbiten in Tunis, bei einem Theil der Armenier und Griechen in Constantinopel, bei den als Wahabiten verachteten Beni Msab in Algier und bei vielen andern. Der in seinem eignen Vaterlande unterdrückte und von dem herrschenden Stamme verachtete Mensch sieht in dem Fremden, der ja auch, mit wenigen Ausnahmen, fast in allen Ländern gering geachtet wird, einen Leidensgenossen. Er fühlt folglich, wenn er überhaupt menschliches Gefühl hat, eine gewisse Sympathie mit ihm und Gott sei Dank, an menschlichem Gefühl fehlt es dem arabischen Aegypter nicht, was auch sonst seine vielen und grossen Fehler sein mögen.

Mein nächster Nachbar war ein alter ehrwürdiger Mann mit langem, weissen Bart, einer echt semitischen, kühn gekrümmten Nase, kleinen, lebhaften, braunen Augen, mageren, eingefallenen Wangen und wilden, buschigen Augenbrauen. Dieser überaus magere, aber keineswegs hinfällige Greis war in zwei Kaftans von ordinärem gedruckten Cattun gekleidet, trug einen ziemlich reinlichen Turban auf dem Kopfe und ein paar gelbe Schuhe. Er sah im Ganzen würdig aus. Sein Gespräch machte auch Ansprüche darauf, würdig zu sein. Es bewegte sich nämlich fast ausschliesslich in religiösen Phrasen, frommen Gemeinplätzen, Sprüchen des Korans und dogmatischen Plattheiten. Die wichtige Neuigkeit,

dass es nur einen Gott gebe und dass Mohamed sein Prophet sei, wurde mir wenigstens hundert Mal auf der Reise zwischen Alexandrien und Kairo mitgetheilt. Diese fromme Persönlichkeit offenbarte sich bald als ein gewisser Schich Mustapha aus Kairo, ein Gelehrter, der den ganzen Koran auswendig wusste und der in der Absicht nach Alexandrien gegangen war, um dort seine drei Neffen, Ali, Mohamed und Mahmud, die Söhne seines verstorbenen Bruders Nur-ed-Din, abzuholen, um diese allzu weltlich gesinnten Jünglinge mit sich auf eine Pilgerschaft nach Mekka zu nehmen, von welcher er sich für ihr ferneres Leben und Gedeihen höchst erbauliche Folgen versprach.

Die drei fraglichen jungen Leute sassen denn auch da und schienen mit erzwungener Geduld und mit schlechtverhaltenem Gähnen den erbaulichen Reden ihres Oheims Gehör zu schenken. Der erste derselben, Ali, war ein kräftiger junger Mann von etlichen 24 Jahren, ziemlich klein, aber wohlbeleibt, mit sehr braunem Gesicht und einem gierig sinnlichen Ausdruck seiner kleinen funkelnden Tigeraugen. Der zweite, Mohamed, war ebenfalls kein Schwächling, und ursprünglich nicht hässlich, da er jedoch durch die im Nilthale so häufige Ophthalmie ein Auge verloren hatte, so bot sein Gesicht nur noch ein sehr wehmüthiges Aussehen. Der dritte, Mahmud, war erst achtzehn Jahr alt, vielleicht der kräftigste von den Dreien, obgleich er verwachsen und eine wahre Gnomengestalt war, aber er hatte ein Paar Fäuste, die einem Cyklopen Ehre gemacht hätten; sein Gesicht bot einen komischen Contrast

gegen seinen kleinen, in sich geballten Körper; es war nämlich ganz das Gesicht eines Louis XIV., eine gebietende Adlernase, ein streng herrschsüchtiger Blick, eine sehr kühngewölbte Stirn, der es nicht an geistigen Eigenschaften fehlen mochte; ein solches Gesicht, errieth man, gehörte auf einen Körper von sechs Fuss Höhe und von künstlerischer Regelmässigkeit, aber die launische Natur hatte sich gefallen, es auf die Zwerggestalt zu setzen.

Da ich mit diesen vier näher bekannt werden sollte, so erwähne ich sie hier genauer. Von andern Mitreisenden sage ich so wenig, als möglich, weil sie nur ephemere Bekanntschaften waren. Nur Eines will ich erwähnen. Es war diess ein riesiger Neger, der die Nisamtracht (aus der bauschigen Hose mit zwei Westen und Jacke bestehend) trug und sich folglich als ein Beamter der Regierung ankündigte. Dieser Sohn Chams hatte sich, ausser seinem Säbel, noch mit einem ungeheuren Stocke bewaffnet, mit dem er, unter dem Vorwande Fliegen todtzuschlagen, stets auf seine Nachbarn einhieb, ohne von irgend Jemand gerügt zu werden: so gross ist die Furcht, welche die Aegypter vor Regierungsbeamten haben.

Aus dem Gespräch mit Schich Mustapha ergab sich, dass dieser beabsichtigte, mit seinen drei Neffen demnächst die Pilgerfahrt nach Mekka anzutreten und zwar nicht über Sues, welchen Weg sonst die meisten einzuschlagen pflegen, sondern den Nil hinauf, über Kene und von da durch die Wüste nach Kosseir, von wo nach der arabischen Küste übergesetzt werden sollte. Da Sidi Mustapha vermuthete,

dass ich zu den bemittelten Reisenden gehöre und ich ihm folglich als Mitmiether eines Nilschiffes willkommen war, so redete er mir eifrig zu, ebenfalls die Reise nicht über Sues zu unternehmen, wo jetzt gerade die Cholera herrsche, was er übrigens, glaube ich, erdichtete, sondern statt dessen, gleichfalls den Nil hinauf zu fahren. Der gute Mann wusste nicht, dass er seine Predigt an einen bereits Bekehrten richtete, denn, Sues zu vermeiden, wohin die Maghrebia jetzt fast alle gehen, das war schon von Anfang an mein Hauptstreben gewesen. So wurde schnell verabredet, dass ich mich mit Schich Mustapha und den drei Beni Nur-ed-din am Tage des Ait es Serhir (dem ersten des Monats Schual) in Bulak (dem Hafen von Kairo) treffen solle, um dort ein von meinen Reisegefährten zu miethendes Schiff zu besteigen.

Unter solchen Gesprächen und Verabredungen verfloss schnell die Zeit und ehe wir es uns versehen hatten, waren die Pyramiden von Giseh am Wüstenhorizonte aufgetaucht. Jetzt kamen wir am Baradsch (barrage) vorbei, jenem nie vollendeten Riesenwerke Mohamed Ali's, das bestimmt war, die Fluthen des Nils, je nach Bedürfniss, bald aufzuhalten, bald durchzulassen und das jetzt fast einer Ruine gleicht, obgleich es kaum 30 Jahre alt ist: ein ächtes Bild der von Mohamed Ali geschaffenen und nach ihm verfallenen Civilisation des modernen Aegyptens. Endlich begrüssten unsre Blicke Kairo, die alte Chalifenstadt, und noch im Bahnhofe überraschte und erfreute uns der Kanonenschuss des Maghreb, welcher das Ende des Fasttages ankündigte. Nun hätten

meine Leser sehen sollen, mit welcher Gier die meisten Moslems, die einen über ihre Pfeifen, die andern über die bereit gehaltenen Lebensmittel herfielen!

Meines Bleibens war jedoch am Bahnhof nicht lange, sondern schnell eilte ich auf einem jener kleinen Eselchen, welche in Kairo die Stelle der Lohnkutschen vertreten, nach dem Innern der arabischen Stadt, wo ich nach einigem Hin- und Herreiten und fruchtlosem Anfragen an mehreren Chans, endlich in dem Stadtviertel der Nahhassin oder Kupferschmiede, in dem Chan en Nahhassin, ein bescheidenes, aber doch leidliches Unterkommen fand.

Von dem vielbeschriebenen Kairo erwähne ich nichts. Mein Aufenthalt betrug diesmal daselbst nur 4 Tage, die letzten Tage des Ramadan, in denen ich bei Tage fasten musste und folglich vorzog, zu schlafen, um mich nicht allzu sehr abzuschwächen. Nur Nachts ging ich aus, durch die herrlich erleuchteten Strassen von Kairo, besuchte die in den Ramadannächten wahrhaft feenartigen, von tausend Lichtern strahlenden Moscheen von Mohamed Ali, von Hamed ben et Tulun, gewöhnlich Dschema Tulun genannt, und die berühmte älteste Moschee im Spitzbogenstyl, welche existirt, Dschema el Hakim; dann schlenderte ich zwischen den Kaufläden einher, kaufte hie und da Kleinigkeiten im Basar, betrat ein oder ein anderes arabisches Kaffeehaus, sah dort den unanständigen Spässen des Priapus-Polichinell der Türken, Karagüs genannt, nicht ohne Widerwillen zu und machte auch einmal ein türkisches Bad mit, wovon ebenfalls viel Anstössiges zu sagen wäre, was ich

aber besser verschweige. Meinem neuen Bekannten, Schich Mustapha, begegnete ich durch Zufall in der zweitletzten Ramadansnacht. Er begrüsste mich sehr höflich und führte mich zum Abendessen zu einem seiner Vettern, der ein Sklavenhändler war. Dies Gewerbe muss jetzt, wegen der steten Reclamationen der englischen Regierung, im grössten Geheim betrieben werden, geht aber nach wie vor von Statten. Dort liess ich mich bewegen, einen jungen Negersklaven für die Summe von 200 Francs zu kaufen; da ich jedoch als vermeintlicher französischer Unterthan nicht selbst Sklaven besitzen konnte, so musste ich den Kauf auf den Namen Schich Mustapha's vornehmen, wozu sich dieser gern bereit fand, namentlich da ich ihm erklärte, ich würde ihm den Sklaven nach beendigter Pilgerfahrt doch schenken, da ich ihn nur mitnahm, um nicht allein zu sein, was immerhin verdächtig erscheinen konnte, da bei den Moslems ein alleinstehender Mensch stets für den allerärgsten Vagabunden gehalten wird, wenn nicht für schlimmeres, oder was ihnen wenigstens schlimmer erscheint, für einen verkappten Christen oder Juden. Ausserdem vermuthet man in einem Sklavenbesitzer selten einen Europäer, Mein neuer Ankauf hiess Ali, war 18 Jahr alt, ganz schwarz, hatte sehr dicke Lippen, eine platte Nase, sehr weisse Zähne, kurz, er war ein so ächter Neger, wie es nur einen geben kann. Er sollte mir auf meiner Reise als Begleiter, nicht als Diener, denn er verstand gar nichts zu thun, unschätzbare Dienste leisten und zwar nur dadurch, dass er vorhanden war und mir als Blitzableiter allen Verdachts, der auf mich fallen konnte, zu

Seite stand, denn, wie gesagt, Europäer pflegen fast nie Neger zu besitzen und Ali selbst hielt mich für einen Moslem und sagte es Jedem, der es hören wollte.

Endlich war der entsetzliche Ramadan vorbei und ich begab mich am frühesten Morgen des Ait es Serhir, des ersten Tages des Monats Schual, den meine Pseudolandsleute, die Maghrebia, el Ftur, d. h. die Befreiung vom Fasten, nennen, und welcher in diesem Jahr auf den 23. April fiel, mit Ali nach Bulak, dem Hafen Kairo's, wo wir unsre Bekannten mit einigen fünfzig andern Aegyptern in einer Dahabia (einem grossen Nilschiff) installirt fanden. Die frommen Moslems schauten zwar ein wenig sonderbar darein, als der verkappte Europäer zu ihnen einstieg, aber die Begleitung des Negers einerseits, die freundliche Aufnahme, welche mir vom Schich zu Theil ward, andrerseits, schienen ihren aufkeimenden Verdacht zu beschwichtigen. Bald waren auch wir am Bord geborgen und nun ging es mit blähenden Segeln, beim schönsten günstigsten Nordwind, den Nil hinauf.

Zweites Capitel.

Nilreise von Kairo nach Kene.

Mitreisende. — Ein arabischer Gelehrter. — Ein kugelrunder Pilger. — Mustapha Bei. — Der Haremswächter. — Geheimer Sklavenhandel. — Zwei rohe Tücken. — Die fanatischen Syrer. — Die spitzbübischen Mekkaner. — Die Dahabia. — Art, den Nil zu befahren. — Die Fusstapfen des Propheten. — Atfi. — Situn. — Beni Suf. — Die verschmitzten Kopten. — Ein wunderlicher Heiliger. — Sagen des Vogelberges. — Minie. — Beni Hassan und seine Alterthümer. — Manfalut. — Siut und die Eunuchenhändler. — Panopolis. — Girge. — Farschut. — Diebstahl an einem Mitreisenden verübt und entdeckt. — Tentyra und Koptos. — Landung in Kene.

Es mochten unsrer Mitreisenden etwa fünfzig Moslems sein, zum grössten Theil Aegypter, einige Neger, zwei Türken, fünf Schamia (Syrier) und zwei Mekkawia (Mekkaner). Zum Glück war ich der einzige Maghrebi unter diesem bunten Häuflein. Die Aegypter waren meist Gelehrte oder Kaufleute aus Kairo, Alexandrien und einigen Städten des Nildelta's; sie gehörten somit zu der vornehmsten einheimischen Classe, denn Offiziere und Beamte sind hier fast alle Türken, folglich nicht Eingeborene. Fellahin (Bauern) hatten wir nur wenige mit, sie hielten sich fast immer abgesondert von der übrigen

Reisegesellschaft bei den Matrosen des Schiffes auf, assen mit diesen das harte schwarze Durrabrod, welches, in Wasser gekocht, fast die einzige Nahrung der gemeinen Aegypter ist, und schliefen auf dem Verdeck, was sie übrigens bei der ganz anständigen Temperatur von einigen 20° R., welche wir hatten, ohne Furcht vor Erkältung thun konnten.

Schich Mustapha machte mich bald mit einigen seiner mitreisenden Freunde bekannt, welche Gelehrte wie er, waren.

Einer dieser Gelehrten war ein besonders grosses Licht der Weisheit, denn er kannte sogar die Grammatik, welche bei den Arabern immer das allerletzte ist, was sie lernen. Obgleich ich auch einige Kenntniss von dieser edlen Wissenschaft besass, so hütete ich mich doch wohl, sie zu offenbaren, weil mich dies unfehlbar als Europäer verrathen haben würde, denn nur einem vollkommnen Thaleb ist es unter den Moslems gestattet, die Grammatik zu lernen und ich war weit entfernt davon, ein Thaleb zu sein, d. h. einer, der den ganzen Koran aus dem Gedächtniss, ohne auch nur um ein Vocalzeichen zu irren, hersagen kann.

Nur der nämlich, welcher den ganzen Koran auswendig weiss, hat einen Anspruch darauf, ihn verstehen zu lernen, wozu die Grammatik das beste Hülfsmittel ist. Ehe er das heilige Buch im Kopfe hat, darf kein Moslem irgend etwas anderes erlernen. Alle andere Wissenschaft wäre dann Sünde. Die ganze Erziehung besteht desshalb nur im papageimässigen Auswendiglernen. Es wäre Unrecht, den

Koran verstehen zu wollen, ehe man ihn auswendig weiss.

Dieser Kenner der Grammatik hiess Hassan Effendi, welcher türkische Titel ihn als einen Nachkommen eines Mitgliedes des herrschenden Stammes ankündigte. Er war jedoch durch und durch Araber, und verstand vom türkischen, glaube ich, nichts anderes, als eben diesen Titel Effendi, der gewöhnlich Gelehrten beigelegt wird. Hassan Effendi war in graue Cotonnade gekleidet, hatte einen grauen kurzen Bart, ein paar kranke Augen, welche beständig trieften, sonst war er im ganzen würdig aussehend.

Ausser ihm lernte ich noch fünf andere Gelehrte kennen, welche es jedoch in geringerem Grade waren, namentlich der eine von ihnen, ein gewisser Hadsch Omar, oder wie die Aegypter aussprechen, Haggi Omar, bei dessen Namen, wenn man ihm das Prädicat „der Gelehrte" beilegte, stets alles mit den Achseln zuckte. Dieser Haggi Omar war kugelrund, ein wahrer Mastochse und hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem vorletzten Vicekönig von Aegypten, Abbas Pascha, der bekanntlich wegen seines Umfanges sich weder zu Fuss noch zu Pferde bewegen honnte. Die andern Gelehrten waren Sidi Mansur, Sidi Abd-Allah, Hamed Effendi und Mustapha Bei. Letzterer, der den militärischen Titel Bei führte, hatte früher ein kleines Aemtchen bei der Regierung bekleidet, welches ihm nichts eingebracht hatte, als die Erlaubniss, diesen nichtssagenden, immer gemeiner werdenden Titel, Bei, zu führen, mit dem lächerlicherweise auch einige Europäer und

darunter leider auch Deutsche, die im Dienste des Pascha's von Aegypten stehen, sich schmücken. Ich selbst kannte einen Leibarzt des Pascha's, welcher aus Tyrol gebürtig war und der auf einem Besuche in seinem Vaterlande sich überall mit diesem absurden Titel, den im Orient oft ganz gemeine Menschen führen, benennen liess. Bei ist heutzutage so gemein geworden, wie z. B. in Oestreich das „Herr von", das beinahe jedem Stiefelputzer beigelegt wird. Oft wird der Titel freilich nur aus Höflichkeit gegeben, aber in vielen Fällen hat ihn die Regierung selbst verliehen. So bekamen z. B. im Jahre 1849 alle ungarischen Flüchtlinge, die Renegaten werden wollten, diesen nichtssagenden Titel, der allerdings früher eine hohe Bedeutung hatte und selbst von einigen europäischen Schriftstellern mit „Fürst" übersetzt wurde.

Hamed Effendi war ein besonders fanatischer Greis, der seine zwei Söhne, welche auch die Pilgerfahrt mitmachten, stets zum Gebet antrieb und auf's strengste bewachte, damit sie nicht in den Dörfern wo wir landeten, die Ualem (Plural von Alme, Tänzerin) besuchten. Seine Söhne waren elend aussehende Jungen, der eine von 17, der andere von 15 Jahren. Sie schienen übrigens sehr gutmüthig und behandelten mich immer mit grossem Respect, da es ihr Vater auch that, den ich mir dadurch zu gewinnen suchte, dass ich ihn immer mit Kaffee tractirte und meinen Negersklaven Ali anwies, ganz besonders zu seinen Diensten zu stehen. Der arme Ali stand übrigens in der That fast mehr im Dienste der Reisegesellschaft, als in meinem eignen.

Unter den Negern, welche die Reise mitmachten, war auch ein Haremswächter oder Kaid-ud-Dar, welcher im Auftrage eines ägyptischen Prinzen nach Medina reiste. Was er dort thun sollte, das habe ich nie mit Gewissheit ergründet, da er ein Staatsgeheimniss daraus machte; ich vermuthe aber, dass es sich um den Ankauf einer Oeldscha (weissen Sklavin) handelte. Denn obgleich die europäische Diplomatie es in den letzten Jahren dahin gebracht hat, dass der Verkauf von Sklaven officiell im Orient verboten ist, so giebt es doch Negerhändler genug, die diesen Handel im geheimen betreiben und, was weisse Sklavinnen betrifft, so wird dies Geschäft von höchst anständigen Privatdamen betrieben, welche junge Mädchen von armen Aeltern oder Waisen- und Findelkinder aufnehmen, sie wie ihre eignen Töchter erziehen und bei eingetretener Mannbarkeit im geheimen verkaufen, ohne dass diess wie ein regelmässiges Gewerbe betrachtet wird. Namentlich in den heiligen Städten Mekka und Medina soll es viele solcher Erzieherinnen von Sklavinnen geben. Diese Frauen werden keineswegs verachtet oder für herzlos gehalten, da die von ihnen verkauften Mädchen es in den meisten Fällen sehr gut haben und nur in reiche Häuser kommen. Die europäische Diplomatie wird wohl nie, so lange es muselmännische Herrscher giebt, diese letztere Art von Sklavenhandel unterdrücken können. Die Sklaverei ist zu tief im Orient eingewurzelt, sie ist durch den Koran und die Gesetze geheiligt, so dass man einem Moslem nie wird begreiflich machen, dass sie etwas unmenschliches sein könne. Auch muss man zur

Ehre der Araber und Türken sagen, dass sie die Sklaven fast immer wie ihre eignen Kinder behandeln und dass zwischen orientalischer und amerikanischer Sklaverei ein grosser Unterschied zu Gunsten der erstern stattfindet.

Die beiden Türken, welche mit uns reisten, waren aus den Gebirgen von Kleinasien und sprachen so gut wie kein Wort arabisch. Es waren rohe ungeschlachte Kerle von sehr grobem Gliederbau. Sie traten schwerfällig und plump auf, assen auf eine abscheulich schmutzige Weise, thaten die unanständigsten Dinge in Gesellschaft, entbehrten dabei aber doch nicht einer gewissen angebornen Würde, welche zuweilen sogar etwas vornehmes hatte. Sie wurden, obgleich Privatleute, dennoch mit grossem Respect behandelt, da sie der herrschenden Nation angehörten.

Die Syrer waren fünf fanatische Kerle, welche auf der ganzen Fahrt, sowie sie nur einen Europäer erblickten oder ein Schiff mit einer europäischen Flagge, deren wir mehrere begegneten, sahen, in Verwünschungen über die Kafir (Ungläubigen) ausbrachen. Wehe mir, wenn sie über mich die Wahrheit gewusst hätten!

Die zwei Mekkaner waren anscheinend sehr feine Leute, von gebildeten, angenehmen Manieren, leider etwas zu interessirt; so machten sie z. B. die lächerliche Prätention, auf dem Schiff umsonst fahren zu wollen und es wurde sehr schwer, ihnen begreiflich zu machen, dass sie auch ihren Antheil an der Schiffsmiethe zu entrichten hätten. Sie versprachen zwar endlich ihren Theil zu zahlen, unter-

liessen es aber am Ende doch noch und verstanden es, dem Zahlmeister zu entschlüpfen. Grosse Renommisten waren diese beiden Kinder der heiligen Stadt. Wenn man sie hörte, so besassen ihre Aeltern daselbst Paläste, die mit dem Aladdins wetteifern konnten. Je mehr wir uns aber ihrer Heimath näherten, desto mehr stimmten sie ihre Prahlereien herab und zuletzt waren sie genöthigt einzugestehen, dass ihre Väter und sie selbst die bescheidensten unter den Kleinbürgern Mekka's seien.

Diess waren die Hauptpersonen der Reisegesellschaft, mit der ich die Fahrt von Kairo nach Kene auf dem Nil, den Ritt von Kene nach Kosseir durch die Wüste und, mit einem Theile derselben wenigstens, die Seefahrt von Kosseir nach Dschedda auf dem rothen Meere machen sollte. Das Schiff, auf welchem wir unsre Nilfahrt unternahmen, verdient ebenfalls eine Erwähnung. Es war diess eine längliche Barke von der Art, welche man Dahabia nennt; die grösste Art von Nilschiffen, mit 2 Masten versehen, einem grossen in der Mitte, und einem kleinen am Vordertheil, mit dreieckigen Segeln, die, wenn aufgespannt, sich zu kreuzen schienen; mit einer Cajüte, in welcher vier Zimmer befindlich waren; mit 3 Ruderbänken, an denen die Matrosen sassen, deren wir mit dem Rajis (Capitän), dem Steuermann und Schiffsjungen im ganzen neun hatten, welches sämmtliche Schiffsvolk halbe Neger waren, nur von hartem, schwarzem Durrabrot lebten und blos mit langen blauen Hemden bekleidet gingen, die sie sehr oft auszogen, um in den Fluss zu springen, um das Schiff, welches jeden Augenblick auf einer Sandbank,

festsass, mit Fäusten und Rücken wieder flott zu stossen. Bei solcher Gelegenheit pflegen diese schwarzen Herculesgestalten in einem so adamitischen Costüm zu erscheinen, dass ich z. B. bei meiner ersten ägyptischen Reise Zeuge war, wie eine den Nil befahrende Engländerin, hierüber so scandalisirt wurde, dass sie jedem der Söhne Chams eine „Unaussprechliche" zum Geschenk machte, wodurch leider für die Dame nicht viel gewonnen wurde, da die Neger das Geschenk für zu schön fanden, um täglich benutzt zu werden und es blos für die Feiertage aufhoben, was man ihnen nicht ausreden konnte. Die Dahabia ist nicht offen, sondern hat ausser dem mit Cajüten bedeckten Hintertheil auch ein Deck im Vordertheil und in der Mitte. Es ist anzunehmen, dass die heutige Dahabia ungefähr das ist, was im Alterthum der thalamegus und die navis cubiculata*) waren, in welchen Schiffen, nach Sueton und Seneca, die ägyptischen Könige auf dem Nil Lustfahrten zu machen pflegten. Natürlich vergleiche ich die Dahabia mit dem Thalamegus, nur was die Form, nicht aber was die Pracht der Ausstattung betrifft, da ja letzterer ein königliches Prachtschiff war.

Der Weg von Kairo nach Kene ist für den Alterthumsfreund, nicht nur wegen der altägyptischen Tempel und Palastruinen, die man auf demselben fast bei jedem Schritte antrifft, so höchst interessant, sondern auch wegen der beiden Römerstrassen, welche auf dem rechten und linken Nilufer auf dieser

*) Suetonius Caesar. 52. Seneca de Ben. VII, 20.

ganzen Strecke deutlich zu verfolgen sind. Auf einer früheren Reise in Aegypten, auf welcher ich den Nil einmal zum Theil in Gesellschaft des Hieroglyphenlesers und Gelehrten Dr. Brugsch bis zur zweiten Cataracte bei Wadi Halfa befuhr, war es mir gegönnt gewesen, sowohl die uralten Kunstdenkmäler aus der Zeit der Ramses und Amenophis, als die verhältnissmässig neueren Baureste aus der Römerzeit deutlich in Augenschein zu nehmen. Diessmal durfte ich jedoch die antiken Schätze in den meisten Fällen nur aus der Ferne anschauen, da ein guter Moslem für ägyptische oder römische Alterthümer stets die orthodoxeste Verachtung an den Tag legen muss. Hier und da konnte ich es freilich nicht über mich gewinnen und benutzte ich manchmal die Gelegenheit, wenn sich unsere Dahabia gerade in der Nähe von dieser oder jener Ruine aufhielt, zu einem Ausflug nach den wohlbekannten antiken Resten, welchen Ausflug ich jedoch stets entweder geheim halten, oder durch einen Vorwand beschönigen musste.

Da im späten Frühjahr der Nordwind in Aegypten höchst selten ist, so konnten wir nicht auf dessen Fortdauer rechnen und in der That machte die günstige Luftströmung, welche uns drei Stunden nach unsrer Abfahrt von Bulak begleitet hatte, bald einer Windstille und diese einem ungünstigen Winde Platz. Es war diess der Chamsin, d. h. der fünfzigtägige Wind, wie man, wegen seiner gewöhnlichen, annähernden Dauer in Aegypten den Südwind, den Scirocco oder Kabli der Algierer, den Simum der Wüstenbewohner, nennt. Dieser Chamsin herrscht gewöhnlich im Frühjahr oder Anfang Sommer, ist überaus

heiss und trocken, führt eine Menge feinen Staubes mit, der selbst durch Fenster und Läden eindringt und bringt gewöhnlich Fieber, Ophthalmieen und andere Krankheiten mit sich; er geht der Nilüberschwemmung voraus. Da unsre Segel jetzt nutzlos geworden waren, so musste gerudert werden, was die faulen, nubischen Matrosen nur höchst ungern und langsam thaten, so dass wir kaum ½ deutsche Meile in der Stunde vorwärts kamen und da der Chamsin von nun an, während unsrer ganzen Nilfahrt, fast ununterbrochen zu wehen fortfuhr, so war die Folge, dass wir drei Wochen zu einer Fahrt brauchen sollten, welche ich in früheren Jahren zur Winterszeit in acht Tagen zurückgelegt hatte. Da mir der Raum nicht gestattet, ausführlich diese Nilreise zu schildern, die eigentlich nur als ein Vorspiel zu meiner Reise nach Mekka gelten kann, so ziehe ich es vor, mein Reisejournal hier in Form eines kurzgehaltenen Tagebuches bis zur Ankunft in Kene zu geben.

1. Schual 1276 (23. April 1860). Vor der Einschiffung in Bulak hörten wir die Predigt des Chetim (Predigers), welcher den Anfang des Festes Aït es Serhir (türkisch Bairam) ankündigte. Darauf wünschten wir uns gegenseitig „Aitek embarek“ (Gesegnetes Fest) oder Saha Aitek (Gesundheit), worauf wir die Dahabia bestiegen. Gegen 10 Uhr Morgens begrüssten wir auf dem östlichen Nilufer die malerisch gelegene Moschee „Attar en Nebbi“ d. h. die „Fusstapfen des Propheten“, wo, wie der Name erwarten lässt, des Propheten Fusstapfen, im Stein abgedrückt, verehrt werden, ähnlich wie Christi Fuss-

tapfen in der kleinen Moschee auf dem Gipfel des Oelberges. Um Mittag erreichten wir Masara (auf dem östlichen Ufer) welches die Stelle des Troicus pagus einnimmt, der nach Strabo durch trojanische Gefangene gegründet wurde. In der Nähe sind die berühmten Steinbrüche mit Monumenten der Ptolemäer und selbst der älteren Dynastieen. Dann passirten wir Elwan, wo der erste arabische Nilometer im Jahre 80 der Hedschra errichtet wurde. Gegen Abend hielten wir in Bedreschain am westlichen Ufer, in dessen Nähe die Ruinen von Memphis und die weltberühmte Sphinx. Abends grosse Lustbarkeit am Ufer, viele Ualem (Tänzerinnen), allgemeiner Jubel wegen des Festes. Tarabuka (thönerne Trommel) und Dschuak (Flöte) ertönten bis tief in die Nacht hinein.

2. Schual (24. April). Um 6 Uhr wurde aufgebrochen und den ganzen Vormittag bei einem fortwährenden Chamsin gerudert. Wir passirten um 8 Uhr die zwei zerstörten Pyramiden von Lischt; um 10 Uhr die Pyramide „Haram el Kedeb", d. h. die Lügenpyramide, von der meine Reisegefährten behaupteten, dass sie nichts als eine natürliche Steinbildung sei. Abends landeten wir in Atfi (dem alten Aphroditopolis) welches nach dem Itinerarium Antonini Augusti 44 Milliarien von Heliopolis (bei Kairo) entfernt lag, aus welcher Angabe man ersieht, dass diese Strasse nicht dem Nile entlang führte, da längs des Flusses die Entfernung über 50 M. beträgt.

3. Schual. Von Atfi nach Situn. Wir passirten Sauja, das alte Iseum, die Stadt der Isis, welche

unweit von Nilopolis lag. Der Name Situn (Oliven) ist nur die arabische Uebersetzung des koptischen Namens Pha-ni-goit.

4. Schual. Gegen Mittag erreichten wir Beni-Suf, den grössten Flecken seit Bulak, wo wir den Rest des Tages und die Nacht blieben. Da der Ait sich seinem Ende nahte, so wurde dieser ganze Tag der Lustbarkeit gewidmet.

5. Schual. Gegen 10 Uhr kamen wir bei Bibba vorbei, einem kleinen Dorfe, wo eine koptische Kirche ist. Schich Mustapha erzählte mir, dass die dort lebenden Kopten grosse Haramin (Spitzbuben) seien. Sie hätten nämlich in früheren Zeiten, um ihre Kirche vor Zerstörung zu schützen, vorgegeben, dass ein muselmännischer Heiliger in derselben begraben liege, was auch die Moslems abhielt, das Gebäude niederzureissen. Viele fromme Mohammedaner hatten sogar dort ihre Gebete verrichtet, ja einige sich so weit vergessen, diess vor dem Bildniss des Heiligen (was der Islam streng verbietet) zu thun. Aber zur Beschämung dieser Ketzer habe man später den Betrug entdeckt. Der vermeintliche Marabut war nämlich nichts anderes, als ein Bild des heiligen Georg. Abends hielten wir bei Feschen an, einem elenden Dorfe, wo nicht einmal, wie sonst überall, ein Kaffeehaus war.

6. Schual. Zwischen Feschen und Scharuma, wo wir übernachten sollten, kamen wir halbwegs beim Dschebel Schich Embarek vorbei, welcher Berg von einem Heiligen seinen Namen führt, von dem mir meine Reisegefährten die wunderlichsten Geschichten erzählten. Eine derselben war doch ein

wenig gar zu fabelhaft; ich führe sie nur an, um meinen Lesern ein Beispiel davon zu geben, was heut' zu Tage noch ein frommer Moslem zu glauben im Stande ist. Schich Ali Embarek lebte auf diesem Berge in völliger Zurückgezogenheit von allen Menschen, nur in Gesellschaft einiger Katzen. Da sein Herz aber nach einer Lebensgefährtin Sehnsucht trug und er mit der sündigen Menschheit nichts zu thun haben wollte, so verwandelte er eine seiner Katzen in ein wunderschönes Mädchen und heirathete dieses. Jedoch sein Unstern wollte, dass ein in dieser Gegend jagender Sultan die Schönheit erblickte, sich in sie verliebte und dieselbe entführte. Aber die Rache des Heiligen blieb nicht aus. In der Brautnacht wurde der Sultan von seiner Schönen zu Tode gekratzt und alle Diener, die ihm zur Entführung behülflich gewesen waren, in schwarze Katzen verwandelt, als welche sie noch jetzt herumschleichen und Unglück verkündigen sollen, denn eine schwarze Katze ist bei den Arabern immer ein sehr böses Omen.

7. Schual. Gegen Mittag schon langten wir in Abu Girge oder Abu Dschirdsche an, wo übernachtet wurde. In dieser Nähe lag das berühmte Cynopolis, die Hundestadt, die, wie der Name sagt, dem Hundecultus besonders ergeben war, ähnlich wie Crocodilopolis dem Crocodildienst und Lycopolis dem Wölfecultus. Noch findet man in einer Höhle gegenüber Abu Girge zahlreiche Hundemumien.

8. Schual. Von Abu Girge nach Minie. Halbwegs kamen wir an Nessle esch Schich Hassan vorbei, einem Dorfe von Fellahin, in dem sich die von

Luftziegeln erbaute Kubba dieses Schich befindet. Wir stiegen nicht ans Land, verrichteten aber Gebete im Namen dieses Heiligen, von dem meine Reisegefährten ebenfalls Wunderdinge zu erzählen wussten. Dann kamen wir an den „Dschebel et Tär" oder Vogelberg, wo eine Volkssage will, dass sich jährlich die Vögel versammeln und eine Deputation erwählen, um dem Propheten Salam zu wünschen. Diese Deputation überwintert dann hier, während die andern Vögel gen Süden eilen. Auf diesem Berg liegt Dar Meriem d. h. das Haus Maria's, ein koptisches Kloster. Als ich das erstemal den Nil befuhr, kam an dieser Stelle ein schwimmender Bettelmönch an mein Schiff, diessmal, da ich als Moslem reiste, unterblieb diess natürlich. Meine Reisegefährten schimpften bei jeder Gelegenheit über die Kopten, die sie Gipti nannten und aller Schändlichkeiten fähig erklärten. Das Wort Gipti ist übrigens desselben Ursprungs mit der mittelalterlichen Bezeichnung der Zigeuner, die in Frankreich Gypciens genannt wurden (woher die Rue Jussienne ursprünglich Gypcienne in Paris) und die jetzt in England noch Gypsies und in Spanien Gitanos heissen. Ob die Zigeuner koptischen Ursprungs sind, das ist bekanntlich eine noch nicht gelöste Frage. Vielleicht sind sie zur Zeit der Christianisirung Aegyptens ausgewandert, da wohl kein Zweifel ist, dass sie noch als Heiden nach Europa kamen. Vielleicht ist die Benennung „Aegypter" die man ihnen im Mittelalter gab, auch nur figürlich, ähnlich wie man Ketzer damals Amalekiter, Philister und wie später die Puritaner alle Andersdenkenden ja auch „Aegypter" nannten. Nachmit-

tags kamen wir bei Tene el Mena vorbei, wo ich vor einigen Jahren höchst interessante antike Reste und griechische Inschriften sah. Nach dem Itinerarium Antonini Augusti möchte ich schliessen, dass hier die Stelle von Musa oppidum war, welches etwa vierzig Milliarien nördlich von Antinoë lag. Minie ist ein ziemlich freundliches Städtchen, aus Luftziegeln erbaut, mit einem Basar, auf dem wir uns herumtrieben und einer Hauptmoschee, in der wir unsre Andacht verrichteten. Schich Mustapha zeigte mir in derselben eine Marmorsäule, aus der zuweilen, wenn besonders fromme Menschen sie berührten, Wasser, wie aus einer Quelle, flösse. Leider war ich nicht fromm genug und die Säule verschmähte es, in meiner Gegenwart das Wunder zu vollziehen.

9. Schual. Minie gegenüber am östlichen Ufer liegt der muselmännische Friedhof. Da der Monat Schual besonders den Besuchen der Gräber gewidmet ist, so sahen wir zahlreiche kleine Barken mit ägyptischen, blauverhüllten, dichtverschleierten Frauen, welche auf den Friedhof zusteuerten: ein charakteristisches Bild, welches an die Gräberfahrten, die man auf altägyptischen Wandgemälden sieht, erinnerte. Gegen 8 Uhr kamen wir an Suadi vorbei, wo eine dem Vicekönig gehörige Rhumbrennerei ist: ein schlechtes Beispiel eines muselmännischen Fürsten für seine Religionsgenossen, denen Rhum natürlich etwas abscheuliches sein muss. Dieser Theil der Nilfahrt ist für den Alterthumsfreund so höchst interessant, denn auf einem Flächenraum von zwei deutschen Meilen findet er hier vereinigt: 1) die Grotten von Beni Hassan mit ihren altägyptischen

Grabkammern, so reich an Inschriften und Wandgemälden. 2) den Speos Artemidos, die Grotte der Diana, ½ deutsche Meile südlich von Beni Hassan gelegen, wo ebenfalls altägyptische, nicht griechische Inschriften befindlich, denn Diana ist hier nur die Uebersetzung des Namens der ägyptischen Göttin Pascht. 3) die sehr schönen und sehr wohlerhaltenen Ruinen von Antinoopolis, der Stadt, welche Kaiser Hadrian seinem hier im Nil ertrunkenen jungen Freunde Antinous zu Ehren errichten liess. Heute musste ich leider an diesen antiken Schätzen, ohne sie zu beachten, vorbeisegeln, ja ich musste mich sogar stellen, als wüsste ich gar nichts von ihnen, denn Archäologie ist eine Wissenschaft, mit der sich kein guter Moslem befassen darf und die den Kafir (Ungläubigen) unzweifelhaft verräth. Die Nacht brachten wir bei Malawi, einem elenden Dorfe am rechten Nilufer, zu.

10. Schual. Am Mittag kamen wir bei Tell el Amarna vorbei, wo ebenfalls sehr interessante Grotten mit antiken Gräbern sind, die man für die Nekropole der Stadt Psinaula hält, welche das Itinerarium Pesla nennt. Da unsere Ruderer heute ganz besonders faul waren, wofür sie übrigens eine Entschuldigung hatten, indem der Chamsin wirklich erdrückend war, so kamen wir diesen Tag nicht weiter, als bis el Kosseir.

11. Schual. Endlich liess der unausstehliche Wüstenwind etwas nach. Wir athmeten wahrhaft auf. Bei dem Dschebel Ab-ul-Feda, den wir um 8 Uhr Morgens erreichten, sollen sich die ersten Crocodile zeigen, ich bekam jedoch keines zu sehen.

Die Kairiner erzählten viel seltsames von diesen Monstra; ich musste mich natürlich stellen, als wüsste ich gar nicht, was ein Crocodil sei, da solche Kenntniss bei einem Maghrebi höchst verdächtig erschienen wäre. Der Maghrebi gilt überhaupt bei den Aegyptern für ein Muster von Ignoranz. Selbst die arabische Sprache kennt er nicht, wenn man die Aegypter hört, und den Koran kauderwelscht er nur. In dieser Beziehung betrachten sie die Maghrebia ungefähr so, wie einst die Römer die Gallier, die sich doch auch Mühe gaben, lateinisch zu lernen, von denen aber Cicero (pro Fontio) sagte, dass selbst ihr weisester sich nicht mit dem unwissendsten Römer vergleichen könne. Aehnlich gilt auch ein maghrebinischer Gelehrter in Kairo kaum um einen Grad besser, als ein vollständiger Nichtswisser. Ausserdem sind geographische, ethnologische und naturhistorische Kenntnisse bei keinem Moslem zu finden, der sie nicht von Europäern erlernt hätte und von Europäern etwas zu lernen, ist natürlich eine schreckliche Ketzerei. In dem freundlichen, aus Luftziegeln erbauten Städtchen Manfalut machten wir des Abends Halt. Da hier ein arabisches Dampfbad war, so stiegen viele meiner Reisegefährten an's Land. Auch ich folgte ihnen, kehrte aber schon an der Thüre des Bades wieder um, da ich sah, dass sich die Leute ohne Lendentuch badeten, was ich nicht hätte wagen können, ohne mich als Ungläubigen zu verrathen, da ja die gewisse Ceremonie, die der Islam gebietet, nicht an mir vollzogen war.

12. Schual. Von Manfalut nach Siut. Manfalut hat bei frommen Moslems eine gewisse Be-

rühmtheit, weil daselbst Nebbi Lut (d. h. der Prophet Loth) nach der Zerstörung von Gomorrha ein Asyl gefunden haben soll. Sonderbarerweise hüten sich alle Muselmanen, wenn sie auch die hier befindliche Moschee des heiligen Loth besuchen, seinen Namen auszusprechen, da der Name dieses Patriarchen im Lauf der Zeiten ein Schimpfwort geworden ist und jetzt eben das Laster bezeichnet, welches gerade Loth bei seinen Mitbürgern bekämpfte. So verdrehen sich oft im Laufe der Jahrhunderte die Bedeutungen der Wörter. Zwischen Manfalut und Siut macht der Nil sehr viele Biegungen, die oft so kühn sind, dass wir z. B. heute sogar ein Stück bei Südwind stromaufwärts segeln konnten. Siut, das wir Abends erreichten, ist ohne Zweifel das alte Lycopolis, die Stadt des Wölfedienstes, wo ich selbst in einer Grotte eine Menge Wolfsmumien fand. In dieser Grotte sind Sculpturen von Kriegern, welche, was Waffen und Physiognomie betrifft, sich durchaus von den andern altägyptischen unterscheiden. Ihre Bewaffnung entspricht jedoch sonderbarerweise derjenigen, welche Xenophon als die ägyptische beschreibt. Viele Archäologen halten sie für Soldaten jenes Zwischenreiches der Hyskos, der fremden Schäferkönige, die eine Zeit lang in Unterägypten die einheimische Dynastie verdrängt hatten.

Bei Siut nahm Schich Mustapha Gelegenheit, um auf's neue über die entsetzlichen Gipti (Kopten) loszuziehen und diessmal nicht mit Unrecht. Einige Kopten Siuts machen nämlich ein Gewerbe daraus, junge Negersklaven einzukaufen und sie der Castration zu unterziehen, woran viele sterben, die über-

lebenden aber um das 20fache von dem verkauft werden, was sie früher galten. Haben die Muselmänner Unrecht, wenn sie die orientalischen Christen verachten?

14. Schual. Nachdem wir in Siut einen Tag, um unsern Matrosen Zeit zum Brodbacken zu lassen, gerastet hatten, setzten wir unsern Weg weiter fort und langten Abends in Kau el kebir, dem alten Antaeopolis, an, wo man noch in einem Trümmerhaufen die Reste des Tempels des Antäus unterscheidet. Hier soll nämlich, nach einer alten Fabel, der Riese Antäus von Hercules getödtet worden sein, während eine andere, die mehr verbreitet ist, bekanntlich das heutige Cap Spartel in Marokko als den Sitz dieses Kampfes bezeichnet.

15. Schual. Um Mittag erreichten wir Dschebel Schich Scheridi, wo einst der wunderreiche Heilige dieses Namens gelebt haben soll, welcher seine Wunder vermittelst einer alle Krankheiten heilenden Schlange ausübte. Wer erkennt nicht in dieser Sage den Typus des Aesculap mit seiner Schlange wieder? Nachdem wir am „weissen Kloster", einem koptischen Dorfe, in dessen Nähe die Ruinen von Crocodilopolis, vorbeigesegelt waren, erreichten wir Abends el Achmim, ein kleines, aus lufttrocknen Ziegeln erbautes Städtchen, welches die Stelle von Panopolis (der Stadt des Pan) einnimmt, wie hier viele Inschriften aus dem zweiten Jahrhundert unsrer Aera beweisen.

16. Schual. Schon um Mittag kamen wir in Girge oder Dschirdsche, der altarabischen Hauptstadt des Sajid (Oberägyptens) an, in deren Nähe die weltberühmten Ruinen von Abydus, welches einst nach

Theben die erste Stadt am oberen Nile war. Girge ist sehr von seiner einstigen Grösse herabgekommen und sieht jetzt nicht viel besser aus, als alle andern oberägyptischen Städtchen, welche, da sie nur aus Luftziegeln erbaut sind, gar nicht den Eindruck von Städten machen, sondern eher Aneinanderreihungen von dorfartigen Lehmhütten sind. Wie Leo Africanus von Schönheit der Moscheen und anderer Gebäude in Oberägypten reden konnte, scheint mir unbegreiflich, da alle Bauten zu seiner Zeit ja auch nur aus Luftziegeln bestanden, wie heut zu Tage, und ein Gebäude aus lufttrocknem Lehm doch nie die architektonische Form in ihrer ursprünglichen Schönheit bewahren kann, sondern durch den Einfluss der Witterung bald zur Caricatur wird und aussieht, als sei es „aus dem Leim gegangen".

17. Schual. Die ziemlich grosse arabische Stadt Farschut rechts liegen lassend, und am Gebiet des einst mächtigen und noch vor kurzem unabhängigen Araberstammes der Hauwara vorbeisegelnd, kamen wir Abends bei dem Städtchen Hau, dem einstigen Diospolis parva, an. Bis hierher hatte unter unsrer Reisegesellschaft eine auf Pilgerschiffen sehr seltene Eintracht geherrscht, denn die frommen Hadschadsch (Pilger) pflegen sonst die Eintracht keineswegs zu den ihnen nöthigen Tugenden zu rechnen. Hier aber ereignete es sich, dass dem dicken Kairiner, Hadsch Omar, seine Börse gestohlen wurde und er, dadurch aus seiner apathischen Ruhe gerissen, in grosse Wuth gerieth, in welcher er die sämmtliche Reisegesellschaft des Diebstahls anklagte. Natürlich lag uns Allen daran, einen solchen Ver-

dacht nicht auf uns sitzen zu lassen. Aber wie den Dieb ausfindig machen? Mustapha Bei kam auf den Einfall, einen Spruch des Korans auf ein Papier zu schreiben, welches dann in Stücke zerrissen wurde und von dem man jedem Anwesenden ein Stück in den Mund steckte; jeder musste sein Papierchen hinunterschlucken, welches durch den mysteriösen Einfluss irgend eines wunderthuenden Heiligen dem Schuldigen den Tod, den Unschuldigen aber keinen Schaden bringen sollte. Diess ist eine in Aegypten beliebte Art, aus abergläubischen Menschen die Wahrheit herauszubringen, da der Schuldige, wenn er abergläubisch ist, sich wohl hütet, das Papier zu verschlucken und es dann nach genauer Nachforschung in seinem Mund wieder gefunden wird. Aber unsre Reisegesellschaft war zu aufgeklärt, so dass selbst der Dieb das Papierchen verschluckte und das Experiment misslang vollkommen. Man hätte freilich nun zum Mamur (dem Gouverneur) von Farschut schicken und von ihm einen Kawass (Gerichtsdiener) erbitten können, der ohne Zweifel durch Stockprügel die Wahrheit herausgebracht haben würde. Aber, sowie nur Hadsch Omar dieses Vorschlags erwähnte, gerieth Alles in eine solche Entrüstung, dass man ihm eilig mit Drohungen den Mund stopfte, denn wir hätten in diesem Falle eben alle unsern Theil an den Schlägen bekommen. Endlich machte einer der anwesenden Türken einen andern Vorschlag, der so seltsam er auch war, dennoch durch vollkommnes Gelingen gekrönt werden sollte. Dieser war zugleich von einer kindlichen Einfachheit. Wir sollten nämlich alle unser baares Geld vorzeigen. Derjenige

nun, so glaubte unser Orakel, welcher mehr als die zur Pilgerfahrt nöthige Summe bei sich habe, müsse der Dieb sein. Ein solches Verfahren hätte bei Europäern für sehr willkührlich gegolten. Bei Muselmännern ist diess aber anders; sie pflegen auf der Pilgerfahrt stets nur wenig baares Geld zu besitzen, da sie auf dieser, wie auf jeder andern Reise ihr überflüssiges Capital in Waaren zu verwandeln gewohnt sind. Es fand sich auch wirklich bei Vorzeigung des Geldes, dass ausser dem Dieb, Niemand mehr, ja kaum einer so viel, als die zur Pilgerfahrt nöthig erachtete Summe besass, welche Summe natürlich nur annähernd und als ein Minimum bestimmt worden war, das die bescheidenen Mittel der meisten nicht erreichten. Ich besass wohl etwas mehr, als die bestimmte Summe, aber mein Geld war zum Theil in Banknoten, die ich gut versteckt hatte. Der Dieb jedoch, einer der beiden Mekkaner, besass in Gold beinahe dreimal so viel, als irgend ein anderer Reisender, woraus man auf einige früher ausgeführte, unentdeckt gebliebene Diebstähle schliessen konnte. Da man ihm mit der durch den Koran für Diebe festgesetzten, aber jetzt fast nie mehr angewandten Strafe des Handabschneidens, wenn er nicht gestehen wolle, drohte, so bekannte er sein Verbrechen, gab das Geld heraus und die ganze Gesellschaft verzieh ihm mit einer Nachsichtigkeit für Verbrechen, die man nur bei Muselmännern findet, die aber von der Schlechtigkeit ihrer Justiz und von der Ueberzeugung herrührt, dass Geld hier zu Lande selbst den ärgsten Verbrecher freispricht. Der dicke Haggi Omar war durch das kaumerhoffte Wiederfinden seines Reise-

capitals nicht wenig beglückt. In seiner Freude tractirte er uns Alle mit dem besten Mochakaffee, ohne, bezeichnender Weise, selbst den Dieb zu vergessen. Dieser Bösewicht hatte weiter nichts zu leiden, er wurde nicht einmal von der allgemeinen Conversation ausgeschlossen und es war nach einem Tage wieder, als wäre gar nichts geschehen.

18. Schual. Schon um Mittag erblickten wir den herrlichen Tempel von Dendra, dem antiken Tentyra, welches unserm Reiseziele, Kene, unweit von dem weltberühmten Coptos, gerade gegenüber lag. Der Tempel von Tentyra giebt bekanntlich denen von Karnak, Luksor, Abusimbel, Elephante wenig an Grossartigkeit und Schönheit seiner Formen nach, obgleich er fast zwei Jahrtausende nach jenen erbaut wurde. Er verdankt nämlich seinen Ursprung den Ptolemäern und jene den ältesten ägyptischen Dynastieen. Im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung herrschte zwischen jenen beiden, sich gegenüberliegenden Städten, Tentyra und Coptos, eine so fanatische Feindschaft, dass unter anderm einmal beim Anlass eines Götzenfestes die Bewohner der ersteren Stadt die Coptiten überfielen, einen derselben in Stücke rissen und verzehrten, welchem Umstand wir eine der berühmtesten Satiren des Juvenal, die 15te, verdanken. Der damals achtzigjährige Dichter scheint selbst Zeuge der Menschenfresserei der Tentyriten gewesen zu sein, deren Grausamkeit er zugleich mit ihren andern Lastern geisselt:

Horrida sane
Aegyptus; sed luxuria quantum ipse notavi
Barbara famoso non cedit turba Canopo.

Grausamkeit ist freilich kein Hauptfehler mehr bei den modernen Aegyptern; sie sind vielmehr eines der sanftesten Völker des Islams, das ich kenne; aber die Ausschweifungen des alten Canopus blühen heute noch in ihrer vollen Ueppigkeit fort und was der Bischof Salvianus Massiliensis im 6ten Jahrhundert von den damals christlichen Afrikanern sagt, das gilt heute, vielleicht noch in erhöhtem Massstab von den mohamedanischen. „Quis nescit totam Africam obscoenis libidinum taedis semper arsisse? Non ut terram aut sedem hominum, sed ut Aetnam putes impudicarum flammarum. Quis non omnes Afros impudicos generaliter sciat?“

Um 2 Uhr Nachmittags am 18ten Schual 1276 der Hedschra (10. Mai 1860) vollendeten wir unsre Nilfahrt, indem wir in Kene anlangten, von wo die Karawanen durch die Wüste der Ababda-Beduinen nach dem Hafenort Kosseir am rothen Meere führen, wo man sich nach der arabischen Küste und besonders nach El Imbu, dem Hafen Medina's und nach Dschedda, dem Hafen Mekka's, einschifft. Kene hat seinen antiken Namen Caenopolis beinahe unverändert beibehalten. Es ist jetzt als das einzige Emporium Arabiens am Nil an die Stelle von Coptos und dem späteren Kus getreten. Zur Zeit der Hödsch (Pilgerfahrt) herrscht hier ein lebhafter Verkehr, obgleich nicht mehr so wie früher, da Sues jetst fast alle Hadschadsch (Pilger) anzieht. Sonst lässt sich von Kene wenig sagen, als dass es ein Hauptsammelplatz der Ualem (Tänzerinnen) ist, von denen es in ganz Oberägypten wimmelt.

Drittes Capitel.

Von Kene durch die Wüste nach Kosseir.

Anstalten zur Reise durch die Wüste. — Schlechte Vorsichtsmassregeln der Araber. — Die Kameele. — Die erste Kameelstrasse in Afrika. — Bunte Karawane. — Bir Amber. — Die Römerstrassen in der Wüste. — Die Ababda-Beduinen. — Bir el Agaita. — Römische Reste. — Bir Hadsch Sliman. — El Bida. — Der Brunnen der Engländer. — Schlechtes Wasser. — Ankunft am rothen Meer. — Anblick von Kosseir.

Von Kene nach Kosseir giebt es fünf Wege, von denen zwei die betretensten sind; der eine über Moäle oder Moeile beträgt etwa 24 deutsche Meilen, der andere über Rassafa ungefähr eine Meile weniger. Beide führen durch die Wüste, deren spärliche Oasen von den Ababda-Beduinen bewohnt werden. Die zweite dieser Strassen war es, welche unsre Pilgerkarawane, die etwa 200 Mann stark war, einzuschlagen übereinkam. Ich miethete in Kene von einigen der genannten Beduinen für 10 Gulden zwei Kameele, eines für mich, eines für Ali, der mir nicht kräftig genug schien, um den Weg zu Fusse machen zu können. Zwei Tage wurden jedoch noch in Kene gerastet, wovon der eine zum Miethen der Thiere, der andere zum Anschaffen von Lebensmitteln bestimmt war.

Obgleich wir recht gut diese beiden Geschäfte in einem, ja in einem halben Tage beendigen konnten. so wäre diess doch ein grosser Verstoss gegen die beliebte, arabische Langsamkeit gewesen und wir mussten noch froh sein, dass unsre Reisegefährten überhaupt in dieser Zeit fertig wurden. Ausser den Esswaaren verproviantirte ich mich auch mit Wasser, da man auf diesem Wege keineswegs immer gutes Wasser findet. Desshalb hatte ich in Kairo ein Dutzend grosser, mit Leder überzogener Wasserflaschen gekauft, wie man solche gewöhnlich zu Wüstenreisen mitnimmt. Hier fand ich nun zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass ich der einzige war, der eine solche Vorsichtsmassregel gebrauchte. Nicht, als ob die Araber nicht so viel, wie wir, ja noch mehr, wie wir Europäer, vom Durst geplagt würden, da sie viel mehr, als wir, an häufiges Wassertrinken gewohnt sind; aber so gross ist ihre Sorglosigkeit, dass sie lieber leiden wollen, als sich die Mühe machen, ein wenig an die Zukunft zu denken. Nur für sehr grosse Wüstenreisen, durch völlig oasenlose Strecken, nehmen diese Leute Wasser mit.

Unsre Reisegesellschaft, welche, wie gesagt, aus etwa zweihundert Personen bestand, war nur zum vierten Theile beritten, da ungefähr hundertundfünzig, entweder aus Geiz oder aus Armuth, das zu Fusse Gehen vorzogen. Aus Geiz geschah diess gewiss bei einigen, welche vier bis fünf, oft acht, mit Waaren beladene Kameele in der Karawane zählten und die gewiss die kleine Ausgabe für ihre persönliche Beförderung leicht bestreiten konnten. Aber der Araber, sei er nun Fellah, Städter oder Beduine,

ist einmal, was seinen persönlichen Comfort betrifft, durchaus nicht verweichlicht und ich kann wirklich nicht begreifen, wie die byzantinischen Schriftsteller, wie Zonaras, Cantacuzenus, Georgas immer die Aegypter die sich bekanntlich in einem Jahrtausend so gut wie nicht verändert haben, und die wir folglich noch heute so sehen, wie sie zur Zeit Kaiser Zeno's waren, als so luxuriös und verwöhnt schildern. Bei Europäern denkt man sich immer äusseren Luxus und Sittenverderbtheit als verschwistert; bei Orientalen findet man überall die letztere, den ersteren aber nur in den Palästen der Grossen und selbst dort kaum mehr; diejenigen Laster, welche unsere Sittenprediger oft als Laster der Höfe und der grossen Städte bezeichnen, findet man hier in der ärmlichsten Hütte des Bauers, in dem schmucklosen Zelte des Wüstennomaden; desshalb geht es recht gut zusammen, dass diese Leute durch und durch verderbt und doch nicht verweichlicht sind. Höchstens die Städter sind ein wenig an Luxusbedürfnisse gewöhnt, aber selbst sie sind im Stande, auf Reisen sich von allem, was nicht unumgänglich nöthig ist, zu emancipiren.

Das zu Fusse Gehen sollte übrigens die guten Aegypter nicht sehr angreifen, da wir die 23 deutschen Meilen, welche unser Weg betrug, in sieben Tagen zurücklegten, was auf den Tag eine Reise von etwas über 3 Meilen, ungefähr 6 Stunden zu Fusse oder zu Kameel, denn die hiesigen Kameele gehen sehr langsam, ausmachte. Ueberhaupt giebt es nur sehr wenige schnelllaufende Kameele oder Dromedare, welche bekanntlich keine Abart, son-

dern nur eine besondere Zucht der Kameele sind, indem beide zur Gattung von Camelus vulgaris, vom einhöckrigen arabischen Kameel gehören, während das zweihöckrige, Camelus Bactrianus, eigentlich immer Bergkameel genannt werden sollte. Das Dromedar, im Orient Hadschin, im Maghreb Mahari genannt, kann mit einer gewöhnlichen Karawane, wie die unsrige war, gar nicht gut mitgehen, da es immer ins Schnelllaufen hineinkommt. Es war interessant, gerade in dieser Gegend eine Kameelreise zu machen, welche die erste in ganz Afrika war, in der das Kameel eingeführt wurde. Bekanntlich theilt heut zu Tage Niemand mehr die Ansicht des berühmten Orientalisten Quatremère, welcher behauptet, das Kameel sei in Afrika einheimisch. Im Maghreb gab es, wie Barth in einer Note zu seinen „Wanderungen am Mittelmeere" beweist, im hohen Alterthume gar keine Kameele; dort kommen sie zum ersten Male zur Zeit König Juba's*) und auch dann nur in sehr kleiner Zahl vor; in Aegypten wurden sie erst im Jahre 256**) ante Chr. n., aus Nedsched, ihrem Stammlande in Arabien, durch Ptolemäus II. Philadelphos eingeführt, welcher die Karawanenstrasse zwischen Berenice und Coptos für Kameeltransport einrichtete. Diese Strasse lag derjenigen, welche wir heute zu bereisen anfangen sollten, und welche von dem alten Caenopolis (Kene) nach Philoteras portus (Alt-Kosseir) führte, sehr nahe, ja hatte vielleicht einige Berührungspunkte

*) Julius Caesar, de bellocano c. Afri 68.

**) Strabo, Geogr. Lib. XVII, 815. Plinius, Historia naturalis VI, 26.

mit derselben. Diese Gegend, von den Ababda-Beduinen bewohnt, ist noch heute wegen der vortrefflichsten Kameelzucht von ganz Ostafrika berühmt, so dass, wie im Alterthum, noch jetzt Kameele in Menge von hier ausgeführt werden.

Am Morgen des 21. Schual traten wir unsre Wüstenreise von Kene nach Kosseir an. Unsre Karawane bot ein buntes Gemisch von Kameelen, Eseln, Pferden, Maulthieren mit allen verschiedenen Sattel- und Zäumformen und ein buntes Durcheinander von Menschen in den verschiedensten Trachten: die ägyptischen Fellahin in ihren langen blauen Hemden, mit kriechender, demüthiger und furchtsamer Miene, als ob sie noch den Stock ihrer türkischen Unterdrücker auf dem Rücken fühlten; neben ihnen unsre Kameelvermiether, die stolzen freien Beduinen, vom Ababda-Stamme, welche sich in weisse Haiks malerisch drapirten, obgleich lange nicht so malerisch, als die mir gewohnteren algierischen Beduinen, denen die zwei Burnusse und der weisse thurmartige Kopfputz etwas ganz besonders würdevolles verleihen; dagegen schienen diese Ababda-Beduinen ungleich leichter, luftiger, freier, wohlgemuther und beweglicher, als die oft etwas schwerfälligen Maghrebiner; sie waren die ächten Kinder der Wüste, die nicht an der Scholle kleben, nur von Jagd und Viehzucht leben und überall ihre Heimath im leichten Zelte mit sich tragen, wo es Wüste und Oase giebt; dann hatten wir noch ägyptische Städter in ihren der antiken Dalmatica ähnlichen Kaftans; Syrier mit ihrem bunten Kopftuch, der Kefia; zwei plumpe, schwerfällige Türken mit

schaudervoll grossen Schnurrbärten, deren Mittelkörper mit einem grossen Wulst von einer Schärpe umwickelt war, in welchem verschiedene Dolchmesser und auch Pistolen staken, die jedoch so kunstvoll mit Schnüren umwickelt oder richtiger verwickelt waren, dass es wohl eine halbe Stunde gebraucht haben würde, hätte einer sich seiner Waffen bedienen wollen, was übrigens nicht vorkam und vielleicht auch unmöglich war, da mir das sämmtliche Waffenwerk unbrauchbar schien; daneben einige Chritzli oder Kritli, so nennen die Araber die Bewohner der Insel Creta oder Candia, kräftige, sehr massive Männer, mit wahren Raubvogelgesichtern, übrigens schön gekleidet und im ganzen stattlich aussehend, nur vielleicht ein wenig gar zu theatralisch; dann noch Neger aus Nubien, die zum Theil mit ihren sie bis Kosseir begleitenden Frauen da waren, welche letztere beinahe ganz nackt gingen, nur um den Leib ein Gehänge von dünngeschnittenen Riemchen trugen und deren Haare, mit ranziger Butter dick beschmiert, in tausend fettigen Löckchen auf den Nacken fielen. Ausserdem bildeten auch einige Araberinnen Mitglieder unsrer Karawane. Sie waren Gattinnen oder Töchter von einigen meiner Bekannten, die jedoch auf dem ganzen Wege von Kene nach Kosseir nie mit ihnen ein Wort wechselten, da es die gute Sitte will, dass kein Araber mit seinen weiblichen Verwandten vor Männern spreche. Diese Damen waren so gut verhüllt oder, richtiger gesagt, vermummt, dass ich von ihrem Gesicht noch weniger zu sehen bekam, als man bei den Moresken in Algier entdeckt, die doch wenigstens eine Linie

im Gesicht, nämlich die von den Augen bis an die Schläfe, frei haben, während die Aegypterinnen ein einziges Tuch über's ganze Gesicht tragen, das nur zwei Löcher für die Augen hat, so dass man hier nicht einmal die Augenbrauen erblicken kann.

Unsre Reise ging, wie gesagt, sehr langsam von Statten. Um jedoch den Leser nicht auch an dieser Langsamkeit Theil nehmen zu lassen, so will ich hier, wie oben, nur ein kurzes Tagebuch geben.

21. Schual 1276 (13. Mai 1860). Um 4 Uhr Morgens wurde aufgebrochen und bis 8 Uhr gereist, wann wir bei Bir Amber anlangten, wo man den Rest des Tages verweilte, so dass wir heute nur 2 Meilen zurücklegten. Bir ist bekanntlich das arabische für Quelle, was auf den römischen Itineraren Fons, und auf den griechischen Hydreuma heisst. Solcher Hydreumata gab es, wie man aus den antiken Resten schliessen kann, auf diesem Wege im Alterthum acht, ganz wie heute. Leider kennen wir ihre antiken Namen nicht, da Plinius und das Itinerarium Antonini Augusti uns in dieser Gegend nur die Stationen zwischen Coptos und Berenice, nicht aber die zwischen Coptos und Philoteras portus, geben und man bei Ptolemäos schlechterdings über diese Wüste nichts finden kann, als die Angabe einiger Steinbrüche, namentlich den „Porphyrsteinbruch", und die „schwarzen Steine", welche beide halbwegs zwischen Coptos und Philoteras, etwa in derselben Breite wie diese Orte, gelegen haben müssen. In Bir Amber sah ich nur wenige antike Werksteine, welche meiner Ansicht nach einem Girgilius oder Puteal (Ziehbrunnen) angehört haben mögen.

22. Schual (14. Mai). Wir brachen schon um 1 Uhr nach Mitternacht auf und erreichten nach einem 8stündigen Ritte durch ein trostlos ödes, in dieser Jahreszeit ganz ausgetrocknetes, nur hie und da durch eine Dattelpalme geschmücktes Land, um 9 Uhr Morgens den Quellenort Bir el Agaita, wo einige Ababda-Beduinen in schlechten Geraba (Reiserhütten) wohnten. Diese Ababda-Beduinen sind die Nachkommen der von Ptolemäos erwähnten Zabadaei, während die nördlich von ihnen wohnenden Mahassi-Beduinen von den von demselben Geographen genannten Abasaei abstammen. Beide haben ihre Namen ungefähr beibehalten. Diese arabischen Stämme sind vielleicht die ältesten, welche in Afrika vorkommen. Ihre Einwanderung stammt ohne Zweifel von derselben Zeit her, als das Kameel zuerst hier eingeführt wurde. In der That finden wir, dass vom Jahre 256 ante Chr. n. an, als zuerst die Strasse von Coptos nach Berenice für Kameeltransport eingerichtet wurde, der Statthhalter der Thebais, zu welcher Provinz auch diese Wüste gehörte, den Titel eines Arabarcha oder Araberhäuptlings führt.*) Man hat allen Grund anzunehmen, dass die Ababda-Beduinen zum Theil noch von jenen ersten arabischen Einwanderern in Afrika abstammen, folglich schon über 21 Jahrhunderte diese Gegend bewohnen, in der sie 900 Jahre vor der Hedschra schon Zeugniss von der arabischen Auswanderungslust und von ihrer Sucht, fremde Länder zu usurpiren, welche nationalen Eigenschaften später

*) Plinius, Historia naturalis VI, 20—30.

Mohamed zum Staatsgesetz erhob, ablegten. Ob diese Araber jemals Christen gewesen sind, ist eine Frage, die ich fast bejahen möchte, da sie in zu innigem Verkehr mit den Eremiten und Heiligen der Thebais standen, wie wir aus den Schriften der Kirchenväter ersehen.*) Jedenfalls wurzelte ihr Christenthum nicht tiefer, als das der Numidier und Mauritanier und selbst der meisten Aegypter; denn wohl nur ein kleiner Theil der letztern blieb Christen und ihre Nachkommen sind die heutigen Kopten, während die heutigen Fellahin und Städter Aegyptens gewiss zum grössten Theile auch von einstigen Christen abstammen, obgleich man sie jetzt Araber nennt, ähnlich wie man alte arabisch redenden Algierer und Marokkaner Araber nennt, die doch offenbar Nachkommen der einst christlichen Numidier und Mauritanier sind. In Bir el Agaita konnte ich deutlich die Spuren einer römischen Station erkennen, welche verhältnissmässig bedeutend gewesen sein muss, da hier die drei Römerstrassen, welche von Theben, Coptos und Caenopolis nach Philoteras führten, zusammentrafen.

23. Schual. Von Mitternacht bis 9 Uhr Morgens war unsre Karawane in Bewegung, in welcher Zeit wir die $4^1/_2$ Meilen zurücklegten, welche Bir el Agaita von Bir el Hamamat trennen. Auch letzterer Ort, dessen arabischer Name „die Quelle der Bäder" bedeutet, war offenbar eine Römerstation, ja vielleicht befand sich hier ein römisches Bad, wie ich aus dem

*) Sti Hilarionis vita, Vitae patrum p. 80—90. Apophtegmata patrum ecclesiae graecae Ed. Cotelerius I. p. 470—80.

Vorhandensein einiger tegulae hamatae, Hohlziegeln, die oft über dem Badeofen angebracht waren, zu schliessen versucht bin. Jedenfalls war diese Station bedeutend, da in ihrer Nähe sich Steinbrüche befinden, welche von den Alten vielfach bearbeitet wurden, die aus denselben den schönen grünen Stein (breccia verde) zogen, aus dem sie zahlreiche Sarkophage, Vasen und Verzierungsgegenstände aller Art machten, von denen man in Aegypten und in europäischen Museen so viele sieht. Ich benutzte den Tag, während meine Reisegefährten schliefen, um diesen berühmten Steinbruch su besuchen, der in einem kleinen Seitenthale, Namens Wad Fochar, liegt. Hier sah ich eine Menge antiker Inschriften im Felsen angebracht, theils in Hieroglyphen aus der pharaonischen und ptolemäischen Zeit, theils späteren Datums, eine grosse Anzahl griechischer Exvoto's, welche fast alle dem griechischen Gotte Pan, dem Cham der Aegypter, der als der Schutzgeist der öffentlichen Wege und Strassen angesehen wurde, gewidmet waren. Unter welchem Namen dieser Steinbruch den Alten bekannt war, wissen wir nicht. Ptolemäos giebt uns ungefähr in dieser Gegend die „lapides nigri" und den „Porphyrsteinbruch". Vielleicht, dass ihm die Farbe des hier gebrochenen Steins nicht bekannt war und dass in diesem Falle wirklich seine „lapides nigri" hier zu suchen sein möchten?

24. Schual. Dieser unser vierter Reisetag brachte uns nur 3 Meilen weiter und zwar an einen Ruheplatz, wo gar kein Wasser gefunden wurde. Der Weg bis zum nächsten Brunnen war aber zu

weit, um in einem Tage zurückgelegt werden zu können. Hier kamen mir meine mitgenommenen Wasserflaschen recht zu Statten und ich machte mir dadurch viele Freunde, dass ich andern von meinem Ueberflusse mittheilte; wenn man überhaupt sagen kann, dass man sich bei Moslems durch Wohlthaten (Wasser ist aber hier wirklich eine Wohlthat), Freunde macht, denn diese Fatalisten pflegen alle Wohlthaten als unmittelbare Verleihungen Gottes anzusehen und der Wohlthäter erscheint ihnen nur als ein blindes Werkzeug der Vorsehung, dem sie keinen Dank schuldig sind.

25. Schual. Nach sechsstündigem Ritt langten wir um 6 Uhr Morgens beim Bir Hadsch Sliman an, wo die sämmtliche Reisegesellschaft mit Heissgier über das endlich gefundene Wasser herfiel. Hier befinden sich ebenfalls deutlich erkennbare römische Reste. Es sind offenbar die von Gebäuden der einfachsten Art, wie man sie auf solchen Wüstenstationen errichtete und welche wahrscheinlich der römischen Casa, wie sie Martial (Ep. VI, 43) beschreibt, entsprachen.

26. Schual. Nach abermaligem sechsstündigen Ritt schlugen wir unser Lager in El Bida, d. h. dem weissen Ort, auf, so genannt von den weissen Felsen, welche dieses Thal umgeben. Der hier befindliche Brunnen führt den überraschenden Namen „Bir el Inklis", d. h. der Brunnen der Engländer. In der That wurde er von der englisch-ostindischen Armee auf ihrem Wege nach Indien gegraben. Einige fromme Muselmänner fragten hier unsern gelehrten Reisegefährten, Schich Mustapha, ob es nicht viel-

leicht Unrecht sei, aus dem Brunnen zu trinken, den jene gottverdammten Ketzer gegraben hätten. Darauf antwortete Schich Mustapha etwa wie folgt: „Wenn ein Esel mit seinem Huf an einen Felsen schlägt und aus diesem Felsen durch ein Wunder Gottes eine Quelle hervorspringt, würdet ihr nicht aus derselben trinken, weil der Esel zu diesem Wunder Anlass gegeben hat? Ebenso ist es mit den Inklis. Diese ungläubigen Hunde haben nicht mit Wissen und Willen den Brunnen gegraben, sondern Gott hat sich ihrer als blinder Werkzeuge bedient, weil er wollte, dass fromme Moslems auf ihrer Pilgerfahrt hier ihren Durst stillen sollten.“ Uebrigens ist das Wasser aus dem Bir el Inklis kaum trinkbar und gewiss das schlechteste, welches man auf dieser Wüstenreise antrifft.

27. Schual. Eine Meile vom Brunnen der Engländer liegt der ebenfalls sehr schlechtes Wasser enthaltende Brunnen Bir el Ambadschi, wo wir uns übrigens nicht aufhielten, sondern von da unsern Weg nach dem $1\frac{1}{2}$ Meile entfernten Kosseir gleich fortsetzten. Es mochte etwa $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens sein, als wir zum ersten Male an dem gewohnten monotonen Wüstenhorizonte eine Veränderung wahrnahmen. Statt der bisherigen ewigen Sandhügel und nackten Felsen, erfreute unsern Blick auf einmal eine lange, spiegelglatte, im Sonnenstrahl leuchtende Fläche, auf der zahlreiche, kleine, weisse Punkte phantastisch herumirrten. Es war der arabische Meerbusen, das rothe Meer, das von allen Pilgern auf's freudigste begrüsst wurde, denn es sollte uns ja die Pforte erschliessen, durch welche wir nach dem

Hause Gottes in Mekka und nach dem Berge der Erkenntniss (Arafa) gelangen sollten. Durch diese schöne Hoffnung freudig belebt, legte unsre Karawane die letzten zwei Stunden jubelnd zurück und als wir um $7^1/_2$ Uhr Morgens in Kosseir anlangten, da schienen uns schon die Hauptschwierigkeiten der Hödsch (Pilgerfahrt) überwunden.

Viertes Capitel.

Ueberfahrt auf dem rothen Meere von Kosseir nach El Imbu.

Kosseir und Altkosseir. — Philoteras portus. — Die Schiffe im rothen Meere. — Verabredung mit dem Schiffshauptmann. — Die Kandscha. — Ihre Bemannung. — Primitive Art der Schifffahrt. — Alterthum der Kandscha. — Abfahrt von Kosseir. — Die Ssemara. — Predigten und religiöse Gespräche. — Das Fehlsteuern des Schiffshauptmanns. — Küste von Arabien. — Jubel der Pilger. — Ein wunderlicher Fisch. — Die Insel Noman. — Mersa Eslam. — Der Name des rothen Meeres bei den Alten. — Wedsch. — Scherm Abban. — Der Fischheilige. — Gefahrvolles Klippenlabyrinth. — Inselarchipel. — Haura und Auara. — Wir sitzen auf einer Korallenbank fest. — Insel Hassania. — Scherm Mahar. — Das siebenspitzige Vorgebirge. — Ankunft in El Imbu. — Die Reisenden nach Medina.

Kosseir wird von Müller in den Noten zu seiner vortrefflichen Ausgabe der kleineren griechischen Geographen für den „weissen Hafen“ (Albus portus) der Römer und Griechen gehalten, wie mir scheint, jedoch mit Unrecht, da es nach Ptolemäos um 40 Gradminuten südlich von Philoteras portus lag, welches letztere unzweifelhaft, wie Sir Gardener

Wilkinson*) entdeckt hat, Altkosseir ist; und da Altkosseir nur 4 Gradminuten nördlich von Kosseir liegt und nicht anzunehmen ist, dass sich Ptolemäos hier um 36 Minuten oder $9^1/_2$ deutsche Meilen geirrt habe, so ergiebt sich für Kosseir durchaus kein antiker Name; es ist vielmehr wahrscheinlich eine mittelalterliche Schöpfung und wurde wohl erst nach der Zerstörung von Altkosseir gegründet, welches übrigens auch noch im Mittelalter von den Arabern bewohnt wurde und erst seit einigen Jahrhunderten ganz verlassen erscheint. Philoteras portus (Altkosseir), das seinen ältesten Namen Aennum im zweiten vorchristlichen Jahrhundert gegen den eines Admirals Philoteros, der im Dienste des Königs Ptolemäus Philadelphus stand, umtauschte, wird von mehreren alten Geographen erwähnt; es lag an einer Römerstrasse, welche der Küste entlang führte und im Norden Myos Hormos, im Süden Albus portus, Nechesia, die Smaragd-Steinbrüche, Lepte extrema und endlich Berenice berührte. Hafen und Stadt von Philotera waren jedoch nur klein und die antiken und mittelalterlichen Reste, die man daselbst sieht, sollen nicht bedeutend sein. Mein Reiseplan gestattete mir nicht, mich aus Kosseir selbst zu entfernen. Die neue Stadt erhebt sich an einer kleinen Bai, welche einen ziemlich sicheren Ankerplatz bietet, ist zum grösseren Theil aus dem hier so häufigen Korallenstein gebaut, besitzt ein schlechtes

*) Sir Gardener Wilkinson, Handbook for Travellers in Egypt, auch the Manners and Customs of Ancient Egyptians (London bei Murray).

Fort mit einigen unbrauchbaren Kanonen, und wird hauptsächlich von Limbauwi, Arabern, welche von El Imbu, einem an der arabischen Küste, Kosseir gegenüber gelegenem Städtchen, kommen, bewohnt.

Unsre Karawane fand ein schlechtes Unterkommen in einem halbverfallenen Chan. Ich zog es jedoch vor, in meinem kleinen Zelt zu campiren, in welches ich auch Schich Mustapha aufnahm, welcher gutmüthige alte Mann sich immer mehr an mich anzuschliessen schien, was mir im ganzen nicht unangenehm war, obgleich mich seine beständigen abgedroschenen Predigten über die Pilgerschaft und dergleichen am Ende zu langweilen anfingen.

Wir hatten in Kosseir nichts anderes und, da der Ort sehr langweilig war, auch nichts eiligeres zu thun, als alles für unsre Abreise vorzubereiten. Zu diesem Zwecke sahen wir uns gleich am Anfange nach einem Schiffe um, welches uns nach der gegenüberliegenden Küste von Arabien tragen sollte. Schich Mustapha, seine 3 Neffen, Ali und ich, gingen zusammen an den Hafen, oder richtiger gesagt, den Ankerplatz, den Kosseir lediglich der Natur verdankt. Daselbst fanden wir zwölf Segelschiffe, wovon das bedeutendste nicht hundert Tonnen Tragkraft hatte. Die Mannschaft dieser Schiffe war im Augenblick fast sämmtlich am Lande, in der Nähe des Hafens, wo sie in kleinen zeltartigen Kaffeebuden sass, so dass wir keine grosse Schwierigkeit hatten, die verschiedenen Nachadain (Schiffshauptleute) und Mokkadem (Schiffslieutnants) zu finden. Jedes Schiff hat nämlich zwei Nachada, der eine heisst Nachada el berr, wörtlich übersetzt der Capitän zu Lande, d. h. der

Befrachter, manchmal auch Eigenthümer des Schiffes; der andere Nachada el bahr, der Capitän zur See, d. h. der wirkliche Schiffshauptmann, der die Matrosen befehligt und sonderbarer Weise zugleich Steuermann und Pilot ist, während der Mokkadem gar nichts erhebliches zu thun hat. Man kann mit jedem der beiden Nachadain seinen Handel wegen der Ueberfahrt abschliessen, doch wurde uns gerathen, diess eher mit dem Nachada el bahr zu thun, da wir nur so sicher sein könnten, dass dieser wirklich seinen Theil an der Summe bekäme, während im andern Falle der Nachada el berr ihn wahrscheinlich übervortheilen würde. Uns musste aber eher daran liegen, dass der Nachada el bahr zufrieden gestellt wurde, weil wir denselben zum Reisegefährten haben sollten und er uns in Rücksicht auf das an ihn persönlich gezahlte Geld wahrscheinlich auch besser behandeln würde. Der Nachada el berr bleibt nämlich, wie sein Name andeutet, immer am Lande. Er hat nicht, wie ein europäischer Kaufmann, den Schiffshauptmann und die Matrosen für einen bestimmten monatlichen Gehalt in seinem Solde, sondern er theilt mit ihnen nach gewissen, streng vorgeschriebenen Verhältnissen den Gewinn, wobei er natürlich den Löwenantheil für sich nimmt.

Nach einigem Hin- und Herfragen gelang es Schich Mustapha, einen gewissen Hadsch Abu Abdallah ausfindig zu machen, welcher der Nachada el bahr (Capitän) eines Segelschiffes Namens „Um ess Ssalam“ d. h. Mutter des Friedens war, welches als besonders solid betrachtet wurde. Der Hadsch war

ein altes Männchen mit negerartigen Zügen, einem dicken Bauch, ein paar triefenden Augen und einem blödsinnigen Gesichtsausdruck. Ausserdem war er mit der Krätze behaftet, was mich auf der ganzen Fahrt aus seiner Nähe verscheuchte. Wir kamen mit Leichtigkeit, was den Preis der Ueberfahrt nach El Imbu und der Küstenfahrt von dort bis Dschedda betraf, überein. Ich sollte für meinen Theil 1000 Piaster (etwa 60 Thaler) für mich und die Hälfte dieser Summe für Ali zahlen, wobei ausbedungen wurde, dass ich mein Bett in der Cajüte aufschlagen könne. Diess war nach europäischen Begriffen sehr billig, nach muselmännischen aber ein höchst anständiger Preis.

Nachdem wir während eines 2tägigen Aufenthalts in Kosseir die nöthigen Lebensmittel für eine Ueberfahrt, die möglicherweise 5 Tage dauern konnte, eingekauft hatten, schifften wir uns am letzten Tage des Monats Schual (21. Mai) auf der „Mutter des Friedens" ein. Die „Mutter des Friedens" war eine sogenannte Kandscha d. h. ungefähr das uncivilisirteste Fahrzeug, welches je ein Meer befahren hat. Die Kandscha ist ein Schiff von höchstens 80—100 Tonnen Tragkraft, das nur 2 Maste hat und zwar ist der eine derselben viel kleiner als der andere; an diesen Masten befinden sich lateinische, dreieckige Segel, die, wenn ausgespannt, sich zu kreuzen scheinen und so von weitem recht malerisch aussehen; jeder Mast hat bei dieser Segelform nur eine Raae, von einem einzigen Baumstamm gebildet. Kehrt sich nun der Wind, so muss das Segel mit seinem Baum schnell umgedreht werden, was bei

Sturm fast unmöglich ist und so oft grosse Gefahr verursacht. Die Kandscha ist offen, nur das Hintertheil hat ein kleines erhabenes Deck, unter welchem die sogenannte Cajüte, ein enger, niedriger Raum, in dem man kaum aufrecht stehen kann, befindlich ist.

Die Kandscha ist ein so alterthümliches Fahrzeug, dass man durch ihren Anblick unwillkührlich zu dem Gedanken geführt wird, dass sie irgend einer antiken Schiffsform angehören müsse, welche sich nach zwei Jahrtausenden unverändert vorfände, wie ja in diesen, von der fortschreitenden Civilisation abgeschlossenen Ländern solche handgreifliche Erinnerungen an das Alterthum nicht selten sind. Welcher antiken Schiffsform entspricht jedoch die heutige Kandscha? Ohne Zweifel gehörte sie zur Gattung der navis oneraria, d. h. der Kauffahrer; zu welcher Species aber könnte man sie rechnen? Ich muss gestehen, dass ich nicht finden kann, dass sie irgend einem einzelnen antiken Modell vollkommen gleicht. Sie scheint mir eher ein mixtum compositum aus zwei verschiedenen Schiffsformen; mit der navis actuaria hat sie das gemein, dass sie zuweilen auch mit Rudern versehen ist, mit der navis aperta oder semiaperta dagegen theilt sie die Offenheit oder Halboffenheit des Decks. Ohne Zweifel hatten die Alten solche Schiffe wie die heutige Kandscha, wenn auch auf keinem Monument ihre genaue Abbildung zu sehen ist.

Obgleich die Araber die Erfinder des Compasses sein sollen, so bedienen sie sich doch jetzt nur euro-

päischer und zwar gewöhnlich sehr alter und unbrauchbarer Instrumente. So war am Bord der „Mutter des Friedens“ auch nur ein so schlechter Compass und Senkblei zu sehen, dass man sie auf keinem Trödelmarkt in Europa wohl mehr an den Mann hätte bringen können. Unsre Kandscha mochte etwa 70 Tonnen Tragkraft haben, sie war aber so mit Waaren uud Passagieren überladen, dass sie ganz tief im Meere ging und man, um das Eindringen der Wellen von oben zu verhindern, Strohmatten am Rande aufgerichtet hatte, was jedoch nicht viel half. Der Nachada el bahr hatte uns versprochen, nur 50 Passagiere mitzunehmen, statt dessen fanden sich aber nahezu 90 ein, von denen jeder sich selbst zu den ursprünglichen fünfzig rechnete und die andern als Eindringlinge betrachtete, da jedem dasselbe versprochen worden war, woraus ein allgemeines Schimpfen der Pilger gegen den Schiffshauptmann und über einander entstand. Endlich trat eine verhältnissmässige Ruhe ein. Die Frauen wurden in dem offnen Theile des Schiffes, so gut wie möglich, installirt und um ihren Platz ein zeltartiges Tuch gespannt, damit kein frommer Pilger in Versuchung kommen könne, sie anzusehen. Die meisten Mitreisenden wählten gleichfalls ihren Platz im offenen Raum, wo sie sich niedersetzen und bis zur Ankunft sitzen bleiben mussten, da das Schiff zu eng war, um freie Bewegung zu gestatten. Da ich die Cajüte, welche ich gemiethet hatte, allzu sehr durch Menschen und Thiere, namentlich durch letztere belebt fand, so begnügte ich mich damit, mein Gepäck dorthin tragen zu lassen und wählte meinen

Platz in der Nähe meiner ägyptischen Freunde auf dem kleinen Deck.

Man pflegt zwar gewöhnlich die Fahrt von Kosseir nach der arabischen Küste nicht in nordöstlicher Richtung, wie wir diess thun sollten, sondern entweder grade aus, d. h. in östlicher, oder selbst in südöstlicher Richtung zu machen. Da jedoch unser Nachada in Mersa Eslam, welches einen Grad nördlicher als Kosseir liegt, eine Ladung Waaren zu lassen hatte, so waren wir genöthigt, diese grosse Abschweifung nach Norden zu machen, was mir übrigens den Vortheil verschaffte, ein grosses Stück der arabischen Küste mehr zu sehen, als ich sonst erblickt haben würde. Den übrigen Mitreisenden war die dadurch entstandene Verzögerung gleichgültig, da man von ihnen für die längere Fahrt keinen höheren Preis verlangte und die Zeit für gläubige Moslems keinen Werth hat. Das englische Sprichwort „Time is money" würden diese Leute gar nicht begreifen können.

Zum Glück waren Wind und Wellen günstig und unsre Fahrt begann unter den glücklichsten Auspicien. Die Schifffahrt der Araber auf dem rothen Meere ist übrigens noch in einem solchen Urzustand, dass man es gewöhnlich kaum wagt, sich von der Küste zu entfernen, sondern dieser immer entlang segelt, um bei jedem drohenden Sturme gleich in einen der zahlreichen Ankerplätze einzulaufen und um nicht allenfalls genöthigt zu sein, eine Nacht auf offenem Meere zuzubringen, was bei der Abwesenheit oder Unbrauchbarkeit der nautischen Instrumente jedenfalls gefährlich werden könnte. Diese Scheu

vor nächtlichen Reisen, welche im Alterthum, ganz wie heute, existirte, hat ohne Zweifel zu dem damals herrschenden Glauben Anlass gegeben, dass das rothe Meer gar nicht bei Nacht befahren werden könne, was noch Procopius (de bello Persico XIX.) allen Ernstes behauptet. In unserm Falle musste freilich das entsetzliche unternommen werden, nämlich wir mussten nicht nur uns aufs offne Meer wagen, sondern uns auch gefasst halten, zwei, vielleicht drei Nächte auf demselben zuzubringen. Nun erscheint aber eine Nachtfahrt auf dem Meere diesen Arabern als ein unendliches Wagestück. Viele unsrer Reisegefährten zitterten aus Furcht vor den Gefahren dieser nächtlichen Fahrt. Da wir Kosseir um 4 Uhr Morgens verlassen hatten, und der Wind (Westwind) im ganzen günstig gewesen war, so befanden wir uns gegen Abend schon völlig auf offener See und hatten die Küste aus den Augen verloren. Nach dem Gebete des Maghreb ging unter den Pilgern und Matrosen eine allgemeine auffallende Veränderung vor sich. Jeder schickte sich dazu an, die erste Nacht auf dem offenen Meere mit Andacht und Feierlichkeit zuzubringen. Eine solche Nacht wird „ess Ssemara“ genannt und man bereitet sich zu ihr durch Kaffeegenuss, Tabakrauchen und gesellige Gespräche vor. An's Schlafen denkt gewöhnlich Niemand. Die Ssemara ist eine grosse Heldenthat und der Pilger, der über Sues nach Mekka wallfahrtet, wird desshalb von einigen Moslems lange nicht so sehr geschätzt, als der, welcher die Reise über Kosseir macht, da ja ersterer keine Ssemara zu überstehen hat. Schich Mustapha fand es seinem religiö-

sen Charakter angemessen, uns vor der Ssemara mit Kaffee zu tractiren, wobei seine Neffen mit vieler Gewandheit dem Wirthe beistanden. Dann wurde geraucht, geplaudert, gebetet, Ablutionen gehalten, Geschichten erzählt, gegessen und wieder Kaffee getrunken und zuletzt schlief wohl hie und da einer ein, aber nicht für lange, da Niemand sich bei der Ssemara eine regelmässige Nachtruhe gönnt, sondern alles, gleichsam als erwarte man den Untergang der Welt, in höchster Spannung der Dinge harrt, die da kommen werden. In dieser Nacht ereignete sich jedoch weiter nichts besonderes, als dass wir eine Zeitlang ganz fehl steuerten und statt vorwärts zu kommen uns wieder der ägyptischen Küste näherten, so dass wir am andern Morgen von unserm Reiseziele entfernter waren, als am Abend vorher. Der gute Nachada hatte nämlich geschlafen, aber das Steuer doch in der Hand behalten und ihm in seinem Schlummer unwillkührlich eine ganz falsche Richtung gegeben, was ihm übrigens im wachen Zustande auch hätte passiren können. Die Folge hiervon war, dass wir nun noch drei Tage und zwei Nächte auf offenem Meere zubringen mussten, während wir sonst vielleicht schon nach zwei Tagen und ebensoviel Nächten das arabische Gestade erreicht haben würden. Hätten wir nicht, statt des in dieser Jahreszeit sonst auf dem rothen Meere vorherrschenden Nordwindes, ausnahmsweise Westwind gehabt, der uns auf unsrer nordöstlichen Fahrt günstig sein sollte, so würden wir wahrscheinlich noch viel länger zur Ueberfahrt gebraucht haben. Wir mussten also noch zwei feierliche Nächte, noch zwei Ssemara, auf offenem

Meere zubringen, welche unter Wachen, Kaffeetrinken, Essen, Gebeten und frommen Geschichtenerzählungen glücklich verliefen, während wir die Tage in den Armen des Schlummergottes hinbrachten. Endlich, am vierten Tage nach unsrer Abreise von Kosseir, erblickten wir die langersehnte arabische Küste. Alle Pilger brachen bei diesem Anblick in einen Freudenjubel aus, der nicht ohne Ursache war, wenn man die Gefahren einer Schifffahrt auf einem so schlechten Fahrzeug, mit so unwissender Befehligung und Bemannung bedachte. Aber nicht nur die überstandene Gefahr, auch die Küste selbst, der heilige Strand des gelobten Arabiens, erregte in der Brust dieser Fanatiker freudige Gefühle. Da diese Gefühle jedoch hauptsächlich religiös-mystischer Natur waren, so äusserten sie sich theils in Gebeten und vor allem in langweiligen Predigten.

Auch Schich Mustapha hielt sich verpflichtet mir bei dieser Gelegenheit eine religiöse Rede zu halten, deren Inhalt ungefähr folgender war:

„O Maghrebi, du siehst das Land vor dir, von dem aller Segen ausgegangen ist, wo der Prophet Gottes, Allah segne ihn, gewirkt und gewandelt hat, wo Sidna Adam und Sittna Hauwa (Eva) sich auf dem Berge der Erkenntniss (Arafa) wiedergefunden haben, nachdem die gottverfluchte Iblis sie aus dem Paradiese vertrieben hat, wo Sidna Brahim (Abraham) und Sidna Smaïl (Ismaël) dem Herrn den Tempel der Kaaba erbauten, dieses glückselige Land siehst du vor dir. Danke Gott dafür und lobe ihn, bete, gieb Almosen und faste, o Maghrebi!“

Obgleich ich grade nicht geneigt war zu fasten,

so war ich doch genöthigt, diese fromme Rede mit gehöriger Andacht anzuhören. Glücklicherweise wurde der Schich verhindert, mit seiner Predigt fortzufahren und zwar durch einen für mich sehr interessanten Umstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Da seit ungefähr einer halben Stunde Windstille eingetreten war und wir nicht voranrückten, so hatte einer der Matrosen einen Versuch zu fischen gemacht, der vollkommen gelungen war. Er hatte nämlich einige sieben Exemplare des hier so häufigen, mir jedoch noch neuen, gehörnten Fisches, Chaetodon unicornis, welchen die Araber Abu Kron d. h. den Vater des Horns nennen, eingefangen. Dieser Fisch ist von seltsamer Gestalt, seine Flossen sind mähnenartig, sein Schweif entfaltet, mit zwei Ausläufern; das Horn steht grade zwischen den Augen und ist mit seiner Spitze nach unten gekehrt, also mehr ein Haken, als ein Horn. Sein Fleisch ist zähe und schlecht, trotzdem essen es die Araber, wenn auch nicht oft. Der Matrose, welcher diese Chaetodonen in einem Netze (dieser Fisch beisst nicht bei der Angel an) gefangen hatte, erzählte mir eine unglaubliche Geschichte von ihnen, die ich hier nur desshalb wiederhole, weil sie bei berühmten Naturforschern (z. B. Forskäl) Glauben gefunden hat, also wenigstens eine schon frühe verbreitete Fabel ist. Die Hornfische sollen nämlich einen sich aufs Meer niederlassenden Raubvogel, z. B. einen Seeadler, dadurch zu tödten im Stande sein, dass sie ihre Hörner in seine Klauen einstossen und da oft hundert solcher Fische diess zu gleicher Zeit thun, und dann in verschiedenen Richtungen davon schwimmen, so soll

der Raubvogel so in Stücke gerissen, gewissermassen geviertheilt werden. So lächerlich diese Geschichte auch scheint, so wird sie doch von allen Arabern geglaubt, ja, wie gesagt, ein bekannter dänischer Gelehrter, der Arabien im vorigen Jahrhundert mit Niebuhr bereiste, verschmähte nicht ebenfalls daran zu glauben. Dieser Fisch ist sehr gesellig und man findet ihn immer in Schaaren, oft von zwei- bis vierhundert.

Nachmittags am 24. Mai 1860 kamen wir in der Nähe der Insel Noaman, auch Neiman, Noman, Naman oder Nöman genannt, an: ein längliches Felseneiland, aus wagrecht gelagerten Korallenschichten bestehend, zum Theil mit niedrigen grünen Büschen bedeckt, welches einen ziemlich freundlichen Anblick bot und theilweise bewohnt schien. Auf dieser Insel soll die Kubba eines berühmten Heiligen sein, dem zu Ehren unsre Matrosen, die sehr fanatisch und besondere Heiligenverehrer waren, eine kleine Festlichkeit veranstalteten, welche hauptsächlich darin bestand, dass sie sich in einem Kreise herum setzten, religiöse Gesänge mit näselnder Stimme vortrugen und dabei Kaffee herumreichten, welcher letztere überhaupt oft zu Ehren der Heiligen getrunken wird. Dasselbe sollten sie von nun an fast täglich thun, da wir noch an vielen Heiligengräbern vorbeikamen, die alle von unsrer abergläubischen Schiffsmannschaft auf gleiche Weise verehrt und gefeiert wurden.

Ich glaube, dass Mannert*) Recht hat, wenn er diese Insel für das Ancu des Ptolemäos hält, dem

*) Mannert Geographie der Griechen und Römer VI, 1.

gegenüber an der arabischen Küste der Flecken Hippos vicus unweit des Hippos mons gesucht werden muss. Zu Edrissi's Zeit führte Ancu schon seinen heutigen Namen und war, wie uns dieser Scheriff erzählt, von Juden bewohnt.

Nach weiterer dreistündigen Fahrt liefen wir zum erstenmal in einen arabischen Hafen ein und zwar in den Mersa Eslam, welchen Niebuhr Salma Ukesaf nennt und der wahrscheinlich der Hafen des Hippos vicus des Ptolemäos war, während der Berg Hippos nach Mannert der heutige Dschebel Uwerend esch Schich sein soll, was mir jedoch nicht wahrscheinlich scheint, da dieser Berg zu weit südlich liegt. Mersa Eslam hatte früher eine gewisse Wichtigkeit, weil es als die Station, welche die Mitte des Pilgerweges zwischen Kairo und Mekka bezeichnet, vielfach zu einem mehrtägigen Ruheplatz benutzt wurde. Jetzt hat die Pilgerstrasse von Kairo nach Mekka ihre Wichtigkeit verloren, das bei Mersa Eslam im Innern gelegene Castell ist gänzlich verfallen und der kleine Ort ist kaum etwas andres, als ein elendes Beduinendorf, die hier in Kemli's wohnen, d. h. in Zelten, die nur aus vier in den Boden gesteckten Stäben, über die man ein Tuch spannt, bestehen und die folglich nur ein Dach, aber keine Wände haben. Hier ist die Gränze zwischen den Hauwäta und Bilia-Beduinen, von welchen letzteren schon Mersa Eslam bewohnt wird. Diese ersten Bewohner Arabiens, welche ich hier zu sehen bekam, waren zerlumpte, halbnackte Menschen, von höchst kläglichem Aussehen, und entsprachen folglich durchaus nicht dem Begriffe, welchen sich die alten Periegeten von Ara-

bern gemacht zu haben scheinen, wie z. B. der Paraphrasist des Dionysius, Rufus Festus Avienus, sagt:

Inde vero ditissimorum Arabum adjacet terra.

Alle alten Dichter machten sich übrigens die übertriebensten Ideen von dem Reichthum der Araber; so singt Tibullus (lib. IV, 15):

Possideantque metit quicquid bene olentibus arvis
Cultor odoratae dives Arabs segetis,
Et quascunque niges rubro de littore conchas
Proximus Eois colligit Indus aquis.

Unter den Muscheln, welche die Umwohner des rothen Meeres so reich gemacht haben sollen, sind hier vielleicht die Perlen zu verstehen, deren man noch jetzt an der afrikanischen Küste findet. Andere Dichter sprechen von den kostbaren Steinen, welche auf dem Grunde des rothen Meeres gefunden wurden, z. B. (Palinodia in Leone):

Non ego divitias Arabum rubrique lapillos
Aequoris insignes cupio.

Vielleicht werden unter diesen Steinen die Smaragde verstanden, welche der bei Berenice gelegenen Smaragdinsel ihren Namen gaben und die man ohne Zweifel einst aus den an der ägyptischen Küste befindlichen Smaragdbergwerken gewann. Andere haben geglaubt, die hier so häufigen Korallen seien jene Steine gewesen, ja das rothe Meer selbst habe seinen Namen von den Korallen bekommen. Agatharchides (de mari Erythraeo in Müllers Ausgabe Paris 1855) giebt jedoch vier andere Gründe an, warum dieses Meer Erythraeum „das rothe" genannt wurde, über deren Faulheit der kluge Leser selbst urthei-

len möge, wenn ich sie ihm hier aufführe. Diese Gründe sind:

1) Weil es von rother Erde und rothem Sand umgeben sei (was beiläufig gesagt nicht der Fall ist).

2) Weil die Sonne dort blutrothe Strahlen werfe. (!!)

3) Weil Perseus, der Besieger der Medusa, einen Sohn Namens Erythras (das rothe Meer heisst mare Erythraeum) gehabt, der hier gelebt und dem Meer seinen Namen gegeben habe.

4) Ein anderer Erythras, ein Perser soll hier ein Reich gegründet und dem Meer nach sich den Namen gewählt haben.

Agatharchides verwirft übrigens selbst die drei ersten Gründe, auch behauptet er, das Meer heisse nicht mare erythrum sondern mare Erythrae, folglich nicht das „rothe Meer".

Nachdem wir in dem ziemlich sichern Hafen von Mersa Eslam übernachtet hatten, setzten wir am Morgen des 4ten Du el Kada 1276 (25 Mai 1860) unsre Reise mit der Fahrt längs der arabischen Küste weiter fort. Diese ganze Uferstrecke strotzt von Korallenbänken, welche die Schifffahrt längs der Küste beim Sturm höchst gefährlich machen und auf denen selbst beim ruhigen Wetter die Schiffe nicht selten aufsitzen, wie uns dies denn auch begegnen sollte. Anders jedoch zu segeln, als der Küste entlang und zwar dieser so nahe als möglich, dazu ist kein Araber zu bringen. Bei seiner Unkenntniss der Nautik würde es auch für ihn die unangenehmsten Folgen haben, wollte er sich aufs offne Meer wagen, wovon die geringste ein ewiges Fehlsteuern und Sichverirren sein würde. Längs der Küste verirren

sich jedoch die arabischen Piloten nicht so leicht, da sie die einzelnen Gegenden theils an gewissen natürlichen, theils an den von ihnen selbst errichteten Landmarken erkennen. Sie brechen nämlich grosse Korallensteine ab, thürmen sie aufeinander und diese Thürme markiren die Ankerplätze. Die Inseln, die auch als Landmarken dienen und an denen hier kein Mangel ist, sind alle Korallenklippen und die Vorgebirge, die oft zackig ins Meer hinausragen, gleichfalls Korallenfelsen, welche auch den Eingang in die Häfen umgeben und oft nur eine ganz schmale Strasse freilassen, durch welche man in die sichere Bucht einfährt. Da im Sommer hier fast immer Nordwind herrscht und dieser nur selten so stürmisch auftritt, wie der im Winter wehende, vom indischen Meer kommende Südmonsun, so hatten wir bei unsrer südlichen Fahrt nicht nur günstigen, sondern auch angenehmen d. h. keine Seekrankheit erzeugenden Wind und wenn uns einmal ein kleiner Unfall begegnete, so war diess nicht der Ungunst der Elemente, sondern lediglich der Dummheit unsres Steuermanns und Schiffshauptmanns zuzuschreiben. Diese zwei im rothen Meere und im persischen Golf während ganzer Jahreszeiten vorherrschenden Winde scheinen übrigens schon von den Alten beachtet und bei ihnen fast sprichwörtlich angeführt worden zu sein, so sagt Dinysius in seiner Periegesis v. 929.

δίσση ζωσθεῖσα θαλάσση
Περσὶς Ἀραβίη τ᾽ ἄνεμον δέ τοι ἔλαχ ἑκάστη
Ἀραβίη ζεφύρου, Περσὶς δ᾽ εὔροιο κελεύθοις.

(Ein zweifaches Meer umgiebt Arabien, das persische und arabische: von jedem Meer kommt ein

verschiedener Wind, vom arabischen der West vom persischen der Südwind.)

Die Küste zieht sich zwischen Mersa Eslam und Stabel Antar, welche Häfen etwa zehn deutsche Meilen von einander entfernt sind, anfangs in südwestlicher, dann in südlicher Richtung hin. Da der Wind günstig war und wir wohl eine Meile in der Stunde zurücklegen konnten, so war es uns gegönnt, schon am Abend des vierten Du el Kada in die schöne Bucht von Antar einzulaufen. Diese Bucht dringt ziemlich tief in's Land ein und ist von Korallenfelsen und Korallenhügeln umgeben, welche auf ihren Rücken spärlichen Humus und einzelne Gewächse tragen, worunter ich bei einem kleinen Spaziergange, den ich Abends unternehmen konnte, einige mir noch neue Pflanzen bemerkte: z. B. die Pflanze, welche die Araber Lössak nennen (Glinus crystallinus Lin.) ganz am Boden haftend, deren weissliche Blüthen unmittelbar in den Stamm eingefügt sind und wie Warzen aus demselben hervorstehen und deren kleine Zweige blos ovale Blätter, keine Blüthen tragen; auch eine Art von Rosaria, mit unzähligen, kleinen, grünlich-weissen Blüthen auf einem Kelche beisammensitzend, dessen Kelchblätter sich in unregelmässigen Zacken ausbreiten, ebenso verschiedene Salsolaceen, wie die Salsola imbricata und inermis. Nach der von Rüppell hier gefundenen Muswatpflanze, (Pavetta longifolia) aus der die Araber Zahnstocher machen, die sie auch kauen, um mit dem scharfen Safte ihre Zähne zu reinigen, sah ich mich umsonst um; ich glaube, sie wächst tiefer im Innern häufig;

die Zahnstocher aus derselben sah ich öfters, sie sind übrigens nicht sehr gebräuchlich.

Stabl Antar, auch Istabel Antar genannt, soll seinen Namen von Antar, einem der berühmtesten arabischen Dichter*) der vor Mohamed lebte, führen, von welchem heute nur die allerwenigsten Araber mehr etwas wissen. Hier wohnen einige Beduinen und Fischer in Kemli's, auch wird ein kleiner Suk gehalten, auf dem sich die Pilger mit Lebensmitteln versehen. Wir verliessen diesen sichern Hafen um 6 Uhr Morgens am 5ten Du el Kada, segelten zwischen den Korallenfelsen an dem Vorgebirge von Antar vorbei und folgten dann in geringer Entfernung vom Lande dem Lauf der Küste nach Süden, bis wir um 1 Uhr Nachmittags in die $3^1/_2$ deutsche Meilen von Antar entfernte Bucht von Wedsch einliefen.

Wedsch, Widsch, Uedsch, Uidsch oder Udsch, mit englischer Schreibart Wedge und mit französischer Vedj geschrieben, dessen arabischer Name „das Angesicht" (Wedsch oder Udsch auch Utsch) bedeutet, ist ein kleiner Ort, dessen Benennung sich bei europäischen Geographen der verschiedenartigsten Schreibart erfreut, die ausser den ebengenannten Formen auch noch die von Wudscheh, Wosch, Wuschk, Widschah und Scherm Wisch gebrauchen. Da dieser Name vom Worte Wedsch, d. h. Angesicht, herkommt und wir die Aussprache dieses Wortes genau kennen, welche nur im Maghreb Udsch oder Utsch und sonst überall Wedsch lautet, so scheint es mir leicht, eine zugleich einfache und orthographisch richtige Schreibart

*) Von Hammer, Wiener Jahrbücher 1840, B. 92. p. 49.

ustellen, nämlich die von Wedsch, wobei freilich
merken wäre, dass hier das W wie ein englisches
leyoo, ausgesprochen werden muss, welches
ntlich zwischen dem deutschen W und U, was
ussprache betrifft, die Mitte hält.
Ich glaube, dass man in Wedsch das Phoenicon
tolemäos wieder erkennen kann, welches dieser
nter 26° 20′ der Breite angiebt und da der eng-
e Survey*) für Wedsch die nördliche Breite von
.3′ herausfand, und schon Mannert bemerkt,
an dieser Küste die Breitengrade des Ptolemäos
mer Weise mit den wirklichen beinahe zusam-
timmen, so scheint mir meine Meinung gerecht-
t. Phoenicon war, wie der Name ausdrückt,
scheinlich eine phönicische Niederlassung, von
ir jedoch nicht das geringste wissen. Ich sah
auch umsonst in Wedsch nach antiken Resten
deren Abwesenheit jedoch kein Gegenbeweis
1 die hiesige Lage von Phoenicon sein kann,
eser Ort nur eine Kome (Flecken) war und die
er der Eingebornen wohl nur aus Luftziegeln
nden, während die hier handelnden Phönicier in
n wohnten. Jetzt ist Wedsch ein ärmliches
welches aus nur wenigen niederen Hütten be-
, in denen arme Beduinen vom Bilia-Stamme
en. Diese guten Leute schienen noch ziemlich
dorben, wenigstens waren sie weniger betrüge-
als die Umwohner der übrigen Scherm (Häfen),
e gewöhnlich die armen Hadschadsch (Pilger)

Survey of the Red Sea by Moresby and Curless. Lon-
35.

auf's schändlichste ausbeuten. Hier konnten wir jedoch unsre Einkäufe zu sehr vernünftigen Preisen machen. Die Bilia-Beduinen hatten ganz vortrefflichen Honig auf den Suk (Markt) gebracht, der um einen Spottpreis zu haben war. Auch erneuerte ich hier meinen Wasservorrath, indem ich Ali mit meinen 20 lederüberzogenen Wasserflaschen nach dem $^1/_2$ deutsche Meile entfernten Brunnen schickte, zu welchem Zweck ich einen Esel miethete, für den und den ihn begleitenden Biliajungen ich die lächerlich wohlfeile Summe von einem Piaster (5 Kreuzer rheinisch) für den Gang zu zahlen hatte. Der Brunnen giebt vortreffliches Wasser, und liegt in der Nähe eines kleinen Forts, wo ein türkischer Onbaschi (Corporal) mit 10 Mann Garnison wohnen soll.

Bei Wedsch, welches wir am 6ten Du el Kada um 5 Uhr Morgens verliessen, beginnt ein Inseln-Archipelagus, der sich bis nach Bahir und Kasr el bent hinzieht und einige zwölf Inseln und noch viel mehr Klippen und Korallenbänke enthält, so dass die Schifffahrt hier sehr schwierig wird. Wir sollten diesen Archipel in zwei Tagen durchschiffen. Gegenüber von Wedsch, etwa zwei deutsche Meilen vom Ufer entfernt, sahen wir zuerst die Insel Richa oder Rega, (welche wahrscheinlich dieselbe Insel ist, die Niebuhr unter dem jetzt hier völlig unbekannten Namen Mekamerin anführt) denn die Inseln Abu Mölla und Murduma, Merduna auch Marduna genannt, in welcher letzteren man die Dämonen-Insel des Alterthums erkennen will, weil sowohl ihr arabischer Name als die vielen Sagen, welche von ihr im Volksmunde umgehen, eine solche Deutung zu rechtfertigen scheinen, ob-

gleich die wirkliche Dämoneninsel der Alten unzweifelhaft viel weiter südlich und zwar dem Ras Mustura gegenüber, etwa unter dem 23. Grad, gesucht werden muss. Die Insel Murduma ist nur ein schmaler, etwa 250' hoher Korallenfels, auf dem kein Humus und folglich keine Pflanzendecke zu erblicken war. Dieser vermeintlichen Dämoneninsel gegenüber liegt am Festlande der Scherm Abban, welcher ein guter Ankerplatz, nur leider von den grössten Haramin (Spitzbuben) von Beduinen umwohnt sein soll.

Als wir bei Scherm Abban vorbeisegelten, benutzte der Mokkadem, unser stets faulenzender Schiffsleutenant, diese schöne Gelegenheit, um uns eine unglaubliche Geschichte zu erzählen, welche sich daselbst zugetragen haben sollte. Vor etwa zehn Jahren wäre in Scherm Abban ein gottverfluchter Inklis (Engländer) angekommen, und von den dortigen Beduinen ermordet worden, entweder aus Raubsucht, oder, weil sie befürchteten, der schändliche Ketzer wolle Mekka und Medina besuchen und diese geweihten Städte durch seine unheilige Gegenwart schänden. Kaum war der Inklis todt, so fiel es einem Beduinen ein, dessen Bauch zu öffnen, da nämlich die meisten Araber glauben, dass alle Reisenden Goldstücke verschlucken und man fand, so erzählte unser Mokkadem, wirklich den Bauch des Engländers mit Guineen angefüllt. Seitdem, so meinte unser Erzähler, wäre die Raubsucht dieser Beduinen auf's Doppelte gestiegen. Freilich habe es keine Inklis mehr gegeben, die Scherm Abban besuchten, dafür hätten aber dessen Bewohner es schon mehrmals versucht, ob die Bäuche von gläu-

bigen Moslems nicht auch Goldstücke enthielten, wie mehrere hier mit aufgeschlitztem Leib gefundene Leichen bekundeten. Ich hatte schon ähnliche Geschichten in Algerien gehört, wo die Kabylen auch glauben, dass die Reisenden Gold im Bauche tragen, sie aber nur mit Gewalt purgiren lassen und nicht tödten sollen. Ob diesen Fällen ein Minimum von Wahrheit zu Grunde liegt, lasse ich dahingestellt. Natürlich glaubten meine Reisegefährten diese Erzählung wie ein Evangelium, denn was glaubt ein Araber nicht alles?

Die vierte Insel, welche wir in diesem Archipel antrafen, war die des Schich Hassan Marabut, so genannt, weil hier ein grosser Heiliger als Einsiedler lebte, starb, begraben wurde, und jetzt von der abergläubischen Menge verehrt wird. Als wir auf der Höhe der Marabutinsel ankamen, liessen es unsre Matrosen nicht an frommen Gesängen fehlen, wozu Kaffee herumgereicht wurde und endlich hielt der geschwätzige Mokkadem einen Vortrag, welcher die Geschichte des Heiligen zum Gegenstande hatte. Dieser Schich Hassan Marabut scheint ein Fischheiliger gewesen zu sein, denn ähnlich wie der heil. Antonius von Padua seine Fischpredigt hielt, und dadurch ganz besondern Einfluss auf die Bewohner des Meeres gewann, so hatte auch Schich Marabut sich dieselben dienstbar zu machen gewusst. Täglich kamen die Fische zum Heiligen und stellten sich zu seiner Verfügung, ja einige dieser seiner beflossten Unterthanen waren so gefällig, sich selbst in die Bratpfanne des Heiligen zu legen, und schienen sich glücklich zu schätzen, von demselben verzehrt zu

werden. Der Heilige führte das schönste Leben von der Welt, er hatte Fische vollauf zu essen und nicht einmal die Mühe des Fischens. Aber dieser schöne Zustand sollte leider nicht fortdauern. Einmal ward nämlich des Heiligen Herz durch den Gehorsam und die Selbstaufopferung der ihm untergebenen Fische so gerührt, dass er beschloss, denselben eine Predigt zum besten zu geben, welche er, als guter Moslem, natürlich mit dem Bekenntniss begann, dass es nur einen Gott gebe und dass Mohamed sein Prophet sei. Aber, o Wunder! Kaum hatte Schich Marabut diese Worte gesprochen, als alle Fische anfingen, dieselben im Chorus zu wiederholen. Da nun jeder, welcher diess Glaubensbekenntniss ausspricht, als Muselmann betrachtet wird, so waren die Fische alle plötzlich Mohamedaner geworden. Sie waren folglich die Glaubensgenossen des Heiligen und durften von diesem nicht mehr verzehrt werden. Man sagt, Schich Marabut habe seine unzeitige Predigt bereut, sich aber endlich durch andere Wunder getröstet, die zu erzählen natürlich Foliobände kaum ausreichen würden. Ob Schich Marabut jemals gestorben ist, weiss man nicht, obgleich man sein Grab zeigt; aber diess beweist nichts, da bekanntlich muselmännische Heilige die Eigenschaft haben, ihren eignen Körper zu verdoppeln und so ist es recht gut möglich, was unser frommer Mokkadem behauptete, dass der Heilige zugleich begraben und zugleich lebendig ist.

Gegen Abend, da der Wind plötzlich aufgehört hatte und wir verzweifelten, noch einen südlicheren Ankerplatz zu erreichen, mussten wir uns wieder

nordwärts wenden und liefen endlich in den kleinen Hafen Scherm Menbur (von europäischen Reisenden bald Mnebir bald Menaiburra genannt) ein, wo wir einen ziemlich guten Suk fanden und übernachteten. Dieser Hafen soll nur selten besucht werden. Die Küste ist hier sehr kahl und trägt fast gar keine Vegetation, ich bemerkte nur einige Tumampflanzen (Panicum dichotomum), welche als Kameelfutter dienen, aus denen man auch Strohhütten macht.

Am 7. Du el Kada setzten wir unsern Weg durch das gefahrvolle Klippenlabyrinth weiter fort; wir befanden uns immer noch in der Nähe der Schich Marabut Insel, welche Gelegenheit von unsern abergläubischen Matrosen benutzt wurde, um in einem kleinen Nachen Geschenke, aus Victualien bestehend, für den Heiligen, d. h. die Hüter seines Grabes, abzuschicken. Wir warteten wohl vier Stunden bis die Deputation zurückkehrte und segelten dann gegen Mittag an der Insel Um-er-Ruma vorbei, welche gegen die andern einen angenehmen Contrast bot, indem sie ganz von Strauchwerk bedeckt erschien, welches auf dem Korallenfels sonst nur selten Wurzel fasst. Diese Insel ist, wie Müller in seinen Noten zu den Geographi Graeci minores behauptet, wahrscheinlich die Timagenis Insula des Ptolemäos, welche von Mannert jedoch in der beinahe einen Grad südlicher gelegenen Hassania gesucht wird. Mir scheint indessen Müllers Ansicht gerechtfertigt, da nach der Angabe des Ptolemäos die Timagenisinsel dem Chersonesus und dem Flecken Rhaumatus ungefähr gegenüberlag, was genau auf das dem Eiland Um-er-Ruma gegenüber liegende Vorgebirge Ras Rharkuma

passt. Die Lage des Pagus Rhaumatus wage ich nicht genau zu ermitteln. Mannert hält ihn für das viel weiter südlich gelegene Mahar, doch, wie gesagt, Mannerts Angabe scheint mir hier der Müllers weichen zu müssen, welcher freilich die Lage von Rhaumati vicus nur ungefähr bestimmt, das einzige, was man wohl hier thun kann. Das Ras Rharkuma und nicht, wie Mannert behauptet, das Ras sebba Rus, das siebenspitzige, viel südlicher gelegene Vorgebirge, scheint mir die Chersonesus extrema der Römer zu sein und zwar einestheils, weil die Breitengrade des Ptolemäos hier genau mit den wirklichen zusammenstimmen (was ja selbst nach Mannert an dieser Küste der Fall sein soll), indem der Alexandriner 25° 20′, als die Breite von Chersonesus extrema, angiebt und die von Ras Rharkuma etwa 25° 30′, sein dürfte, anderntheils weil anzunehmen ist, dass, da der griechische Geograph an dieser ganzen Küste nur ein einziges Vorgebirge angiebt, er jedenfalls das bedeutendere, am meisten in die Augen fallende gewählt haben wird, was gewiss Ras Rharkuma und nicht das unbedeutendere Ras sebba Rus ist.

Etwas südlich von der antiken Timagenis sahen wir eine flache, ziemlich kahle und von zahlreichen Klippen umragte Insel, Moschabija genannt, auf welcher einige Fischer vom Stamme der et Tämi oder Höttämi wohnen sollen.

Nachmittags segelten wir noch an einigen andern Inseln, als deren Namen man mir Um el Melk, d. h. die Reiche, el Hamra, d. h. die rothe und el Ukadi, d. h. der Zauberknoten, nannte. Die altarabischen Zauberinnen pflegten nämlich auf Knoten, die von

Fäden geknüpft waren, zu blasen und dadurch das Schicksal des Menschen auf irgend eine mysteriöse Weise zu beeinflussen. Die Sure des Morgenrothes, eine der bekanntesten des Korans, enthält ein Gebet gegen den bösen Einfluss dieser Knotenbläserinnen. Warum diese Insel den geheimnissvollen Namen „der Zauberknoten" führt, war mir eben so unklar, als warum ihre beiden Schwestern die Benennungen „die Reiche" und „die Rothe" trugen, da sie weder fruchtbar, noch von röthlichem Gestein gebildet waren, denn der Korallenfels sieht hier meist schwarz aus. Durch unsern Aufenthalt in der Nähe der Insel Schich Hassan Marabut verspätet, kamen wir heute nicht weiter als in den Scherm Rhabra, welcher vielleicht derselbe ist, den Niebuhr Gabrin nennt, obgleich er ihn etwas zu nördlich angiebt. Dieser Scherm bot einen nur mittelmässigen Ankerplatz. Er soll beim Süd- und Südwest-Monsun gar keinen Schutz gewähren. Die Gegend fing jedoch hier an etwas mehr landschaftliche Schönheiten darzubieten, indem der ziemlich nahe Dschebel Haura sich in anmuthigen Umrissen am Horizonte abzeichnete und die näheren Hügel von einer bunteren Pflanzendecke gekrönt schienen. Nicht weit vom Strande fand ich Büsche von Heliotropum europaeum, woran Kameele weideten, die dieses Futter besonders lieben. Die sie begleitenden Araber waren ungefähr das wildeste und barbarischste Gesindel, welches ich je gesehen habe. Sie gingen halb nackt, d. h. das Aermelhemd, welches sie trugen, war so zerfetzt, und mit so grossen Lücken versehen, dass es weit besser gewesen wäre, wenn sie ohne Hemd

gegangen und sich nur des adamitischen Feigenblattes bedient hätten, wenigstens hätte dieses dem Anstand nothdürftig genügt, was das lückenhafte Aermelhemd keineswegs that. Doch der Anstand (wenigstens was wir unter Anstand verstehen) ist bei einem Volke, bei dem die Frauen den Hausthieren gleich gelten, natürlich nicht ein tiefgefühltes Bedürfniss.

Am 8. Du el Kada segelten wir durch die von zahlreichen Klippen strotzende Bucht von Haura, am Fusse des Dschebel Haura, den Niebuhr Hawen nennt. Im Grunde dieser Bucht sollen nach Wellsted (Reise nach Arabien) antike Reste, Säulen und dergleichen zu sehen sein, was einige Geographen und Orientalisten wie Ritter, Gosselin, Quatremère, zur Vermuthung gebracht hat, dass diess die Reste von Leuce come, was nach Ritter mit dem Auara des Ptolemäos identisch wäre, sein möchten. Ich that mein möglichstes, um etwas von diesen Ruinen zu erfahren und fand auch wirklich einen Araber, der etwas ähnliches dort gesehen haben wollte, doch sagte er ausdrücklich, dass es die Ruinen eines arabischen Schlosses aus der Zeit der Sahab en Nebbi (der ersten Chalifen) seien. Vielleicht sind es die des von Edrisi erwähnten Hawra, das auch Isstachri anführt. Ich kann die Möglichkeit, dass hier einst eine Stadt Namens Hawra gelegen habe, deren wahrscheinlich arabische, möglicherweise ältere Ruinen man noch sehen soll, natürlich nicht in Abrede stellen, da ich über die hier befindlichen Trümmer nicht als Augenzeuge urtheilen kann. Zwei Dinge aber scheinen mir völlig klar, erstens, dass diese

Ruinen nicht die Stelle des Auara des Ptolemäos einnehmen, dann dass Auara und Leuce come keineswegs identisch waren. In der That giebt Ptolemäos sein Auara beinahe unter dem 30. Grade an und da wir gefunden haben, dass auf dieser Küste die Breitengrade des Alexandriners beinahe mit den wirklichen übereinstimmen, so wäre es lächerlich, anzunehmen, dass er sich für diesen einzigen Punkt, der somit aus allem Zusammenhang mit den andern gerissen würde, um volle 5 Grade geirrt habe. Ist Haura das Auara des Ptolemäos, dann muss die ganze bisher angenommene Ortsbestimmung der antiken Städte an dieser Küste um volle 5 Grade verrückt werden, dann kommt Jambia vicus statt nach El Imbu an die Stelle von Dschedda und Badeo regia muss in Jemen gesucht werden. Nein! Haura und Auara haben nichts gemein, als ähnlichklingende Namen, wie solche so leicht irre führen können und schon oft zu den lächerlichsten Fehlern Anlass gegeben haben. Ein anderer Beweis dafür, dass Auara nicht an der Stelle des heutigen Haura lag, scheint mir darin zu liegen, dass jenes Auara, welches der Kirchenschriftsteller Nilus Doxapatrius*) Avara nennt, von diesem zur Zeit des 5. Jahrhunderts als ein Bisthum angeführt wird. Als solches stand es unter dem Metropolitan von Bostra, der kirchlichen Hauptstadt der Arabia petraea, deren weltliche bekanntlich Petra war. Nun hat man aber nie etwas von Bisthümern in einem andern Theil Arabiens, als

*) Siehe Assemanus Dissertatio de Syris Nestorianis, Rom, in der Propaganda 1728.

in der römischen Provinz Arabia petraea und vielleicht in einzelnen Gegenden der Arabia deserta, gehört. Im heutigen Hedschas, d. h. im nördlichen Theil der Arabia felix, in dem doch Hawra liegt, gab es gar keine Bisthümer. Die römisch-christliche Herrschaft, welche überall Bisthümer errichtete, erstreckte sich im 5. Jahrhundert wohl nie südlicher, als bis zum 29. Grade nördlicher Breite, unter welchem nach Ptolemäos Auara lag, so dass also das Avara der Kirchengeschichte immer noch eines der südlichsten Bisthümer in Arabien war. Alle historischen Begriffe würde es aber verwirren, wollte man annehmen, dass unter dem 24. Grad der Breite unter dem Haura liegt, damals in Arabien ein Bisthum bestanden habe. Was ferner die vermeintliche Identität von Auara mit Leuce come betrifft, so wird diese auf den Umstand begründet, dass Haura, welches also das alte Auara sein soll, im arabischen „die weisse" bedeutet. Diese Etymologie ist jedoch überaus faul. Das arabische Wort „Hur" bedeutet „weiss" nur in einem Falle, nämlich um die blendende Weisse im menschlichen Auge gegenüber der Schwärze des Augensterns hervorzuheben; ja „Hur" kann, wie der Kamus*) sagt, eben so gut „schwarz" bedeuten und dann die Schwärze des Augensterns gegenüber der Weisse des Auges bezeichnen. Die Ableitung des Namens Haura von Hur ist desshalb mehr als unwahrscheinlich und dadurch fällt einer der Haupt-

*) The Kamoos, London 1800. Siehe auch Freytag, Lexicon arabico-latinum ad litteram ح; ebenso Kasimirsky Dictionnaire arabe-français, Paris 1853.

stützpunkte der Ansicht, dass Auara Leuce come sei, zu Boden. Ausserdem scheint es mir, dass solche Namen, wie Leuce come, welche einem Orte die Bezeichnung einer Farbe beilegen, viel wahrscheinlicher sich auf etwas die Stadt und ihre Häuser unmittelbar betreffendes, wie z. B. eine weissliche Bausteinart oder einen weissen Anstrich der Gebäude beziehen, als auf etwas der ganzen Gegend gemeinsames, wie z. B. die weissen Felsen, welche im Hintergrunde dieses Küstenpanorama's liegen sollen oder die theils zu Ufersand und Steingeröll zerriebenen, theils noch in compacter Form vorhandenen weissen Kalksteine, welche am Meeressaum vorhanden sein können. Im erstern Falle, der mir der wahrscheinlichere dünkt, würde ein Ort im Laufe der Zeiten den Beinamen seiner Farbe sehr leicht verlieren und diess ist wohl mit Leuce come der Fall gewesen, entweder dass die von weissem Stein gebauten Häuser einstürzten oder dass die Farbe der blos geweissten Häuser verwitterte. Was bliebe aber in diesem Falle für ein Name für Haura übrig? Darüber wird man sich erst entscheiden können, wenn man den Beweis geführt haben wird, dass an der Stelle des heutigen Haura, das ohnehin jetzt kein Ort mehr ist, sondern nur eine Lage bezeichnet, im Alterthum eine Stadt oder ein Flecken gelegen habe, was erst dann geschehen wird, wenn es einem Europäer gelingen sollte, hier zu landen und die hier befindlich sein sollenden Ruinen zu sehen.

Was übrigens das Auara des Ptolemäos und Stephanus Byzantinus betrifft, so ist es wahrscheinlich, dass es gar nicht am Meere lag, da der Alexan-

driner es ausdrücklich zu den Binnenstädten rechnet und die Stadt Elana, am äussersten Ende des elanitischen Golfes, viel südlicher als Auara lag, so dass in der Breite von Auara gar kein rothes Meer mehr vorhanden war.

In dem Insel- und Klippenarchipel weiter segelnd, kamen wir Nachmittags an den Inseln edsch Dschädri, welcher Name sonderbarerweise „die Kinderblattern" bedeutet und Addun vorbei und liefen Abends im Hafen der Hassaninsel oder Hassania vor Anker. Dieses schöne Ziel sollten wir jedoch nicht erreichen ohne vorher dem gefahrvollen Klippenlabyrinth und Inselchaos unsern Tribut gezahlt zu haben.

Schon der Periplus des rothen Meeres, welcher fälschlich dem Arrian zugeschrieben wird, erwähnt die vielen Klippen, die schlechten Häfen, die gefahrvolle Küstenfahrt in diesem Theile des arabischen Meerbusens (*ἀλίμενος ἡ χώρα καὶ δύσορμος καὶ ἀκάθαρτος ῥαχίαις καὶ σπίλοις ἀπρόσιτος καὶ κατὰ πάντα φοβερά*). Um die vielen Korallenbänke umfahren zu können, pflegt man einen Matrosen auf den Mastbaum zu schicken, der nach der bald helleren, bald dunkleren Farbe des Meerwassers die Korallenbänke unterscheidet und dem Steuermann anzeigt, wo und wann man sich in der Nähe einer solchen befindet. Diese Vorsichtsmassregel hatten wir zwar auch gebraucht, aber unser Späher besass nicht die Augen eines Argus und die Folge seines schlechten Gesichts zeigte sich nur zu bald.

Es mochte etwa 3 Uhr Nachmittags sein, als die „Mutter des Friedens" plötzlich auf einer Korallenbank sitzen blieb und zwar so fest, dass es schien,

als wäre sie angenagelt. Man kann sich denken, welch ein Wirrwarr nun an unserm Bord entstand. Frauen heulten, Männer fluchten, alle liefen zweck- und rathlos durcheinander, der Nachada und der Mokkadem verkrochen sich in irgend einem Winkel, entweder, dass man sie nicht auffordere jetzt energisch zu handeln, oder um den wohlverdienten Vorwürfen zu entgehen. Die Matrosen zitterten vor Angst, Kinder schrieen, der alte Schich Mustapha betete in nervöser Eile seinen Rosenkranz einmal über das andere Mal krampfhaft ab, alles schien einem baldigen Untergang entgegenzusehen und diess hätte vielleicht auch unser Schicksal sein können, wäre das Meer, statt vollkommen ruhig, stürmisch oder auch nur aufgeregt gewesen. Dann hätten einige kräftige Wellenstösse genügt, um die „Mutter des Friedens" auf der Korallenbank in tausend Stücke zu zerschmettern und die Hadschadsch (Pilger) wären wohl zum grössten Theil ertrunken, da wir gerade, obgleich mitten im Inselarchipel, doch etwa eine Stunde von irgend einem Lande entfernt waren und die meisten Hadschadsch nur höchst unvollkommen Meister im Schwimmen waren. Von den Aegyptern können nämlich gewöhnlich nur die Fellahin schwimmen. Glücklicherweise war jedoch die See glatt wie ein Spiegel und nachdem alles eine Zeit lang gewehklagt und rathlos dem Untergang der Welt entgegen gesehen hatte, fiel es einem der Türken, dessen grosser, schaudererregender Schnurrbart etwas mehr männlichen Sinn verrieth, als bei der übrigen feigen Bande zu suchen war, ein, dass man ja etwas zu unsrer Rettung thun könne. Einige

zwanzig Kerle, so rieth er, müssten auf diese Korallenbank niedersteigen und das Schiff mit ihren Schultern fortstossen. Da es noch nicht volle Ebbe war und die Korallenbank, wie alle diejenigen, welche nicht durch vulkanische Kräfte gehoben sind, nur den tiefsten Stand des Wassers zur Ebbezeit erreichte (die Korallen bauen bekanntlich nie über dem Wasser), so musste man sich darauf gefasst machen, bis an die Kniee, ja stellenweise bis an die Schenkel Wasser zu haben, was manche abschreckte, während andere sich vor Abgründen, selbst vor vermeintlichen Seeungeheuern fürchteten. Endlich gelang es uns, den Schiffshauptmann aus seinem Versteck hervorzuholen und ihn zu bewegen, das Rettungsmanöver zu commandiren. Die Matrosen wollten zwar lange nicht daran, in's Wasser zu springen, weil sie behaupteten, die Korallenbank sei von einem Dschin behext. In Wirklichkeit fürchteten sie sich aber vor den vielen feinen Zacken und Spitzen der Korallen, welche dem, der auf eine Korallenbank tritt, die ganze Fusshaut schinden und zerreissen. Da ihnen jedoch sowohl die beiden Türken, als die drei Neffen meines Freundes Schich Mustapha, mit dem Beispiel vorangingen und in voller Adamsuniform in's Meer sprangen, so entschlossen sie sich endlich und nach etwa einer halben Stunde waren im ganzen über zwanzig Männer beschäftigt, das Schiff flott zu machen, was denn auch endlich gelang. Leider konnte ich nicht an diesem Manöver theilnehmen, weil es Aufsehen erregt hätte, wenn ich nicht auch, wie die andern, völlig entkleidet in's Meer gesprungen wäre, was ich nicht thun durfte,

um mich nicht als unbeschnittenen Kafir zu verrathen. So kam es, dass ich unverdienter Weise in den Ruf der Furchtsamkeit kam. Wer letztere jedoch im höchsten und lächerlichsten Grade zur Schau getragen hatte, das war der zum Ankauf weisser Sklavinnen nach Medina und Mekka abgeschickte kairinische Eunuche gewesen. Dieser wurde erst eine Stunde, nachdem schon alle Gefahr vorbei war, von seinem Diener, auch einem Neger, entdeckt und wo fand man ihn? Mitten zwischen den Frauen, vor ihren Füssen auf dem Boden liegend, wehklagend und heulend und sein Haupt unter der Schürze einer alten Negerin versteckt. Selbst die Weiber fanden seine Feigheit jetzt lächerlich, obgleich sie selbst vorher vor Furcht ein wahres Concert armer Seelen im Fegefeuer angestimmt hatten, doch nun schienen sie sich erholt zu haben und trösteten den Eunuchen mit ironischen Redensarten wie: „Keine Furcht mein Röschen! mein Herzblättchen! Richte dein schönes Köpfchen doch wieder empor, mein Morgenstern!“ und dergleichen mehr, was der Neger gar nicht zu hören schien, was aber das übrige Publikum höchlichst ergötzte. Endlich wurde der Eunuche aus diesem selbst für ihn unpassend erachteten Aufenthalt hervorgezogen und der männlichen Gesellschaft, zu der er dem Namen nach gehörte, wiedergegeben.

Nun war man wenigstens eine Stunde lang damit beschäftigt, die zahlreichen Fusswunden zu verbinden, welche sich unsre Erretter auf der elenden Korallenbank geholt hatten. Einer von den Türken war in einen Ritz zwischen zwei Korallenblöcke hin-

eingeglitten und hatte sich nur mit einem völlig, bis in die Höhe des Schenkels geschundenem Bein herausziehen können, so dass er jetzt einen kläglichen Anblick bot. Keiner war unverletzt aus dem Wasser herausgekommen, was die grosse Scheu unsrer Matrosen, auf Korallenbänke zu springen, wohl rechtfertigte.

Die schöne Insel Hassania, die einen ziemlich sichern Hafen besitzt, in welchem wir übernachteten, ist eine der südlichsten, und die grösste des ganzen Inselarchipels, den wir von seinem nördlichen Ende an jetzt ganz durchsegelt hatten. Diese Insel unterscheidet sich von den andern derselben Gruppe nicht nur durch ihre Grösse und Höhe, indem sie wohl zwei deutsche Meilen lang, beinahe ebenso breit ist und an ihrer Südspitze einen etwa 600′ hohen Berg trägt, sondern sie wird auch, zum Theil wenigstens, von anderem Gestein gebildet, indem ich hier, ausser dem Korallenstein, auch noch Granit erblickte, was einem Geologen schliessen lassen möchte, dass Hassania älteren Ursprungs, als die sie umgebenden Koralleninseln sei, die wohl erst lange nach der Festsetzung des primitiven Gesteins durch Erhebungskrater über die Meeresfläche emporgeschoben wurden. Hier war es uns gegönnt, unsern Wasservorrath zu erneuern, obgleich das Wasser nicht so gut war als das, welches wir bei Wedsch gefunden hatten. Die ganze Insel soll nur diese einzige Quelle haben, welche unweit des Strandes in der Nähe eines Dorfes von et Tämi-Fischern liegt, die jetzt die einzigen Bewohner der Hassania sind, während im Mittelalter nach Edrissi hier Nachkommen des Imams Hassan,

Sohn des Chalifen Ali, des Schwiegersohns des Propheten, gewohnt haben sollen, von welchem Hassan dann auch die Insel den Namen Hassania bekommen hätte. Im Alterthum hiess sie wahrscheinlich Zygaena, unter welchem Namen sie Ptolemäos erwähnt, dessen Breitenangabe (25°) mit der wirklichen Breite der Hassania, die nach Moresby 24° 57′ ist, beinahe ganz übereinstimmt. Mannert hält die Hassaniainsel für die Timagenis des Ptolemäos, die, wie wir oben gesehen haben, mit Wahrscheinlichkeit in der Insel Um-er-Ruma erblickt werden kann. Sonderbarerweise hat der alte Name der Hassania, Zygaena, die Bedeutung „der Hammerfisch", was anzudeuten scheint, dass schon im Alterthum Fischfang und Fischverkauf hier blühten, ganz wie heute, da die hier wohnenden et Tämi nicht nur die benachbarten Häfen des Festlandes mit frischen Fischen versehen, sondern auch grosse Vorräthe von gesalzenen Fischen nach Aegypten und besonders nach Kairo ausführen, wo die gesalzenen Macrelen aus Hassania besonders geschätzt werden. Nach Müller (Geographi Graeci Minores) hiess Zygaena bei den Alten auch Assima, dessen Namen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem heutigen Hassania hat, so dass man annehmen könnte, dass dieser aus jenem entstanden sei und man erst später daran die Bedeutung des mohamedanischen Namens Hassan geknüpft habe.

Ich blieb in Hassania nur kurze Zeit am Lande, konnte also nicht die nach Wellsted hier vorhandenen Ruinen besuchen, da meine Reisegefährten für die Inselbewohner eine grosse Verachtung hegten,

welche für Ketzer gelten, und nicht mit ihnen verkehren wollten, was sie am Lande vielleicht kaum hätten vermeiden können. So schifften wir uns nach eingenommenen Vorräthen wieder ein und brachten den ganzen Abend an Bord zu, wo unsre Matrosen eine Festlichkeit veranstaltet hatten, um unser glücklich gelungnes Durchsegeln des gefährlichen Klippenarchipels nördlich von Hassania zu feiern. Zu diesem Zweck hatten sie einen Ziegenbock geschlachtet, der halb gebraten verzehrt wurde und wovon man der ganzen Schiffsgesellschaft Stücke anbot. Nur den wenigsten jedoch glückte es, diese Speise geniessen zu können; die meisten gaben es nach fruchtlosen Versuchen, sich an dem lederharten Fleisch dieses uralten Bockes die Zähne auszubeissen, endlich auf und begnügten sich mit einer weniger frommen Speise, als der zu Ehren eines Heiligen geschlachtete Bock war.

Der Abend des 9ten Tages des Pilgermonats Du el Kada (es giebt 3 Pilgermonate Schual, Du el Kada und Du el Hödscha) brachte uns von der Hassaninsel nach Scherm Mahar, nachdem wir den ganzen Tag ein von dem hohen Berg Rhadua beherrschtes, anmuthsvolles Küstenpanorama zu unserer Linken gehabt hatten. Der Berg Rhadua, an dessen Fusse nördlich von Mahar ein kleiner Hafen Namens Scherm Schab liegt, wird dieses Hafens wegen auch zuweilen Dschebel Schab genannt, in welchem Namen man grosse Aehnlichkeit mit dem *Χάβινος* des Diodor (III, 44) erkennen will, der allerdings in dieser Gegend lag. Wenn übrigens der Rhadua wirklich der Chabinus ist, so muss man auf seinem Gipfel noch

Trümmer jener drei kolossalen Tempel finden, die nach Diodor auf seiner höchsten Spitze lagen und Gottheiten gewidmet waren, welche die Griechen nicht kannten. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass diese Tempel aus Luftziegeln erbaut waren und desshalb keine dauernden Spuren hinterliessen. Ich konnte jedoch, so sehr ich mich auch danach erkundigte, nichts von der Existenz solcher Trümmer hören.

Ich fand den Hafen Mahar eng und unbequem, worauf man gar nicht durch seine schöne, geräumige Einfahrt vorbereitet war. Auch konnte man hier nur sehr schlechtes Wasser bekommen, so dass ich es vorzog, meinen Vorrath gar nicht zu erneuern. In Mahar besuchte ich mit Ali ein arabisches Kaffeehaus, welches von einem Beduinen vom Dschehina-Stamme, deren Gebiet hier anfängt, gehalten wurde. Wir sassen kaum eine Viertelstunde daselbst, als ein Schlangengaukler, ähnlich den Issauah im Maghreb und den antiken Psyllen, eintrat und einige sehr gewagte Kunststücke mit einem Exemplare von Coluber niger ausführte. Obgleich ich diese Schlange kannte und folglich wusste, dass ihr Biss nicht immer tödte, sondern gewöhnlich nur Geschwulst und Krankheit verursache, so konnte ich doch nicht umhin, die Kühnheit des modernen Psyllen anzustaunen. Mein Erstaunen wuchs jedoch und war von nicht geringem Ekel begleitet, als ich jetzt sehen musste, wie er die Schlange zu verzehren anfing und zwar auf eine höchst originelle und für ihn nicht ungefährliche Weise. Er begann nämlich mit dem Schweif der noch lebendigen Schlange, den er in den Mund nahm,

zerbiss und dann von rückwärts nach vorn vorschreitend, einen Theil des Thieres nach dem andern sich in den Mund steckte, zerkaute und aufass, bis er zuletzt beim Kopfe anlangte und auch diesen verzehrte. Den oberen Theil der Schlange hielt er, während er den untern im Munde hatte, nicht etwa mit den Händen fest, wie man vielleicht denken möchte, sondern liess ihn völlig frei um sich hängen, so dass das in den Schweif gebissene Thier sich in seiner Wuth am Körper des es zerbeissenden und verzehrenden Gauklers wand und herumschlang und diesem hundert blutige Wunden beibrachte, aus denen der rothe Saft in Strömen auf den Boden herabfloss. Da auf diese Bisse keine Geschwulst erfolgte, so schloss ich, dass die giftigen Speicheldrüsen dieser Coluber niger zerstört sein mussten. Die Zuschauer glaubten natürlich alle an ein Wunder unter dem Einflusse irgend eines Heiligen. Sie waren zu unwissend, um die Gattung der Schlange zu erkennen und hielten sie für eine der giftigsten. Von dieser Schlangenart erzählte man mir hier folgende Fabel: dieselbe sei im Stande, den Körper des Kameeles von einem Ende zum andern durchzupassiren, wo man dann die Wunde mit glühendem Eisen brennen müsse, in welchem Falle das Kameel keinen Schaden haben würde.

Am 10. Du el Kada verliessen wir Mahar, in dessen Süden wir das siebenspitzige Vorgebirge, das Ras Sebba Rus umsegelten, welches nach Mannert die Chersonesus extrema des Ptolemäos sein soll, aber wohl mit mehr Recht für einen Ausläufer des Lämon

Oros (*Λαιμὸν ὄρος*) des Agatharchides*) gehalten wird. Diesen Lämon Oros selbst können wir in dem Dschebel en Nebbi, d. h. dem Berg des Propheten wiedererkennen, welcher einen Theil des grossen Rhaduagebirges (des Mons Chabinus) bildet und unmittelbar am siebenspitzigen Cap die Küste beherrscht. Höchst wahrscheinlich wollte auch Diodor (III, 43) den Lämon oder Dschebel en Nebbi beschreiben, wenn er sagt, dass beim Hafen Charmuthas (Scherm Imbu) sich ein grosser bewaldeter Berg erhebe, dessen Namen er übrigens nicht nennt, vielleicht weil er ihn nur als einen Theil des von ihm erwähnten Chabinus ansah. Der Name Ras Sebba Rus ist ein in arabischer Geographie sehr häufiger, z. B. kommt er in der Algerie einige fünfmal vor, und man verbindet damit keine bestimmt definirende Bedeutung, am wenigsten die wörtliche, dass der Berg gerade sieben hervorragende Spitzen habe. Das Wort sieben steht hier als runde Zahl oder als heilige Zahl, wie man will und bedeutet weiter nichts als „viel". Ebensogut würde man in Europa von einem hundertspitzigen Gebirge sprechen. Der Orientale liebt aber die Anspielung auf die ihm heilige Siebenzahl. So wäre auch nichts lächerlicher, als in dem sogenannten „siebenspitzigen Cap" die vermeintlichen sieben hervorragenden Gipfel herausfinden zu wollen, um so mehr, da deren nicht sieben, sondern nur drei bemerkenswerthe vorhanden sind. Die englische Küstenaufnahme von Moresby hat diesen drei Gipfeln die Namen des Zackenbergs, des Zuckerhuts und des

*) De Rubro mari 59 ed. Oxford.

Klippenbergs gegeben. Die Araber kennen keine solche Bezeichnungen, bei ihnen führen einzelne Bergspitzen selten besondere Namen, denn das was Europäer für die Namen der Bergspitzen halten, sind oft die Namen ganzer Gebirge, bezeichnen zuweilen sogar eine Ortschaft, einen Stamm, das Grab eines Marabuts, eine Hochebene, selbst einen ganzen Landstrich.

Man muss sich bei arabischer Geographie nur von einem Grundsatze recht durchdringen lassen, wenn man nicht beständig falsche Schlüssse ziehen will, dass nämlich fast alle Namen von Bergen, Ländern, Flüssen nur von ungefähr, unbestimmt und undefinirt sind, dass der Araber selbst in den meisten Fällen mit einem Namen keine bestimmte Bedeutung verbindet, kurz dass die ganze Geographie im Nebel schwimmt. Woher diess kommt, ist nicht schwer zu erklären. Der Araber war früher fast ausschliesslich und ist noch jetzt vorzugsweise Nomade. Dem Nomaden gilt aber in allen Ländern die Scholle wenig, er haftet nicht an ihr, er schätzt sie nicht, es ist ihm gleichgültig, wie sie heisst. Dagegen gilt ihm die Familie, der Stamm sehr viel. Den Namen seines Stammes bewahrt der Araber treu, er trägt ihn von Ort zu Ort und benennt oft jede seiner zufälligen Niederlassungen mit diesem seinem Stammesnamen; daher die unglaubliche Verwirrung in den Namen der Landstriche. Wir fragen z. B. wie heisst diess Land? Man antwortet uns: Beni Hassan. Acht Tage darauf kommen wir in eine andre Gegend und auf die Frage nach dem Namen antwortet man wieder: Beni Hassan, und so nach vierzehn Tagen in

einem dritten Landstriche. In allen diesen Gegenden haben vielleicht die Beni Hassan als Nomaden gelebt. So ist es mit Fluss und Bergnamen auch. Nur die von Städten allein sind bestimmt.

Eine Seite des Ras Sebba Rus wird übrigens mit einem besondern Namen benannt, der jedoch auch wieder einem Landstriche angehört, welcher sich in's Innere hinzieht, nämlich mit dem Namen Burida, Buredi, Bredi oder Burdi, je nach der Aussprache dieser willkührlichen Wortverdreher.

Am Abend des 10ten Du el Kada legten wir endlich bei el Imbu oder Limbu vor Anker, welches der Hafen der Prophetenstadt Medina ist und uns als solcher schon wie die Hälfte unsres Zieles erschien. Hier pflegen oft die Hadschadsch (Pilger) die Seefahrt zu unterbrechen und einen Abstecher nach dem fünf Tagereisen zu Kameel entfernten Medina zu machen, von wo aus sie dann zu Lande in zehntägiger Reise nach Mekka pilgern So that auch Burton im Jahre 1853. Da jedoch meine ganze Reisegenossenschaft beabsichtigte, den Weg zur See bis Dschedda fortzusetzen, um von da das nur zwei Tagereisen entfernte Mekka zu besuchen und dann ebenfalls zur See von Dschedda nach el Imbu zurückzufahren, um erst von da den Abstecher nach Medina zu unternehmen, so schien es mir das klügste, ihrem Beispiel zu folgen und in ihrer Gesellschaft zu bleiben, die für mich die beste und ungefährlichste war, welche ich unter meinen speciellen Umständen finden konnte. Ein Reisender, der von einem grossen Bekanntenkreis umgeben auftritt, ist natürlich immer sicherer vor Indiscretionen, als der allein Reisende, der in keinem

Lande, am wenigsten aber im Orient, eine angenehme Stellung hat. Hätte ich nun in el Imbu das Schiff verlassen und jetzt schon von da aus Medina besuchen wollen, so wäre ich allein oder so gut wie allein gewesen, denn von der ganzen Schiffsgenossenschaft war nur der einzige Eunuche bei unsrer Ankunft in el Imbu in der Absicht, nach Medina zu reisen, an's Land gestiegen. Dieses schwarze Ungeheuer war aber begreiflicherweise kein Schutz und ausserdem auch gar keine angenehme Gesellschaft für mich, da Niemand falscher, treuloser, schadenfroher ist, als diese unglücklichen Wesen, die damit anfangen, Mitleid zu erregen und damit enden, von Jedermann gehasst zu werden. Ich tröstete mich desshalb mit der Hoffnung die Stadt, wo der Prophet begraben ist, auf meiner Rückreise von Mekka besuchen zu können und zwar wieder von el Imbu aus, da meine Reisegefährten dasselbe beabsichtigten, die alle einen grossen Respect vor der Landreise von Mekka nach Medina hatten, welche sie mir als überaus strapazenvoll und unangenehm, ja gefährlich schilderten. Wie dieser schöne Plan nicht zur Ausführung kommen sollte und unter welch' unangenehmen Umständen für mich, wird man unten bei der Erwähnung meiner Rückkehr von Mekka nach Dschedda sehen. Es ist übrigens ein Irrthum, wenn man glaubt, dass die Wallfahrt nach Medina durchaus nöthig sei, um den Titel eines Hadsch (Pilger) zu erwerben. Nach den besten arabischen Autoritäten, deren Zeugnisse Reland gesammelt hat*), gehören

*) Relandus, de Religione Mohamedica. Trajectum ad Rhenum 1705.

nur folgende fünf Dinge zur vollkommnen Pilgerfahrt.

1) Die fromme Absicht und die Gebete, welche dieselbe bezeugen.

2) Die Anwesenheit auf dem Berge Arafa am neunten Tage des Monats Du el Hödscha.

3) Das Anlegen des Jhrams d. h. der Pilgertracht und Abrasiren des Haupthaares.

4) Die sieben Umgänge um das Bit Allah (Haus Gottes) nämlich die Kaaba, den sogenannten Tempel Abrahams, in der Mitte des Hofraumes der grossen Moschee von Mekka gelegen.

5) Der Gang zwischen den beiden Hügeln Ssafa und Marua.

Wie man sieht ist hier nicht von Medina die Rede. Die Pilgerfahrt nach Medina ist also nur eine fromme, zwar verdienstliche, aber nicht zur Seligkeit durchaus nothwendige Handlung, wie die Pilgerfahrt nach Mekka und Arafa, welche jeder Moslem machen muss, der nur irgendwie die Mittel dazu auftreiben kann. Uebrigens habe ich oft von schriftgelehrten Arabern die Ansicht äussern hören, dass, im Fall Jemand nicht im Stande wäre, allen fünf Bedingungen der Pilgerfahrt gerecht zu werden, wenn er nur die zweite, welche die wichtigste von allen ist, nämlich die der Anwesenheit auf Arafa am neunten Du el Hödscha, erfülle, er dann dennoch mit Recht den Titel eines Hadsch führen könne, obgleich er die andern vier Bedingungen nicht erfüllt habe. Arafa allein macht den Pilger, so hörte ich täglich sagen. Von jeder andern Bedingung kann man sich durch

as Opfern eines Schafes loskaufen, nur von der der
nwesenheit auf Arafa am neunten Du el Hödscha
icht. An jedem andern Tage, als dem neunten,
ürde übrigens die Anwesenheit auf Arafa nichts
edeuten. Nur an diesen Tage scheint er ein heiliger
erg zu sein.

Fünftes Capitel.

El Imbu.

Der Name El Imbu. — Leuce Come. — Der vicus albus oder vicus perspicuus. — Der Charmothas. — El Imbu unter der Herrschaft des Islam. — Landung im Hafen. — Stadtmauern. — Bewohnerzahl. — Beduinen vom Dschehinastamme. — Ihre rohen Sitten. — Die Et Tämi, das Fischervolk. — Der Fischreichthum. — Die Märkte. — Kaffeebuden. — Pilgergemisch. — Getränk aus Kaffeeschoten gebrüht. — Gedichte zu Ehren des Kaffees. — Besuch der Moschee. — Gebete. — Andachtsformeln. — Rückkehr an Bord. — Komische Prügelscene.

Der Name dieses Ortes wird von europäischen Schriftstellern auf die verschiedenartigste Weise geschrieben: Janbo, Jambo*), Yanbo, Yambo**), Jenbo, Jenbuu***), Emba und Imba†) auch Janbo el Bahhr (das Janbo am Meere, um es von einem andern Janbo im Innern, dem Janbo en Nachel, d. h. dem dattelreichen Janbo, zu unterscheiden). Diess sind die hauptsächlichsten Formen dieses Städtenamens und

*) Ritter, Erdkunde XII, XIII.

**) Burkhardt Travels in Arabia. London 1820.

***) Berghaus Arabia und das Nilland. Gotha 1835.

†) Sir Gardener Wilkinson Egypt. London 1846.

ie können sich alle einer gewissen Richtigkeit
ihmen, weil ihnen die literale Form des Wortes zu
runde liegt. Diese literale Form wäre allerdings
n deutschen ausgedrückt Janbo (französisch Yanbo,
nglisch Yunbo). Aber das Wort wird in Wirklich-
eit ganz anders ausgesprochen und kein Araber
ürde heut' zu Tage verstehen, welchen Ort man
nter „Janbo" bezeichnen wollte. Das Ja (Jot) und
as Nasba (der Vocal A) haben in der Aussprache
eses Namens einem einfachen J Platz gemacht,
as N lautet vor B ohnehin immer in M um, und der
chlussvocal ist in diesem Fall vielmehr ein U Laut
s ein O, (obgleich U und O im Arabischen kaum zu
nterscheiden sind) so dass aus dem Worte Janbo im
unde der Araber Imbu wird. Da die Araber ferner
st allen Städtenamen, besonders denen, welche mit
calen beginnen, den Artikel vorsetzen, so wäre es
ffallend, das El vor dem Namen wegzulassen und
r müssen desshalb el Imbu oder Limbu (da der
cal des Artikels unhörbar ist) aussprechen. Es
eint mir richtiger in einem Reisewerke die Namen
Städte so zu schreiben, wie sie gesprochen wer-
n, als in der Schreibart derselben sklavisch den
aditionen europäischer Orientalisten zu folgen,
lche ihre Kenntniss des Arabischen meist nur aus
m Wörterbuche schöpften und von der Aussprache
r sehr unvollkommene Ideen hatten.

Ueber das Alterthum el Imbu's sind wir nicht
nz im Dunkeln und auch nicht in Verlegenheit,
ser Stelle einen antiken Namen beizulegen, da
ht weniger als drei alte Ortschaften Anspruch
rauf machen können, hier gelegen zu haben. Es

sind diess Charmuthas*), Jambia oder Jambia vicus**) und Leuce Come (λευκη κωμη) d. h. der weisse Flecken. Nach Mannert***) lagen diese Orte an einem und demselben Meerbusen (dem heutigen Scherm el Imbu) und zwar so, dass Charmuthas an seinem nördlichen Eingang, Jambia und Leuce Come an seinem südlichen Ausfluss sich befanden. Der Umstand, dass der sonst über Arabien so gutunterrichtete Ptolemäos Leuce Come gar nicht erwähnt, scheint hinlänglich anzudeuten, dass dieser Name nur eine zweite Benennung, ein Beinamen, für eine andere vom Alexandriner angeführte Ortschaft war. Mannert kommt das Verdienst zu, zuerst die Identität von Leuce Come mit Jambia vicus festgestellt zu haben, welche mir äusserst annehmbar erscheint, obgleich Ritter sie verwirft und mit Bochart und d'Anville annimmt, dass Leuce Come und das Auara des Ptolemäos und Stephanus Byzantinus ein und derselbe Ort seien. Ich habe schon oben das Falsche letzterer Ansicht zu beweisen gesucht, komme also nicht wieder darauf zurück, sondern will hier nur kurz die Gründe aufführen, warum mir Mannerts Ansicht als die einzig richtige vorkommt. Mannerts Gründe selbst könnten zwar schon überzeugend sein. Diese sind, dass die Schifffahrt von Sues bis el Imbu heut zu Tage eben so viel Zeit braucht, als Aelius Gallus von dort nach Leuce Come zur See fahrend zubrachte; und dass der Periplus maris Erythraei die Ueberfahrts-

*) Diodorus Sicul. Hist. III, 43. Strabo XVI, 77.
**) Ptolemaei Geogr. VI, 7.
***) Mannert Geographie der Griechen und Römer VI, 1.

zeit von Berenice nach Leuce Come auf 2—3 Tage angiebt, was gar nicht richtig befunden werden könnte, wenn unter Leuce Come Auara gemeint wäre, welches nach Ptolemäos 5 Grade nördlicher, als Berenice und als das ihm gegenüber unter gleicher Breite gelegene Jambia lag. Eine Schifffahrt von Berenice nach Auara würde nicht zwei bis drei Tage, sondern sechs bis sieben Tage zum allerwenigsten gedauert haben. Diesen an und für sich schon hinlänglichen Gründen möchte ich noch folgende hinzufügen. Einmal giebt Ptolemäos sein Auara gar nicht am Meere an, sondern sagt ausdrücklich, dass es eine Stadt im Innern sei, ja das ganze rothe Meer erreicht bei Ptolemäos gar nicht den Breitengrad von Auara, welches unter 29° 40′ angegeben wird. Wie soll also eine Stadt in einer Gegend am Meere liegen, wo gar kein Meer mehr vorhanden ist? Leuce Come lag aber unstreitig am Meere, kann also nicht mit dem im Innern gelegenen Auara identisch sein. Die Unrichtigkeit der Uebersetzung des Namens Auara oder Hawra mit „die Weisse“ ist schon oben gezeigt worden. Die zwei bis drei Tage, welche die Schifffahrt von Berenica nach Leuce Come brauchte, sind das Minimum einer Ueberfahrt über's rothe Meer, und wenn der Periplus sagt, dass die Schiffe von Berenice erst gegen Norden und der Küste entlang segelten, so findet dieses auch bei Jambia seine Erklärung, welches ja zehn Gradminnten nördlich von Berenice lag; mehr aber nach Norden abzuschweifen, als eben diese zehn Minuten, dass würde für die Fahrt von Berenice nach Leuce Come mehr, als zwei bis drei Tage, ergeben haben. Gosselin erblickt Leuce Come in Moila, Vin-

cent in Onne, beide mit noch mehr Recht, als die haben, welche Auara dafür halten, denn von jenen Orten kennt man wenigstens die Lage, während die von Auara sehr problematisch ist. Freilich genügt ein Blick auf die Karte, um das Falsche auch dieser Ansichten, die heut zu Tage Niemand mehr theilt, darzuthun. Eine Schwierigkeit bliebe freilich noch übrig, das ist die Angabe des Periplus maris Erythraei, dass in Leuce Come ein Castrum und Zollamt des Königs Malek der Nabatäer, zu dessen Hauptstadt Petra ein directer Weg von hier führte, befindlich war. In der That so weit südlich, als der 24. Grad nördlicher Breite, pflegt man sonst nicht die Grenze des Nabatäerreichs anzunehmen. Aber der Umstand, dass keine andern Autoritäten, als der Periplus und Strabo, von Leuce Come als einer nabatäischen Niederlassung sprechen, scheint hinlänglich anzudeuten, dass es nur vorübergehend diese Eigenschaft besass und zwar in der Glanzepoche des Nabatäerreiches zur Zeit der letzten Ptolemäer von Aegypten und vielleicht noch zur Zeit des Augustus. Die Nabatäer besassen Strassen längs der Küste des elanitischen Golfs und des diesem zunächst liegenden Theils des rothen Meeres. Was war also natürlicher, als dass, da sie temporär in den Besitz von Leuce Come traten, sie ihre Strassen bis dorthin ausdehnten und dass so, wie der Periplus sagt, der Weg von da nach Petra frei war. Dass er es zur Zeit des Augustus nicht mehr war, geht aus dem Umstand hervor, dass Aelius Gallus statt den Landweg zu nehmen, die gefährliche Seereise nach Leuce Come vorzog, was Strabo einem Verrath der Nabatäer zuschreibt, was aber vielleicht

auf ihrer wirklichen Unfähigkeit beruhte, jene Strasse zu schützen. Als später Arabia petraea römische Provinz ward, sank die Blüthe des nabatäischen Volkes allmählig, und bald hört man nichts mehr von Leuce Come und einem nabatäischen Handelsemporium.

Der Hauptgrund, warum die Gegner von Mannerts Ansicht darauf bestehen, in Hawra Leuce Come zu sehen, liegt in der Etymologie des Wortes Hawra, welches „weiss" bedeuten soll, was ich schon oben als unrichtig bewiesen habe. Was werden aber diese Gelehrten sagen, wenn ich hier den Satz aufstelle, dass el Imbu auf arabisch ganz dasselbe bedeutet wie λεῦκος auf griechisch und so allen Beweisen Mannerts noch den der Etymologie der Namen hinzufüge? Wir finden nämlich in jedem lateinisch-griechischen Lexicon, dass λεῦκος ausser der wörtlichen Bedeutung „weiss", auch noch die figürliche „clarus, perspicuus, apertus", hatte und es ist recht gut denkbar, dass Leuce Come als grosses Emporium den Namen des „vicus perspicuus" geführt habe, statt dessen viele fälschlich seinen Namen mit „vicus albus" übersetzen. Nur finden wir in Golius, lexicon arabico-latinum (Lugd. Bat. p. 363), dass das arabische Wort مُبَيِّن, Mubain, welches im Volksmund Embain lautet, dieselbe Bedeutung wie perspicuus und λεῦκος hat. Wahrscheinlich hiess also in ältester Zeit el Imbu auf arabisch Ombain d. h. „der ausgezeichnete Ort" oder „vicus perspicuus." Später scheint diese Etymologie vergessen worden zu sein, als der Handel von Leuce Come sank und es nicht mehr ein ausgezeichneter Ort war. Da die Araber aber jeden

Ort gern mit einem Namen, der eine Bedeutung hat, benennen, und Embain diese Bedeutung verloren hatte, so wählten sie später den einfachen und diesem ähnelnden Namen ينبوع Inbu, das heisst: „die Quelle", welcher Name im Volksmund fast wie Ombain, nämlich Imbu ausgesprochen wurde. So kommt es, dass die literale Form des Namens jetzt Janbo ist, welches „Quelle" heisst, obgleich er immer noch Imbu ausgesprochen wird, was mit seinen ursprünglichen Namen Ombain die grösste Aehnlichkeit hat. Ich glaube diese Etymologie ist einfach und natürlich. Man hat im Orient viele solche Beispiele von Orten, welche in verschiedenen Zeiten zwei ähnelnde Namen führten, die beide ungefähr gleich ausgesprochen wurden, obgleich sie ganz verschiedene Bedeutungen hatten. Der Name Janbo oder Inbu, mit N statt mit M, wie jetzt die literale Form lautet, wird schon desshalb leicht als der neuere, vielleicht erst im Mittelalter entstandene Name erkannt, weil Ptolemäos der einzige der Alten, der dieses Namens erwähnt, ausdrücklich Jambia Come und nicht Janbia schreibt. Die Schreibart des Namens mit M war also die ältere, welche der Bedeutung Ombain d. h. „vicus perspicuus" entspricht und die Form mit N, welche Quelle bedeutet ist neuer, sie kommt nämlich zuerst bei Isstachri vor, der im elften Jahrhundert lebte. Bis auf weiteres bleibe ich also bei Mannerts Ansicht, dass Jambia vicus, d. h. der Flecken Jambia den Beinamen „der weisse Flecken" geführt habe. Dieses „weisse Jambia" lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen el Imbu, welches seinen Namen fast unverfälscht durch die Jahrtausende bewahrt hat, denn Niemand wird die

grosse Aehnlichkeit zwischen den Namen Jambia und el Imbu verkennen.

Der Scherm el Imbu wäre dann das Charmuthas des Strabo und Diodor, ja vielleicht auch das Azotas des Pomponius Mela*), welches dieser als Hauptemporium Arabiens bezeichnet, denn bei ihm scheint hier nicht jenes in Palästina gelegene Azotas gemeint zu sein. Hier war es, wo Aelius Gallus, der Procurator Kaisers Augustus in Aegypten, auf seinem Zuge gegen Arabien seine 10,000 Römer und 1000 Nabatäer ausschiffte, um von da den Weg in's Innere anzutreten: der einzige Zug, welchen Rom jemals zur Unterwerfung des glücklichen Arabiens unternahm und der so kläglich endete. Scheint es nicht als habe Horaz seinen Freund Iccius vor der Theilnahme an diesem Feldzuge warnen wollen, da er ihn wie folgt anredete? (Od. I, 29.)

Icci, beatis nunc Arabum invides
Gazis et acrem militiam paras,
Non ante devictis Sabaeis
Regibus . . . . .

An der Ununterworfenheit Arabiens war freilich viel mehr wahres, als an den grossen Schätzen, welche das Sprichwort der Alten dorthin verlegte und die wir bei ihren Dichtern überall erwähnt finden.

Die Beschreibung des Hafens Charmuthas bei Diodor, welcher seinen Eingang als eng, sein Innres aber als sehr weit und fähig, 2000 Schiffe aufzunehmen, schildert, stimmt durchaus auf den Scherm el Imbu. Hierüber kann wohl kein Zweifel obwalten.

---

*) Pomponius Mela, de situ orbis II, 10, 1.

Dagegen scheint es mir, dass vielleicht das alte Jambia, der weisse Flecken, am Busen des Charmuthas selbst gesucht werden dürfte, denn die alten Schriftsteller*) sprechen von dieser Stadt in unmittelbarer Verbindung mit dem Meerbusen, was anzudeuten scheint, dass hier nicht el Imbu, welches $1^1/_2$ deutsche Meilen südlicher als derselbe liegt, gemeint sei. Da wir nicht wissen, ob am Ufer dieses Busens Ruinen vorhanden sind (kein reisender Europäer hat noch daselbst gelandet) so können wir natürlich nichts Bestimmtes darüber sagen. Möglich wäre es, dass das alte Jambia am Meerbusen lag und ein späteres Jambia, nachdem das erstere durch Erdbeben oder Krieg zerstört worden war, an der Stelle el Imbu's erbaut wurde. Es giebt in der arabischen Welt viele Beispiele solcher Städteverschleppungen. Da, wie wir oben gesehen haben, Jambia wahrscheinlich Leuce Come war, so ist es zu vermuthen, dass die Nabatäer, jenes grosse Handelsvolk, welche in Leuce Come ein Emporium besassen, auch eher den trefflichen Hafen von Scherm Imbu, als das weniger vortheilhaft gelegene el Imbu hinzu gewählt haben würden. Auch lag es nördlicher, folglich näher an ihrer Hauptstadt Petra, von wo ein directer Weg nach Leuce Come führte. Jedenfalls lag das alte Jambia am Meere. Ritter behauptet freilich, das Jambia des Ptolemäos sei das heutige el Imbu en Nachel, welches im Innern liegt. Aber die andern Orte, welche Ptolemäos in seiner Liste von Onne

*) Notitia utriusque Dignitatis Imperii Romani. Venetiis 1705.

(Ain Nun) bis Badeo regia (Dschedda) angiebt, in welcher Liste auch Jambia steht, sind offenbar alle am Meere gelegen und nur vom Meere aus beobachtet, wie die Angabe von Vorgebirgen und Flussmündungen beweist, so dass es auffallend wäre, dass grade Jambia allein von all diesen Städten im Innern gewesen sei.

El Imbu war vor der Zeit des Propheten der Hauptort eines der vielen kleinen jüdischen Staaten Arabiens, deren politischen Brennpunkt damals das jüdische Reich in Jemen bildete.*) Diese Juden eroberten bekanntlich die antike Stadt Jathriba (das heutige Medina) und es gelang ihnen, den zwischen Medina und el Imbu hausenden wichtigen Stamm der Chasradschiten theilweise zu ihrem Glauben zu bekehren, von welchem Glauben diese Araber freilich nur die Messiaslehre annahmen und dadurch auf die Ankunft ihres Propheten vorbereitet wurden, den von allen grösseren Stämmen die Chasradschiten zuerst anerkannten. Wahrscheinlich gehörten die Bewohner von el Imbu ebenfalls zu den frühesten Bekennern des Islams.

El Imbu's neue Wichtigkeit datirt jedoch von der Epoche, in welcher es zum erstenmal als Hafenort Medina's erscheint. Der älteste der uns bekannten arabischen Geographen, el Isstachri**), welcher um 950 p. Chr. n. lebte, kennt el Imbu noch nicht als Hafen der Prophetenstadt. El Isstachri spricht nur von dem el Imbu en Nachel, welches, etwa $3\frac{1}{2}$ deutsche

*) G. Weil, Mohamed der Prophet. Stuttgart 1843, S. 71. und 410—12.

**) El Isstachri, liber Climatum ed. Möller. Gothae 1839.

Meilen von El Imbu entfernt, im Innern liegt. Der arabische Geograph Siciliens, Edrisi *), der um 1150 am Hofe König Rogers von Sicilien lebte, weiss gleichfalls noch nichts vom Hafen el Imbu, und der geborene Kurde, Ab' ul Feda **), der sich durch seine Regierungsgeschäfte, als souveräner Fürst von Hamad in Syrien (1273 — 1331) nicht abhalten liess, die beste arabische Geographie seiner Zeit zu schreiben, erwähnt el Imbu nur als ein Städtchen. Zu jener Zeit war noch Dschar, das heutige Berika, der Hafenort der heiligen Stadt.

Im späteren Mittelalter scheint jedoch allmählig el Imbu mit seinen zwei Häfen, dem einen leidlichen, unmittelbar an der Stadtmauer befindlichen und dem andern ganz vortrefflichen, der etwa eine deutsche Meile nördlich von ihm gelegen ist und Scherm el Imbu heisst (der antike Charmothas), die Schwesterstadt Dschar (das alte Arga oder Egra), welches $7\frac{1}{2}$ deutsche Meilen südlicher lag, in seiner Eigenschaft als Hafen und Pilgerstation für Medina verdunkelt zu haben. Jetzt ist es der ausschliessliche Hafen der Stadt des Propheten und Dschar nur noch ein Ruinenhaufen.

Von dem Hafen, in welchen unser Segelschiff eingelaufen war, hatten wir nur wenige Schritte nach dem Städtchen. Diese Nähe verlockte mich, dasselbe zu besuchen. Neugierde war natürlich mein einziger Zweck, denn der Ankauf der mir nöthigen

---

*) Edrisi, Noshat' el Muschtak oder Geographische Unterhaltungen. Göttingen 1796.

**) Abulfeda Geographie, Arabischer Text. Paris 1840.

Lebensmittel konnte recht gut am Hafen selbst stattfinden, da ein kleiner Suk (Markt) daselbst abgehalten wurde. Aber diese meine Neugierde meinen Reisegefährten einzugestehen, das wäre viel zu gefährlich gewesen, da Neugierde nach den Begriffen der Araber eine wesentlich europäische Untugend ist. Ich schützte desshalb den Besuch der Kubba (Capelle) eines Marabuts vor. Glücklicherweise befand sich eine solche in el Imbu. Sie war dem grossen Ali ben abu Thaleb, einem Enkel des Schwiegersohns des Propheten, Ali, gewidmet, welcher in dem benachbarten el Imbu en Nachel geherrscht haben soll. Von der Existenz dieser Kubba hatte ich durch einen Mekkawi (Mekkaner) gehört, welcher jedoch aus dem Heiligen desshalb nicht viel machte, weil derselbe hauptsächlich von den Schiiten, die in ihm einen ihrer grossen Imams erblicken, verehrt wurde; da jedoch auch orthodoxe Moslems diese Kubba besuchen, so konnte mein Wunsch, nach derselben zu pilgern, nicht auffallen. Doch fand sich keiner meiner Reisegefährten bereit dazu, mich auf diesem Ausfluge zu begleiten. Ich unternahm ihn deshalb ohne andre Begleitung, als die meines Negersklaven, Ali, dessen gutmüthige Unwissenheit sich gerne überreden liess, dass besagter Ali ben abu Thaleb sein Schutzpatron sei und der desshalb grosse Sehnsucht nach dem Heiligthume empfand und dieselbe auch vor unsern Reisegefährten zur Schau trug, welche von seiner Frömmigkeit höchst erbaut schienen.

Bei unsrer Landung im Hafen von el Imbu empfing uns die Bande habsüchtiger türkischer Zollbe-

amten, welche, obgleich ich gar nichts Versteuerbares bei mir hatte, dennoch durch einige Piaster bestochen werden musste, um uns nur in Ruhe unsern Weg fortsetzen zu lassen. Die armen Hadschadsch (Pilger) werden bei jeder Gelegenheit ausgeplündert.

El Imbu bot, wie fast alle arabischen Städte, ein Bild des kläglichsten Verfalls dar. Trotz der Günstigkeit seiner beiden Häfen war der Handel doch fast auf Null herabgesunken. Nur der Umstand, dass es der Hafen von Medina ist, bringt noch zur Zeit der Pilgerfahrt einiges Leben in seinen abgestorbenen Verkehr. Kleine und grössere Karawanen gehen noch wöchentlich von el Imbu nach der Prophetenstadt.

Der türkische Beamte, welcher die höchste Administrativbehörde hier ist, hatte bis noch vor einigen Jahren das Recht, von jedem der in el Imbu landenden Schiffe 75 Piaster als Steuer zu erheben. Da aber über diese drückende Last sehr viele Klagen bei der Regierung einliefen, so hat seitdem mit Zustimmung der Pforte der einheimische Häuptling, der Scheriff, die Sache in die Hand genommen und unter dem Vorwand, diese Steuer abzuschaffen, eine neue eingeführt, welche nur unter einem andern Namen ganz dieselben Erhebungen fordert, wie die alte. Die Schiffer haben dabei nichts gewonnen, als dass sie nun einem Araber und nicht einem Türken ihr Geld geben, was auch eine Satisfaction ist.

Ich fand die Stadtmauer von el Imbu zum Theil noch verfallen (sie wurde im Kriege gegen Mohamed Ali von Aegypten zerstört). Die Häuser der Stadt waren theils aus Steinen, theils aus Luftziegeln er-

baut. Das Material zu den ersteren hatten Korallensteine geliefert, woran hier grosser Ueberfluss ist. Die Häuser waren mit Ausnahme einiger halbverfallener Khans, einiger Moscheen und den beiden Palästen der Behörden, alle einstöckig, unansehnlich, wahre Maulwurfshügel, nicht einmal, was doch sonst im Orient bei Steinhäusern allgemein ist, frisch weiss angestrichen. Besagte beide Paläste, wovon der eine dem türkischen Gouverneur, der den Titel Mohafis führt, und der andere dem arabischen Scheriff, dem Oberhaupt der Dschehina Limbauwi gehört, sind übrigens jetzt, wie beinahe die Hälfte der Häuser el Imbu's, fast nichts als Ruinenhaufen. Nur zwei Thore, das nördliche Bab el Masr (Thor Kairo's) und das östliche Bab el Medina (Thor Medinas), führten ursprünglich aus dem labyrinthischen Chaos in's Freie, aber, da die Mauern halb verfallen sind, so kann man jetzt an noch sehr vielen andern Punkten den Ausweg gewinnen. Ja, an einzelnen Stellen kann man sogar durch die 4 Fuss über dem Boden angebrachten Schiessscharten in die Stadt gelangen, wo dann die herabgestürzten Steine als Treppen zu ihnen dienen.

El Imbu besteht eigentlich aus zwei kleinen Städten, welche durch einen Meeresarm getrennt sind. Die eine ist die Vorstadt, Rabad el Kad genannt, und hauptsächlich von Schiffern und Fischern bewohnt, die andere die eigentliche Stadt. Ich möchte die Einwohnerzahl dieser beiden Ortschaften zusammen annähernd auf 4000 Seelen schätzen und glaube, dass diese Schätzung eher noch über als unter der Wahrheit steht. Die Bewohner sind haupt-

sächlich Beduinen und zwar vom Stamme der Dschehina, welcher diesen Küstenstrich inne hat. Sie sind, wenn man will, keine eigentlich civile Stadtbevölkerung, sondern eher Landbewohner, die sich gleichsam provisorisch in der Stadt niedergelassen haben, obgleich dies Provisorium schon Generationen währt. Aber sie unterscheiden sich so gründlich von andern Städtebewohnern, von friedlichen Bürgern, dass obige Behauptung, so paradox sie auch scheinen mag, dennoch vielleicht berechtigt ist. Ihre Kleidung ist ganz die der Beduinen der Umgegend, vor denen sie sich fast durch nichts auszeichnen. Sie tragen nämlich die Aba, einen langen Wollenmantel, weiss und schwarz gestreift, der aus Syrien eingeführt wird; darunter die Kamidscha, ein baumwollenes Hemd, einer antiken Tunica an Form vergleichbar; um ihren Leib den Hosäm edsch Dscheld (Gürtel von Leder), in dem jedesmal ein krummes Dolchmesser, die Dschenbia, steckt; auf ihrem Haupte die Kuffija oder Kefia, jenes in ganz Syrien vielgetragene seidene Kopftuch, mit rothen, grünen und goldgelben Streifen und einer Menge kleiner Zipfel und Quasten, welche bei jeder Bewegung des Trägers der Kufija schaukeln und schwanken und so als Fliegenverscheucher dienen.

Es ist merkwürdig, wie man in so vielem, was die Araber an und um sich haben, das antike Muster wiedererkennen kann. So ist die Aba, der ebengenannte arabische Mantel, unverkennbar die antike Abolla (Juvenal IV, 76, Martial Ep. VIII, 48) und zwar, je nach der Länge, bald die Abolla minor, bald die Abolla major, der Mantel der griechischen Philo-

sophen (Mart. Ep. IV, 53). Der Name Aba scheint auch aus Abolla entstanden. In der Dschenbia, dem Dolchmesser der Beduinen, könnte man die antike Machaera wiedererkennen; und die Kufija, das Kopftuch, ist ohne Zweifel das Theristrum, welches in Griechenland von den Frauen zum Schutz gegen die Sonne getragen wurde (Theocrit XV, 69). Diese Beduinen sind roh, ungeschliffen und fanatisch, und leben in beständigem Zwist untereinander, da die Blutrache bei ihnen, wie bei allen Beduinen, sich auf ewig vererbt. Sie lieben die Fremden nicht und sehen nur ungern, dass sich ein Türke oder Stadtaraber in el Imbu niederlässt. Einem solchen pflegen sie gewöhnlich das Leben so sauer zu machen, dass er es nicht lange in ihrer Heimath aushält. In den meisten Fällen verheirathen sie sich in ihrem eignen Stamme, da alle Beduinen sich für adelig halten und das fremde Blut ihnen plebejisch scheint. Zuweilen soll es jedoch vorkommen, dass ein Limbauwi (ein Bewohner el Imbu's) eine Mekkanerin zur Frau nimmt, wo dann trotz des hohen Ranges, welche die Kinder Mekka's durch ihre Geburt bei allen andern Arabern einnehmen, dennoch hier die unausbleibliche Folge ist, dass die Sprösslinge aus dieser Ehe nicht für ganz ebenbürtig angesehen werden. Ein ächter Limbauwi treibt niemals Handel. Die meisten leben blos vom Ertrag ihrer Palmengärten und hegen gegen die Kaufleute diejenige Verachtung, welche der Grundbesitzer denselben fast in allen Ländern widmet. So sind denn die Kaufleute meist Fremde und zwar Inder oder Aegypter, die jedoch fast immer nur wenige Jahre in el Imbu

bleiben. Ungläubige dürfen nicht in dieser Hafenstadt des heiligen Medina's wohnen. Der ächte Limbauwi hat noch so viel vom Beduinen in sich behalten, dass er die Stadt nicht auf die Dauer ununterbrochen bewohnen mag. So wechselt er denn zwischen dem Aufenthalt in dem el Imbu en Nachel, wo er gewissermaassen auf dem Lande ist und der Hafenstadt el Imbu ab. Wenn man ihn von seinem Landaufenthalt zurückkommen sieht, wie er in seinen faltenreichen Mantel gehüllt, mit der Flinte auf dem Rücken, an den Läden der Kaufleute verächtlich vorbeigeht, dann möchte man ihn für einen König halten, der seine Vasallen mustert.

Reichthum hat wohl nie unter den Limbauwi geherrscht und selbst der gewisse allgemeine Wohlstand, von dem frühere Reisende, wie Burkhardt, Wellsted*) und Rüppell**) berichteten, hat jetzt jenem im Orient so häufigen socialen Standpunkt Platz gemacht, der zwischen gänzlicher Armuth und einer bescheidenen Mittelmässigkeit die Mitte hält. Geld ist hier äusserst rar. Ich glaube, man wird kaum in el Imbu drei Personen finden, welche 2000 Rials (etwa 3000 Thaler) besitzen. Dagegen macht die grosse Bedürfnisslosigkeit dieser Stadtbeduinen, dass sie ihre Armuth weniger fühlen. Etwas Reis, Fische, Brod und Datteln, genügen ihnen zum Leben. Die Fische namentlich sind ihr Hauptnahrungszweig, was ich schon aus der grossen,

---

*) Wellsted Reise in Arabien, von Rödiger.

**) Rüppell Reise in Abyssinien. 1838.

Menge derselben, welche ich auf dem Markte sah, schliessen konnte.

Der Fischmarkt war nämlich das erste Interessante, was mir bei meiner Wanderung durch el Imbu aufstiess. Dieser Markt war doppelt interessant, einmal wegen der auf ihm feilgebotenen Waare, welche sich von der, dem Europäer gewohnten, so sehr unterschied, dann auch wegen der Originalität der Verkäufer selbst. Letztere sind nämlich nicht Limbauwi, sondern, wie die Fischer in so vielen Ländern, ein ganz abgesondertes Völkchen. Die Araber nennen sie „et Tämi", welcher Name sehr an die „Temi" des Ptolemäos, die jedoch nicht im rothen Meer, sondern im persischen Golf Fischfang trieben, erinnert. Doch diess hindert eine Stammverwandtschaft nicht, da beide Meere sich sehr nahe liegen und stets viel Verkehr mit einander hatten. Diodor spricht ebenfalls von einem Fischervolk in diesen beiden Meeren, welches er Ichthyophagen (Fischesser) nennt. Der Periplus*) maris Erythraei kennt sie auch im arabischen Golf und nennt dieselben Kanraiten. Der arabische Geograph Edrisi hat uns von ihnen eine ausführliche Beschreibung hinterlassen, welche trotz der sieben seitdem verflossenen Jahrhunderte, dennoch heutzutage in ihren Hauptgrundzügen passend erscheint.

Die et Tämi wohnen jetzt nicht mehr, wie zur Zeit Diodors, in Klüften und Höhlen am Meere, sondern sie haben theils Reiserhütten, theils Zelte, von der Art, welche man Kemli nennt, und die aus weiter

*) Periplus maris Erythraei in Geogr. Graec. Minor.

nichts bestehen, als aus mehreren in den Boden gesteckten Pfählen, worüber einige Ziegenfelle zur Abwehrung der Sonnenstrahlen ausgespannt sind. Die et Tämi sind am ganzen rothen Meere zerstreut, ihren Lieblingsaufenthalt bilden jedoch die Inseln desselben und die Hauptmärkte, wohin sie ihre Waare zum Kauf bringen, sind die Städte el Imbu, Kosseir, Dschedda und die Küstenorte des Iemen. Statt nackt zu gehen, wie im Alterthume und wie sie Diodor beschreibt, tragen die et Tämi jetzt die langen blauen oder weissen Faltenhemden von grobem Baumwollstoff, die man bei den Fellah von Aegypten sieht. An den Füssen tragen sie keine Schuhe, sondern eine Art von Sandalen, die sie selbst aus der Haut eines grossen Fisches, Manati (Halicore) verfertigen, welcher Fisch jedoch immer seltner wird. Desshalb sind auch diese Sandalen bei ihnen sehr geschätzt. Das Wort Sandale ist übrigens hier ein Euphemismus, da diese Fussbekleidung der et Tämi durchaus nicht dem antiken Sandalium, welches ein feiner Pantoffel war, sondern vielmehr der Solea entspricht, wie sie uns Aulus Gellius (XIII, 21) schildert und die mit den heutigen Schuhen der Capuziner einige Aehnlichkeit hat. Die Gesichtsfarbe der et Tämi ist sehr dunkel, beinahe schwarz, obgleich sie keine Negerzüge haben. Ihr Aussehen ist wild und barbarisch.

Die Araber des Festlandes verachten das Fischervolk unendlich und werfen ihm die schändlichsten Dinge vor, obgleich sie selbst gewiss nicht berechtigt sind, den Stein auf Andere zu werfen, da es kaum etwas Lasterhafteres giebt, als einen echten Araber. Natürlich liegt der Verachtung der Bedui-

nen gegen die et Tämi eine Legende zu Grunde, welche in solchen Fällen niemals fehlen darf. Die Legende hat in diesem Falle Niemand geringeren zum Gegenstand, als den Propheten Mohamed selbst. Als nämlich derselbe, auf seinen Wanderungen an den Küsten des rothen Meeres, eines Abends auch einmal bei den et Tämi einsprach und dort als Gast beherbergt wurde, da trugen die schändlichen Fischer bei ihrer Mahlzeit einen gekochten oder gebratenen Hund auf, über welches unkoschere Gericht der Stifter des Islam in einen solchen Zorn gerieth, dass er alle et Tämi verfluchte und seinen Anhängern gebot, niemals mit den entsetzlichen Hundeessern zusammen bei Tisch zu sitzen, noch sonst Verkehr zu haben. Obgleich die et Tämi jetzt Muselmänner sind und keine Hunde mehr essen, so hat doch der alte Fluch seine Wirkung behalten. Hätte der Prophet die im Maghreb überhaupt und besonders in Algier so häufigen Biskri gekannt, welche ebenfalls jenes unreine Thier verspeisen, so würde heutzutage jeder Schuhputzer in Algier verflucht sein. Ich fand die et Tämi, in meinem Verkehr mit ihnen, ganz leidliche Menschen, viel zuvorkommender und anscheinend gutmüthiger, als Stadtaraber und Beduinen. Doch sind sie ein wenig betrügerisch, namentlich gegen die armen Hadschadsch (Pilger), welche auf dem Fischmarkt, wie überall, alles doppelt bezahlen müssen.

Der Fischmarkt in el Imbu war ausserordentlich gut versehen, da dieses eine der Hauptstationen für den Absatz des Fischreichthums des rothen Meeres ist. Unter den feineren Fischen schienen mir die

Macrelen (Scomber) vorzuherrschen. Ich bemerkte folgende drei Arten dieses Fisches, welche mir früher nicht vom Ansehen bekannt gewesen waren, nämlich erstens der Missiäf oder Lisan (Scomber Lysan), einen länglichen, silberweissen Fisch mit krummem Rücken, vielen ganz kleinen Zähnen und sehr kleinen Schuppen, zweitens den Rim (Scomber Rim), einen ovalen, silber- und goldglänzenden Fisch, mit geradem Rücken und ohne Zähne, und drittens den Kirm (Scomber ignobilis) der in grösster Menge vorhanden war und nur von den ärmsten Leuten gekauft wurde. Auch die Scarusarten waren ziemlich zahlreich vertreten, namentlich der Gaitan (Scarus stellatus) und der sehr schöne Durat el bahhr (Scarus purpureus), dessen Schuppen ein buntes Farbenspiel boten, indem ihr Grundton grünlich schillernd, mit purpurrothen Streifen durchzogen, der Bauch himmelblau und die Flossen roth waren. Das Fleisch der Scarusarten ist jedoch zähe und wird wenig geliebt, auch wurde es früher gar nicht verkauft. Auch an Caranx war kein Mangel. Unter den Arten dieses Fisches, welche hier feilgeboten wurden, sah ich hauptsächlich Caranx Trachurus, die sogenannte Bastardmacrele, die allerdings mit einem Scomber grosse Aehnlichkeit hat und sich nur durch die Abwesenheit der Pseudoflossen am Schwanz und durch einen geschuppten Längenstreifen auf der Seite davon unterscheidet. Der Scomber carangus oder wenigstens eine ihm sehr gleichsehende Art, war ebenfalls hier zu finden, was mich nicht wunderte, da das rothe Meer ungefähr dieselben Eigenschaften besitzt, wie der Golf von Mexiko, wo dieser Fisch, den man die

Carange der Antillen nennt, sonst am häufigsten ist. Dieser schöne Fisch ist silberfarben und wird von den Arabern sehr geliebt. Den Caranx glaucus und die Guaratereba, die sogenannte Bastardcarange, sah ich gleichfalls auf diesem Fischmarkt; die Carangen wurden jedoch ungleich weniger geschätzt und folglich auch viel billiger verkauft, als die Macrelen. Da aber nur die Fischkenner Caranx und Scomber zu unterscheiden im Stande sind und viele der Hadschadsch, die aus dem Innern von Afrika kamen, keineswegs Kenner waren, so wurde diesen gutmüthigen Pilgern oft eine gemeine Bastardcarange für eine der feinsten Macrelen aufgeschwätzt und verkauft. Auch an Aspisurus war auf diesem Markte kein Mangel. Ebenso sah ich Exemplare von Dicope.

Vom Fischmarkt wandte ich mich in das Innere der Stadt, wo ich bald durch eine enge, winkliche, natürlich ungepflasterte und ungesäuberte Strasse, von deren Häusern einige verlassen schienen und beinahe schon Ruinen geworden waren, nach dem Suk (Basar) gelangte. Die meisten Verkäufer dieses Suk waren Ausländer, d. h. keine Limbauwi, da diese, wie gesagt, den Handel gründlich verachten. So stattlich und kriegerisch diese Dschehina Beduinen auch aussahen, desto ärmlicher und unansehnlicher nahmen sich die fremden Kaufleute neben ihnen aus. Selbst die bessern unter diesen gingen nur mit dem ordinären baumwollenen Faltenhemd der ägyptischen Fellah bekleidet herum. Hie und da zeigte sich auch ein indischer Moslem mit einer zerfetzten langen Hose und einem fettigen alten Kaftan. Was aber

alle kennzeichnete, war ein tüchtiger mannshoher Knüttel, den sie in der Rechten führten. da Selbstvertheidigung hier ein Gesetz der Nothwendigkeit ist und die armen Fremden, die für sehr plebejisch gelten, den vornehm sein sollenden Morddolch, die Dschenbia der Beduinen, nicht ohne beschimpft zu werden tragen können. Dieser Suk war, wie beinahe in allen kleinern Städten, nur mit Lebensmitteln und den nöthigsten Gegenständen, nicht aber, wie die Märkte Kairo's, Alexandriens und Mekka's zum Theil auch mit Luxusartikeln versehen. Trotz der verhältnissmässig noch frühen Jahreszeit (Mitte Mai) waren doch die Obstläden schon mit den schönsten Sommerfrüchten ausgestattet. An Feigen, Granatäpfeln, Bananen, Pfirsichen und Aprikosen war kein Mangel. Orangen und süsse Limonen gab es auch noch, jedoch waren sie theuer. Leider konnte ich mir keine Früchte des Nebekbaumes (Rhamnus lotus) verschaffen, da die Zeit der Reife schon seit zwei Monaten vorbei war. Obgleich ich nicht mit Burkhardt glaube, dass diess wirklich die Lotusfrucht der Alten sei, da der Nebekbaum ja gar nicht um Tunis und Tripolis, in welchen Gegenden wir doch die Lotophagen suchen müssen, wächst, sondern vielmehr der Ansicht bin, dass die Lotosfrüchte der Griechen einfach Datteln waren, so wäre es mir doch interessant gewesen, diese Frucht zu untersuchen und zu kosten. Sie soll in den Monaten Februar und März ziemlich viel auf den Märkten verkauft werden. Datteln waren auf diesem Suk in ausserordentlicher Menge vorhanden. Die hier feilgebotenen kamen zum Theil aus Medina und aus dem in

seiner Nähe gelegenen fruchtbaren Orte Kuba, bei weitem die meisten aber aus dem Imbu en Nachel, wo die Limbauwi ihre Palmengärten haben. Diese Datteln waren klein, nicht sehr dunkel und von vorzüglicher Süssigkeit. Die Hadschadsch (Pilger), pflegen Datteln in grosser Menge einzukaufen und sich durch ihren unmässigen Genuss den Magen zu verderben, wesshalb auch so viele an Unverdaulichkeit leiden. In den Fleischläden, welche hier zum Theil von Fremden (Mekkanern und Aegyptern, man nannte mir auch Wahabiten) gehalten werden, fielen mir besonders die Fettschwänze der Hämmel auf, welche von jeher der Stolz Arabiens waren und die hier ganz ansehnliche Proportionen erreichten. Ich habe auf meiner Reise in Arabien viele mit sehr schönem caudalen Appendix versehene Schafe gesehen, aber nie eines, dem man jenes Wägelchen (ein Brett mit zwei Rädern) angebunden hätte, um seinen Schweif darauf zu tragen, wie man diess in älteren Reisebüchern über Arabien fast immer abgebildet findet. Auch habe ich mich viel danach erkundigt, aber kein Araber wollte ein solches hammelschwanztragendes Räderbrett gesehen haben, so dass ich versucht bin, diess für eine Fabel zu halten. Ein einziger Beduine gestand mir, dass er gehört habe, im Jemen habe ein Schich (Stammeshäuptling) einem Lieblingsschaf ein solches Wägelchen anbinden lassen. Vielleicht, dass die Sitte in andern Theilen Arabiens geherrscht hat oder noch herrscht, aber ich glaube es kaum.

Von sonstigen Artikeln, die nicht Esswaaren bildeten, war auf diesem Suk wenig erhebliches zu

sehen. Die Perlen, welche früher in gewisser Anzahl von Massua und anderen Küstenorten hierher zum Verkauf gebracht wurden, sind in neuester Zeit sehr selten geworden. Ich konnte hier keine einzige zu Gesicht bekommen. Dafür machte ich aber auf diesem Suk einen Ankauf anderer Natur, der mir sehr nöthig geworden war und den ich bisher noch nicht hatte vornehmen können. Es war diess ein kleiner tragbarer Feuerheerd zum Kochen, wie sie für die Bequemlichkeit der Hadschadsch auf ihrer Pilgerreise verfertigt werden. Man nennt diese Art von kleinen Heerden Kanun. Sie sind gelb angestrichen, von Thon, und werden von Negern aus Massua und Abyssinien, welche mit dem Erlös derselben ihre Pilgerreise bestreiten, gemacht. Wegen ihres geringen Gewichts und daraus folgenden leichten Tragbarkeit sind diese Kanun den Pilgern sehr kostbar. Ich zahlte für den meinigen fünf Piaster, welche hier etwa 36 Kreuzer rheinisch galten, und kann sagen, dass ich niemals Geld praktischer ausgegeben habe, denn mein Kanun sollte mir auf der Hödsch (Pilgerfahrt) unschätzbare Dienste leisten. Nur durch ihn wurde es mir möglich, beständig Kaffee oder Thee bereit halten zu können, um mich durch diese innere Erwärmung vor Erkältungen zu schützen, denen ich später besonders ausgesetzt sein sollte, nachdem ich den Ihram (die Pilgertracht) angelegt hatte, in welchem Costüm man so gut wie nackt geht und allen, selbst in diesem heissen Klima unvermeidlichen Erkältungen preisgegeben ist. Die innere Wärme aber, welche ich den auf dem Kanun bereiteten Getränken verdankte, schützte mich, wie

ich zuversichtlich glaube, vor ernsten Erkältungen und so verdanke ich dem Kanun die Erhaltung meiner Gesundheit, welche die entsetzliche Pilgertracht auf's ernstlichste bedrohte.

Im Basar befand sich, ausser den obenbeschriebenen Läden, auch eine gewisse Anzahl von Kaffeebuden, hier wie überall im Orient, höchst wichtige Localitäten. Freilich ist es nicht Sitte, dass vornehme Leute oder religiöse Persönlichkeiten sich in denselben niederlassen. Selbst die geachteteren Handwerker und Krämer vermeiden die Kawua (Kaffeebuden), wo sprichwörtlich schlechte Reden geführt werden, wo sich stets feile Dirnen und Knaben herumtreiben, die ihr schändliches Gewerbe dort ausüben. Die Anständigeren unter den Arabern, wenn sie Kaffee trinken wollen, und keine Vorrichtung bei sich haben, um denselben selbst zu bereiten, begeben sich gewöhnlich in den Laden eines ihrer Bekannten, eines Krämers oder Handwerkers, der dann durch den Metallem (Lehrling) den Kaffee aus dem benachbarten Kaffeehause holen lässt. Aber die armen Hadschadsch (Pilger) haben natürlich meist gar keine Bekannte in den Pilgerstationen und wollten sie auch sich im Laden eines Krämers, dem sie nun gerade etwas abgekauft haben, niederlassen, so würde ihnen diese Gunst, die sonst in muselmännischen Ländern sich stets von selbst verstehen würde, hier vielleicht nur unter der stillschweigenden Bedingung gewährt werden, dass sie weitere Ankäufe machen müssten. So bleibt ihnen, um der Prellerei zu entgehen, oft nichts übrig, als sich selbst in die übelberüchtigten Kaffeehäuser zu verfügen.

Freilich geniessen nicht alle Kaffeebuden eines gleich schlechten Rufes und sind es hauptsächlich die am Eingange des Basars gelegenen, welche von dem schlechtesten Gesindel besucht werden. Auch in el Imbu gab es einige dieser Läden, welche ihrer abgelegenen Lage wegen weniger von schlechtem Volk aufgesucht wurden. In eine solche verfügte ich mich mit meinem Neger Ali, der trotz seiner Sehnsucht nach dem Marabut, doch das Kaffeetrinken als eine ganz annehmbare Verzögerung auf unserm frommen Gange begrüsste. Das Kaffeehaus, in welches ich eintrat, war, wie alle Kaffeehäuser el Imbu's, von rohen Palmstämmen erbaut und besass nur einen einzigen niedrigen Saal, in welchem auf niedrigen Bänken von Palmholz etwa vierzig Personen, ein buntes Gemisch aller Völker des Islam, beisammen sassen. Glücklicherweise war kein Maghrebi darunter, wie ich mich gleich auf den ersten Blick überzeugte, denn den allenfalls sich zeigenden Burnussen, welche mir so verhängnissvoll werden konnten, hatte ich mich gewöhnt, meine allererste Aufmerksamkeit zu schenken und jeden Ort schnell zu fliehen, wo ein mit einem solchen Kleidungsstück versehener Mann sich befand. Der Leser weiss vielleicht, dass der Bernus oder Burnus den Maghrebi (Tuniser, Algierer oder Marokkaner) kennzeichnet, und, da ich mich selbst für einen Bewohner der Regentschaft Algier ausgab, aber doch stets befürchten musste, dass meine Pseudolandsmänner meine Unächtheit als Araber und meine Eigenschaft als Kafir (Ungläubiger) entdecken würden, so musste ich jede Berührung mit ihnen vermeiden. Andere Moslems, die mich in maghre-

binischer Tracht sahen und mich den maghrebinischen Dialect sprechen hörten, waren weniger geeignet, die Wahrheit herauszufinden, da sie nicht so gut verstehen konnten, in was sich mein Accent von dem der wahren Maghrebia unterschied. Unter den hier anwesenden Hadschadsch (Pilger) nahmen die Aegypter. was die Zahl betraf, den ersten Rang ein. Mit ihren beiden mehr oder weniger enge anliegende Kaftans contrastirten sie unvortheilhaft gegen die weiteren Gewande der Araber, welche aus Medina und anderen Städten des Innern gekommen waren. Diese Tracht der Stadtaraber, von der unten bei Mekka ausführlicher die Rede sein wird, ist höchst würdevoll und graciös. Weniger graciös war die Kopfbedeckung der hier durch zehn Mann vertretenen persischen Pilger, jener grosse zuckerhutförmige Hut von Schaffell, der die Adschemia (Perser) in aller Welt kennzeichnet. Im übrigen nahm sich jedoch die Tracht dieser Adschemia höchst vortheilhaft aus, ihr Kaftan war von geschmackvollem Schnitte, ihre Schuhe fein und von schöner Form. Dabei hatten die reiferen Männer unter ihnen sehr stattliche Bärte, meist pechrabenschwarz, deren Schwärze jedoch, wie ich hörte, oft ein Product der Kunst sein soll, da die Perser es in Bartfärbemitteln sehr weit gebracht haben. Auch einige Neger, welche von der gegenüberliegenden Küste des arabischen Golfes hieher gekommen waren, zeigten hier im bunten Pilgermosaik ihre dunklen Züge und blendend weissen Zähne.

Nachdem ich im Kaffeehause nicht ohne Mühe einen Platz gefunden hatte (mein Neger liess sich ganz einfach auf dem Fussboden nieder und glich in

dieser Stellung sehr einem aufwartenden Hunde), kam der Kawadschi auf uns zu und fragte ob er uns zwei Tassen bringen solle. Ich würde diess natürlich unverzüglich bejaht haben, wenn ich nicht den Wunsch gehegt hätte, ein anderes Getränk, als gewöhnlichen Kaffee, zu mir zu nehmen. Es war diess nämlich der Kischer, so nennen die Araber ein aus den Kaffeeschalen oder Hüllen, nicht aus den Bohnen, bereitetes Getränk, welches im Innern der Gegend, wo der berühmte Moccakaffee wächst, fast ausschliesslich getrunken und dem Absud der Bohnen, der für zu hitzig gilt, bei weitem vorgezogen werden soll. Im Hedschas ist aber der Kischer in den Kaffeehäusern ziemlich selten, da der Kaffeebaum hier zu Lande nicht gedeiht und man folglich die Hüllen nicht frisch haben kann, in welchem Zustand sie allein einen guten Kischer abgeben sollen. Dennoch werden auch Kschur (Hüllen) in Hedschas eingeführt, wo sie jedoch trocken ankommen, und folglich keinen so trefflichen Kischer liefern. Da ich aber diess Getränk viel mehr aus Neugierde, als um des allenfalsigen Genusses willen, zu mir nehmen wollte, so fragte ich den Kawadschi ob er keine Kschur (Hüllen) besitze. Zum Glück besass er solche und erklärte sich bereit, mir eine Tasse Kischer zu reichen, da Ali bei weitem den wirklichen Kaffee vorzog und keineswegs von der Leidenschaft seines Herrn, unbekannte Getränke zu kosten, angesteckt war. Die Kschur (Hüllen) welche der Kawadschi zur Bereitung des Getränkes nahm, waren pergamentartig, von heller Farbe und nicht sehr dick. Sie bilden die Haut der Schote, in deren Innern sich jedes-

mal zwei Kaffeebohnen befinden. Im frischen Zustande soll eine solche Kaffeeschote einer Kirsche ähnlich sehen, wesshalb sie auch von den Arabern Habb el Meluk (Kirsche, wörtlich Königskirsche) genannt wird. Bald war das Getränk fertig, dessen Bereitung höchst einfach ist, da nichts dazu gehört, als diese Kschur abzubrühen. Ich fand es jedoch ziemlich fade, obgleich es eines gewissen Aroma's nicht entbehrte, das ganz dem des Kaffee's selbst glich, das aber hier nur schwach war. Bei dem frischen Kschur, deren Absud man im Innern fast ausschliesslich trinkt, soll das Aroma jedoch köstlich und dieses leichte, milde Getränk bei weitem dem Kaffee selbst vorzuziehen sein. Nachdem ich das Experiment mit dem unbekannten Getränk beendet hatte, gab ich mich wieder dem bekannten hin und schlürfte für Chamsa fatha die Tasse (fünf Para, nicht einmal einen Kreuzer) einige Fenadschel (Tässchen) hinab. Der Kaffee, den man hier in Arabien trinkt, ist doch etwas ganz anderes, als die wässrigen schwarzen Süppchen, welche man in Algier Kaffee nennt, als der französische „Café avec cognac" und als unser beliebtes vaterländisches Gebräu, in welchem Cichorie und andere Surrogate gewöhnlich durch neun zehntheil in der Mischung vertreten sind. Freilich in Deutschland und Frankreich hat man andere Stärkungsmittel (der Araber nannte ursprünglich den Kaffee Kua d. h. Stärkung) und man kann dort wohl sich erlauben, statt Kaffee ein Gemisch von Cichorie und Steinkohlenstaub zu trinken, aber in einem Lande wie Arabien, wo Cognac, Wein und Bier durch Abwesenheit glänzen, da muss einem ein unver-

fälschter Kawua (Kaffee), um aus ihm die nöthige Kua (Stärkung) zu ziehen, höchst willkommen sein. Desshalb genoss ich nicht ohne grosse Wonne das liebliche schwarze Getränk, das hier so aromatisch duftete und schmeckte, dass man es gern ohne Zucker trank, was überhaupt bei den Arabern allgemeine Sitte ist. Nur die Türken und einzelne Hadschadsch aus grossen Handelsstädten mischen Zucker in ihren Kaffee. Wenn man sich mit orientalischem Leben und Sitten vertraut gemacht hat, dann lernt man täglich mehr erkennen, welch' eine wichtige Stelle in ihrer socialen Cultur der Kaffee einnimmt, dann lässt man sich auch gern von ihrem Enthusiasmus für denselben mitfortreissen und ist bereit, in die Worte des arabischen Dichters miteinzustimmen, welcher den Kaffee in folgenden Versen besingt:*)

O Kaffee! du verdrängst die Sorgen,
Gott hat dem Menschen dich gegeben,
Dass wie ein ew'ger Jugendmorgen
Verstreiche unser ganzes Leben.

Denn du giebst uns den Geist der Jugend,
Wir fühlen nicht des Kummers Pein,
Und doch bist du kein Feind der Tugend,
Die stets bekämpft der schnöde Wein.

Wie Moschus süss, so duftest du,
Erregst uns, doch berauschst du nicht,
Du reiss'st den Geist aus träger Ruh',
Auf dass er seh der Weisheit Licht.

Du bist der Freund der Weisen und
Wer Allah liebt, der liebt auch dich,
Denn wie Er wirkt zu jeder Stund,
Liebst Regsamkeit du ewiglich.

*) Silvestre de Sacy Chrestomathie arabe I, Seite 149.

Dir glückt', o köstliche der Gaben!
Was dem Prophet' nicht war gelungen,
Den Wein, an dem sich Böse laben,
Du hast verdrängt ihn und bezwungen.

Zwar dunkel bist du wie die Gruft,
Unschuldig doch wie Milch und hold,
O Kaffee! O Ambrosiaduft!
Dem Moslem gibst du mehr, als Gold.

Nachdem wir uns dem Kaffeetrinken nach Hernslust hingegeben hatten, verliessen wir die Wirthhaft, um endlich die Kubba des grossen Marabuts, l Ali ben abu Thaleb, aufzusuchen. Wir fanden nicht ohne Mühe, da ich die Vorbeigehenden nicht rn nach ihr fragen wollte und mein Neger sich so hlecht ausdrückte, dass mehrere Limbauwi auf ine Fragen nur durch ein Achselzucken antworten. Endlich gelang es uns doch, das Heiligthum sfindig zu machen. Es war von Korallenstein erut und nicht eben geschmackvoll. Ein kleiner inaret, ganz den ägyptischen ähnlich, war daran gebracht. Wir besuchten das Innere, wo sich das hebett des Heiligen, mit grünen Vorhängen beckt, befand. Ich glaube jedoch nicht, dass der arabut selbst hier begraben liegt. Aber das Ruhette, in seiner Form übrigens ganz einem altmodihen europäischen Staatsbette vergleichbar, soll er, wie in vielen ähnlichen Fällen, das Grab des eiligen versinnbildlichen. Oft kommt es übrigens i solchen Kubba vor, dass der Heilige selbst unter m Paradebette begraben ist. Da inzwischen die ebetesstunde des Mittags, des Dohor, begonnen tte, welche der Mueddin in näselndem Gesang vom

Minaret verkündigte, so verrichteten wir in der Kubba, welche ganz dieselben Dienste, wie eine Moschee leistete, das Mittagsgebet.

Bekanntlich muss jeder Muselmann täglich fünfmal sein Gebet hersagen. Die fünf Gebetsstunden sind: Sbah, Dohor, Asser, Maghreb und Oescha und entsprechen ungefähr folgenden Tageszeiten: Sonnenaufgang, Mittag, Nachmittag, Sonnenuntergang und Abend. Das Mittagsgebet wird jedoch gewöhnlich erst um 1 Uhr hergesagt. Ausser diesen fünf obligatorischen Gebetsstunden, hat die Frömmigkeit der werkheiligen Moslems noch zwei andere eingeführt, die jedoch nicht unumgänglich nöthig, sondern nur verdienstlich sind: nämlich Fedscher (das allerfrühste Morgengebet, bei der ersten Tagesdämmerung zu verrichten) und Schefa el utscher (das allerletzte Abendgebet oder richtiger Nachtgebet am Schluss der Oescha).

Ich betete also meine vier Rikat und wünschte mir Glück, dass ich mich nicht für einen Türken ausgegeben hatte, welche letztere zum Ritus der Hanefi gehören und fast immer doppelt so viele Rikat hersagen müssen, als die Maleki, zu welcher Secte sich alle Maghrebi zählen. Die Hanefi haben z. B. am Dohor acht Rikat, am Sbah (Morgen) fünf, am Asser (Nachmittag) zehn, am Maghreb (Sonnenuntergang) sechs und an der Oescha (Abend) wieder zehn Rikat, während die Maleki, zu denen ich vermeintlich gehörte, am Sbah nur zwei, am Dohor vier, am Asser vier, am Maghreb drei, und an der Oescha vier Rikat herzusagen verpflichtet sind.

Viele meiner Leser werden nicht wissen, was

ein Rikat ist und da das Gebet auf einer Wallfahrt nach Mekka eine so wichtige Rolle spielt, so wäre es hier wohl nicht überflüssig, eine ausführliche Erklärung dieses Begriffes zu geben. Der Rikat ist das Gebet der Moslems im eigentlichen Sinne. Kein regelmässiges Gebet ohne Rikat, meist besteht jedoch ein vollständiges Gebet aus mehreren Rikat, die übrigens untereinander gar keinen Zusammenhang haben. Ein Rikat ist jedoch nicht ein einfaches Gebet, sondern, ähnlich wie die christliche Messe aus Anrufungen, Stücken aus Psalmen, Episteln, Evangelien und eigentlichen Gebeten besteht, so ist auch der Rikat ein mixtum compositum von Lobsprüchen, Exclamationen, Bruchstücken des Glaubensbekenntnisses, Bitten, Suren des Korans und andern Gebetestheilen, zu deren jedem eine eigene Stellung des Körpers und Haltung des Kopfes und der Hände gehört. Der Rikat besteht aus nicht weniger als zwölf oder dreizehn Theilen, welche folgendermassen beschrieben werden können:

1) Der Rikat beginnt jedesmal mit dem Idden, denselben Worten, welche der Mueddin von der Spitze des Minarets verkündet. Diese Worte lauten:

„Alluhu akbar (Gott ist gross). Esch schähdu la illaha ill Allah (Ich bezeuge, dass nur Gott der Herr ist). Esch schähdu inna Mohamed rasullah (Ich bezeuge, dass Mohamed der Prophet Gottes ist). Haija ala salats. Haija ala fälla (Kommt her zu dem Gebet, her zu der frommen Handlung). Allahu akbar (Gott ist gross). La illaha ill Allah (Nur der Herr ist Gott)."

Jeder dieser einzelnen Sätze wird zweimal wie-

derholt. Dieses Idden wird stehend gebetet, während man die Hände zu beiden Seiten des Hauptes, in der Richtung der Ohren, offen entfaltet ausstreckt.

2) Nach dem Idden nimmt der Beter eine leichthin gebückte Stellung an. In dieser wiederholt er mehrere Male die Worte: Asmu Allah Hamida (Gelobt sei Gottes Namen).

3) Darauf nimmt der Betende eine noch gebücktere Stellung an und sagt nochmals die Worte: Sebballah el Adim (Gelobt sei Gott der Heilige) oder auch: Sebballah bi Hemdihi (Gelobt sei Gott durch mein Lob).

4) Darauf richtet man sich wieder grade empor, bleibt einen Augenblick aufrecht stehen und sagt die Worte: Allahu Akbar (Gott ist gross).

5) Hierauf wird das Fatha oder Fatiha, das erste Capitel des Korans hergesagt, immer in knieender Stellung, wobei man die Hände, mit der flachen Seite nach oben, in der Höhe der Brust gerade vor sich hinhält.

6) Dann folgen neue Exclamationen, die jeder nach Belieben variirt, wie Gelobt sei Gott, Nur der Herr ist Gott. In gebückter Stellung.

7) Hierauf sagt man aufrecht stehend eine Sure des Korans her, welche man nun eben wählen will. Die Gelehrten, welche den ganzen Koran auswendig wissen, recitiren gewöhnlich eine der längeren, um ihre Gelehrsamkeit selbst im Gebete zur Schau zu tragen. Die Unwissenden begnügen sich mit einer der leichtern, wie der Sure des Morgenrothes, des Volkes, des Bekenntnisses, der Ungläubigen, des Nasser, des Abu Lahab und einem Dutzend anderer, die alle sehr kurz und folglich schnell memorirt sind.

8) Darauf wird auf dem Angesicht gebetet, was man auf lateinisch die „Adoratio prona“ nennt. Man muss dabei so auf dem Boden liegen, dass man wenigstens mit sieben Theilen des Körpers die Erde berührt, nämlich mit der Stirn, dem Kinn, der Brust, den beiden Knieen und den beiden Fussspitzen. Dabei sagt man Lobsprüche her.

9) Man richtet seinen Oberkörper in die Höhe und bleibt einen Augenblick in knieender Stellung. Diess ist die erste Meditation. Man soll nämlich dabei religiöse Betrachtungen anstellen.

10) Dann folgt die zweite Adoration auf dem Angesicht, ganz wie die erste unter Nr. 8 beschrieben.

11) Darauf die zweite Meditation ganz wie Nr. 9.

12) Endlich richtet man sich wieder auf und sagt: Allahu Akbar (Gott ist gross).

13) Zuletzt wiederholt man noch einmal das Glaubensbekenntniss, dass es nur einen Gott gebe und Mohamed sein Prophet sei.

Bei all diesen dreizehn Theilen des Rikats wechselt man zwischen den vier orthodoxen Gebetsstellungen ab. Diese sind folgende:

1) Das Kiam oder Stehen für den ersten, vierten, zwölften und dreizehnten Theil des Rikats.

2) Das Rokod, die höchst unbequeme gebückte Stellung, für den zweiten, dritten und sechsten Theil des Rikats.

3) Das Sedschud, die Adoration auf dem Angesicht für die achte und zehnte Rikatsabtheilung.

4) Das Kääd oder Köud, das Sitzen, welches zugleich ein Knieen ist, für den fünften, neunten und elften Theil.

Endlich ist der Rikat vollendet, der wie man sieht, nicht so einfach ist. Auch hatte ich grosse Mühe, ihn zu erlernen, da ich mich nicht traute, Fragen darüber zu thun, was natürlich meine Unwissenheit und folglich mein Ketzerthum verrathen hätte. Desshalb betete ich immer so leise als möglich, damit Niemand meine allenfalsigen Fehler bemerken möchte. Auch will ich nicht geradezu verbürgen, dass ich alle einzelnen Exclamationen richtig gehört habe. Ich gebe sie in der Form, wie sie die Maghrebia zu denen ich gerechnet wurde, aussprechen und nicht in ihrer literalen Form. Letztere kann man leicht in den Werken der Orientalisten finden. Mir schien es jedoch geeignet, um ein besseres und getreueres Lebensbild zu geben, diese Sprüche so zu erwähnen, wie ich sie vernahm, und nicht so, wie sie eigentlich, in ihrer vollkommnen Richtigkeit, gesprochen werden müssten.

Ist der erste Rikat beendet, so schreitet man unverzüglich zum zweiten, der eine genaue Wiederholung des ersten ist, mit der einzigen Ausnahme, dass man für die Sure, welche der Wahl anheim gestellt ist, eine andere nehmen kann, als die, welche man im ersten Rikat wählte. Das erste Capitel des Korans muss jedoch bei jedem Rikat gebetet werden. Der dritte Rikat, sowie alle folgenden sind kürzer, weil man in ihnen die selbst zu erwählende Sure ganz weglässt, so dass diese Rikats nur aus zwölf, nicht aus dreizehn Abtheilungen bestehen, was eine grosse Zeitersparniss ist, da die siebente Abtheilung, die hier wegfällt, von vielen oft bis in's lächerliche ausge-

dehnt wird, die ihre Gelehrsamkeit durch Hersagen einer recht langen Sure bekunden wollen.

Mein Neger, der gute Ali, hatte sehr unvollkommene Begriffe vom Gebet und Koran. Er machte eben mechanisch nach, was er die andern machen sah; da er jedoch nur eine einzige Sure vom ganzen Koran auswendig wusste, nämlich das bekannte Fatha so blieb ihm nichts übrig, als dieselbe in einem und demselben Rikat zweimal herzusagen. Mit der Zeit gelang es mir jedoch, ihm noch eine andere Sure beizubringen und zwar wählte ich dazu eine, die nicht ganz am Ende des Koran steht, wo die leichtesten und kleinsten aller Suren, welche die Kinder in der Schule zuerst lernen, sich befinden, sondern eine etwas weniger abgedroschene, nämlich die Sure des Erdbebens, welche stets meine Lieblingssure war und die mir würdig scheint hier übersetzt zu werden. Sie lautet:

„Wann die Erde dereinst mit einem mächtigen Zittern erbeben wird; Wann aus dem Innern der Erde Alles hervorgehen wird, was die Jahrhunderte darinnen niedergelegt haben; Dann wird der Mensch fragen: was hat die Erde befallen? An jenem Tage, dem jüngsten Tage, wird die Erde ihre Geschichte erzählen, wie sie ihr Gott, dein Herr, geoffenbart hat. Am jüngsten Tage, da werden die Menschen unstät umherirren; da werden sie suchen die Tafel zu sehen, auf der ihre Thaten verzeichnet sind. Und wer des Guten nur so viel gethan hat, wie ein Gerstenkorn gross ist, der wird es dort aufgezeichnet sehen; und wer des Bösen nur so viel gethan hat,

wie ein Gerstenkorn gross ist, der wird es dort aufgezeichnet sehen."

Da das Fatha (das erste Capitel des Korans) in allen Gebeten eine so überaus wichtige Rolle spielt, so scheint es mir nicht überflüssig, dasselbe gleichfalls hier in freier Uebersetzung zu geben.

„Gelobt sei Gott, der Herr der Schöpfung, der Erbarmer über alle Welt im Allgemeinen und über die Gläubigen im besonderen*), der Herr des jüngsten Tages. Dich beten wir an und dir dienen wir (eigentlich eine ἓν δία δυοῖν); führe uns den rechten Weg, den Weg derer, welche du gnädig angeschaut hast; fern von denen, die du im Zorn angeblickt hast (hierunter verstehen viele Ulema speciell die Juden) und behüte uns vor Verirrung."

Dieses Fatha (in literaler Form Fatiha el kitabi) welches die Maghrebia Fatsha nennen, ist das Grundgebet, das wahre pater noster des Islam, welches von den Moslems vielleicht ebenso oft und noch öfter wiederholt wird, wie das Gebet des Herrn von den eifrigsten christlichen Betern. Keinen Muselmann giebt es, sei er sonst auch noch so unwissend, der dieses Fatha nicht auswendig wüsste. Die Kinder lernen es in der Schule zu allererst, worüber man sich nicht wundern wird, da es das erste Capitel des

*) Eigentlich heissen die beiden Worte er Rahman und er Rahim dasselbe, nämlich der Barmherzige, aber die spitzfindigen Mollah und Ulema haben ausfindig gemacht, dass ersteres Wort sich auf Alle, letzteres nur auf die Muselmänner bezieht. Ich halte er Rahman und er Rahim einfach für eine Hendiadyoin (ἓν δία δυοῖν), welche eine Eigenschaft durch zwei Adjectiva ausdrückt.

Korans ist. Aber, nachdem die kleinen Araber dieses erste Capitel auswendig gelernt haben, gehen sie nicht etwa zum zweiten über, was uns natürlich scheinen würde, sondern sie fangen dann den Koran von hinten an (was wir der Schreibart wegen von vorn nennen würden) und erlernen nach dem ersten das letzte Capitel des Korans, dann das vorletzte, das vorvorletzte und so fort, bis sie erst ganz am Schluss ihrer Schülerlaufbahn zum zweiten kommen. Diese seltsame Schuleinrichtung besteht desshalb, weil die Schlusscapitel des Korans alle klein und leicht zu memoriren sind und da viele ihre Schulzeit nur zur Hälfte oder zum vierten Theile durchmachen, so erlernen sie auf diese Weise viel mehr Suren und haben folglich mehr Gebete im Kopfe, als wenn sie den Koran von vorn auswendig zu lernen anfingen, wo die längsten und schwersten Suren stehen. Da nun eine Sure, sie sei lang oder kurz, immer nur für ein einziges Gebet gilt, so ziehen die Lernfaulen natürlich eine gleiche Anzahl kleinerer derselben Anzahl grösserer Suren vor. Ich muss offen gestehen, dass ich auch zu diesen Lernfaulen gehörte und dass die zwanzig Suren, die es mir gelang, auswendig zu lernen, ausser dem Fatha und einer oder der anderen, alle Schlusssuren waren. Hätte ich ein gedrucktes Exemplar des Korans bei mir gehabt, so hätten die vielen Mussestunden auf meiner Reise mir wohl gestattet, bei meinem ganz leidlichen Gedächtniss, mir noch eine hübsche Menge anderer Suren anzueignen. Aber leider gilt ein gedruckter Koran für ketzerisch und darin zu lesen für schwere Sünde. Desshalb musste ich meine schöne gedruckte

Ausgabe (von Flügel, Leipzig) zu Hause lassen und mich mit einem so klein geschriebenen Manuscript des Korans begnügen, dass mir die Augen wehthaten, wenn ich versuchte darin zu lesen und ich oft mit dem Schüler des Persius (Satiren III, 19) ausrief:

An tali studeam calamo?

Ehe ich von el Imbu Abschied nehme, muss ich noch des Wichtigsten gedenken, was eine arabische Stadt besitzen kann und was allein sie zu einem gesuchten Aufenthaltsorte macht, nämlich des Trinkwassers. Ab'-ul-Feda hat uns zwar benachrichtigt, dass el Imbu Quellen habe, ja kühne Etymologen behaupten sogar, dass sein Name geradezu „die Quellen" bedeute, was mir jedoch gar nicht einleuchten will; aber trotz Ab'-ul-Feda und trotz der kühnen Etymologie besitzt die Stadt doch nichts, was man „Quellen" nennen könnte. Einige schlechte Ziehbrunnen existiren freilich in el Imbu, aber ich rathe Niemanden, ihr Wasser zu trinken, da es ganz ausnehmend brackisch ist. Vor dem Bab el Medina liegen einige Cisternen, die allerdings dann von Nutzen sind, wenn der Winter Regen gebracht hat. Da aber diess Phänomen nicht jedes Jahr stattfindet, so sind die el Birkat (Cisternen) sehr oft in völlig trocknem Zustande. Dennoch sieht man täglich in el Imbu arme Leute mit Schläuchen herumgehen, worin das schönste Trinkwasser enthalten ist, von dem man für einen Spottpreis sich einen grossen Krug füllen lassen kann. Ich fragte nach dem Ursprung dieses Wassers und erhielt zur Antwort, dass es wohl eine Wegesstunde im Innern

geholt würde. Da mir Burckhardts Reisen bekannt sind, so errieth ich gleich, dass es sich hier um jene Quellen handle, welche dieser Reisende besucht hat und die er bei seiner englischen Schreibart des Arabischen Aseylya nennt, was also mit deutscher Orthographie etwa Aseilija geschrieben werden müsste. Ich habe zwar diesen Namen hier nicht wiederholen hören, zweifle jedoch nicht an der Richtigkeit von Burckhardts Angabe, den ich in allen Fällen als höchst zuverlässig erprobte. Da im Winter 1859—1860 der Regen in el Imbu fast ganz ausgeblieben war, so sah sich die Stadt jetzt auf das Wasser der oben erwähnten, eine halbe deutsche Meile entfernten Quellen beinahe ausschliesslich angewiesen, sonst aber sollen die Cisternen ein recht gutes und, wie man mir versicherte, sehr angenehm schmeckendes Trinkwasser abgeben. Diese Cisternen sollen zum Theil nach Art der antiken Cisternae unter der Erdoberfläche liegen, mit einem Dache versehen sein und ihr Wasser durch Canäle, in denen sich das Regenwasser sammelt, empfangen. Andere über dem Boden gelegene würden mehr dem antiken Immissarium entsprechen, welches auch sein Wasser durch Canäle empfing und oberhalb des Bodens lag. Von beiden Arten, erzählte man mir, gäbe es Cisternen vor dem Bab el Medina, welches ich übrigens selbst nicht überschritten habe.

Nachdem ich mit Ali der Kubba des grossen Ali ben abu Thaleb meinen pflichtschuldigen Besuch abgestattet und nachdem wir noch ein Stündchen dem Betrachten des bunten Gewimmels in den Strassen el Imbu's gewidmet hatten, suchten wir im Hafen

unsre Kandscha wieder auf, wo wir die guten Aegypter höchst erstaunt über unsre lange Abwesenheit fanden. Da jedoch Ali viel von der Kubba zu erzählen wusste, und da wir auch gleich anfingen, das inzwischen angekündigte Gebet des Sonnenuntergangs mit einer ziemlich langen Sure herzusagen, welcher Ceremonie ich mich mit grosser Natürlichkeit unterzog, so war nur eine allgemeine Erbauung die Folge unseres für fromm gehaltenen Ausfluges. Den Abend verbrachte ich im Gespräch mit meinen näheren Bekannten unter den Aegyptern, welche mich viel danach fragten, ob ich unter den Maghrebia, deren gerade viele in el Imbu gelandet waren, keine Bekannten getroffen habe. Natürlich erfand ich einige solche Bekannte, mit denen ich vorgab, gesprochen zu haben, obgleich ich alle Maghrebia wie die Pest geflohen hatte. Aber etwas anderes unter meinen Umständen zu sagen, wäre zu gefährlich gewesen. Auf die weiteren Fragen, ob ich nicht Lust gehabt hätte, mich an diese Bekannten als Reisegefährte anzuschliessen, entgegnete ich, dass ich die Schiffsmiethe, die ich ja doch bezahlen musste, nicht verlieren wollte, welche Entschuldigung die geldliebenden Aegypter ganz vortrefflich fanden. Darauf begann die Respectsperson des Schiffes, der Kairiner Schich Mustapha Abu Abd-Allah, eine religiöse Unterhaltung über das Glück und die Pflichten der Hödsch (Pilgerfahrt), welche, obgleich sie sich nur in den abgedroschensten Gemeinplätzen bewegte und folglich sehr langweilig war, dennoch mit pflichtschuldiger Andacht angehört werden musste. Zum Glück wurde die fromme Rede, von der sonst kein

anderes Entkommen, als das Einschlafen gewesen wäre, bald unterbrochen und zwar durch etwas sonst auf Pilgerschiffen unerhörtes, und was bei frommen Hadschadsch grossen Anstoss erregte. Der junge Alexandriner, Otsman ben Nur-ed-Din, war nämlich auch in der Stadt gewesen, hatte dort in einem der berüchtigtsten Kaffeehäuser den bekannten afrikanischen Hanf, welcher opiumähnliche Eigenschaften hat, geraucht, wovon er völlig berauscht zurückkehrte. Dieser Rausch wäre jedoch an und für sich noch eine verzeihliche Sünde gewesen, wenn Otsman nicht in demselben darauf bestanden hätte, eine junge Negerin, die in el Imbu das Gewerbe einer Alme ausübte, mit an Bord der „Mutter des Friedens" zu nehmen, was natürlich die tugendhaften Hadschadsch nicht gestatten konnten. Eine sehr komische Prügelscene war die Folge davon, bei der Otsmans Brüder, Mohamed und Mahmud seine Parthei ergriffen, so dass diese drei stämmigen Jünglinge allein einigen zwanzig Hadschadsch entgegenstanden, von denen mancher ein blaues Auge und eine rothe Nase wegbekam, ehe der Streit durch das Einschreiten Schich Mustapha's endlich glücklich damit beendet wurde; dass man beschloss, die Negerin solle in die Stadt zurückgeführt werden. Dieser Beschluss war jedoch rein überflüssig, denn die Arme, welche der Gegenstand des ganzen Streites gewesen war, hatte gleich zu Anfang desselben die Flucht ergriffen und befand sich ohne Zweifel jetzt wieder in ihrem gewohnten Locale inmitten zahlreicher Verehrer. Nun folgte eine allgemeine Versöhnungsscene, bei der sich die feindlich gewesenen Partheien zärtlich um-

armten und das Ganze schloss mit einigen banalen Phrasen über die den Hadschadsch so nöthige Versöhnlichkeit und Eintracht, von Seiten des unerschöpflichen Schich Mustapha, worauf wir uns sämmtlich auf der „Mutter des Friedens“ schlafen legten.

Sechstes Capitel.

Von El Imbu nach Dschedda.

opische Vegetation. — Der vermeintliche Reichthum des icklichen Arabiens. — Scherm Berika. — Dschar, der alte ifen Medina's. — Copar vicus. — Arga und Arra. — herm Schurar. — Schab Komsa. — Rabôrh. — Die chste Glückseligkeit des Lebens. — Anlegung des Pilgerwandes. — Bad im Meere. — Pilgerpredigt. — Unbeemlichkeit des Pilgerkleides. — Der Ruf Labik. — Gebete s eingekleideten Pilgers. — Komisches Aussehen der eisten Pilger im Ihram. — Zaaram regia. — Die Insel des ohlgeruchs. — Ras Dahlimar und die Deban. — Obhor. Baetii fluminis ostia. — Unannehmlichkeiten der Pilgerhrt. — Rohe Beduinen. — Anblick der Küste von Dschedda.

Am zwölften Tage des zweiten Pilgermonats 276, d. h. am 2. Juni 1860, verliessen wir das einige Jambia, um unsre Reise längs der Küste gen schedda fortzusetzen. Die ganze Reisegesellschaft ar von einem frohen Muthe beseelt, denn in einigen agen schon sollten wir ja das heilige Pilgergewand, en Ihram, anlegen, mit dem, wie ein arabisches prüchwort sagt, sich noch keiner bekleidete, der icht Mekka und Arafa zu sehen bekam, was natürich nur ein Aberglaube ist, da es keineswegs selten

vorkommt, dass Pilger zwischen Rabörh, wo man den Ihram anlegt, und Mekka sterben. Die Küste unmittelbar im Süden von el Imbu bot einen freundlichen, lachenden Anblick; zwar war sie flach, aber dicht mit grünen Hainen und Wäldern bewachsen, ein seltsamer Contrast gegen die kahleren nördlicheren Küstenstrecken. Soweit ich aus der Ferne urtheilen konnte, so waren die Bäume, welche diese Wälder bildeten, meist Mimosenarten; wahrscheinlich fanden sich hierunter Exemplare von Acacia vera, welche Linné Mimosa nilotica nennt, d. h. dem rothen Gummibaum, von dem man bekanntlich das Gummi arabicum gewinnt. Wenigstens sagte mir der Mokkadem unsres Schiffes, dass in jenen Wäldern viel Sma al arbi (arabischer Gummi) gewonnen würde. Diese Bäume werden hier 40 bis 50 Fuss hoch und nehmen sich, selbst von weitem gesehen, sehr stattlich aus. Näher am Meeresstrand wuchsen zahlreiche Rhizophoren und Mangrovebäume, die der Gegend einen ächt tropischen Charakter verliehen. Es war, als sei man gar nicht in dem baumarmen, laub- und wasserlosen Arabien, sondern in der Nähe irgend einer schönen, von tropischen Regen befruchteten, vegetationsreichen Insel des indischen Oceans. Solche Küstenstriche, wie dieser, haben vielleicht zu den Fabeln der Alten von den herrlichen Wäldern Arabiens Anlass gegeben, welche von aromatischen Bäumen gebildet würden und im Innern, wie am Meeresstrande, die süssesten Düfte aushauchten, die selbst bis zu den Schiffern mitten auf dem rothen Meere hindrangen. Diodor und der Perieget Dionysius beschreiben diese Wälder am ausführlichsten.

tzterer widmet ihnen folgende pomphafte Verse:
riegesis 935)

Αἰεὶ κηώεσσα θύοις ὕπο λαρὸν ὄδωδεν,
ἢ θυοῦ ἢ σμύρνης εὐώδεις ἢ καλάμοιο,
ἢ καὶ θεσπεσίοιο πεπαινομένου λιβάνοιο
ἢ κασίης.

ets haucht Arabien die üppigsten Gerüche aus,
weder den Duft des Weihrauchbaumes, oder der
tenden Myrrhe, oder des wohlriechenden Rohres
er des flüssigen wunderbaren Balsams oder der
sia.) Nach Diodor hausten jedoch in diesen Wäl-
n Schlangen, deren Biss jeden Eindringenden
tete. Dass jene wohlriechenden Bäume, welche
odor nennt, nicht in Arabien vorhanden waren,
sste übrigens schon Plinius, wenn er sagt: (Histo-
naturalis XII, 41)

Non sunt eorum cinnamonum aut casia, et tamen
ix appellatur Arabia.

Aber die alten Dichter und selbst einige Historiker
rlegten Alles schöne, gute, üppige und reiche in
ses unbekannte Arabien, dort waren alle Schätze,
rt waren die

Plenae Arabum domus

s Horaz (Oden II, 12), der auch eine andere Ode
it einem Lob auf Arabiens Reichthum beginnt:
I, 24)

Intactis opulentior
Thesauris Arabum et divitis Indiae.

Von dort bezog der allmächtige byzantinische
inister, der Eunuche Eutropius, seine Parfümerieen,

wie sich diess der Dichter Claudius Claudianus denkt:

Te foliis Arabes ditent, te vellere Seres.

Aber diese schöne Strecke bewaldeter Küste sollte uns nicht lange begleiten. Schon ward das Laub der Rizophoren dünner und dünner, kaum tauchte noch hie und da eine Mimose am Horizonte auf, dann kam niederes Strauchwerk, und zwar, wie es mir aus der Ferne schien, kleine Palmenarten, die sich zwerghaft am Boden wanden und zuletzt trat der Sand Arabiens wieder in sein volles Recht ein, die Küste allein zu behaupten, das ihm nur hie und da noch eine schlanke Acacia vera streitig machte.

Nachmittags kamen wir in der Nähe der Kubba (Grabcapelle) eines Heiligen vorüber, welche den Namen Kubba Sidi Haschem führte. Plötzlich nahm die „Mutter des Friedens" wieder ein festliches Aussehen an, unsre frommen Matrosen reichten den unvermeidlichen Kaffee herum, wozu sie ihre Schischi (ägyptische Wasserpfeifen ohne Glas) rauchten und erbauliche Geschichten über den grossen Heiligen Sidi Haschem erzählten. Da aus allen den unglaublichen Fabeln und dem heillosen Unsinn, den man uns, diesen Heiligen betreffend, auftischte, erhellte, dass dieser im Stande sein solle, Krankheiten und zwar vorzüglich Hautkrankheiten, noch jetzt nach seinem Tode, zu heilen, so schlug ich unserm Nachada (Schiffshauptmann), der, wie ich oben bemerkte, mit der Krätze behaftet war, vor, er solle doch diesen Heiligen anrufen, der ihn ohne Zweifel bald von seinem ekelhaften Uebel befreien würde. Aber obgleich Schich Mustapha, und einer oder der

andere ägyptische Schriftgelehrte diesen meinen Vorschlag vortrefflich fanden und mich nicht wenig wegen meiner vermeintlichen Frömmigkeit priesen, so war doch der Nachada nicht dazu zu bringen, meinem Rathe zu folgen. Er schien sich offenbar ganz wohl mit seinem Hautleiden zu befinden, diess schien ihm gar kein Uebel und er hielt es für Unrecht, wegen solcher Kleinigkeit die Intervention eines Heiligen anzurufen. Ueberhaupt ist es nicht Sitte, von Heiligen etwas zu verlangen, was bestimmt definirbar ist. Man verlangt nur solche Dinge, die nach Art der alten Orakel später immer als eingetroffen gedeutet werden können, sei es im wirklichen oder im figürlichen Sinne oder durch irgend eine rhetorische Spitzfindigkeit, die aus schwarz weiss macht, so dass der Heilige immer Recht behalten muss.

Nach zehnstündiger Fahrt langten wir am Abend im Scherm Berika an, dessen Namen das Verkleinerungswort von Baraka ist, welches „die Gesegnete" bedeutet. Dieser Name „die kleine Gesegnete" stammt wahrscheinlich daher, weil Berika als früherer Hafen von Medina, welches „die Gesegnete" vor allen andern Städten heisst, gewissermaassen wie ein Kind der Prophetenstadt angesehen wurde und so das Prädicat derselben im verkleinerten Massstabe führte. Der Hafen von Berika ist nur sehr klein, kann höchstens 5—6 Schiffe von 50—80 Tonnen Tragkraft aufnehmen und ist überdiess noch schwer zugänglich, da Korallenbänke sich auf beiden Seiten seines Eingangs hinstrecken. Am Lande waren nur elende Kemlis (offne Zelte), unter denen einige Beduinen wohnten und einen kleinen Suk für die Pilger ab-

hielten. Einige Beduinenweiber von abschreckender Schmutzigkeit sassen auch hier unter aufgestellten Sonnenschirmen von Palmstroh und verkauften Gemüse und Obst. Ihre Kleidungsstücke waren über die Maassen zerlumpt und durchlöchert und man hätte zu ihnen, wie Mephistopheles zu den Engeln wohl sagen können:

Ihr könntet auch anständig nackter gehn,
Das lange Faltenhemd ist übersittlich.

Nur war ihr blaues, baumwollenes Faltenhemd eher unsittlich als übersittlich, denn die vielen Löcher offenbarten gerade, was sonst ein Kleidungsstück verbergen soll, so dass ein einfaches Lendentuch viel verhüllender gewesen wäre, als das grosse Aermelhemd. Dagegen waren ihre Gesichter desto besser versteckt und zwar hinter einem dicken Lappen von schwarzem Baumwollstoff, in dem zwei kleine, rund geschnittene Löcher gerade Platz genug liessen, um ein Paar stechende Schakalsaugen hervorblitzen zu lassen. Alle diese Damen waren noch jung, wenigstens nach europäischen Begriffen, aber sie sahen schon überaus verrunzelt aus, ihre Hände und Beine waren von skelettartiger Magerkeit, ihre Arme glichen wahren Schwefelhölzern, ihr insectenreiches Haar war schon ziemlich dünne, und obgleich ich ihre Gesichter nicht zu sehen bekam, so konnte man doch aus dem, was man nur zu deutlich sah, schliessen, dass sie keineswegs reizend ausgesehen haben mögen. Hier sollte man einen Maler, der ein Modell zu den Hexen des Macbeth sucht, hinschicken.

Unweit vom Scherm Berika liegt der jetzt ver-

sandete Hafen von Dschar, zu dem ein Canal führt, der heute noch Schiffen zugänglich ist, obgleich der Hafen keine mehr aufnehmen kann. Hier liegen die Ruinen der mittelalterlichen Stadt Dschar, die ich vor Begierde brannte, in Augenschein zu nehmen. Leider aber konnte ich die deutsche Meile, welche Berika von Dschar trennt, nicht zu Lande zurücklegen, da die Gegend sehr unsicher sein soll und man viel von neuerlichen Ermordungen von Pilgern erzählte, die sich zufällig von ihrer Reisegenossenschaft entfernt hätten und später an einsamen Orten erschlagen gefunden worden wären. Zur See hinzugelangen, daran war nicht zu denken, da ich ein Boot hätte miethen müssen und dadurch meine Neugierde nach alten Ruinen, die man doch nur bei Europäern voraussetzt, offen bekundet und mich als Ungläubigen verrathen haben würde. Die englische Küstenaufnahme von Moresby beschreibt diese Ruinen als von bedeutendem Umfang. Es sind ohne Zweifel die von Dschar, welches früher der Hafen von Medina war, woher auch sein Name, welcher „der Nachbar" bedeutet, weil es die Nachbarstadt von Medina war, denn die Araber beziehen alles auf ihre heiligen Städte. Dieses Dschar wird von Burkhardt Djar, von Niebuhr Dsjar, von Rüppell Diar und vom Uebersetzer des Ab-ul-Feda Giar genannt, welches nur französische, englische und dänische Schreibarten für die allein im Deutschen richtige Schreibart Dschar sind. Viele Geographen haben aus der vermeintlichen Aehnlichkeit des Namens von Dschar mit dem des antiken Arga schliessen wollen, dass letzteres an dieser Stelle gelegen habe, eine

Annahme, die jeder, welcher den Gradangaben des Ptolemäos auch nur den geringsten Werth beilegt, verwerfen muss. In der That, wie könnte man annehmen, dass der über Arabien so gut unterrichtete Alexandriner eine Stadt, die nur 24 Minuten von Jambia entfernt lag, um beinahe anderthalb Grad südlich von ihm angegeben haben würde? Mit viel mehr Wahrscheinlichkeit kann man an der Stelle von Dschar den von Ptolemäos zwischen Jambia und Arga ungefähr in der Mitte angegebenen Copar vicus erblicken, in dessen Namen wahrlich ebensoviel Aehnlichkeit mit dem Worte Dschar, als in dem Namen Arga gefunden werden kann, obgleich meine Ansicht ist, dass Dschar ein erst lange nach der Hedschra diesem Orte, als Nachbarort Medina's (Dschar heisst der Nachbar) beigelegter mittelalterlicher Name ist, folglich weder von Arga, noch Copar herzuleiten. Mannert verlegt bekanntlich Copar noch südlicher, nämlich nach dem von Niebuhr angegebenen Abu Ajan, welches heute Schich Jaja heisst. Aber diese Annahme scheint mir die ganze Ortsbenennung an dem Lauf der Küste von Hedschas zu verrücken und ich begreife nicht, wie Mannert nach einer solchen Voraussetzung noch in Dschedda das Badeo Regia des Ptolemäos erblicken kann, welches dann doch viel südlicher kommen müsste.

Die von Diodor erwähnten Carbae, ein Volk des glücklichen Arabiens, werden von diesem kurz nach dem Berg Chabinus und dem Hafen Charmuthas genannt, welche beide, wie wir oben gesehen haben, in dieser Gegend liegen, was mich auf die Vermuthung bringt, dass die Carbae vielleicht die Be-

wohner von Copar und seiner Umgegend waren, besonders da die Namen Carbae und Copar auffallend gleichlautend sind. Die Versetzung von zwei Buchstaben nämlich, wie bei Copar und Cobra, Agra und Arga kommt schon in lateinischen Wörtern nicht selten vor, in arabischen ist sie jedoch so häufig, dass man sie fast als Regel bezeichnen kann.

Am 13. Du el Kada verliess die „Mutter des Friedens" den kleinen, elenden Hafen von Berika und segelte immer noch zwischen gefährlichen Korallenriffen, Klippen und Sandbänken längs der Küste weiter gen Schich Jaja. Kurz nach Dschar umschifften wir ein Cap, welches den schreckenerregenden Namen Ras el Hämma d. h. „Vorgebirge des Fiebers" führte. Ich hatte schon früher eine „Insel der Blattern" gesehen, später sollte ich auch noch einen Ort Namens el Habuba, d. h. „die Pest" kennen lernen, mit welchen beiden süssen Namen diess Fiebercap ein würdiges Kleeblatt bildete. Scheussliche, ominöse Benennungen, die dem armen Pilger stets vor Augen stellen, welche Krankheiten ihn auf seiner Wallfahrt erwarten! Glücklich der, der kein arabisch versteht und folglich nicht weiss, dass er „im Lande des Sonnenstiches" reist, wenn er die Araber die ganze Gegend um die heiligen Städte „Blad el Bakla" (Bakla heisst zugleich Sonnenstich und perniciöses Fieber) nennen hört.

Gegen Abend liefen wir im grossen, aber seichten Hafen von Schich Jaja d. h. vom heiligen Johannes (nicht nach dem Täufer, welcher Sidna Jaja heisst, sondern nach irgend einem beliebigen obscuren Heiligen so benannt) ein, welcher mir das Abu Ajan des

Niebuhr zu sein scheint, in dem Mannert Copar vicus erblicken will. Die Küste war hier gänzlich flach, sandig und ohne alle baumartige Vegetation. Im Hintergrunde gewahrte man das arabische Hochgebirge, dem Edrisi den Namen Dschebel Rhadua beilegt, welcher, wie Ritter bemerkt, nicht der Name eines einzelnen Berges, sondern der ganzen Bergkette zu sein scheint. Hier wussten die wenigen Beduinen, welche in Kemlis einen kleinen Suk abhielten, mir nicht den Namen des Gebirges zu sagen, vielleicht auch wollten sie es nicht, da der Araber dem Fremden gegenüber stets sehr geheimnisskrämerisch ist.

Am Morgen des 14. Du el Kada schifften wir weiter, einer gänzlich flachen Küste entlang, welche zum Theil mit Dattelbäumen und Dompalmen (Dumus Thebaica) bewachsen war und sehr den Ufern des Nils glich. Abends erreichten wir den Hafen von Mustura, den gefährliche Korallenklippen umgaben und der folglich einen schwierigen Eingang bot; aber einmal darinnen, befinden sich die Schiffe sehr gut und in vollkommner Sicherheit. Der Name Mustura d. die Verborgene, die Umschleierte, die Verhüllte, ist vortrefflich gewählt, denn der Ankerplatz liegt zwischen den Korallenriffen, die seinen Eingang zu verbergen scheinen, gleichsam versteckt. Jemand, der diese Küste nicht kennte, würde an „der Verborgenen" vorbeisegeln, ohne zu ahnen, dass hier ein Hafen befindlich sei. Der kleine Ort Mustura, wo etwa zwanzig elende, aus Korallenstein schlecht zusammengefügte Häuser liegen, ist eine halbe deutsche Meile vom Ankerplatz entfernt und noch

weiter im Innern, etwa $1^1/_2$ deutsche Meilen vom Strand, liegt die Pilgerstation, welche ebenfalls Mustura heisst, bei der die Strasse von Medina nach Mekka vorbeiführt und die gutes Wasser besitzt. Wäre es nicht schon zu spät gewesen, so würde ich Ali zum Wasserholen dorthin geschickt haben; so musste ich mich mit dem sehr brakischen Wasser des Hafenortes begnügen.

In Mustura, welches ungefähr unter dem 23. Grad nördlicher Breite liegen mag, kann man, glaube ich, wohl mit Recht das Arga des Ptolemäos erblicken, welches freilich Mannert nach Rabörh verlegt. Aber da es so ziemlich bewiesen ist, und Mannert selbst annimmt, dass Dschedda Badeo Regia war, so muss man hier auf dem Theil der Küste zwischen Jambia und Badeo die Gradangaben des Ptolemäos eher etwas abkürzen, um richtige Resultate zu erhalten, wie wir diess zwischen Jambia und Copar, d. h. el Imbu und Dschar auch schon gethan haben.

Das Agra des Plinius kann unmöglich mit dem Arga des Ptolemäos identisch sein, da ersteres die Hauptstadt der Leaniter, eines nabatäischen Stammes am elanitischen Golfe (dem Busen von Akaba), war, und als solche viel nördlicher, mitten in der Arabia petraea gesucht werden muss, denn wie soll man annehmen, dass ein Volk, welches so weit nördlich wohnte, seine Hauptstadt südlich von Leuce Come, welches die letzte nabatäische Niederlassung gegen Süden war, gehabt haben könne? Zudem sagt Plinius ausdrücklich, dass Agra nicht am Meer lag, wenn er den Unterschied zwischen seiner Lage und der von Läana mit folgenden Worten hervorhebt:

Regia eorum Agra, et in sinu Laeana vel ut alii Aelana.

Dieses „et in sinu“ deutet hinlänglich an, dass Agra nicht am Meerbusen lag, sonst würde das „in sinu“ auf beide Städte Agra wie Laeana bezogen worden sein, dagegen scheint mir Plinius in einer andern Stadt, die er Arra nennt, das Arga des Ptolemäos zu bezeichnen, wenn er sagt:

Arra oppidum, in quo omnis negotiatio convenit.

Arra war also eine wichtige Handelstadt, was auf einen Seehafen wie Arga vollkommen passt. Ohne Zweifel war dieses Arga mit dem Negra des Strabo identisch, welches als eine Hafenstadt, dem Könige Obeida gehörig, dessen Hauptstadt wahrscheinlich Zaaram regia war, beschrieben wird. Hier machte der römische Feldherr Aelius Gallus auf seinem unglücklichen und zwecklosen arabischen Feldzuge Halt, auf dem er fast seine ganze Mannschaft durch Krankheit und Entbehrung aller Art verloren und nichts andres erreicht hatte, als einige elende Castelle genommen und Ortschaften zerstört zu haben. Ob das Egra des Plinius auch für diesen Ort zu halten sei? das ist eine andere Frage, die, im Fall sie bejaht würde, natürlich Arra anderswohin verlegen würde.

Der 15te Du el Kada sollte für uns Pilger ein wichtiger Tag werden, denn an ihm hofften wir Rabörh zu erreichen, wo die von Aegypten kommenden Hadschadsch das heilige Gewand, den Ihram, anlegen müssen. Nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, die bei mir jedoch durch schwere Sorgen gedämpft wurde, denn ich fürchtete viel nachtheiliges,

ja gefährliches von dem entsetzlichen Ihram, betraten wir am Morgen nach vollendeten 4 Rikats (Gebeten) die „Mutter des Friedens". Schich Mustapha sah meine umwölkte Stirn nnd fragte nach der Ursache meines Kummers, die ich ihm jedoch nicht verrathen durfte, um nicht für lau und schwach im Glauben zu gelten. Ich schützte desshalb ein Unwohlsein vor, wofür man mir sogleich ein Heilmittel gab, welches aus einem Papierchen, mit Koranversen beschrieben, bestand, das ich verschlucken musste, eine Operation, die beinahe wie ein Brechmittel wirkte.

Unsre frohe Hoffnung sollte jedoch nicht erfüllt werden, da der Nordwind nachliess und wir nun ausser Stande waren, die zehn deutschen Meilen, welche Mustura von Rabörh trennen, in einem Tage zurückzulegen. So mussten wir nach Umseglung des Ras Wardan, d. h. des Vorgebirgs der Rosen, dessen vollkommne Kahlheit seinem Namen wenig Ehre machte, Abends in dem grossen, aber offenen und schlechten Ankerplatz Scherm el Churar ein nothdürftiges Unterkommen suchen. Dieser Scherm liegt gegenüber einer der gefürchtetsten Klippen an dieser Küste, Schab el Churar genannt. Das Wort Schab, welcher Name vielen Klippen und Korallenbänken beigelegt wird, bedeutet wörtlich „das kahle Haupt". Der Araber nennt bekanntlich ein Vorgebirge Ras d. h. das Haupt. In seiner blumenreichen Sprache liebt er es, die Gegensätze durch Bilder zu bezeichnen, wie auch in diesem Falle; das oft bewachsene, manchmal bewaldete Vorgebirge ist ein junges, umlocktes blühendes Haupt, die diesem oft gegenüber aus dem Meer hervorragende nackte Klippe ist ein

greiser, haarloser, kahler Scheitel. Nicht selten giebt es ein Ras (Vorgebirge) und ein ihm gegenüber liegender Schab (Klippe), die beide denselben Namen führen. So auch hier. Dem Schab Churar lag das Ras Churar gegenüber, dem kahlen Haupte das umlockte Haupt.

Churar selbst war kaum ein Ort zu nennen. Der Hafen ist zu schlecht, um Reisenden bei einem andern Wetter, als der vollkommensten Windstille, welche heute unser Loos sein sollte, Schutz zu gewähren. Uebrigens ist das Wasser hier gut, und Churar entspricht somit seinem Namen, welcher „die Rieselnde," süss Murmelnde, wobei man sich eine Quelle denken muss, bedeutet. Von den wenigen Beduinen, welche wir hier antrafen, konnten wir nicht einmal Milch und Eier kaufen. Obgleich sie diese Gegenstände besassen, so weigerten sie sich doch standhaft, sie uns für Geld abzutreten, da es im ganzen bei den ächten Beduinen, d. h. denjenigen, welche noch nicht durch den Contact mit Fremden verdorben sind, für eine Schande gilt, das nicht lebende Product ihrer Thiere zu verkaufen. Ein Kalb, ein Füllen, ein junges Huhn verkaufen sie, nicht aber die Milch ihrer Kühe, die Eier ihrer Hennen. Von Butter und Käse als Kaufartikeln kann natürlich bei solchen Leuten nicht die Rede sein. Sonst hatten wir bis jetzt die Beduinen auf dem ganzen Pilgerwege viel vorurtheilsloser gefunden, aber im wenig besuchten Churar hatten sie ihre alten Ideen unverfälscht behalten, die übrigens alle Beduinen des Innern theilen sollen.

Am 16ten Du el Kada endlich, nach einer gefahr-

vollen Schifffahrt in dem klippenreichen Golfe von Rabörh, aus dem die gefährliche Korallenbank Schab el Komsa zur Ebbezeit emporragt, sollten wir Rabörh, die Stadt, wo man dem Ihram anlegt, erreichen. Der Name Schab el Komsa, d. h. die Klippe der Kleider, wurde höchst wahrscheinlich dieser Korallenbank von den Pilgern desshalb beigelegt, weil sie die letzte ist, in deren Nähe der Mekkapilger seine Kleider anbehalten darf, denn bald darauf muss er den Ihram anlegen, welcher nicht die Bezeichnung eines Kleidungsstückes verdient, sondern nur aus zwei losen viereckigen Tüchern besteht. Die Komsa ist ein mittelalterliches arabisches Kleidungsstück, welches ungefähr der antiken Tunica entspricht. Nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth sah ich diese „Klippe der Kleidungsstücke" verschwinden und das uns mit dem Ihram bedrohende Rabörh auftauchen, in dessen ziemlich guten Scherm wir schon um Mittag einlaufen sollten.

Rabörh führt einen Namen, welcher auf die Wirklichkeit der beissendste Hohn ist und ihm ohne Zweifel von irgend einem sarkastischen Pilger, der sich im Ihram recht schlecht befand, aus Ironie beigelegt wurde. Das Wort „Rabörh" bedeutet nämlich die „höchste Bequemlichkeit des Lebens, die summa commoditas vitae", wofür wir unbequemen Deutschen eigentlich gar kein rechtes Wort haben, was aber die bequemen Engländer recht schlagend mit ihrem Worte „Comfort" bezeichnen. Wie ein in jeder Beziehung so unbequemer Ort, wie Rabörh, zu dem Praedicat „die Comfortable" kommen konnte, dass lässt sich, wie gesagt, nur durch Ironie erklären.

Mustapha Bei, unser Mitreisender, gab mir freilich eine andere Erklärung, nämlich die, dass in dem etwa eine deutsche Meile vom Hafenort Rabörh entfernten und im Innern gelegenen Städtchen Rabörh, das heisst in derjenigen Station auf der Pilgerstrasse zwischen Medina und Mekka, wo die aus Medina kommenden Pilger den Ihram anlegen, ein so bequemes türkisches Bad und Waschanstalten, so gut eingerichtete Barbierstuben für die Ihramanleger, die sich ja baden und rasiren lassen müssen, vorhanden seien, dass jenes Rabörh den Namen „der Comfortablen" wohl verdiene. Mag das im Innern gelegene Rabörh dieses Namens würdig sein. Dort war es vielleicht, wo Burton, wie er in seiner Reisebeschreibung erzählt, sich vor der Ihramanlegung so köstlich badete und parfümirte, welches letztere mir stets wie eine gelinde Uebertreibung vorkam, denn ich habe noch keinen Pilger gesehen, der den Eindruck gemacht hätte, als sei er parfümirt. Die „parfümirten Pilger" mögen vielleicht in dem Städtchen Rabörh als rarae aves hier und da vorkommen, in dem Hafenort Rabörh sind sie jedoch gänzlich unbekannt und ich glaube, dass man seit Harun al Raschids Zeiten nie daselbst einen „parfümirten Pilger" gesehen hat; eher das Gegentheil, aber davon will ich nicht reden, aus Furcht unanständig zu werden.

Dieser Hafenort Rabörh, der nur aus etlichen fünfundzwanzig ärmlichen, theils aus Korallenstein, theils aus Luftziegeln erbauten Häusern besteht, an die sich einige dreissig Kemlis (Zelte) anreihen, in denen der Markt abgehalten wird, besitzt gar kein Bad und nur drei temporäre Barbierzelte, welche Tag

und Nacht von mehreren hundert Pilgern umlagert werden, die sich oft um den Vorrang zanken, schelten und prügeln, welches letztere überhaupt ein den frommen Hadschadsch gar nicht ungewöhnliches Exercitium ist. Nicht ohne grosse Mühe gelangte ich zum Eingang eines dieser Barbierzelte, das jedoch so mit Menschen angefüllt war, dass ich es vorzog, wieder zum Schiffe zurückzukehren und mich von einem unsrer Matrosen, welche alle dieses Handwerks verständig waren, rasiren zu lassen. Dann mussten noch die Nägel an Händen und Füssen sorgfältig beschnitten werden und ich war zum Reinigungsbade bereit. Als Bad dient hier in Ermangelung eines andern das schöne, grosse, offene Meer, in das die Pilger vor Anlegung des Ihrams untertauchen, was ich denn auch thun musste. Unsre sämmtliche Reisegesellschaft that dessgleichen, ebenso einige zweihundert Pilger, welche eben in vier andern Kandscha's angekommen waren, worunter leider auch etliche fünfzig Maghrebia, die ich streng vermeiden musste, um mich nicht zu verrathen, was mir jedoch nun leichter wurde, da ich ja von diesem Augenblick an für die nächsten vierzehn Tage den Ihram und folglich keine Kleider mehr tragen sollte, also auch nicht am maghrebinischen Costüm erkannt werden konnte. Es war ein seltsamer Anblick, alle diese braunen, meist mageren, knochigen Gestalten in's Meer springen zu sehen. Schön war dieser Anblick eben nicht. Ich dachte unwillkührlich an eine Scene der Hölle des Dante, wo die Verdammten in den feurigen Pfuhl springen. Wenn auch nicht feurig, so war doch das Meer heiss genug, um keine Ab-

kühlung zu gewähren. Ueberhaupt hatte die Hitze in der letzten Zeit sehr an Intensität zugenommen. Ich glaube, dass die Temperatur im Schatten wohl die klassischen 37 Grad Réaumür des Burkhardt erreichte, welche Humboldt für die grösste im wahren Schatten jemals mit richtigen Instrumenten beobachtete Hitze hielt. Was ich von dieser Hitze litt, brauche ich dem Leser nicht zu schildern, er wird es aus der Lage von Rabörh am Wendekreis und aus der Jahreszeit (mitten im Sommer) wohl errathen können. Zum Glück war ich bis jetzt gesund geblieben. Nun aber drohte mir eine ernste Gefahr. Dieselbe bestand weniger darin, dass ich alle meine gewohnten Kleider und folglich auch meine hygienische, aus Vorsicht angezogene Flanelljacke (lächle nicht o Leser!) die in heissen Ländern wegen der starken Transpiration, die sie allein absorbiren kann, nöthiger ist, als in kalten, verlassen musste, nein, diess alles war unangenehm, ja ungesund, was aber noch unangenehmer, noch ungesunder, ja sogar lebensgefährlich war, das war die gezwungene völlige Entblösung des Hauptes unter einer tropischen Sonne in einem Lande, welches sprichwörtlich das „Land des Sonnenstiches und des Fiebers“ heisst. Auf dem Haupte aber darf der Pilger nichts tragen, nichts, nicht einmal das dünnste Tuch, er pflegt keinen Schirm darüber zu halten; das einzige, was ihm der Ihram gestattet, ist die Hände auf den Kopf zu halten, was natürlich so gut wie keinen Schutz gewährt und wenn man bedenkt, dass man das Haupt auch noch seines natürlichen Schutzmittels, der Haare, durch völliges Abrasiren derselben berauben muss,

so kann man sich leicht vorstellen, welchen Gefahren sich der Pilger aussetzt, wenn er den pflichtschuldigen Ihram anlegt.

Ich kannte die Vorschriften der Pilgerfahrt, welche bei der Einkleidung in den Ihram befolgt werden müssen, zwar schon sehr gut, denn sie hatten auf der ganzen Reise den hauptsächlichsten Gesprächsgegenstand meiner Gefährten gebildet, zum Ueberfluss wurden sie mir aber nun von Schich Mustapha und namentlich von dem feisten Hadsch Omar oder wie die Aegypter ihn nannten, Haggi Omar, der weil er schon einmal die Pilgerfahrt gemacht hatte, hierin als Autorität angesehen wurde, wiederholt. Der Koran beschäftigt sich zwar nicht mit solchen Kleinigkeiten, wie, die verschiedenen äusserlichen Beobachtungsregeln und Costümvorschriften für die Pilger, sondern er erwähnt überhaupt der Pilgerfahrt nur an wenigen Stellen. Die ganze Institution der Pilgerfahrt ist bekanntlich schon uralt und bestand bereits im arabischen Heidenthum. Mohamed behielt sie bei, um die Verehrung, welche der Tempel von Mekka bei fast allen Arabern genoss, für seine Religion auszubeuten und erweiterte ihre Bedeutung, indem er sie als allgemein zu befolgende Satzung vorschrieb. Mohamed redet am deutlichsten in der zweiten Sure, und zwar in ihrer 192ten Aja (Vers) wie folgt von der Pilgerfahrt und ihren Vorbereitungen:

„Unternehmet die Pilgerfahrt: verhindert euch Belagerung oder Krieg daran, so sendet ein Opfer. Ihr sollt euer Haupt nicht eher scheeren, als bis das Opfer an Ort und Stelle angekommen ist. Wen Krankheit oder Unwohlsein nöthigen sollte, sein

Haupt zu scheeren, der faste, gebe Almosen oder opfere. Hält euch kein Feind ab und ihr besucht die heiligen Orte, ohne jedoch die Pilgerfahrt (nach Arafa) zu machen, so bringt ein Opfer. Wer das nicht kann, der faste drei Tage während und sieben Tage nach der Reise: im ganzen zehn Tage. Dasselbe thue der, dessen Familie nicht mit ihm das heilige Haus besucht. Betet zu Gott und wisset, dass er euch schrecklich bestrafen kann. Die Pilgerfahrt sollt ihr in jenen Monaten machen, die euch als Pilgermonate wohl bekannt sind (Schual, Du el Kada und Du el Hödscha). Wer die Wallfahrt unternimmt, der enthalte sich der Frauen, der Uebertretungen des Ceremonialgesetzes und der Streitigkeiten. Das Gute, das ihr thun werdet, Gott wird es sehen. Nehmet Vorräthe mit auf die Reise. Der beste Vorrath jedoch ist die Frömmigkeit."

In der 96. Aja der fünften Sure und folgenden ist wieder von den Vorschriften der Pilgerfahrt die Rede, wo es heisst:

„O ihr Gläubigen! Ihr sollt euch nicht mit der Jagd befassen, während euch das heilige Gewand (der Ihram) deckt. Wer mit Wissen und Willen ein Wildpret während der Pilgerfahrt tödtet, der soll es durch ein zahmes Thier, welches er dem Tempel opfern muss, den Herrn wieder ersetzen und seinen Fehl gut machen. Zwei gewissenhafte Männer sollen den Werth des Thieres bestimmen und es soll zur Kaaba als Opfer geschickt werden oder die Sühne kann auf andere Weise stattfinden, sei es durch Almosen oder Fasten. Es ist euch gestattet, dem Fischfang (während der Pilgerfahrt) obzuliegen, um euch selbst und um

die Reisenden zu ernähren, aber die Jagd ist euch ausdrücklich verboten, so lange ihr das Pilgergewand traget."

Man sieht in diesen Koranversen ist nicht ausdrücklich von kleinlichen Costümvorschriften, von dem Ihram und der Art, denselben zu tragen, von der völligen Entblösung des Hauptes und den andern Plackereien der Pilgerfahrt die Rede. Mohamed hielt es wahrscheinlich unter seiner Würde, sich mit solchen Details zu befassen, vielleicht nahm er auch den Ihram und die Art, ihn zu tragen, als zu bekannt an, da wie gesagt die Pilgerfahrt keine von Mohamed eingeführte, sondern eine aus dem arabischen Alterthum aufgenommene Institution ist, die allen Bewohnern von Hedschas bekannt war. Erst die Ausleger des Koran haben aus der Ihramanlegung und allem, was sie begleitet, die unangenehme Förmlichkeit gemacht. die sie heut zu Tage ist. Mohamed wollte gewiss nie, dass die Pilgertracht für seine Jünger eine so grosse Unannehmlichkeit, ja eine so gefährliche Sache werden solle. Das Costüm, welches der Pilger tragen muss, ist, wie schon Niebuhr richtig bemerkte, das eines gemeinen Arabers aus der Zeit Mohameds. Indem es der Prophet für die Pilgerfahrt beibehielt (denn die Sitte des Ihram bestand ja schon vor ihm), wollte er nur andeuten, dass der Pilger in einem demüthigen, bescheidenen Gewande vor Gott an seiner heiligen Kaaba erscheinen solle. Die Entblösung des Hauptes war ursprünglich wohl nur zufällig, da im Alterthum und noch zur Zeit der Hedschra die meisten gemeinen Araber keine Kopfbedeckung trugen, wie ja so viele Völker des Alter-

thums, und selbst die Römer, bei denen bekanntlich der Pileus (Hut) als eine Barbarei betrachtet wurde. Plinius sagt freilich: Arabes mitrati degunt; aber Plinius verstand unter Arabern die Nabatäer, die gar keine ächten Araber waren. Später haben dann die Ausleger des Koran in diesem Costüm des Ihram die Tracht des ersten Menschenpaares, nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese erblicken wollen. Wie die Scholasten des Mittelalters, wie die Pharisäer des Judenthumes, so waren und sind auch die Schriftgelehrten des Islam fanatische Buchstabendiener und Buchstabendeuter; wie jene, so halten sie mit eiserner Strenge nicht nur am geschriebenen Wort, sondern auch an der mündlichen Tradition fest und machen aus den kleinlichsten, oft ganz zufälligen oder nur beispielsweise gegebenen Vorschriften derselben strenge, unumstössliche Gesetze. So ging es auch mit dem Ihram. Der Ihram ist für alle Moslems eine gleichgeltende Vorschrift, obgleich solche für den einen leicht, für den andern sehr schwer zu erfüllen ist. Der heutige Araber, der wenige und nur lose Kleider zu tragen, der einer tropischen Sonne sich täglich auszusetzen gewohnt ist, kann den Ihram und die Hauptentblösung ohne Unbequemlichkeit ertragen, während der Türke, der Tartare, der Nordperser, die alle viele Kleider und eine mässige Sonne gewohnt sind, nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit halbnackt und mit völlig blosem Haupte unter der stechenden Sonne des Wendekreises herumgehen können. Es ist sicher, dass Mohamed niemals daran dachte, dass seine Religion sich so weit verbreiten könne, wie es wirklich geschehen sollte. Diess geht unter

anderm auch daraus hervor, dass er immer von der Pilgerfahrt als von einer ganz leichten, jährlich zu unternehmenden Handlung spricht, was sie auch für die Araber war. Hätte Mohamed im Geiste die Türken und Bewohner nördlicherer Gegenden voraussehen können, wie sie sich im Pilgergewande abquälen und wie unsägliches sie darin leiden, er würde bei seiner sonstigen grossen Toleranz, ohne Zweifel für sie die Bestimmung des Ihram aufgehoben oder vielleicht eine ganz andere Pilgertracht vorgeschrieben haben. Aber unglücklicherweise war Mohamed nicht mit einem Fernblick in die Zukunft begabt, und dachte nicht daran, dass seine Religion eine allgemeine werden könne, sonst würde er unter anderm auch den Umstand berücksichtigt haben, dass in einigen Ländern, z. B. in Russland der Ramadan gar nicht gehalten werden kann, weil im Sommer die Tage, im Winter die Nächte zu lang sind; und doch sollte Mohameds Religion für eine Zeit lang im hohen Norden die herrschende werden und selbst heut' zu Tage giebt es noch eine mohamedanische Gemeinde in Moskau. Aber die Buchstabendiener des Koran und der Sunna (Tradition) nehmen natürlich nicht an, dass Mohamed etwas nicht gewusst oder vorbedacht habe. Ihnen gilt Alles, was die Ueberlieferung sagt, als unumstössliches Gesetz und weil diese Ueberlieferung am unsinnigen Ihram festhält, desshalb müssen alljährlich eine Menge armer Pilger der Krankheit, ja dem Tode dadurch verfallen, dass sie sich in halbnacktem Zustande und mit blossem Kopfe einer Sonne aussetzen, die sie selbst, wenn sie wohlbekleidet und von Sonnenschirmen geschützt wären

kaum ertragen könnten. Einige Europäer, welche vor mir Mekka besuchten, z. B. der sonst nicht genug zu rühmende Burton, haben ausgesagt, dass es erlaubt sei, beim Ihram sein Haupt durch einen Sonnenschirm zu schützen. Strenggenommen ist diess nun zwar erlaubt, indessen auch nur für die Secte der Hanefi; aber Niemand ausser vielleicht ein Pascha, ein Haremseunuche oder irgend ein indischer Crösus thut es. Die arabische Sitte sieht den Sonnenschirm als eine europäische Verweichlichung an und ich musste mich besonders hüten, diesen Gegenstand, der nur Verdacht erregt hätte, mit mir zu führen.

Der Leser, der nun so viel vom Ihram gehört hat, weiss vielleicht noch nicht ganz genau, in was dieser Ihram eigentlich besteht. Als wir jetzt aus dem Meere im Hafen von Rabörh auftauchten, da sollten wir ihn anlegen und diess scheint mir auch der beste Moment, ihn zu beschreiben. Dieses schöne Gewand besteht aus zwei viereckigen Tüchern meist von weissem Baumwollstoff, oft mit kleinen rothen Streifen, die den in Europa jetzt bekannt gewordenen türkischen Handtüchern nicht unähnlich sind. Jedes dieser Tücher ist ungefähr $5\frac{1}{2}$ Fuss lang und $3\frac{1}{2}$ Fuss breit. Keines der beiden darf genäht, noch zu einem Kleidungsstück verfertigt, noch selbst in der Form irgend eines Kleidungsstückes zusammengefaltet werden. Das eine Tuch wird um die Lenden geschlagen und reicht gewöhnlich bis an die Kniee hinab; das andere dient als Toga, bedeckt die linke Schulter und den Rücken und lässt den rechten Arm völlig frei. An den Füssen darf man bei dieser Tracht nur eine Art von hölzernen Sandalen, gleich

der antiken Solea, tragen, die jedoch bei jeder Gelegenheit, wie beim Gebet, beim Eintritt in eine Moschee oder in Häuser, wieder ausgezogen werden müssen. Das Haupt muss jedoch, wie gesagt, bei der Pilgertracht, völlig blos und selbst seines natürlichen Schutzmittels, der Haare, beraubt getragen werden. Es durch einen Sonnenschirm zu schützen, gestattet die arabische Sitte nur einigen, sehr hochgestellten oder sehr reichen Personen. Wie erwähnt, so hatte ich mich schon vor dem Bade meines Haupthaares entledigt und jetzt stand ich mit den zwei röthlich weissen Tüchern bekleidet oder vielmehr behängt, mit völlig kahlem Scheitel, mit nackten Füssen, (denn die Sandalen bedecken ja nur die Fusssohlen) da, als ein vollkommener Pilger, in Mitte einiger zweihundert anderen Pilger, welche alle, wie ich so eben den Ihram angelegt hatten. Jetzt erhoben alle diese Pilger ihre Stimme und zum erstenmal auf unsrer Pilgerfahrt brach aus all diesen Kehlen laut und donnernd der Pilgerruf: „Labik“ hervor.

Ein syrischer Schriftgelehrter hatte es unternommen, bei unserm Auftauchen aus dem Meere und unsrer Bekleidung mit dem Ihram uns als Chetib (Prediger) zu empfangen. Aber der ganze Sinn seiner Choteba (Predigt) drehte sich nur um dieses heilige Wort: Labik, das er uns jedoch nicht erklärte, sondern blos dessen glückselige Bedeutung pries und uns Glück wünschte, den frommen Ruf als Pilger ausstossen zu können. Wie die Fische auf die Worte des heiligen Antonius von Padua, als er seine Fischpredigt hielt, so lauschten all diese menschlichen Fische, die Pilger, die auch aus dem Meere auf-

tauchten, auf die Rede des am Meeresstrand stehen-Chetib, und wie die Fische damals „te deum laudamus" sangen, so schrieen jetzt alle diese menschlichen Fische „Labik". „Labik", so tönte es am ganzen Strande des Meeres bei Rabörh. „Labik", so riefen hundert und hundert Kehlen, die einen in fanatischem Eifer laut schreiend, die andern in frommer Inbrunst bedachtsam lispelnd. „Labik", so tönte allwärts das Echo des heiligen Rufes. „Labik", so antworteten die Pilger im Orte auf den Ruf der Pilger am Meere. Man hörte nichts als „Labik". Es war, als gäbe es kein anderes Wort mehr in der Sprache, als dieses, das den Ruf der Pilgerschaaren bildet, welchen sie vom Moment der Anlegung des Ihram täglich mit heiligem Eifer wieder und wieder ausstossen, bis sie endlich auf Arafa das Ziel ihrer Wünsche erreichen und dort den geheiligten Ruf mit erneuerter, auf's höchste gesteigerter Energie ertönen lassen.

Was dieses Wort „Labik" eigentlich bedeute, das wissen die wenigsten Araber, aber das verdienstliche liegt in dem Worte selbst, nicht in seiner Bedeutung. Desshalb liegt auch dem Araber sehr wenig daran, die Bedeutung des heiligen Wortes zu wissen, wie ich denn z. B. Leute kannte, welche zehnmal in Mekka gewesen waren und gewiss tausendmal Labik gerufen hatten, die nicht ahnten, was diess Wort sagen wolle. Ja, wenn man sich nach dem Sinne dieses heiligen Wortes erkundigt, so wird einem gewöhnlich mit einem Achselzucken geantwortet und gesagt: „Du bist sehr neugierig, o Pilger!" wie mir denn dies auch mehrmals begeg-

nete. Von meinem Freunde Schich Mustapha bekam ich eine Erklärung, die so lächerlich war, dass ich es gar nicht wage, sie hier zu wiederholen. So verzichtete ich denn während meiner Pilgerfahrt gänzlich darauf, die Bedeutung des talismanischen Wortes zu erfragen, indem ich mir vornahm, so wie ich wieder in einer civilisirten Stadt sein würde, ein Wörterbuch zu Rathe zu ziehen. Daraus sollte ich es denn allerdings erfahren und zwar gründlicher, als wenn ich den grössten lebenden Gelehrten Arabiens gefragt hätte. Labik, oder wie es in seiner literalen Form heisst, Labbaika, auch Labaika, vom Verbum labia abzuleiten, bedeutet: „Morigerus adsum tibi et obsequor", was man in freier Uebersetzung und umschreibend im Deutschen etwa folgendermaassen geben könnte: „Zu Dir bin ich aus tödtlicher Noth geflüchtet und folge Dir." So verstanden, drückt dieser Ruf die ganze Sehnsucht eines elenden Sterblichen nach Gott, das eifrige Streben, aus dem irdischen Jammerthale zu ihm zu flüchten und bei ihm zu bleiben, die volle Einsicht unsres unglücklichen, irdischen Zustandes, von dem nur Gott uns erretten kann, aus. So verstanden, liegt in dem Worte Labik der Kern zu einer geistigen Auffassung der Religion, welche sonst dem Islam so sehr abgeht, der, wie unsre Theologen mit Recht sagen, vorherrschend eine Verherrlichung des Fleisches ist. Fleischlich ist fast alles andere im Islam, nur dieser einzige Ruf Labik ist geistig. Das Fleisch verherrlichen Mohameds, der Sinnlichkeit freies Spiel gebende Sittenlehren; der Mensch kann nach den Regeln des Islam vollkommen gerecht leben und

doch zugleich in einem Sumpfe der Sinnlichkeit untergehen. Aber aus diesem moralischen Sumpfe, aus diesem Unflath von Harems, von Vielweiberei, von Sclavinnen, von sinnlichen Genüssen aller Art reisst er sich heraus zur Zeit der Pilgerschaft, wenn er mit Verständniss das Wort Labik sprechen kann. In diesem Worte „Labik" geisselt er sein ganzes bisheriges üppiges Leben. Sein wollüstiger Harem, seine jugendlichen, reizenden Sklavinnen, seine Nächte, im Sinnentaumel zugebracht, Alles diess erscheint ihm dann, wenn er das Wort Labik recht versteht, nur wie ein grosses unermessliches Elend, aus dem er sich flüchtet, um zu Gott zu kommen, um bei ihm, sei es auch nur einen Moment, zu weilen, um sich am Quell der ewigen Reinheit einen Augenblick zu laben und zu stärken, damit er in Zukunft das Elend des Fleisches ertragen könne, bis er dereinst sein letztes Labik ausruft, wenn er auf ewig dem irdischen Jammerthal entflieht und für immer zu Gott kommt. Jetzt wissen, wie gesagt, nur die wenigsten Araber die volle Bedeutung des Wortes und selbst diesen wenigen, glaube ich, wird dessen geistiger Sinn völlig entgehen, da das moderne Araberthum mit einer doppelten Kruste des Fleisches jede geistige Regung erstickt. Aber, dass früher die Araber nicht so entfernt davon waren, des Wortes wahre Bedeutung zu erkennen, das beweisen einige Gedichte ihrer älteren mystischen Dichter, von denen mir der vielbelesene Schich Mustapha mehrere mittheilte. Es wird genügen, einige Verse in freier Uebersetzung zu citiren:

Aus meinem Elend schrei' ich auf,
O Herr! zu Dir, labik;
Erbärmlich ist mein Erdenlauf
Nur Glück bei Dir, labik.

Ich komm' zu Dir, ich komm' zu Dir,
Errette mich, labik;
Leg' Deinen Geist in's Herze mir,
Dass stark ich sei, labik.

Die Erde ist nur Nacht und Graus,
Nur du bist Licht, labik;
O Herr, in Deines Tempels Haus,
Da athm' ich auf: labik.

Da denk' ich ird'scher Qualen nicht,
Noch ird'scher Lust, labik;
Du bist die höchste Lust, das Licht
Das ewig brennt, labik.

Und wenn bei Dir ich weile hier,
Erlabst Du mich, labik;
O Herr! Damit ich für und für
Als Heilger leb', labik.

Und wenn ich meid' das Jammerthal
Der Erde einst, labik;
Erschliess'st des Paradieses Saal,
O Herr! Du mir, labik.

Der Huri Blicke können nicht
Anziehen mich, labik;
Ich wünsch' nur eins, Dein Angesicht
O Herr! zu sehen, labik.

Ich komm' zu Dir, ich komm' zu Dir,
Lass mich Dich sehen, labik;
O zeig' Dich mir, o zeig' Dich mir,
O Herr! O Gott! labik.

Man sieht, dieser Dichter, dessen Namen ich übrigens nicht erfahren konnte, war keiner vom gewöhnlichen muselmännischen Schlage, die mit Mohameds sinnlichem Paradiese zufrieden sind, sondern er sehnte sich nach etwas Höherem, nach der Anschauung Gottes, die übrigens der Koran, der für jeden Geschmack etwas hat, auch einigen Auserwählten verspricht, deren Zahl er aber nur klein annimmt, indem Mohamed wohl wusste, dass der Menge ein geistiges Paradies nicht gefallen würde.

Da das Wort „Labik", wie wir gesehen haben, eine sehr umfassende Bedeutung hat, so ist nicht zu verwundern, dass nur wenige Araber dieselbe in ihrem vollen Umfange kennen. Nur die wenigsten haben in der That eine Ahnung davon, was das Wort überhaupt heisst und viele glauben, dass es gar nichts verständliches bedeutet, sondern nur ein frommes, mystisches, unerforschliches Wort ist. Burtons oberflächliche Uebersetzung mit dem einfachen „Hier bin ich!" ist gar nicht bezeichnend. Bezeichnender wäre es gewesen zu sagen: „Zu Dir flüchtete ich" oder „Du bist meine Zuflucht"; obgleich auch diess ungenügend sein würde.

Nachdem wir uns durch vieles Labikrufen eine gelinde Heiserkeit zugezogen hatten, war es noch

an uns, die nöthigen Gebete zu verrichten, welche bei der Annahme des Ihram üblich sind. Zuerst die Worte der Weihe:

„Ich weihe diess Pilgergewand Gott, dem Allmächtigen. Gebe er mir Kraft die Pilgerfahrt zurückzulegen."

Darauf betet man die pflichtschuldigen Rikats, je nach der Tageszeit, d. h. am Maghreb vier, am Fedscher zwei und so weiter. Nach vollendeten Rikats spricht der neueingekleidete Pilger die Worte:

„Ich will die Pilgerfahrt zurücklegen und denke das Privilegium der Omra zu benutzen. Gieb, dass ich beide vollziehe, nimm sie beide von mir als Opfer an und gieb, dass aus beiden für mich der Segen fliesse. Zu Dir bin ich geflüchtet, o Herr! Zu Dir bin ich geflüchtet! Deine Macht ist ungetheilt! Zu Dir bin ich geflüchtet! Ruhm und Gnade sind Deine Eigenschaften und die Herrlichkeit Deiner Macht ist ungetheilt. Zu Dir bin ich geflüchtet!"

Die Hödscha oder Pilgerfahrt und die Omra, welche man auch die kleine Pilgerfahrt nennt, sind die beiden Wallfahrten, auf welche sich dieses Gebet bezieht. Die Omra oder kleine Pilgerfahrt ist jedoch von viel geringerer Bedeutung als die Hödscha. Ihre ganze Wichtigkeit stammt daher, weil diejenigen Pilger, welche nach ihrer Ankunft in der heiligen Stadt und nachdem sie die sieben unvermeidlichen Umgänge um die Kaaba gemacht haben, die in der Nähe Mekka's gelegene Moschee Omra besuchen

wollen, dann den Ihram provisorisch wieder ablegen und ihre gewohnten Kleider von neuem anziehen dürfen, bis sie später bei der Wallfahrt nach Arafa sich abermals in die Pilgertracht einkleiden. Der Besuch dieser Moschee Omra allein kann ihnen das Recht verleihen, den Ihram abzulegen. Auf diese Weise entgehen sie der Unbequemlichkeit, vierzehn Tage, oft einen Monat, je nach der Zeit ihrer Ankunft in Mekka, vor dem neunten Tage Du el Hödscha, dem Tage der Wallfahrt nach Arafa, halb nackt herumgehen zu müssen. Die meisten Maghrebia und Aegypter, auch viele Perser und die vornehmeren Türken bedienen sich dieses Privilegiums der Omra. Aber fast alle ächten Araber und selbst die meisten gewöhnlichen Türken, besonders alle Neger, verschmähen dasselbe und gehen vom Tage ihrer Ankunft in Mekka bis zu dem ihrer Rückkehr von Arafa stets in dem unbequemen Ihram herum, was zu thun als ein ganz besonderes Verdienst angesehen wird. Man nennt diese letzteren Pilger die Hadschadsch bel Hödscha, d. h. die Pilger der vollkommnen Pilgerfahrt, während die andern nur die Hadschadsch bel Omra, d. h. die Pilger, welche das Privilegium der Omra benutzten, heissen. Beide Arten von Pilgern können freilich Anspruch auf den Titel Hadsch machen, aber erstere werden von den frömmeren Muselmanen ungleich mehr geschätzt. Die Zahl der Hadschadsch bel Hödscha ist übrigens in den letzten Jahren sehr klein geworden, da die meisten Moslems zu bequem sind, um in dem unausstehlichen Ihram so lange herumzugehen.

Dass ich bei meinem Abscheu gegen den Ihram mich des Privilegiums der Omra bedienen wollte, wird mir Niemand verdenken. Freilich sollte ich dann kein Hadsch bel Hödscha werden. Da aber nur die wenigsten Maghrebia diese heroische Art der Pilgerfahrt durchmachen, so war ich hierin gerechtfertigt und blieb folglich vollkommen in meiner Rolle, die ich mich täglich bestrebte, mit grösserer Natürlickeit zu spielen, was mir, glaube ich, auch gelang.

Dieser ganze Abend unsrer ersten Einkleidung in das Pilgergewand verging unter frommen Gesprächen, Gebeten, Ablutionen und dem Zuhören von Predigten, womit uns Schich Mustapha und einige ägyptische Schriftgelehrte beglückten. Endlich kam die Nacht und sie war nicht unwillkommen, denn sie sollte uns von einem Tage befreien, den wir zwar auf sehr salbungsvolle, aber auch zugleich höchst unbequeme Art zugebracht hatten.

Als ich am andern Morgen beim Erwachen mir die Augen rieb und alle diese halbnackten Gestalten, die der Ihram, der sich im Schlafe verschoben hatte, kaum noch bedeckte, um mich herum erblickte, da glaubte ich anfangs in einem Tollhaus zu sein, denn die Züge der meisten dieser Fanatiker trugen einen gestörten Ausdruck. Erst allmählig gewöhnte ich mich wieder an diese hässliche Umgebung, die übrigens nicht nur unästhetisch, sondern mitunter auch vollendet komisch war. Besonders die beiden Türken, muskelstrotzende, behaarte Gestalten mit den schaudererregenden Schnurrbärten, deren Haarreichthum sehr gegen die gänzliche Kahlheit der Häupter contrastirte, nahmen sich höchst seltsam aus. Auch

die Gritzli, d. h. Candianer, boten einen lächerlichen Anblick: ihre Gesichter waren so ganz theatralisch, ihre Bärte so auf Effect arrangirt und gewichst, dabei auch ihre Augenlider schwarz gefärbt, kurz, ihre Häupter sahen so stutzerhaft aus, dass es einen sonderbaren Eindruck machte, diese Lions in der ärmlichen Bettlertracht des Ihram herumgehen zu sehen. Der dicke Hadsch Omar hatte gleichfalls ein sehr komisches Aussehen. Für seine feiste Gestalt waren die beiden Tücher des Ihram viel zu schmal; wie sehr er sich auch Mühe gab, seine umfangreichen Formen in den Falten des heiligen Gewandes zu verstecken, stets empörten sich diese, entweder kam der rebellische Schmerbauch plötzlich zum Vorschein, oder die gigantischen Schenkel arbeiteten sich beim Gehen in's Freie; glücklicherweise gestattete ihm der Ihram, die Brust frei zu tragen, die so massenhaft war, dass zwei gewöhnliche Ihram sie kaum versteckt hätten. Schich Mustapha bildete gerade das Gegentheil vom Hadsch. Er war so mager, dass er den Ihram beinahe zweimal um seine Brust hätte schlingen können; diess durfte er jedoch nicht, da jeder den Ihram auf gleiche Art tragen muss. So hing denn das zu weite Tuch lose an seinem Körper herum, und gewährte demjenigen freien Spielraum, der etwa die Rippen des spindeldürren Greises zählen wollte. Wie ich mich selbst in dem Pilgergewand ausgenommen haben mag, das weiss ich nicht, da ich keinen Spiegel bei mir hatte, nur so viel weiss ich, dass es mir entsetzlich unbequem war, sei es beim Stehen, Sitzen oder Gehen, immer genirte mich das entsetzliche Gewand. Was jedoch das unerträglichste von allem,

das war die gezwungene Entblösung des Hauptes, die mich der Gefahr des Sonnenstichs aussetzte. Denn, wie oben erwähnt, ein Sonnenschirm wäre bei mir, als europäisch, sehr aufgefallen, da nur sehr vornehme Leute unter Arabern solche tragen und ich nicht für einen vornehmen Mann galt. Ein Sonnenschirm hätte mich ohne Zweifel als Ungläubigen verrathen und mir das Leben gekostet. So musste ich denn ohne jeden Schutz mich der Gefahr des Sonnenstichs aussetzen. Wie drohend diese Gefahr sei, das wurde mir noch an demselben Morgen durch ein schreckliches Beispiel bewiesen, indem nämlich einer unsrer Mitreisenden, der jüngere Sohn Hamed Bei's, Mustapha ben Hamed, von entsetzlichem Kopfweh und Fieber befallen wurde, die im Laufe von einigen Stunden so zunahmen, dass er in völliges Delirium gerieth, den ganzen Tag in einem bewusstlosen Zustande zubrachte und des Abends starb. Sein Vater bewies bei dieser Gelegenheit seinen stoischen Fatalismus, indem er auf alle Beileidsbezeugungen mit der fatalistischen Formel: „Sein Leben war kurz berechnet", antwortete. Diese Formel: „Sein Leben ist kurz berechnet", der banale Trost jedes Muselmanns für den Tod der Seinigen, wird oft auf die lächerlichste Weise angewendet. Wenn man sich z. B. nach der Ungesundheit einer Gegend, in der tödtliche Krankheiten herrschen sollen, oder nach dem Schauplatz einer Epidemie erkundigt, und fragt, ob dort viele Leute sterben, so erhält man die Antwort: „Diejenigen, deren Leben kurz berechnet ist, sterben", welcher Pleonasmus für die orthodoxeste

Formel des Glaubens gilt, die ein Moslem gebrauchen kann.

Da für Leute, welche glauben, dass alles vorausberechnet ist, welche dem Menschen, ausser etwa, wenn moralische Beweggründe im Spiele sind, allen und jeden freien Willen und jede freie Bewegung absprechen und die vorgeben, an die absolute Nutzlosigkeit jeder Medicin, jeder hygienischen Massregel zu glauben, da für solche Fatalisten der Verlust eines Menschenlebens eine erbärmliche Kleinigkeit ist, so wurde unsre Reise durch die schwere Erkrankung und den Tod Mustapha's auch in nichts behindert und aufgehalten, denn das Begraben seiner Leiche sollte Nachts im Landungsort in aller Eile und ohne Ceremonieen vor sich gehen. Wir verliessen also am Morgen des 17. Du el Kada die „Stadt der grössten Bequemlichkeit des Lebens", um unsre Reise nach Dschedda durch die Fortsetzung unsrer Küstenfahrt in einigen Tagen zu dem gewünschten Ende zu führen.

Ehe ich jedoch von Rabörh ganz Abschied nehme, muss ich noch einige Worte darüber sagen, was nach meiner Ansicht der antike Ort war, der sich an dieser Stelle befand. Wir haben oben gesehen, dass man in Dschar mit Wahrscheinlichkeit die Lage von Copar und in Mustura die von Arga identificiren könne. Wenn wir diese Annahmen als Grundlage festhalten und zugleich uns von der Ansicht Mannerts durchdringen, dass in Dschedda das Badeo regia des Ptolemäos zu suchen ist, so erhalten wir für Rabörh die Lage von Zaaram regia, wahrscheinlich der Hauptstadt des von Strabo erwähnten Königs Obeidas,

dessen andere Stadt Negra (das Arga des Ptolemäos) unweit davon auch am Meere lag und, wie wir gesehen haben, in Mustura zu suchen ist. Zaaram lag nach Ptolemäos vierzig Minuten südlich von Arga, was vollkommen auf die Entfernung zwischen Rabörh und Mustura passt, die nach den neuesten Messungen auch gerade vierzig Minuten beträgt. Ferner berechtigt die Güte und Bedeutung des Ankerplatzes von Rabörh durchaus zu dem Prädicat „die königliche", welches die Stadt führte, deren Hafen es war, welche Stadt gar nicht nothwendigerweise unmittelbar am Meere, wo man keine Ruinen entdeckt, gelegen haben muss, sondern sehr gut etwas weiter im Innern gesucht werden kann, etwa an der Stelle des anderen Städtchens Rabörh, der Pilgerstation zwischen Medina und Mekka, wo gute Quellen sind und das zum Theil aus älteren Ruinensteinen erbaut sein soll.

Der heutige Tag sollte uns von dem einstigen Zaaram regia nicht weiter, als $2^1/_2$ Meilen entfernen, die wir, bei sehr schwachem Nordwind, erst in sechs Stunden zurücklegten. Die Hitze war auf dieser Fahrt besonders unerträglich. Glücklicherweise konnte ich mein entblöstes und geschorenes Haupt in der sogenannten Cajüte den brennenden Sonnenstrahlen und somit der drohenden Gefahr des Sonnenstiches entziehen. Diese elende, schmutzige, enge und unbequeme Cajüte kam mir jetzt wie ein Eldorado reizend vor, denn sie allein konnte mir ja vor einem tödtlichen Uebel Schutz gewähren. Bei weitem die Mehrzahl der andern Reisenden musste jedoch in dem offenen Schiffsraum sich den gefährlichen

Sonnenstrahlen aussetzen und ich wundere mich wirklich, dass sie nicht alle den Sonnenstich davontrugen, denn die Sonne war so stechend und brennend, als sie es nur unter dem Wendekreis sein kann, was gewiss viel heissen will. Wir konnten von Glück sagen, dass nur etliche fünf oder sechs unsrer Schiffsgesellschaft auf der sechstägigen Reise von Rabörh nach Dschedda sich die Bakla (Sonnenstich) holten und auch glücklich in die andere Welt befördert wurden, wozu die ungeschickten Heilmittel, die man ihnen anrieth, wohl auch ihr Theil beitrugen. Aber, wie gesagt: „ihr Leben war nur kurz berechnet", das von einigen Jünglingen sogar nur sehr kurz und Niemanden fiel es ein, sich über diese Berechnung Allahs zu grämen. Da ich jedoch gar nicht überzeugt war, dass mein Leben nicht auch vielleicht nach diesen Fatalisten „kurz berechnet" sein mochte, und mir eine längere Rechnung nicht unerwünscht war, so hütete ich mich sehr, dem Rechenmeister seine Aufgabe zu erleichtern und setzte mich so wenig als möglich der Sonne aus und, wenn ich es ja thun musste, so hielt ich wenigstens meine Hände über den Kopf, das einzige Erleichterungsmittel, das dem Pilger gestattet ist. Auf diese Weise entging ich der allzu kurzen Berechnung. Aber das war nach dem superconsequenten Fatalismus auch wieder vorausberechnet, wie es Alles ist, was der Mensch thut, denkt und unterlässt. Ja! jeder Fliegenstich ist von Gott von Ewigkeit vorausbedacht, vorausbeschlossen und vorausberechnet und tief im göttlichen Willen begründet, das ist bei diesen Fatalisten ausgemacht, deren Gesinnungsgenossen man übrigens auch in

Europa finden kann. Man braucht nur die Kirchengeschichte des Reformationszeitalters zu lesen, wo auch in Europa die Streitigkeiten über den bedingten und unbedingten göttlichen Willen bei den einen zu einem neuen Pelagianismus, bei den anderen zur Praedestinationslehre führten, um die Verirrungen zu erkennen, die ein blinder Fatalismus überall verursacht, ebenso wie sein allzu absoluter Gegensatz ebenfalls zu falschen Schlüssen verleitet, während die Wahrheit in der Mitte zu liegen scheint. Die Untersuchungen über den göttlichen Willen werden auch nie zu etwas anderm führen, als zu den verrücktesten Consequenzen, wozu der moderne Islam den besten Beleg liefert, denn bekanntlich theilten früher nicht alle Gelehrten des Islam die Theorie des Fatalismus, sondern diese Lehre hat sich erst im zwölften Jahrhundert mit der eisernen Consequenz festgesetzt, mit der sie jetzt alle Mohamedaner fesselt, jede freie Regung ihres Geistes hindert und gewiss am Verfall des Orients die Hauptschuld trägt.

Der Abend des 17. Du el Kada brachte uns nach Mersa Deneb, d. h. nach dem Hafen der Landspitze (Deneb heisst wörtlich extremitas), welchen ich vortrefflich fand. Nicht nur war sein Ankergrund tief und von Klippen frei, sondern auch sein Eingang gross und bequem, was an der arabischen Küste eine Seltenheit ist. Am Ufer standen nur einige ärmliche Zelte, in denen schmutzige Beduinenweiber Lebensmittel, die nicht sehr appetitlich aussahen, feilboten. Im Innern erhebt sich der Dschebel Rahib, d. h. der Löwenberg, mit milden Formen von sanfter harmonischer Linienzeichnung, zwar aller Bäume

beraubt, übrigens mit einigen allerdings spärlichen Gräsern bedeckt, die trotz der Hitze doch noch nicht ganz vertrocknet schienen.

In Mersa Deneb, glaube ich, kann man den Centus vicus des Ptolemäos erkennen, obgleich ich hier keine Ruinen sah. Dagegen versicherte mich ein Araber, dass eine halbe Meile von hier, und ebenso weit vom Meeresufer entfernt, Trümmer alter Säulen und Werksteine vorhanden seien. Natürlich kann man auf eine so unbestimmte Angabe gar keine Ansicht stützen. Aber die Lage von Centus vicus, wie Ptolemäos sie beschreibt, indem er diesen Flecken zwischen Zaaram und Thebae, was die geographische Breite betrifft, ungefähr in die Mitte verlegt und seine Länge so angiebt, dass es klar ist, der Ort müsse am Meer gelegen haben, deutet unverkennbar auf Mersa Deneb, welches der einzige gute Hafen zwischen Rabörh (Zaaram) und Dahlimar (Thebae) ist. Mannert verlegt freilich Centus vicus nach dem 25 Minuten südlich von Mersa Deneb gelegenen Ras el Hatteba, das übrigens nur ein Vorgebirge ist und keinen Hafen besitzt, obgleich sich in seiner Nähe eine Bucht Namens Tual, die jedoch unsicher sein soll, befindet. Es ist übrigens anzunehmen, dass die wenigen Ortschaften, welche Ptolemäos an dieser Küste kannte, Hafenorte waren, was wohl Tual schwerlich jemals gewesen ist, so dass der einzige Ort, wohin wir Centus vicus verlegen können, immer noch Mersa Deneb bleibt.

Als wir am 18. Du el Kada Mersa Deneb verliessen, begünstigte uns ein angenehm kühlender Nordwind, für die armen, der stechenden Sonne aus-

gesetzten, halbnackten Pilger eine nicht geringe Labung. Unter dieser günstigen Luftströmung segelten wir zuerst an dem $1^1/_2$ deutsche Meilen von Deneb entfernten zackigen, aber niedrigen Vorgebirge Ras Churma vorbei, dessen Namen „der steile Bergesgipfel“ oder die „Felsenspitze“ bedeutet, beides Bezeichnungen, die man am Ende, wenn man guten Willen dazu hat, richtig finden kann, obgleich sie sich gewiss hier nicht von selbst aufdrängen. Eine Meile weiter trafen wir das aller Vegetation entblöste Ras Mahluk an, welches seinem Namen, der „das kahle Vorgebirge“ heisst, vollkommen entspricht. Diesem Vorgebirge gegenüber liegt die Klippe Schab Nasser, d. h. nach einigen „die Klippe des Sieges“, wegen eines vermeintlichen Sieges eines muselmännischen Heiligen über die Dschin (Dämonen) so benannt, welche hier gehaust haben sollen, was vielleicht manche auf die Vermuthung bringen könnte, dass diess die bis jetzt noch nicht wieder entdeckte Dämoneninsel der Alten sein möchte. Ich glaube jedoch, dass diess Wort Nasser hier nicht Sieg, sondern „der Adler“ bedeutet, was für die Klippe den viel passenderen Namen „die Adlerklippe“ abgeben würde. Die Küste, welche sich von Rabörh bis Ras Churma in südöstlicher, von da bis Ras Mahluk in südsüdwestlicher Richtung hingezogen hatte, nahm nun eine entschieden südwestliche, beinahe westliche Richtung an, welche sie bis zu dem weit in die See herausragenden Ras el Hatteba beibehielt. Diese Küstenfahrt führte uns an der grossen Klippe oder kleinen Felseninsel Schab Abu Mudafer vorbei, deren Name „der Vater des Wohl-

geruchs" bedeutet. Niebuhr beschreibt in dieser Gegend eine kleine Insel mit einem ähnlichen Namen nämlich „Um el Mesk", d. h. „die Mutter des Moschus". Da ich mich nach der „Mutter des Moschus" überall umsonst erkundigte, und die Ueberzeugung gewann, dass nicht etwa irgendwo anders eine zweite Wohlgeruchsinsel vorhanden sei, so vermuthe ich, dass die „Um el Mesk" des Niebuhr mit dem „Vater des Wohlgeruchs" identisch ist. Sicher ist, dass kein Araber heutzutage diese Klippe „Um el Mesk" nennt. Vielleicht hiess sie auch niemals so, und Niebuhr, der viel mit arabischen Gelehrten verkehrte, die es stets lieben, die Dinge durch Umschreibungen und nicht, wie das profanum vulgus, mit ihren wirklichen Namen zu benennen, hielt möglicherweise eine solche Paraphrase des Namens für die wirkliche Benennung, wie diess so vielen Reisenden im Orient zu gehen pflegt. Dass übrigens „Schab el Abu Mudafer" nicht eine blosse Paraphrase ist, beweist die englische Küstenaufnahme, die auch diesen Namen angiebt und von der „Mutter des Moschus" nicht das geringste weiss. Auch ich hörte die Klippe stets Abu Mudafer nennen. Jedenfalls ist der „Vater des Wohlgeruchs" eine seltsame Benennung für dieses völlig nackte Klippeneiland, auf dem gar nichts, geschweige denn etwas wohlriechendes wächst. Wahrscheinlich liegt diesem Namen eine Sage zu Grunde, die ich jedoch nicht erfahren konnte. Etwas weiter kamen wir an einen andern Schab (Klippe oder Sandbank), der jedoch diesen Namen (Schab bedeutet das kahle Haupt) nicht verdiente, da er ganz mit grünem Buschwerk bewachsen war. Man nannte ihn mir

Schab el Herâmel d. h. „Klippe der Heramelbüsche“. Die Heramel sind nämlich Büsche einer wilden Rautenart, deren botanischer Name, Peganum harmala, aus dem arabischem abgeleitet ist. Niebuhr nennt diese Klippe Dsair el Haram, d. h. die „Insel der Sünde“, da er den Namen Heramel wahrscheinlich schlecht aussprechen hörte. Die Heramelklippe ist etwa 500 Fuss lang und ragt zur Fluthzeit nur wenige Schuh aus dem Meere hervor. Ihr gegenüber liegt die bereits erwähnte Bucht von Tual, in welcher Müller (Geographi Graeci Minores) den Duatus sinus des Plinius erkennen will, mit wenig Recht, wie mir scheint, da es nicht wahrscheinlich ist, dass Plinius einen so schlechten Ankerplatz für einen grossen und sichern Meerbusen gehalten haben kann.

In diese Bucht von Tual liefen wir Abends ein. Obgleich bei schlechtem Wetter für die in ihr ankernden Schiffe gefährlich, so bot sie doch bei so ruhiger See, wie wir hatten, hinlänglichen Schutz. Hier landeten wir und fanden ein kleines Fischerdorf von einem Volke bewohnt, welches ich anfangs für einen Stamm der et Tämi hielt, welches jedoch, wie ich später erfuhr, ein Fischervölkchen von anderm Ursprung sein soll. Diese Fischer nennen sich Tual und nach ihnen heisst das Fischerdorf so. Sie sind jedoch ursprünglich Beduinen und haben im Innern einen beduinischen Bruderstamm, der auch die „Tual“ heisst. Obgleich sie schon seit Jahrhunderten ausschliesslich Fischfang treiben, so haben sie doch ihre beduinischen Vorurtheile so weit behalten, dass sie das eigentliche Fischervolk des rothen Meeres, die et Tämi, gründlich verachten. Man kann ihnen keine

grössere Beleidigung anthun, als wenn man sie fragt, ob sie nicht etwa et Tämi seien, eine Frage, die der Fremde sehr leicht zu thun versucht wird. Denn sie gleichen den et Tämi sonst in Kleidung und Physiognomieen durchaus, nur dass sie vielleicht nicht so schwarz sind. Ausser dem Fischfang trieben sie früher auch Perlfischerei, aber diese soll in neuester Zeit so schlecht geworden sein, dass sie sie jetzt fast ganz aufgegeben haben und nur davon leben, Fische an die Reisenden zu verkaufen. Unter denjenigen, welche sie uns feilboten, bemerkte ich einen Chaetodon, dessen Fleisch die Araber sonst nicht essen, nämlich Chaetodon Teira, arabisch Taïra, einen sonderbaren Fisch, dessen Gestalt beinahe ein Dreieck bildet, nur dass die zwei grossen Flossen mit ihren Ausläufern noch weit über die Seiten des Dreiecks hinausragen, während der Schweif klein ist und einem Strohwisch ähnlich sieht. Ich kaufte für einen türkischen Piaster (fünf Kreuzer rh.) ein ganzes Exemplar dieses Fisches, das vielleicht 12 Pfund wog, versuchte jedoch umsonst etwas davon zu essen, da Ali nach vierstündigem Kochen ihn noch nicht mürbe hatte bringen können. Dagegen verzehrten die Matrosen, denen ich diesen lederartigen Seebewohner schenkte, in einer Viertelstunde sein zähes Fleisch, das übrigens zwei von ihnen, die ihrem Magen doch ein wenig gar zu viel zugetraut hatten, bald den Fischen des Meeres zurückgaben. Aber Araber pflegen sich fast immer bei einer unentgeltlichen Mahlzeit zu überessen, während sonst Mässigkeit eine ihrer Haupttugenden ist, wie schon Echeliensis in seinem „Chronicon orientale“ sagt:

„Paucis sunt contenti Arabes et tenui victu."

Diese Tugend kann jedoch, wie erwähnt, nicht der Versuchung trotzen, auf Kosten andrer sich den Magen zu verderben.

Am Morgen des 18. Du el Kada gingen wir wieder in See und erreichten nach vierstündiger Fahrt in entschieden westlicher Richtung, welche uns einer völlig baumlosen Küste entlang führte, das kühngeformte Ras el Hatteba, d. h. das Vorgebirge des Brennholzes, welches seinen Namen von einer Tante des Propheten führen soll, die im Koran als „Trägerin des Brennholzes", arabisch „Hamalata el Hattabi" erwähnt wird. Diese „Trägerin des Brennholzes" war niemand anders, als die Gattin des verruchten Abu Lahab, der obgleich er ein Oheim des Propheten war, dennoch sich als der ärgste Feind seiner Lehre zeigte. Darum hat ihm auch Mohamed ein ewiges Denkmal gewidmet, indem eine ganze Sure des Korans sich nur damit beschäftigt, Flüche auf Abu Lahab und seine Gattin, die „Trägerin des Brennholzes" zu schleudern. Diese Tante des Propheten soll, nachdem ihr Gemahl in Folge der Flüche des Propheten sich selbst ein trauriges Ende bereitet hatte, zu diesem Vorgebirge gekommen sein und dort ihr verruchtes Leben beschlossen haben. Wer daran zweifeln möchte, der wende sich an Haggi Omar, welcher mir die ganze Geschichte haarklein auseinandergesetzt und betheuert hat.

Beim Ras el Hatteba hatte die Küste ihren westlichsten Punkt in dieser Gegend erreicht und wendete sich nun wieder südöstlich, bis wir nach weiterer zweistündigen Fahrt das Ras Dahlimar umsegelten,

dessen Hauptmasse ganz aus Granit gebildet war, während Korallenriffe seine Basis umlagerten. Es bildet einen Ausläufer des sich ziemlich weit in's Innere erstreckenden Dschebel Dahlimar. Dahlimar scheint überhaupt der Name der ganzen Küstengegend, im Flächenraum etwa einer Quadratmeile oder noch mehr, zu sein. Der Name Dahlimar ist zu bezeichnend und kann über die alte Geographie Arabiens zu wichtige Aufschlüsse geben, um nicht hier eine ausführliche Besprechung zu verdienen. Er kommt von Dahal, das heisst „der Streit, der Hass, die Feindschaft, die Fehde" und von Imar, das heisst „der Mann, der Wolf", oder bildlich „der Räuber, der gefährliche Mensch". So bedeutet also Dahlimar die „Fehde der Räuber" oder die „Fehde räuberischer Stämme". Bekanntlich lieben es die Araber, sich die Namen von solchen wilden, oder halbwilden Thieren beizulegen, deren Eigenschaften sie für kriegerisch und männlich halten. So sind bei ihnen nicht nur Löwe, Stier, Büffel, sondern auch Wolf, Schakal, selbst Schlange und Hund eher Ehrenbezeichnungen, als das Gegentheil. Nun bemerkte schon Fresnel, der berühmte Orientalist und französische Consul in Dschedda, dass der Name des von Diodor in diese Gegend verlegten Volkes, der Debae, wahrscheinlich von Dib d. h. „Wolf oder Schakal" herzuleiten sei, welche raubthierartige Benennung ein arabischer Stamm im Alterthum geführt haben könne. Wenn wir nun heute noch an dieser selben Stelle ein Volk finden, das sich Imar d. h. Wölfe (bildlich Räuber) nennt, was ist wahrscheinlicher, als dass diess Volk mit dem im Alterthum erwähnten, ebenfalls Wölfe

(Debae) heissenden Stamme identisch wäre? Man könnte freilich sagen, die Angabe des Wohnorts der Debae bei Strabo und Agatharchides, der sie Dedebae nennt, sei zu unbestimmt, aber darüber werden wir vollkommen durch Ptolemäos fixirt, der uns einen Ort „Thebae" beinahe in der Mitte, was die geographische Breite betrifft, zwischen Centus vicus und der Mündung des Flusses Baetius angiebt. Da wir nun Centus vicus in Mersa Deneb erkannt haben und weiter unten zeigen werden, dass der Hafen von Obhor die vermeintliche Mündung des fabelhaften Baetius ist, so bleibt uns nichts übrig, als in Dahlimar das Thebae des Ptolemäos zu erkennen, in dessen Nähe die Debae, oder wolfartig räuberischen Stämme hausten, deren Namen Dib d. h. Wolf sich in dem heutigen Imar, welches auch Wolf bedeutet, genau winderfindet. Ein einziger Umstand scheint mir noch zu einem Zweifel hierüber zu berechtigen, das ist der, dass Ptolemäos Thebae als zwanzig Minuten nördlich von der Mündung des Baetius angiebt, während Ras Dahlimar nur zehn Minuten nördlich von Obhor liegt. Aber es ist gar nicht nöthig anzunehmen, dass Thebae d. h. „der Ort der Wölfe" grade auf dem „Vorgebirge der Wölfe" gelegen haben müsse, sondern, da einmal die ganze Gegend einen Wolfsnamen führte, so ist sehr gut die Vermuthung zu rechtfertigen, dass Thebae nördlich vom Cap gleichen Namens lag, woraus leicht die fehlenden 10 Minuten erklärt werden können.

Der Periplus maris Erythraei (Editio Carl Müller, Paris, bei Didot, 1855) giebt uns an dieser Küste einen räuberischen Stamm an, den er Canraiten nennt und

welchen Müller für die Cassaniten des Ptolemäos und die Casandriten des Agatharchides, Photius und Diodorus hält. Sie werden vom Periplus ἄνθρωποι δίφωνοι (Männer die zwei verschiedene Sprachen sprechen) genannt. Sie pflegten die Schiffbrüchigen zu Sklaven zu machen und überhaupt jedermann zu berauben, der sich in ihre Nähe begab.

Die zehn Minuten oder $2^1/_2$ deutsche Meilen, welche Ras Dahlimar von Obhor trennen, legten wir in weiteren fünf Stunden zurück und fuhren Abends um 7 Uhr in die schöne, grosse, flussartige Meeresbucht von Obhor ein, wo wir den schönsten Ankerplatz fanden, den wir noch auf dieser Fahrt gehabt hatten. Die Einfahrt zu diesem Meeresarm, der sich etwa eine deutsche Meile in nordöstlicher Richtung in's Innere erstreckt, ist zwar eng, aber doch ungefährlich, da sich zu beiden Seiten Korallenthürmchen, von den Arabern als Landmarken errichtet, befinden, welche gleich Leuchtthürmen die gefährlichen Stellen bezeichnen und den sicheren Eingang in den Meerbusen erkennen lassen. Ich bin völlig davon überzeugt, dass dieser tief in's Land hineingehende Meeresarm, von welchem Niebuhr sagt, dass er ihn anfangs für einen Fluss gehalten habe, nichts anderes ist, als die vermeintliche Mündung des Flusses Baetius, den Ptolemäos an dieser Stelle sich in's Meer ergiessen lässt, obgleich im ganzen Tehama kein Fluss, sondern nur hie und da ein Giessbach gefunden wird. Burckhardt erklärt es mit Recht für unbegreiflich, wie Ptolemäos zwischen Centus vicus und Badeo regia einen 100 Meilen langen Strom, dessen vermeintliche Quelle er sonderbarerweise auch ganz

genau wissen will, in seine Tafeln verzeichnen konnte. Mir ist diess weniger auffallend, da ich dem Ptolemäos schon an andern Gestaden gefolgt bin und mehrmals, z. B. an der Küste der Mauritania tingitana und Nigritiens, ähnliche Fehler bei ihm entdeckt habe. Der Alexandriner kannte eben von den Ländern, die den Römern nicht mehr unterworfen waren, nur die Küsten. Von diesen urtheilte er, nach diesen zog er seine Schlüsse, vom Innern solch' unzugänglicher Länder, wie Arabien, wusste er so gut wie nichts. So konnte er glauben und so hatten ihm übelunterrichtete Seefahrer vielleicht gemeldet, dass der flussartige Meeresarm von Obhor wirklich eine Flussesmündung sei. Aehnliche Fehler haben die Seefahrer schon so oft und zu allen Zeiten begangen, einen ähnlichen Fehler sollten z. B. die Portugiesen in Rio Janeiro begehen, dessen flussartigen Meeresarm sie auch für einen Fluss hielten. Es ist unstreitig, dass im ganzen Tehama kein Fluss existirt, den man für den vermeintlichen Baetius halten könnte und, wie gesagt, weit und breit findet sich kein anderer Meeresarm, kein anderer Ankerplatz, keine andere Bucht, welche so viele Aehnlichkeit mit einer Stromesmündung hätte, wie dieser Hafen; ausserdem stimmt die Gradangabe des Ptolemäos vortrefflich, so dass nach meiner Ansicht, kein Zweifel mehr über die Identität von Obhor mit Baetii ostia übrig bleiben kann. Strabo spricht auch von einem Flusse bei dem Volke der Debae, welche, wie wir oben gesehen haben, mit den heutigen Dahlimar identisch sind und zwar bemerkt er, dass dieser Fluss Gold führe. Zu solcher Vermuthung wurde man wahrscheinlich dadurch ver-

leitet, dass der Name Debae mit dem arabischen Wort für Gold, welches „Deheb“ heisst, grosse Aehnlichkeit besitzt. Von Goldsand ist aber an dieser Küste nicht die Rede und vielleicht nie gewesen. Das ganze scheint mir auf einer falschen Etymologie zu beruhen, an der vielleicht Aelius Gallus Schuld war, nach dessen Berichten Strabo schrieb. Der römische Feldherr hörte möglicherweise von der Bedeutung des Wortes Deheb und bezog diese auf die Debae, welche er dann für ein Goldsand besitzendes Volk hielt und, da Goldsand vorzugsweise in Flüssen gefunden wird, so schloss er von der Existenz des Goldsandes auf die eines Stromes, der Goldsand führe, was dann schliesslich die Irrungen des Strabo verursacht haben kann. Vielleicht hielten die Römer auch den goldglänzenden Glimmer, den ich selbst am Hafen von Obhor gesehen habe, für Goldsand und diesen Meeresarm selbst dann für einen Goldsand führenden Fluss.

Am Meeresarm von Obhor befindet sich auch jetzt, ganz wie im Alterthum, da auch Ptolemäos hier nichts, als seine vermeintliche Flussmündung nennt, keine Stadt, kein Dorf; nur einzelne Beduinen hausen daselbst in schmutzigen, zerfetzten Kemli's, und halten einen Suk für die Pilger ab, auf dem ich Ali Provisionen einkaufen liess. Die hiesigen Beduinen waren ein ganz unausstehlich rohes Volk, die z. B. einen armen bucklichen Pilger grausam verhöhnten, indem sie seinen Buckel, den der Ihram nicht verbergen wollte, mit Pech anstrichen und Nesseln darauf klebten, ausserdem sich hundert ähnliche „practical jokes“, wie die Engländer sagen, mit den armen Hadschadsch erlaubten. Die unglück-

lichen Pilger müssen jedoch alles geduldig hinnehmen, da ein Mann, den der Ihram bekleidet, keinerlei Gegenwehr bieten darf. Ebenso darf er kein Thier tödten, nicht einmal das ekelhafteste Insect, was einen besonders rohen Beduinen von Obhor zu dem unanständigen Scherze bewog, einen armen Hadsch mit einem ganzen Heere von Läusen, die er in einer Tüte gesammelt hatte, zu überschütten, mit welchen scheusslichen Schmarotzern dieser schwer heimgesuchte Pilger nun noch bis Dschedda und Mekka wallfahrten musste, ohne auch nur im geringsten sich Erleichterung verschaffen zu können, denn man darf die Läuse nicht einmal mit der Hand abstreifen, aus Furcht, man könnte sie verletzen.

Der Umstand, dass das Trinkwasser hier ziemlich schlecht ist, scheint mir es allein zu erklären, dass man hier nicht einen Ort gegründet hat, der mit der Zeit Dschedda an Wichtigkeit gewiss überragt hätte, da der hiesige Ankerplatz so viel besser, so viel geräumiger und sicherer ist, als der des heutigen Hafenortes von Mekka.

Der Name Obhar heisst „die Meere“ und ist die Pluralform von Bahar, welches ebensogut Meer als Fluss bedeutet, wie z. B. der Araber den Nil stets Bahar nennt. Obhar kann also auch „die Flüsse“ heissen und da sein Name ohne Zweifel schon sehr alt ist, so liegt die Vermuthung nahe, dass diese doppeldeutige Bezeichnung „die Flüsse“ oder „die Meere“ zu dem Glauben der Seefahrer Anlass gegeben habe, dass hier ein „Fluss“ und nicht ein „Meer“ gemeint gewesen sei, woraus möglicherweise die Ansicht, welche Ptolemäos theilte, entstanden ist. Denn da der

Alexandriner nur den Fluss erwähnt, den er mit dem offenbar grăcisirenden Namen Baitios, lateinisch Baetius, nennt, so schliesst diess durchaus nicht die Möglichkeit aus, dass Obhar schon im Alterthum seinen heutigen Namen geführt habe. Wo will man in der That den Baetius des Ptolemäos suchen? Ritter verdammt freilich die Ansicht, welche im Wakr des Niebuhr diesen Fluss erkennt und zwar desshalb, weil dieser Busen keinen Fluss besitzt, der sich in ihn ergiesst. Aber ich habe oben schon erwähnt und man kann es bei Ritter selbst lesen, dass im ganzen Tehama kein Fluss existirt, welcher dem Baetius des Ptolemäos entspräche. Man muss desshalb bei der Ansicht verharren, dass der Busen von Obhar diese vermeintliche Flussesmündung war, und es fehlt nicht an Erklärungsarten dieses Irrthums der Alten, sei es nun, dass sie den Namen Obhar mit „Flüsse" übersetzten, oder dass sie von dem Namen der Debae, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem arabischen Worte für Gold, auf das Vorhandensein eines goldsandführenden Flusses schlossen, oder endlich, und diess ist der einfachste und vielleicht der genügendste Erklärungsgrund, dass sie aus dem Aussehen dieses Ankerplatzes, das ganz das einer Stromesmündung ist, ohne weiteres darauf schlossen, dass der Busen wirklich eine Stromesmündung sei, bei welcher Ansicht sie blieben, weil sie keine Nachforschungen nach dem weiteren Laufe des Flusses anstellten. Ptolemäos Angabe von den Quellen des vermeintlichen Baetius ist sehr leicht durch falsche Berichte der über das Innere stets schlecht unterrichteten Seefahrer zu erklären.

Der Morgen des 19. Du el Kada zeigte sich, wie alle vorhergehenden Tage auf dieser Reise, in ungetrübter Heiterkeit. Ja, er war nur zu wolkenlos, was mir bei dem unbequemen Ihram durchaus nicht erwünscht war. Ein wenig Wolken wären von uns Allen als eine unaussprechliche Gnade des Himmels begrüsst worden. So brachte das brennende Tagesgestirn wieder einigen armen Hadschadsch den Sonnenstich. Ueberhaupt befanden sich die meisten Pilger in höchst unbequemem Zustande. Selbst die, deren Gesundheit von den brennenden Strahlen nicht ernstlich angegriffen wurde, litten vielerlei kleine Unbill, wovon vielleicht die für die entfernten Beschauer komischste, für die Betheiligten jedoch unangenehmste, die massenhafte Verbreitung des Ungeziefers, namentlich der Läuse war, welche von dem in Obhor mit Läusen überschütteten Pilger ausging. Dieser vielgeplagte Hadsch war ein gewisser Smaïl Effendi, eine Art von Gelehrten, dessen Körper unglücklicher Weise noch sehr behaart war, so dass die ekelhaften Insecten in diesem Haar einen besonders festen Haltpunkt gewannen. Alles Schütteln, das einzige, was der von Ungeziefer geplagte Pilger zu seiner Erleichterung thun durfte, half nur dazu, die Nachbarn anzustecken, so dass die Nähe des Effendi bald wie die Pest gemieden wurde. Dennoch musste er Nachbarn und zwar sehr dichte Nachbarn haben, da die Kandscha, auf welcher wir fuhren, mit Menschen wie vollgestopft war. Die „Mutter des Friedens“ hatte nämlich von Mersa Eslam bis Obhor, an der ganzen arabischen Küste, fast überall Passagiere aufgenommen, so dass unsre Zahl auf nahezu 150

angewachsen war und da die „Mutter des Friedens“ nur für einige sechzig bequem Platz hatte, so folgte daraus eine wahre Häringsverpackung der armen Hadschadsch, welche durcheinander, aneinander, übereinander und untereinander dalagen, und deren Ausdünstung keineswegs „Eau de mille fleur“ war. Dass bei einer Hitze von 30 Grad Réaumur die Transpiration aller dieser aneinander gequetschten Hadschadsch enorme Proportionen erreichte, wird mir Jedermann glauben und Niemand mich um das beneiden, was meinem vielgepeinigten Riechorgane geboten wurde. Und doch spricht Burton von „parfümirten Pilgern“, welche grausame Ironie auf die Wirklichkeit! Aber nicht nur in Folge von Erhitzung hatten die armen Hadschadsch zu leiden, nein, so sonderbar es auch klingen mag, so ist es doch Thatsache, dass viele sich Erkältungen zuzogen, was jedem Menschen einleuchten wird, der gewohnt ist, sich von irgend einem Theil seiner Bekleidung niemals zu trennen und der sich plötzlich dieses Kleidungsstückes beraubt sieht. So sind die meisten Muselmänner gewohnt, sich den Leib mit einer Schärpe vier bis fünffach zu umwinden, wodurch dieser Theil ihres Körpers ganz besonders für Erkältungen empfindlich wird. Nun muss beim Ihram natürlich mit jedem andern Kleidungsstück auch die Schärpe beseitigt werden, was auf den Unterleib der Meisten einen höchst nachtheiligen Einfluss ausübt, bei denen Dyarrhoë, Cholerine, Dyssenterie, Schleimfieber und andere Annehmlichkeiten die unausbleiblichen Folgen dieser gezwungenen Entblösung des Unterleibs sind, denn der Ihram kann kaum für eine

Bekleidung gelten; er ist nur eine Umhüllung und zwar eine sehr oberflächliche Umhüllung, die bei der leisesten Bewegung herunterfällt. So kam es auch, dass wir nicht wenige Leidende an Bord der „Mutter des Friedens“ hatten, deren Zustand meist ekelhafter Natur war, und somit zu den Gräueln der Pilgerfahrt nicht wenig beitrug. Ob wohl der Prophet diese ganze gräuliche Menschenquälerei so beabsichtigt hat, wie dieselbe jetzt betrieben wird? Wenn er es gethan hat, so möchte dieses als ein Beweis für die Ungöttlichkeit seiner Lehre genügen.

Schon um 5 Uhr Morgens setzte sich die „Mutter des Friedens“ langsam und gemessen in Bewegung. Das heutige Ziel unsrer Reise sollte Dschedda sein, Dschedda, der Hafenort Mekka's, für die Muselmänner das, was füs die Christen Jaffa, der Hafen Jerusalems ist. Diese frohe Hoffnung, an dem Hafenort der heiligen Stadt heute anzulangen, hielt uns den ganzen Tag aufrecht und stärkte uns, so dass wir das Unangenehme und Ungesunde unsres körperlichen Zustandes weniger empfanden, so wahr ist es, dass der Geist über die Materie siegt, was unter Andern auch ein arabischer Dichter verkündet, dessen Worte ich so übersetze:

„Will dein Körper auch erkranken,
Nimm zum Himmel deinen Lauf,
Lenke dorthin die Gedanken,
Und die Schmerzen hören auf.

Diese Welt kann nur bereiten
Elend, dem, der für sie lebt;
Der ist krank auch ohne Leiden,
Den kein höh'rer Sinn erhebt.

Aber ewig neu geboren,
Wenn den Leib auch Krankheit deckt,
Ist der Geist, der Gott erkoren,
Der ein höh'res Ziel sich steckt.

Hat dein Geist ein höh'res Ziel,
Dem er nachstrebt, sich gesteckt,
Siegt er über's Schmerzgefühl,
Sieht nicht, was die Welt befleckt.

D'rum getrost und nicht verzaget,
Mensch, und sei'st du noch so krank,
Wenn in deinem Geist es taget,
Bist du niemals wirklich krank."

Von Scherm Obhar bis nach Dschedda zieht sich die Küste $2^1/_2$ deutsche Meilen lang, in entschieden südlicher Richtung hin. So viel ich vom Schiff aus beobachten konnte, war sie flach und auch ohne hervorragende Vegetation. Etwas weiter im Innern sahen wir ein nacktes, kahles Bergeshaupt, dessen Entfernung von der Küste etwa drei deutsche Meilen und dessen Höhe wohl an 3000 Fuss betragen mag. Müller in den Noten zu seiner Ausgabe der „kleineren alten Geographen" hält diesen Berg für den Tricoryphus Mons des Plinius, mit welchem Recht, das lasse ich dahin gestellt sein. Dem Hafen von Obhar ungefähr gegenüber lag Schab el kebir oder die grosse Klippe, welches „kahle Haupt" sich ziemlich majestätisch ausnahm. Seevögel hatten sich in Menge auf ihm niedergelassen, unter denen, wie mir versichert wurde, auch einige essbare Arten, was aber den Hadschadsch wenig half, da sie weder jagen noch Wildpret essen dürfen.

Gegen Mittag endlich sahen wir eine im ganzen

imposante Häusermasse aus dem Meer auftauchen. Kuppeln erhoben sich, Minarets ragten in die Höhe; vor ihnen eine Anzahl Maste von Segelschiffen und auch hie und da das Rohr eines Dampfschiffes: es war der langersehnte Hafen, es war Dschedda, das Thor, welches uns Mekka erschliessen, die Brücke, welche uns zur heiligen Stadt führen, der Schlüssel, der uns das Geheimniss des Islam aufthun sollte. Eine allgemeine freudige Aufregung bemächtigte sich aller Pilger bei diesem Anblick. Ihr Antlitz strahlte wie verklärt, ihre Züge glühten vor Begeisterung. Da lag die Stadt der Aeltermutter des Menschengeschlechts, in der sich das Grab Eva's befindet und von der sie ihren Namen (Dschedda heisst die Grossmutter) führt, da lag Dschedda, schon durch dieses Grab heilig, unendlich viel heiliger aber dadurch, dass es die Stufe ist, über die der Pilger nach Mekka klimmt. Mein ehrwürdiger Mitreisender, Schich Mustapha, konnte sich nicht enthalten, bei diesem Anblick folgende Predigt an mich zu richten:

„O Maghrebi! da bist du nun im Angesicht der Aeltermutter des Menschengeschlechts angelangt. Rufe: Sei gegrüsst, Mutter Eva, sei gegrüsst! Dort liegt sie, sie, ohne die du gar nicht vorhanden sein würdest. Lobe Gott dafür, dass Allah sie geschaffen hat; aus einer Rippe hat er sie geschaffen, o Maghrebi, aus einer Rippe von Sidna Adam, dem Vater des Menschengeschlechts. Ohne diese beiden würdest du gar nicht da sein, folglich auch nicht nach Mekka pilgern können, was doch ein unaussprechliches Glück ist. Darum preise dich glücklich, dass du die Aeltermutter vor dir siehst, danke Gott dafür und lobe ihn. etc.“

So predigte Schich Mustapha ungefähr noch eine Stunde fort, indem er eine Plattheit auf eine Abgedroschenheit und wieder eine Abgedroschenheit auf eine Plattheit folgen liess, während die „Mutter des Friedens“ zwischen den Korallenbänken und Korallenklippen, welche den Hafen umlagerten, mühsam sich den Weg bahnte und endlich grade zur Zeit des Dohor (Mittagsgebets) in Dschedda anlangte. Ein lautdonnerndes Labik war der Gruss der Hadschadsch an dieses langersehnte Reiseziel, welches wir nun endlich erreicht hatten.

Siebentes Capitel.

Dschedda.

Formen des Namens. — Bedeutung desselben. — Badeo regia. — Landung im Hafen von Dschedda. — Passplackereien. — Trinkgelderpressung. — Zollhausquälereien. — Mühe ein Unterkommen zu finden. — Das Okal. — Die heulenden Derwische. — Religiöse Heuchler. — Unausstehliches Quartier. — Endliches Entkommen aus dem Okal. — Neue Wohnung. — Die Dscheddaner. — Ein reicher Sklavenhändler. — Seine Handwerkskniffe. — Die Geldwechsler von Dschedda. — Ungewisser Geldcours. — Die Hadramauther. — Die Indier aus Surate. — Die Neger. — Beduinen. — Handwerker. — Verschiedene Costüme. — Weibliche Trachten. — Die Sederija. — Schminkstudien und Tätowirungen der Frauen. — Eine berühmte Schönheit. Ihre sonderbare Erziehung. — Besuch bei Hanifa. — Komische Folgen davon. — Opfere einen Hammel.

Dschedda, Dschidda, Dschidde, Dschodda, von französischen Orientalisten Djedda, Djidda, Djidde, von englischen und selbst von einigen deutschen (z. B. Munzinger) Gidda, Gidde, Juddeh, Jiddah, von Niebuhr dagegen Dsjidda geschrieben, sind die Hauptformen, in welchen in europäischer Transscription der Name der „Aeltermutter" vorkommt. Mir scheint

es das einfachste, in deutscher Transscription „Dschedda“ zu schreiben, weil diess Wort am besten dem Laute entspricht, welchen das Hauptwort „Aeltermutter“ im arabischen annimmt, wobei ich keineswegs behauptet haben will, dass Dschidda und Dschidde unrichtige Formen seien; aber wer arabisch kennt, der weiss, dass I und E in diesem Idiom in vielen Fällen nicht unterschieden werden, und dass das finale A auch ganz gut im gewöhnlichen Leben durch ein E ersetzt werden kann. Ueber die Bedeutung des Namens kann kein Zweifel herrschen, obgleich kein europäischer Reisender vor mir sie erwähnt hat und obgleich alle bisherigen Geographieen sie ignoriren; aber seine Uebersetzung ist zu einfach, um nicht jedem, der einmal einen Golius oder Freytag (arabische Lexica) in der Hand gehabt, auf der Stelle einzuleuchten. Zudem wird sie von den Arabern so allgemein angeführt, ja selbst die Unwissendsten kennen diese Bedeutung, so dass es mich wirklich wundert, dass kein Reisender vor mir dieselbe aus dem Munde der Eingebornen vernommen hat. Dschedda heisst also die „Aeltermutter“ und zwar mit dem grössten etymologischen Recht, denn hier soll Sittna Hauwa (Eva), die Ur- und Stammmutter der sündigen Menschheit, ihre letzte Lebenszeit zugebracht, und ihr Grab gefunden haben, welches noch jetzt gezeigt und von keinem Mekkapilger unbesucht gelassen wird. Die ganze Gegend um Mekka spielt überhaupt in der Geschichte des ersten Menschenpaares, wie die Tradition des Islam dieselbe erzählt, eine wichtige Rolle. In Mekka errichtete Adam einen Altar; auf dem nahegelegenen

Berge Arafa fand er seine Ehehälfte nach 120jähriger Trennung wieder; im Weichbild der heiligen Stadt wurden seine zahlreichen Söhne und Töchter geboren, jedesmal Zwillingspaare, aus einem Sohn und einer Tochter bestehend, die sich nicht heirathen durften, während der männliche Spross eines Zwillingspaares den weiblichen eines andern ehelichen konnte, da zu jener Zeit nur Zwillinge als Geschwister betrachtet wurden; in Dschedda endlich zog sich Mutter Eva nach ihrem thatenreichen Leben zurück, wo sie eines sehr erbaulichen Todes starb, nachdem sie vorher die sieben Umgänge um das heilige Haus in Mekka gemacht und den Monat Ramadan gefastet hatte. Solche rührende Anachronismen sind in der Tradition des Islam nicht selten. Adam freilich fand nicht für gut, in Dschedda zu sterben; kein anderer Ort konnte ihm zu diesem Zwecke genügen, als die Insel Ceylon, das Taprobane der Alten, wohin er nach hundertjähriger Wallfahrt nach dem Tode Eva's gelangt war, nachdem er überall umsonst eine zweite Eva gesucht und den Rath des Teufels verschmäht hatte, sich eine zweite Rippe auszureissen, aus welcher, wie aus der ersten, schnell eine Eva entstehen sollte. Diese Tradition steht mit derjenigen der orientalischen Christen in offenem Widerspruch, welche die ewige Ruhestätte des ersten Menschen in keinem geringeren Ort, als in Jerusalem, erblicken können, und sie gerade neben das heilige Grab verlegen, auf welche Meinungsverschiedenheit man die Verse Heine's anwenden könnte:

Welcher Recht hat, weiss ich nicht,
Doch es will mich schier bedünken,
Dass der Rabbi und der Mönch,
Dass sie alle beide hinken.

Was das Alterthum von Dschedda betrifft, so erblickt Müller in ihm den Centus vicus, Mannert, wie mir scheint mit mehr Recht, das Badeo regia, und andere das Machura, ja selbst das Makoraba des Ptolemäos, obgleich letzterer Ort von der Mehrzahl nach Mekka verlegt wird. Für uns, die wir mit Obhar die vermeintliche Mündung des fabelhaften Baetius identificirt haben, kann über die Lage von Badeo regia an dieser Stelle wohl kaum ein Zweifel übrig bleiben. Ptolemäos giebt Badeo 25 Gradminuten südlich vom Flusse Baetius an; nun liegen zwar Obhar und Dschedda nur 10 Minuten von einander entfernt; wenn man aber das nördliche Ende des Golfes von Obhar, wo Ptolemäos die Mündung des vermeintlichen Baetius ohne Zweifel vermuthete, zum Ausgangspunkte nimmt, so wird sich der Minutenunterschied zwischen beiden von fünfzehn auf zehn zurückführen lassen, was nicht bedeutend genug ist, um desshalb Mannerts Ansicht zu verwerfen, der zuerst in Dschedda Badeo regia erkannt hat. Was freilich die Bedeutung dieser Stadt im Alterthume war und welchem Herrschergeschlecht sie den Namen einer „Königsstadt" verdankte, darüber haben wir nicht die geringste Aufklärung und werden sie wohl nie bekommen. Ruinen sind in Dschedda nicht vorhanden, wenigstens sah ich mich umsonst nach solchen um, konnte auch keinen Eingebornen entdecken, der

solche gesehen haben wollte. Es wäre jedoch gewagt, aus dieser Abwesenheit über die Identität dieser Stadt mit Badeo regia verneinende Schlüsse ziehen zu wollen; mir scheint sie nur ein Beweis für die Unbedeutendheit dieser einstigen Stadt, die zwar die Residenz eines Königs, aber wahrscheinlich eines der kleinsten und obscursten Königlein gewesen zu sein scheint, deren Paläste Lehmhütten und deren Tempel ungebrannte, lufttrockne Ziegelbauten waren, die keine Spuren hinterliessen.

Wann sich der Name Dschedda für das einstige Badeo Ausschliesslichkeit errungen hat, das wissen wir nicht. Zuerst von allen arabischen Geographen führt es Isstachri*) an, der es als starkbevölkert, wohlhabend, und als die zweite Stadt im Hedschas schildert, namentlich durch ihren Handel berühmt, welcher letztere besonders Pferdehandel war, da zu jener Zeit Arabien noch für die ausschliessliche Wiege aller edlen Rosse galt. Gleichzeitig mit Isstachri, vielleicht noch etwas vor ihm, etwa um das Jahr 870 unsrer Aera, erwähnt schon der Patriarch Euthychius von Alexandrien, in seinen arabisch verfassten Annalen, der Hafenstadt Dschedda, welche von Pocock, seinem Uebersetzer, „Jodda" geschrieben wird. (Euthychii Patriarchae Contextio gemmarum sive Annales, Editio Pocock, Oxford 1670). Der sicilisch-arabische Geograph Edrisi**) singt ebenfalls.

*) Mordtmanns deutsche Uebersetzung des Liber Climatum des Isstachri. Hamburg 1840. S. 9.

**) Jauberts französische Uebersetzung des Edrisi. Paris 1836. Lateinische Uebersetzung von Gabriel Sionita und Joannes Hesronita. Paris 1619.

das Lob von Dschedda. Er preist seinen Reichthum, seinen bedeutenden Handel, seinen Luxus, seine Ueppigkeit. Zu seiner Zeit war der Pilgerverkehr wohl zwanzigmal grösser als heutigen Tages, und wenigstens ein Viertel aller Pilger kam durch Dschedda, von denen über die Hälfte Handel trieben, da es eine alte arabische Sitte ist, dass die Pilger durch Verkauf und Austausch ihrer vaterländischen Waaren die Kosten ihrer Wallfahrt zu verringern und oft ganz zu beseitigen suchen. Auf diese Weise musste der Handel von Dschedda, als Seehafen, als Landungsplatz aller von Indien, Nubien, Südostafrika und selbst vieler aus Syrien, Aegypten, Tunis, Tripolis, Algier, Marokko kommenden Hadschadsch, als wichtigste Scala von Arabien, in der man die schwertransportirbaren Waaren alle verkaufte, während nur die leichteren mit nach Mekka genommen wurden, grosse Verhältnisse erreichen, deren Bedeutung besonders demjenigen nahe gelegt wird, der, wie ich, gesehen hat, wie es selbst heute, zur Zeit des Verfalls der Pilgerfahrt, wie des ganzen Islam, noch einen höchst blühenden Handel besitzt. Was muss es also zur Zeit der Chalifen von Damascus und Bagdad gewesen sein, als jährlich über 100,000 Hadschadsch durch Dschedda kamen!

Das heutige Dschedda selbst bildet einen auffallenden Gegensatz gegen andere muselmännische Städte, deren Loos in unserm Jahrhundert fast ausnahmslos der entschiedenste Verfall ist. Ausser dem einzigen Alexandrien in Aegypten hat sich in diesem Jahrhundert keine einzige Stadt des Islam zu namhafter Bedeutung aufschwingen oder auf ihrer frühe-

ren Höhe erhalten können und Alexandrien kann man kaum eine mohamedanische Stadt nennen, da es seinen Aufschwung fast ausschliesslich den europäischen Kaufleuten, die sich daselbst niederliessen, verdankt. Sonst sind alle früheren Haupt- und Handelsstädte in den weiten Landen, welche der Halbmond beherrscht, während der letzten hundert Jahre auf eine so auffallende Weise zurückgegangen und in Verfall gerathen, wie dieses fast beispiellos in der Geschichte ist. Der Islam war zwar schon lange unterwühlt, aber jetzt scheint er ganz im Zusammenbrechen begriffen zu sein. Alles, was früher seinen Glanz ausmachte, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Kunst, Industrie, Gewerbthätigkeit, hat ihn schon längst verlassen, seine politische Macht ist ein Kinderspott geworden, sein Handel ist auf Null herabgesunken, nur eins ist noch geblieben und scheint das morsche Gebäude noch eine Zeit lang aufrecht halten zu wollen; dieses eine ist der religiöse Fanatismus, die pharisäische Werkheiligkeit, welche unter andern auch die Pilgerfahrt als eine ihrer Hauptstützen ansieht. Daher kommt es, dass Dschedda und Mekka an dem allgemeinen Verfall des Islam nicht in dem Masse theilgenommen haben, wie andere Städte, weil dieses einzige, den Glanz des Islam noch überlebende Princip, weil der religiöse Fanatismus diesen Städten alljährlich neue Nahrung und neues Leben zuführt, die ihr Dasein nicht nur fristen, sondern dasselbe sogar verhältnissmässig üppig gedeihen machen. So sticht Dschedda unter allen in das dunkle Gewand des Verfalls gehüllten arabischen Städten als ein lichter Punkt hervor, von dem die

Sonne des Lebens sich noch nicht zurückgezogen hat, obgleich sie auch hier nicht mehr mit demselben Strahlenglanze scheint, wie in früheren Jahrhunderten. So kommt es, dass auch der orientalische Reisende, dessen Herz all' der Aschenhaufen und Trümmergruppen, welche man muselmännische Städte nennt, bis zum Ekel überdrüssig geworden ist, hier in Dschedda sich zu seiner freudigen Ueberraschung erholt, indem er statt des gewohnten Verfalls und maasslosen Elends, das er fast überall sonst zu sehen bekam, doch hier wieder etwas menschliches erblickt und sein Auge an Bildern labt, welche seine Mitmenschen, wenigstens äusserlich, würdig erscheinen lassen.

Ich war angenehm überrascht, als mein erster Blick von der Kandscha aus Dschedda's gewahr wurde. Es bot ein erfreuliches Bild dar, dem die Wüste in ihrer Unermesslichkeit zum Rahmen diente. Auf einer sanften Anhöhe gelegen, von zwei schönen, langen Quai's auf der Meerseite begrenzt, auf den andern Seiten von hohen Mauern umgeben, von welchen hie und da Wachthürme mit Zinnen und Kanonen emporragten, zeigte die Stadt längs des Landungsplatzes, der auch wieder durch eine stattliche Batterie beschützt war, eine lange Reihe schöner, weisslicher Häuser aus Korallen- und Madreporstein erbaut, über welche die zwei Hauptmoscheen mit luftigen Kuppeln und schlanken Minarets emporragten, denen zur Seite sich hie und da eine federblättrige Acacia vera erhob und das allzu künstliche Bild durch die Grazie der Natur verbesserte. Als wir jetzt der „Mutter des Friedens“ nicht ohne

Rührung und ihrem hautkranken Capitän nicht ohne Mitleid Lebewohl sagten und uns auf kleinen Kähnen mit unsern Habseligkeiten an's Land rudern liessen, was nöthig war, weil der Hafen von Dschedda gegen das Land zu immer seichter und für grössere Schiffe unzugänglicher wird; und als wir nun endlich an dem einen der beiden Quais landeten, da war meine Freude nicht gering, zu finden, dass Dschedda, ungleich andern muselmännischen Städten, die Hoffnungen, welche sein schönes Aeussere von weitem erweckte, nicht Lügen strafte, sondern dass sein innerer Wohlstand, die Stattlichkeit seiner Häuser, Paläste und Moscheen, das rege Leben seiner Basars und Märkte, die Lebhaftigkeit seines Seehandels, der ungeheure Verkehr der Pilger ihm eine Blüthe verliehen, welche selbst das umschleiernde Gewand des dem Moslem so theuren Schmutzes hier nicht ganz zu verdecken vermochte.

Doch ehe ich zur genaueren Beschreibung der „Stadt der Aeltermutter" übergehe, muss ich ein Wort dem Empfange widmen, welcher uns armen, geplagten, von jedermann geschundenen, geplünderten und ausgesogenen Pilgern hier an dem Zollhause zu Theil wurde. Gerade, als ob die unglücklichen Hadschadsch nicht schon genug der unsäglichen Leiden aller Art auszustehen hätten, als ob sie nicht genug von Gestank, Ungeziefer, Fieber, Sonnenstich, Erkältungen, Erhitzungen, Diarrhoë und wie alle die Gräuel noch heissen mögen, geplagt würden, so hatte die türkische Regierung auch noch väterlich dafür gesorgt, dass ihnen hier in Dschedda noch die unausstehlichsten Passplackereien und Zoll-

haustorturen bevorstehen sollten. Kaum gelandet, wurden wir armen Ihramträger, von denen jeder unter der meist nicht geringen Last seines Gepäcks keuchte und schwitzte, von einer Bande jener unausstehlichen, frechen, zudringlichen und gemeinen türkischen Policisten und Zollhaussoldaten in Empfang genommen, um nun einer Reihe von physischen und moralischen Torturen ausgesetzt zu werden, deren Zweck jedesmal die Erpressung eines Trinkgeldes war. Man hatte mich schon auf dem Schiff gewarnt, mich vor den Spitzbübereien der Polizeidiener und Douaniers zu hüten, welche oft die Pilger nicht nur zur Erlegung von namhaften Bestechungssummen zu zwingen, sondern auch geradezu zu bestehlen pflegten, was namentlich für die Zollhausbeamten sehr ausführbar ist, da der Pilger sein Geld in seinem Gepäck und nicht an seinem Körper mit sich führt, indem der Ihram keine Taschen besitzt und auch keine Geldtasche mit ihm getragen werden darf. Auf diese Weise sehen die verruchten Douaniers gleich, wie viel Geld ein jeder bei sich führt, und wenn es ihnen auch nicht immer gelingt, einen Diebstahl auszuüben, so können sie doch ihre Ansprüche auf Bakschisch (Trinkgeld) nach der jeweiligen Baarschaft des Pilgers höher und höher schrauben, und der arme Hadsch darf es ihnen nicht verweigern, da er sein Geld nicht verbergen oder verleugnen kann, denn sie haben es ja gesehen. Die gewöhnliche Ausflucht der meisten Pilger, welche, um sich vor der Plünderung zu retten, behaupten, dass das Geld nur geliehenes Geld sei und nicht ihnen selbst angehöre, pflegt von den Zollbeamten

stets mit einem homerischen Gelächter aufgenommen zu werden; einen fauleren Fisch, als diese Entschuldigung, giebt es hier nicht und, wäre sie selbst wahr (und sie ist es in vielen Fällen wirklich), sie würde doch nie geglaubt werden. Der Pilger kann nicht anders, er muss das Trinkgeld geben, oder sein Gepäck so lange in den Händen der Douaniers lassen, bis es ihm vielleicht gelingt, sich irgend eine Protection in Dschedda zu verschaffen, welche ihn aus den Klauen der Zollbeamten errettet. Aber diess letztere Auskunftsmittel vermeiden natürlich alle diejenigen, welche Geld oder Werthsachen in ihrem Gepäck haben und, wie gesagt, der Pilger muss sein Geld in seinem Gepäck haben und kann es nicht bei sich am Leibe tragen, sie vermeiden es aus dem einfachen Grunde, weil es ihnen doch auf dem Zollhaus gestohlen werden würde. Mancher Europäer wird denken: „O ihr dummen Moslems! warum tragt ihr denn keine ledernen Geldgürtel um den Leib?“ Ja! aber diese ledernen Geldgürtel, welche früher einige Hadschadsch zu tragen pflegten, sind gerade durch ein Fetwa des Schich ul Islam aufs strengste verboten. Etwas unheiligeres, als diese Gütel, giebt es nicht. Dem armen Hadsch bleibt nichts übrig, als seine Baarschaft in seinem Koffer, der meist gar nicht oder nur sehr schlecht zu verschliessen ist, oder in einem einfachen Bündel, das natürlich jedermann öffnen kann, mit sich zu führen, denn Nachtsäcke, Hutschachteln, Geldtaschen oder sonstige schliessbare Gepäckstücke pflegt kein Moslem zu besitzen; der Koffer wird schon als ein Luxus angesehen, auch ist er meist von Holz und von der primitivsten Form;

ein ordentlicher, europäischer Lederkoffer würde geradezu Verdacht erregen und sein Besitzer, wenn ihn nicht sein hoher Rang oder seine allbekannte Heiligkeit vor Verleumdungen schützen, wird unfehlbar angeklagt werden, ein halber Kafir (Ungläubiger) zu sein. Jeder civilisirtere Gegenstand fällt bei einem Moslem auf; es ist mir noch heute unbegreiflich, wie Burton so unvorsichtig sein konnte, seinen Compass einem Araber zu zeigen, da ein solcher doch für eines der verrufensten Hexeninstrumente gilt, vor denen der Moslem eine heilige Scheu hat.

Bei meiner Landung im Hafen von Dschedda fiel also auch ich der Polizei und den Zollhausbeamten in die Hände. Zuerst kamen die Passplackereien. Ein feister, türkischer Unterofficier forderte mir in barschem Tone, welcher auf meine Einschüchterung und die Erpressung eines Trinkgelds berechnet war, meine Papiere ab. Mein Pass war in schönster Ordnung. Ich glaubte also, ihn nur vorzeigen zu brauchen, um gleich ungehindert meine Pfade fortsetzen zu können. Aber darin hatte ich mich geirrt. So wie er meinen französischen Pass, den ich als vermeintlicher Algierer besass, erblickte, machte er mir zwar eine Verbeugung, welche vielleicht bedeuten konnte, dass er sich vor der Protection eines so mächtigen Staats, wie Frankreich, in Demuth verneige, welche aber doch zugleich einen so starken Beigeschmack von Ironie hatte, dass ich bald sah, dass er beabsichtige, mir einen schlimmen Streich zu spielen. Seine wahre Absicht entpuppte sich schnell. Er gab mir jetzt deutlich zu verstehen,

dass ich erst des Visa's meines Consuls bedürfe, ehe ich in der Stadt ohne Polizeibegleitung auch nur einen Schritt machen könne; dass ich folglich, von einem Polizeisoldaten geführt, zum Consul gehen, meinen Pass visiren und dann wieder zu ihm (dem entsetzlichen Unterofficier) zurückkehren müsse, um die Erlaubniss, frei circuliren zu können, zu erhalten. Schon schickte ich mich an, diese drakonische Bedingung zu erfüllen; ein Polizeisoldat begleitete mich; derselbe machte aber ein so verschmitzt ironisches Gesicht, dass ich gleich inne wurde, dass mir noch eine andere Unannehmlichkeit bevorstehen müsse. In der That war es so. Denn eben, als ich in Begleitung des Policisten den Landungsplatz verlassen wollte, kam mir ein Zollhausbeamter in den Weg, der mich all' meines Gepäcks beraubte und behauptete, diess dürfe ich unmöglich mitnehmen. Was also jetzt thun? Das Gepäck konnte ich nicht am Zollhaus zurücklassen, wenn ich nicht für den Rest meiner Reise als Bettler dastehen wollte, denn die Polizei- und Zollhausbeamten hätten sich ohne Zweifel in mein Geld und meine andern Habseligkeiten getheilt und keine Macht der Erde würde sie mir wieder verschafft haben. Die Ausflucht, welche ich als einziges Rettungsmittel jetzt ersann, nämlich die, dass ich den Zollhausbeamten bat, mein Gepäck gleich auf der Stelle zu untersuchen, wurde mit Hohn aufgenommen und mir geantwortet, dass man das Gepäck erst dann zu untersuchen pflege, wenn sein Besitzer den Bedingungen der Polizei nachgekommen sei. So sah ich nur zu bald ein, dass die ganze Geschichte zwischen Polizei und Zollbehörde abgekartet

und auf Erpressung von Trinkgeldern berechnet war. Aber was wollte ich machen? Mein Gepäck zurücklassen und zum Consul gehen; das würde mir vielleicht die Auslage des Trinkgelds erspart, aber wahrscheinlich den Verlust meiner sämmtlichen Effecten und meines im Koffer verpackten Geldes verursacht haben, und wer weiss, ob der Consul es mir wieder verschafft, wenn er selbst die nöthigen Reclamationen gemacht hätte, was ich übrigens bezweifle, denn die französischen Consuln pflegen sich nur geborner Franzosen mit Energie anzunehmen. Darauf konnte ich es also nicht ankommen lassen. Ich bedauerte es jetzt fast, als Schützling einer mächtigen Nation zu reisen, denn ich musste sehen, wie die türkischen Unterthanen die ganz einfache Teskere (Passkarten) besassen, unangefochten, nur nach Bezahlung eines kleinen Trinkgeldes, freigelassen wurden; ich allein, der Schützling der „grande nation" war den unangenehmsten Passplackereien ausgesetzt. Ich ging also, vom Zollbeamten begleitet, zum Unterofficier der Polizei zurück, mit dem ich zuerst eine komische, nachher eine ernste Erörterung hatte. Die komische betraf die Nationalität meines Passes. Ich setzte dem Onbaschi (Unterofficier) auseinander, dass ich gar nicht verstehe, wie ich, der ich einen Pass der grössten Nation der Erde (was muss man nicht alles für Nothlügen machen?) besässe, solchen Formalitäten unterzogen werden könne, während die lumpigen Aegypter, jene verachteten Fellah, frei zum Besuch der Stadt zugelassen würden. Der Onbaschi erwiderte darauf mit ironischer Salbung, dass er gar nicht zweifle, dass mein Pass einen viel

grösseren Werth besitze, als der irgend einer andern Nationalität, aber nach dem Sprichwort: „wer viel hat, von dem wird auch viel gefordert werden", so lege gerade der Besitz dieses überaus werthvollen Passes Verpflichtungen auf, welche von den andern nicht erheischt würden. Der wahre Sinn der Worte des heimtückischen Onbaschi war jedoch ungefähr der: „Ihr verfluchten Ketzer von Algierer, ihr glaubt mit der französischen Protection etwas Rechtes zu haben, aber wir wollen euch zeigen, dass man euch, und zwar ohne sich im geringsten von dem Rechtsboden zu entfernen, mehr Plackereien, als irgend einem protectionslosen Pilger, verursachen kann. Nur durch tüchtige Ausbeutelung könnt ihr euch dem entziehen." Diese Worte, welche der Onbaschi zwar nicht redete, die ich aber aus seinen Gesichtszügen herauslas, entsprachen vollkommen der Wahrheit. Das schlimmste bei dem allen blieb, dass die Schurken, dem Buchstaben des Gesetzes nach, bis jetzt in ihrem vollkommnen Rechte waren; erst durch die Forderung der Bestechungssumme sollten sie den Rechtsboden verlassen; bis jetzt aber konnte selbst der Consul nicht gegen sie reclamiren, denn sie hatten ja nichts gethan, als mich an diesen anzuweisen, wodurch die Schelme noch einen gewissen Respect vor Frankreich an den Tag gelegt hatten, der darauf berechnet war, dem Consul zu schmeicheln. Die ernstere Erörterung, welche ich mit dem Onbaschi hatte, betraf die Erlegung der Bestechungssumme, der ich mich, wie mir jetzt hinlänglich klar geworden war, schliesslich doch nicht entziehen konnte. Die Ansprüche dieses Würdenträgers waren jedoch an-

fangs so lächerlich, dass ich zweifelte, je mit ihm einig werden zu können. Nach vielem Hin- und Herreden jedoch, nach vielem Handeln und Markten kamen wir endlich dahin überein, dass er sich mit der Summe von hundert Piaster (damals in Dschedda ungefähr 22 Francs) zufrieden zu stellen habe. Die andern Pilger, welche türkische Unterthanen waren, hatten alle höchstens 20 Piaster per Kopf bezahlt, nur ich verdankte meinem französischen Passe eine fünffache Gelderpressung.

Diess war jedoch nur das Vorspiel. Jetzt kam das Zollhaus, wo die Haupthandlung vor sich gehen sollte. Einige zehn Zollbeamte fielen gierig über meinen Koffer (eine roth bemalte, algierische Bretterlade, welche zum Glück nicht das geringste europäische an sich hatte und von mir desshalb gewählt worden war) und meine drei oder vier Bündel her, in denen Kleider und Waaren (denn ich gab mir das Ansehen, wie alle wohlhabenderen Pilger, auch bei Gelegenheit Handel zu treiben) eingewickelt waren. Der Koffer war im Nu von den Zollbeamten ausgepackt und meine sämmtlichen Effecten auf dem Boden zerstreut, wo sie das malerischste Chaos darstellten, das man sich nur denken konnte. Damit war jedoch die Unannehmlichkeit noch nicht vorbei. Europäische Zollbeamten, die auch manchmal bestechlich sind, pflegen gewöhnlich dieses Zerstreuen und Durcheinanderwerfen des Gepäcks des Reisenden als den Gipfelpunkt der Torturen anzusehen, die sie ihrem Opfer bereiten können. Diese barbarischen Zollhäusler jedoch waren raffinirter, sie hatten noch eine andere Tortur ersonnen, um den Reisenden zur Her-

ausgabe eines recht grossen Trinkgelds zu nöthigen. Kaum hatten sie nämlich mein Gepäck ausgepackt und alles durcheinander geworfen, so gaben sie sich alle das Ansehen, als hätten sie in irgend einem andern Theil des Zollhauses etwas sehr wichtiges zu thun, liefen sämmtlich davon und liessen mich allein inmitten dieses Tohu va Bohu zerstreuter Gepäcksgegenstände, die ich nicht einmal wieder einpacken durfte, um sie vor der Räuberei der mich dicht umdrängenden Pilger und Dscheddabewohner, oder wenigstens vor dem Zertretenwerden zu schützen, da mein Gepäck ja noch nicht untersucht war. Nichts war besser auf die Erpressung eines Trinkgeldes berechnet, als dieses Manöver. Denn natürlich muss unter solchen Umständen der Reisende nichts dringender wünschen, als seine Effecten, die bei dem langen Umherliegen auf dem Boden selbst im besten Falle ganz zertreten, im schlimmen und wahrscheinlicheren Falle jedoch gestohlen werden würden, wieder einpacken zu dürfen, was nur dann geschehen kann, wenn er die Zollbeamten, die dieselben untersuchen müssen, durch Trinkgelder wieder herbeilockt. Leider konnte ich den Zollbeamten nicht selbst nachlaufen, da ich das Gepäck vor den um dasselbe ja auf demselben stehenden Hadschadsch hüten musste. Zum Glück hatte ich aber Ali. Diesen sendete ich ab und befahl ihm, jedem Zollbeamten insbesondere geheime Geldversprechungen zu machen und zwar dem vornehmeren grössere, den geringeren kleinere. Nach einer halben Stunde kam der Negersklave zurück und verkündete mir, dass die Zollbeamten zwar mit den erwähnten Summen zufrieden seien, sich jedoch nicht

mit Versprechungen abspeisen lassen wollten. Ich gab desshalb Ali gleich die Bestechungssummen an die Zollbeamten mit, welche sich zusammen auf 200 Piaster (etwa 21 Gulden rheinisch) beliefen. Endlich kehrten diese Biedermänner zurück, warfen noch einmal mein Gepäck durcheinander, stahlen mir einen Turban, eine Schärpe, ein Paar seidene Tücher, einige Paare maurischer Pantoffeln und was sonst noch ihrer Phantasie gefallen mochte und erklärten mich endlich für frei. Nun durfte ich meine Effecten auf dem Boden zusammenlesen und wieder einpacken, wobei ich entdeckte, dass mir theils von den Douaniers, theils von den frommen Pilgern, theils auch von den anwesenden Dscheddabewohnern, zusammen für 500 Piaster Waaren gestohlen worden waren, an deren Wiedererlangung natürlich nicht gedacht werden konnte, da die Würdenträger selbst sich am Diebstahl betheiligt hatten. So musste ich froh sein mit einem Verlust von 800 Piaster (damals in Dschedda etwa 84 Gulden rheinisch) aus den Klauen der Polizei und Zollbeamten erlöst zu werden.

Endlich war ich frei. Ich athmete auf und vergass schnell meinen schweren Verlust, auf den ich übrigens gefasst gewesen war. Nun liess ich von Ali meinen Koffer, von einem zerlumpten Indier, dessen Landsleute die Packträger von Dschedda sind, meine Bündel tragen und wir bewegten uns langsam und gemessen gegen das Innere der Stadt zu, wo ich in einem der Okal (stallartigen Wirthshäusern, in denen einem nichts als die vier Wände geboten wird) Obdach zu finden hoffte.

Auf dem Wege dorthin hatte ich Gelegenheit,

sowohl die Strassen und Häuser, als überhaupt die ganze Anlage von Dschedda genauer zu beobachten. Der Plan der „Stadt der Aeltermutter“ ist ungefähr folgender. Ihre Lage, im Osten einer sandigen Bucht, aus der vier kleine Inseln oder richtiger Korallenbänke hervorragen, ist von Nord nach Süd, das heisst, in dieser Richtung erstrecken sich ihre Hauptstrassen. Unter diesen Hauptstrassen sind besonders zwei nennenswerth, die eine der schon erwähnte Quai, der sich in einer Länge von 1400 Schritten am Hafen hinzieht, die andere die hinter den Häusern dieses Quai's gelegene Strasse. Die Häuser dieser beiden Strassen sind überaus stattlich, wenigstens für arabische Städte. Sie sind theils aus Korallenstein, theils, wie ich trotz des sie bedeckenden grellweissen Anstrichs, der fast jährlich erneuert wird, zu erkennen glaubte, aus grobkörnigem Granit erbaut, haben meistens zwei Stockwerke, schöne Terrassen statt der Dächer und ziemlich grosse Fenster, was jedoch im Sommer den Nachtheil hat, die Hitze allzusehr einzulassen. Schon Burckhardt bemerkt, dass diesen Häusern leider jene kühlen Gemächer fehlen, welche man in Aegypten und Syrien überall findet, wo jedes Haus seinen Us-ud-Dar (inneren von Arcaden oder gewölbten Stuben umgebenen Hof) besitzt, der wegen der Höhe der Gebäude fast immer sehr schattig ist und folglich in den ihn umringenden unteren Zimmern eine sehr angenehme Kühle möglich macht. Ganz so, wie jener berühmte Reisende aussagt, sollte ich es finden. Die Stelle eines kühleren Gemachs vertritt hier die Hausflur, wo der Hausherr inmitten des männlichen Personals des Hauses seinen Sitz auf-

schlägt, während das weibliche in die heissen Zimmer verbannt bleibt, in welchen die Frauen hier, wie überall in Ländern des Islam, eine Art von Gefangenleben führen. Das Innere dieser Häuser entspricht ihrem Aeussern, wie ich mich später durch öfteres Betreten derselben überzeugen sollte. Denn, wie schon oben erwähnt, so unterscheidet sich Dschedda von andern arabischen Städten dadurch vortheilhaft, dass es nicht nur alle Versprechungen, welche es dem oberflächlichen Beschauer bietet, bei genauerer Beobachtung hält, sondern dieselben sogar noch übertrifft. So ist namentlich das kühle Gemach, d. h. hier die Hausflur, so schön eingerichtet und ausgeputzt, dass es eine wahre Freude ist, sich in demselben aufhalten zu dürfen. Der Boden ist mit schönen indischen Matten bedeckt, da Teppiche zu warm sein würden; die Wände sind in einigen Häusern ganz, in andern bis zu halber Höhe mit Perlmutter ausgelegt, welches hier vielleicht nur ein Drittel des Preises, den es in Europa kostet, werth ist; nicht selten findet man chinesische Tischchen vom feinsten Lack; japanische Blumenvasen stehen auf Consolen; indische Elfenbeinarbeiten sind zum Zierrath aufgestellt, kurz der ganze Orient scheint zur Ausschmückung dieser kleinen Bonbonièren beigetragen zu haben. Dieser ächtorientalische Luxus, wie er sonst im Orient nirgends mehr angetroffen wird (denn die reichen türkischen Pascha's und selbst der Sultan äffen nur den Luxus Europa's nach und verschmähen alles einheimische), ist nur durch den Reichthum der Bewohner Dschedda's erklärlich, welcher, für die Verhältnisse dieser kleinen Stadt, wirklich colossal

genannt werden kann. Dschedda soll nicht weniger als zwölf Millionäre besitzen, das heisst Geschöpfe, welche im übrigen Orient, wenigstens unter Moslems, jetzt nahezu fabelhaft geworden sind. Unter diesen Millionären soll es sogar zwei geben, welche Dampfschiffe ihr eigen nennen: ein Umstand, welcher jeden, der mit muselmännischen Zuständen bekannt ist, in das hyperbolischste Erstaunen versetzen muss. Ein Moslem, der ein Dampfschiff besitzt; ein Moslem, der Millionär ist; ein Moslem, der ein reinliches, geschmücktes, ja luxuriöses Haus bewohnt; das sind alles Dinge, an deren Existenz ich nicht glauben wollte, ehe ich sie in Dschedda gesehen hatte.

Alle reicheren Moslems von Dschedda, welche fast ausschliesslich Kaufleute sind, wohnen in den beiden genannten Hauptstrassen, in welchen sich ausser ihren Häusern, deren jedes seine eigne Cisterne mit ganz trinkbarem Wasser besitzt, auch noch eine Anzahl Waarenlager befinden. Diese Waarenhäuser, arabisch Dschilania genannt, sind stallartige, grosse Gebäude, deren innerer, geräumiger Hof von gewölbten Hallen und Sälen umgeben ist, welche zur Aufbewahrung der Waaren dienen und dazu auch sehr gut geeignet sind. Der grosse Quai längs des Hafens oder eigentlich die zwei Quais, denn der Quai wird in der Mitte durch das bis an's Wasser vorspringende Zollgebäude in zwei Theile geschieden, bietet so mit seinen Waarenmagazinen und stattlichen Privathäusern, mit dem im Norden an ihn stossenden Palast des Pascha's, mit dem dicht neben letzterem gelegenen, mit Zinnen und Thürmen versehenen Bab esch Scheriff (dem edlen Thore), mit einer im Süden befind-

lichen Batterie und (freilich verfallenem) Festungsthurm ein verhältnissmässig imposantes Aussehen dar. Das Leben auf ihm ist vielbewegt und voll der mannigfaltigsten Bilder. Zwar können nur die kleinsten Schiffe direct am Quai anlanden, aber die Waaren aller andern, welche selbst im äusseren Hafen liegen bleiben, müssen natürlich hier ausgeschifft werden, wenn, was fast immer der Fall ist, ihre Bestimmung auf Mekka oder gar auf Dschedda selbst lautet. Ausser dem grossen, den Quai in seiner vollen Länge begrenzenden Hafen, hat Dschedda noch zwei Einbuchten des Meeres, die eine nördlich vom Quai, gerade am Bab esch Scheriff gelegen, die andere an seinem südlichen Ende befindlich. Letztere hiess früher „der Galeeren-Hafen", doch waren schon zu Niebuhr's Zeiten keine Galeeren mehr darin und diente er nur noch im Winter, als das Wasser hoch war, zur Entenjagd. Jetzt ist er so versandet, dass selbst die letztere Bestimmung hier schwer mehr zu realisiren sein möchte. Diese beiden Einbuchten des Meeres machen, dass der dem Hafen zunächst gelegene Theil von Dschedda, namentlich der Quai, welcher so auf drei Seiten von Wasser umgeben ist, als eine Halbinsel erscheint. Das Wasser im Hafen ist nicht zu allen Jahreszeiten gleich hoch. Das ganze rothe Meer hat überhaupt im Winter ein höheres Niveau, als im Sommer, was von den, in letzterer Jahreszeit vorherrschenden Nordwinden herrührt, welche die Wasser in beschleunigterem Laufe durch die Meerenge Bab el Mandeb und dem indischen Ocean zutreiben, während im Winter die von Indien wehenden Südmonsuns gerade den ent-

gegengesetzten Einfluss hervorbringen. Schon Niebuhr bemerkte, dass zu seiner Zeit (vor etwa hundert Jahren) der Weg zwischen dem grossen Hafen und dem südlichen „Galeerenhafen" im Sommer, selbst zur Zeit der Fluth, welche kaum einen Fuss hoch stieg, trocken, im Winter dagegen mit Wasser bedeckt war. Jetzt soll dieser Weg, selbst in der kühleren Jahreszeit, wie mir glaubwürdige Augenzeugen versicherten (denn ich selbst war nur im Sommer in Dschedda) nicht mehr vom Wasser bedeckt, sondern nur leichthin, und zwar auch nur bei stürmischem Wetter, bespült werden.

Was die Stadt selbst betrifft, zu deren weiterer Beschreibung wir nun zurückkehren, so besteht sie also hauptsächlich aus jenen beiden grossen Strassen, an welche sich noch ein Dutzend kleinerer anreihen, welche theils von Okala (Wirthshäusern), theils von niederen steinernen Privathäusern begrenzt werden. Da sich alle grösseren Strassen in einer Richtung, d. h. von Nord nach Süd, hinziehen und die von Ost nach West sich erstreckenden nur kurze Verbindungsgassen bilden, und da die Längenstrassen ungefähr gleichlang, die Breitenstrassen ebenfalls sich im allgemeinen gleich sind, so leuchtet ein, dass die Form Dschedda's nahezu die eines Parallelogramms ist. Die Breite dieses Parallelogramms, welches beinahe rechtwinklig genannt werden kann, beträgt ungefähr die Hälfte seiner Länge. Die eine Längenseite, welche gegen Westen gekehrt ist, wird durch den öfters erwähnten Quai, die andere durch die östliche Stadtmauer gebildet, in welcher das Bab el Mekka (das nach Mekka führende Thor) angebracht

ist. Die südliche Breitenseite ist dem einstigen Galeerenhafen zugekehrt, während die nördliche sich von der am „edlen Thore“ befindlichen Einbucht des Meeres bis zum nordöstlichen Marktplatze hinzieht und in ihrer Mitte das Bab el Dschedid (das neue Thor) hat, durch welches der Pilger nach dem Grabmausoleum der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts, Umna Hauwa (unsrer Mutter Eva) gelangt, welches etwa ein Drittel einer deutschen Meile von besagtem Stadtthore in nordöstlicher Richtung entfernt liegt. Auf den drei dem Lande zugekehrten Seiten ist Dschedda von stattlichen, etwa 25′ hohen Mauern umgeben, an denen sich von 40 zu 40 Schritt Wachtthürme von nahezu 60′ Höhe mit Zinnen und Schiessscharten befinden. Diese Mauern wurden im Wahabikriege zum Theil errichtet, zum Theil restaurirt und ihnen verdankte im Jahre 1817 die Stadt ihre Errettung, als diese wilden Barbaren der arabischen Wüste, diese plumpen vermeintlichen Reformatoren des Islam, deren vorgebliche Reformation hauptsächlich in der Zerstörung alles Bestehenden bestand, und die man mit den Horden des Ziska im Mittelalter vergleichen könnte, als die Wahabia Dschedda mit einer Macht von sechzigtausend Mann belagerten, wo es dann ohne seine Mauern der sicheren Zerstörung, der schon Mekka grossen Theils zur Beute gefallen war, geweiht gewesen wäre. Damals, da fast alle regelmässigen Truppen fehlten, war jeder Familie von Dschedda ein Theil der Stadtmauer zur ausschliesslichen Vertheidigung anvertraut worden, woran noch jetzt die vorspringenden massiven Mauersteine, welche von je zehn zu zehn Schritt an ein-

zelnen Theilen der Stadtmauer gefunden werden, erinnern, denn von einem dieser Mauervorsprünge bis zum andern erstreckte sich jedesmal das Vertheidigungsgebiet einer einzelnen Familie. Mohamed Ali, der nicht genug zu rühmende Vicekönig von Aegypten, dessen Name uns Europäern mehr unter der Verkleinerungsform Mehemed Ali (Mehemed heisst „der kleine Mohamed" oder „das Mohamedchen") bekannt ist, hat während seiner Herrschaft über Arabien, zu den damaligen Befestigungswerken von Dschedda noch ein befestigtes Schloss am Südende der Stadt und eine den Hafen vertheidigende Batterie hinzugefügt, welche jetzt, unter der seit zwanzig Jahren wieder eingeführten, nachlässigen und nichtswürdigen türkischen Herrschaft dem schönsten Verfalle entgegen gehn und wohl bald zu den modernen Ruinen gezählt werden dürften, an denen jede türkische Stadt Ueberfluss besitzt.

Der Raum innerhalb der Stadtmauern von Dschedda mag, in runder Zahl ausgedrückt, annähernd etwa den dreizehnten Theil einer deutschen Quadratmeile betragen. Dieser bescheidene Raum ist jedoch nur zur Hälfte, oder vielmehr kaum zur Hälfte, mit jenen stattlichen Steinhäusern ausgefüllt, welche ich oben zum Theil geschildert habe, denn Dschedda, wenn auch eine blühende, ist eben doch keineswegs eine grosse Stadt, und ihre ganze Einwohnerzahl möchte ich mich kaum getrauen, höher, als auf fünfzehntausend Seelen, anzuschlagen, obgleich Rüppell*)

*) Rüppell, E., Reise in Abyssinien. 2 Bde. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a/M. 1838, 40. gr. 8.

sie auf 22,000 und Burckhardt sie auf 18,000 berechnet.

Der übrige Raum innerhalb der Stadtmauern, wo sich keine Steinhäuser mehr befinden, wird von Hütten und Buden aus Schilf und Palmstämmen ausgefüllt, an die sich hie und da einige Kemli's (offene Zelte) reihen. In diesen wohnen die Beduinen, die Geschäfte halber in die Stadt gekommen sind, andere, welche ihren bleibenden Wohnsitz hier aufgeschlagen haben, sowie die zahlreichen Neger, welche, wenn sie nicht Sklaven sind, zu der Wildheit ihres ursprünglichen Zustandes zurückkehren und mitten in der Stadt eine Art von Nomadenleben führen. In diesen elenden Buden sind dann auch die meisten Kaffeehäuser, und überhaupt alle Kramläden, ausser einigen, welche wohlhabenderen Leuten angehören und sich im unteren Stockwerke der Steinhäuser der besseren Strassen befinden.

Dschedda besitzt, ausser etwa einem halben Dutzend kleinerer Bethäuser, zwei grosse Hauptmoscheeen, die einzigen Gebäude älteren Datums, welche sich vorfinden, da das Verwittern des Corallen- und Madreporsteins, aus dem seine Gebäude fast ausschliesslich bestehen, ihnen selten eine längere Dauer, als die eines halben Jahrhunderts sichert und die jetzigen Häuser fast alle der Zeit der ägyptischen Herrschaft ihre Entstehung verdanken. Diese beiden Hauptmoscheeen liegen ungefähr in Mitte der Stadt, nicht sehr weit von einander entfernt. Sie sind zwar auch von Corallenstein erbaut, aber man scheint zu ihrem Bau solidere Massen dieses Gesteins, welche dem Verwittern weniger ausgesetzt sind, genommen

zu haben. Dennoch erkennt man gleich, dass auch sie einem baldigen Verfall entgegengehen. Uebrigens gleichen diese Moscheeen in ihrer Anlage durchaus den ägyptischen und syrischen, verdienen folglich keine nähere Schilderung ihrer architektonischen Formen.

Nachdem ich mir von der Stadt, ihrer allgemeinen Anlage, ihrer Quais, Strassen, Mauern, Häuser, Hütten und Buden, sowie ihres Hafens ein oberflächliches Bild auf meinem Gange vom Zollhaus nach einem Okal (Wirthshaus) und, da ich in etlichen sechs Okala der Ueberfülltheit wegen kein Unterkommen finden konnte, auf meiner weiteren Wanderung von einem Okal zum andern, verschafft hatte, gelangte ich endlich zu einer Herberge, in der ich mein müdes Haupt niederlegen und meinen Negersklaven, sowie den gemietheten Indier des überaus schweren Gepäks entledigen konnte, welches sie schon beinahe eine Stunde durch die Strassen, Gassen und Gässchen Dschedda's nicht ohne Verwünschung seines entsetzlich schlechten Strassenbodens (denn an Pflaster ist hier nicht zu denken) getragen hatten. Die bevorstehende Epoche der Wallfahrt nach Arafa, welche nur einmal im Jahre und zwar am 9. Du el Hödscha vor sich gehen kann, hatte eine ungeheure Menge Pilger nach Dschedda geführt, denn die Pilgerfahrt über Dschedda, das als Seehafen und seiner Nähe von Sues wegen so leicht zugänglich ist, nimmt verhältnissmässig jährlich zu, wenn man sie mit der beschwerlicheren Pilgerfahrt zu Lande, vermittelst der Pilgerkarawanen von Damascus und Bagdad, die stets mehr im Abnehmen begriffen ist, vergleicht. Die

Folge dieses massenhaften Zusammenströmens der Hadschadsch in Dschedda war natürlich die Ueberfüllung seiner Okala und die Steigerung des Preises für das Unterkommen in denselben, so dass fast alle ärmeren oder geizigeren Pilger gar nicht in den Okala wohnen konnten oder wollten, sondern es vorzogen, bei den Beduinen und Negern in den elenden Schilfhütten eine schlechte, aber wohlfeile Herberge zu suchen. Letzteres Auskunftsmittel hatten denn auch fast sämmtliche Aegypter, meine Reisegefährten gewählt, von denen ich durch die sich sehr verlängernden Passplackereien und Zollhausstorturen; die mich vielleicht eine Stunde länger als sie, an der Douane zurück gehalten hatten, getrennt worden war. So stand ich nun allein, mit meinem Neger und Gepäck in den Gassen Dschedda's und wurde von einem verschmitzten Indier von einem Okal zum andern geführt, bis endlich, wie erwähnt, das ersehnte Quartier gefunden werden sollte. Dieses Okal, in dem ich zuletzt ein theures und schlechtes Unterkommen fand, war eines der geringsten von Dschedda, aber da mir, der Ueberfüllung der bessern wegen, keine Wahl blieb, so musste ich mich natürlich resigniren. Wir betraten also dieses Okal, welches zu meinem Erstaunen auffallend leer war (ich sollte später den Grund dieser Leerheit zu meinem Nachtheil erfahren). Es bestand aus einem schmutzigen, verwahrlosten, mit Kameelen, Maulthieren und Eseln angefüllten inneren Hof, um welchen herum im Erdgeschoss, das gewölbt war, und im ersten Stockwerk, zusammen einige zwanzig grössere und kleinere Stuben lagen. Eine der letzteren, d. h. der kleineren Stuben gelang es mir,

nach einigem Handeln und Markten, für die Summe von 25 Piaster (ungefähr $2^1/_2$ Gulden rheinisch) den Tag zu miethen: ein, nach arabischen Begriffen, ganz exorbitanter Preis, und nur durch die Vertheurung zur Pilgerzeit, sowie dadurch erklärlich, dass ich in der Specialität des Marktens nicht recht zu Hause war, denn ich traute mich nie, mit derselben Derbheit und Rohheit aufzutreten, mit derselben Sündfluth von Schimpfworten um mich zu werfen, wie ein wirklicher Araber, theils aus natürlichem Widerwillen, theils aus Furcht, mich bei diesem bramarbasirenden Auftreten linkisch auszunehmen, was unfehlbar Verdacht erregt haben würde. Wäre ich ein ächter Araber d. h. ein Bewohner Arabiens gewesen oder hätte ich für einen solchen gelten wollen, so würde mein allzu gutmüthiges Nachgeben in der Geldfrage freilich auch Verdacht erweckt haben, aber ich galt ja für einen Maghrebi, d. h. für ein Mitglied eines Volkes, das wegen seiner sprichwörtlichen bestialischen Bornirtheit (gewöhnlich wird es mit Freund Langohr verglichen und nicht selten hörte ich beim Anblick eines Esels den Ruf: Siehe deinen Bruder, o Maghrebi!), das wegen seiner rohen Unwissenheit, wegen seiner Leichtgläubigkeit, wegen seiner ungeschlachten Manieren und, bezeichnender Weise, zugleich auch wegen seiner vermeintlichen, verhältnissmässig grösseren Moralität im Rufe steht, das Böotiervolk des Islam zu sein. Bei einem Maghrebi wird man keine noch so grosse Dummheit unnatürlich finden. Die Maghrebiner, wenn sie nur irgendwie Geld haben, sind desshalb die besten Milchkühe aller Araber, welche vom Pilgerverkehr leben. Einen sprechenden

Beweis hierfür liefert das Loos aller jener Algierer, welche im Jahre 1830 ihre Vaterstadt, oft mit beträchtlichen Reichthümern beladen verliessen, nach den heiligen Städten kamen und dort fast ausnahmslos in kürzester Zeit ihre sämmtliche Baarschaft einbüssten, um von nun an als Bettler auf das problematische Mitleid der geizigen, ächten Araber angewiesen zu sein. Zum Glück also galt ich für einen Maghrebi und erregte einstweilen keinen Verdacht, aber zu meinem Unglück hielt man sich berechtigt, mir in jener, meiner böotischen Eigenschaft nicht nur einen enormen Preis für mein Unterkommen im Okal abzufordern, sondern mir auch noch eines der schlechtesten Zimmer zu geben, dessen grosse Nachtheile ich freilich nicht gleich entdecken konnte, die sich aber schon nach einer halben Stunde mir aufs deutlichste zu offenbaren begannen. Vor der Hand also fühlte ich davon noch nichts. Ich liess in dieses Zimmer mein Gepäck bringen und verabschiedete den Indier, der sich zu meiner Ueberraschung mit einem sehr kleinen Trinkgeld zufrieden zeigte, über welche Uneigennützigkeit mein Erstaunen erst dann abnahm, als ich entdeckte, dass er sich durch den Diebstahl verschiedener, in den Bündeln enthaltener Gegenstände schon im Voraus entschädigt hatte.

Endlich war ich allein in diesem meinem gemietheten Zimmer, ein Vergnügen, was mir seit Kairo nicht mehr zu Theil geworden und das für einen armen geplagten, namentlich durch die lästige Anwesenheit von hundert Augenzeugen, die ebensoviele Spione waren, geplagten Pilger keine geringe Erholung war. Ali schickte ich schnell auf den Markt

fort, nachdem ich mir vorher von ihm unter dem Vorwand, trinken zu wollen, Wasser hatte holen lassen und nun schloss ich mich ein und ergab mich zwei Handlungen, welche für einen Hadsch, der den Ihram trägt, gleichstrafwürdig, ja verbrecherisch sind und welche, hätte man mich bei ihnen ertappt, mich als Ketzer, ja vielleicht als Ungläubigen verrathen haben würden. Diese beiden strafwürdigen Handlungen waren, erstens, dass ich auf das zahlreiche Ungeziefer, womit meine Reisegefährten mich angesteckt hatten, die energischste Jagd machte, und, dem Koran zum Hohn, dasselbe bis auf die letzte Laus vertilgte, und dann, dass ich mich von Kopf bis zu Fuss wusch, ein Vergnügen, was sich kein Pilger erlauben darf, da er ja bei dem Uebergiessen seines Körpers mit Wasser irgend ein Schmarotzerinsect ersäufen könnte, was ein entsetzliches Unglück, ja eine Sünde wäre. Wer den Reiz des Verbotenen kennt, der wird sich einen Theil des Genusses vergegenwärtigen, den ich bei diesen beiden wohlthätigen, obgleich nach dem Islam in meinem Fall sündhaften Handlungen empfand. Nun gewaschen und gereinigt, mich wie neugeboren fühlend, zog ich, was gleichfalls unerlaubt ist, einen reinen Ihram (Pilgergewand) an, und versteckte die beiden schmutzigen Moharem (Plural von Moharma d. h. Umschlagtuch) so gut es ging, dass Niemand sie entdecken sollte; aber damit man annehmen könne, dass ich die Moharem (Umhüllungen) nicht gewechselt habe, streute ich etwas Sand über das neue Pilgergewand, der ihm, ohne es eigentlich zu beschmutzen, doch ein mehr abgetragenes Aussehen gab.

Nun kam mein Negersklave zurück, bereitete eine einfache Mahlzeit auf meinem kleinen Kanun (Kochheerde), die uns beiden gequälten Pilgern zur nicht geringen Labung diente. Ehe sie jedoch beendet war, sollte ich auf unangenehme Weise die Entdeckung machen, in welcher Nachbarschaft ich mich befand und was folglich die Nachtheile dieses Okals im allgemeinen und meines Zimmers im besondern waren. Plötzlich erhob sich nämlich in meiner nächsten Nähe, und zwar, wie ich später entdeckte, grade in dem an das meinige stossenden Zimmer ein solcher Lärm, dass ich anfangs meinen Ohren nicht traute und glaubte, mein Gehörorgan sei durch eine unerklärliche Ueberreizung in Unordnung gerathen und vernehme jedes Geräusch mit zehnfacher Intensität. Es war ein Geheul, ein Geschrei, ein Geächze, ein Seufzen, Jubeln, Jammern, Poltern, ein Gewimmer, ein lautaufkreischendes Rufen, abwechselnd mit näselndem Gesang, bald in entsetzlich falschen Fisteltrillern, bald in tiefem Gebrumme unmöglich scheinender Bassstimmen. Was war dieses grässliche Tohu wa Bohu und in welche Dämonenspelunke war ich gerathen? Es sollte mir bald kein Räthsel mehr sein. Wie man nämlich deutlicher hinhorchte, entdeckte man, dass in diesem Chaos durcheinander tönender Laute, die man kaum für menschlich halten konnte, ein gewisser Tact lag, und als ich mir besondere Mühe gab, konnte ich sogar einzelne Worte unterscheiden, welche in allen Tonarten getrillert, gebrummt, geschrieen, gekrächzt und geächzt wurden. Es waren die vielbekannten Worte „La illaha il Allah“ (Es giebt keinen andern Gott, als Allah) abwechselnd

mit „La scherika la“ (Er hat keinen Gefährten) und mit „Mohamed er-Rasul-Allah“ (Mohamed ist der Prophet Gottes). Das war es also. Es waren muselmännische Gebete, die von Fanatikern ausgestossen wurden. Und von was für Fanatikern! Es waren türkische Derwische, vom Orden der Derwische Rufai, d. h. der „heulenden Derwische“ und dass sie ihrem Praedicat „die heulenden“ alle Gerechtigkeit widerfahren liessen, das hat der Leser schon aus dem eben gesagten ersehen. Dahin also hatte mich mein Unstern geführt? Ich sollte also Tag und Nacht nun diesen grässlichen Lärm in meiner nächsten Nähe anzuhören gezwungen sein, denn die Derwische lösten sich in ihren sogenannten Gebeten ab, ein Theil sang bei Tag, ein anderer bei Nacht und die Zwischenräume, wann sie assen oder tranken, waren kaum der Mühe werth, erwähnt zu werden. Das war also der Grund, warum ich dieses Okal so auffallend leer gefunden hatte! Bezeichnender Weise war es aber nicht der Lärm, der die Leute davon zurückschrecken machte, in dieser Herberge abzusteigen, denn Lärm genirt keinen Orientalen, sondern vielmehr der schlechte Ruf, in welchem diese Derwische trotz ihrer vermeintlichen Frömmigkeit standen und die schlechte Gesellschaft, welche ihre Gegenwart überall herbeizog. Dieser Orden der Derwische Rufai ist nämlich ein wahres „refugium peccatorum“ und zwar sind es nicht immer reuige Sünder, aus denen er gebildet wird, sondern viele seiner Mitglieder glauben dadurch, dass sie zu diesem frommen Orden gehören, eine gewisse Straflosigkeit und Erlaubniss erlangt zu haben, ihren liederlichen Lebenswandel

unangefochten fortzusetzen. So enthalten sie sich keines der Laster, welche Juvenal in seiner neunten Satire geisselt und welche bei diesen Derwischen ganz auffallende Proportionen erreichen, wie ich diess noch am selben Abend durch den Influx einer Menge lasterhaften jungen Volkes in unser Okal gewahren sollte. Während die einen beteten, ergaben sich die andern den Thaten der Finsterniss, die sie nicht einmal die Mühe nahmen, zu verbergen. Mir fielen bei ihrem Anblick die Priester der Cybele ein, welche Lucian in seinem „Lucius, oder der Esel" beschreibt: dieselbe Scheinheiligkeit, dieselbe Verworfenheit, ja genau dasselbe Laster!

Fronti nulla fides; Qui enim non vicus abundat
Turpibus obscoenis? castigas turpia, quum sis
Inter Socraticos notissima fossa cinaedos.

Diese Verse des Juvenal waren meine Antwort auf das heuchlerische Geschrei der heulenden Derwische, das ich nun den ganzen Abend anzuhören gezwungen war, denn wegen des vielen in das Okal eingedrungenen Gesindels durfte ich mein Zimmer, das nur schlecht verschliessbar war, nicht verlassen, aus Furcht, meine sämmtliche Habe möchte mir abhanden kommen. So brachte ich denn den Abend allein und die Nacht in wachem Zustande unter beständiger Anhörung des wahnsinnigen Geschreis dieser entsetzlichen Derwische, welches die Kameele und Esel im Hofe in schrillen Tönen begleiteten, und unter den Stichen zahlloser, springender Ungethüme zu, welche aus allen Ecken und Wänden des von mir gemietheten Zimmers hervorkrochen und zu den Qualen der Nacht nicht wenig beitrugen.

Zu etwas war jedoch diese Nacht gut, nämlich dazu, mich zu dem Entschlusse zu bringen, dieses Okal zu verlassen und zwar so bald als möglich. Kaum graute der Morgen, so traf ich hierzu meine Veranstaltungen. Da ich leider jedoch nicht selbst die Herberge verlassen durfte, denn Ali konnte oder wollte ich die Bewachung meines Gepäcks nicht anvertrauen, so schickte ich diesen meinen Negersklaven mit dem Auftrage aus, einen der Aegypter, meiner seitherigen Reisegefährten und zwar womöglich den ehrwürdigen Schich Mustapha zu mir herzuführen, durch dessen Rath ich hoffte, ein anderes Quartier zu erlangen, welches, mochte es auch noch so schlecht sein, doch gewiss besser sein würde, als mein Unterkommen in dem Okal.

Es vergingen vielleicht zwei Stunden, die ich mit dem Memoriren von Koranversen zubrachte, ehe Ali wiedererschien und zwar, zu meiner nicht geringen Freude, in Gesellschaft Schich Mustapha's und seiner drei Neffen. Diese guten Leute hatten mich schon für verloren angesehen, denn Schich Mustapha hatte am Abend vorher mich in allen Kaffeebuden Dschedda's gesucht, und da es fast beispiellos ist, dass ein Pilger nicht seinen Abend in einer solchen Bude zubringt, so schloss er aus meiner Abwesenheit, dass mir ein Unglück zugestossen sein müsse. Zu seiner Freude war diess nicht der Fall, aber zu seinem nicht geringen Schrecken fand er mich in dem Okal der türkischen Derwische, vor denen er, in seiner Eigenschaft als Araber und wegen der Eigenschaft der Derwische als Türken, jene Mischung von Ehrfurcht, Hass und Angst empfand,

welche jeden Aegypter einem Türken gegenüber erfüllt. So lange meine Thür offen stehen blieb und er sich von den Derwischen überhört glauben konnte, legte er desshalb äusserlich die grösste Ehrerbietung gegen diese elenden Heuchler an den Tag; sowie ich aber die Thür geschlossen und den ältesten Neffen des Schich als Wächter vor dieselbe gestellt hatte, da konnte Mustapha seiner Gefühle nicht mehr Herr werden. Der gute Alte fiel mir, wie einem wiedergefundenen Sohne, um den Hals und rief:

„In was für einer Spelunke muss ich Dich wiederfinden, mein Bruder! In was für eine Räuberhöhle bist Du gerathen. Deine Heiligkeit steht hier in der grössten Gefahr! Mache, dass Du schnell aus dieser Hölle herauskommst;“ und so weiter . . . .

Wenn blos meine Heiligkeit in Gefahr gestanden hätte, so würde ich Schich Mustapha nicht gebeten haben, mich in eine andere Herberge zu führen; da aber meine ganze Habe durch das anwesende Gesindel und meine Gesundheit, der schlaflosen Nächte wegen, hier ernstlich gefährdet waren, so bestand ich darauf, der gute Alte möchte mich einstweilen in sein eignes Absteigequartier mitnehmen; später, so hoffte ich, würde es mir wohl gelingen, ein anderes Unterkommen zu finden. Schich Mustapha ging gerne auf meinen Wunsch ein und traf auf der Stelle Anstalt zu meiner Uebersiedelung nach seiner eignen temporären Behausung. Seine drei Neffen nahmen mein Gepäck auf die Schultern, er selbst ging voran, ich folgte, Ali bildete die Nachhut und so veranstaltete ich meinen Exodus aus diesem verwünschten Orte, in dem ein längeres Bleiben mich vielleicht wahnsinnig

gemacht hätte. Eine Unannehmlichkeit wartete meiner noch an der Thür, nämlich der Wirth stand da und forderte die Zimmermiethe für drei Tage, indem er behauptete, dass ich für diese Frist gemiethet hätte. Schich Mustapha, der, wie alle Aegypter, sehr furchtsamer Natur war, rieth mir schon, nachzugeben und zu zahlen, aber ich konnte mich nicht dazu verstehen, einer solchen Gelderpressung, ohne mich zu wehren, zum Opfer zu fallen. Ich wehrte mich also, indem ich auf das Geschrei des Wirthes mit noch grösserm Geschrei antwortete, in welches, durch mein Beispiel ermuthigt, die Aegypter auch mit einstimmten, so dass der Wirth bald überschrieen wurde, dem übrigens keiner der Derwische zu Hülfe kam. Da er sich so allein unsern keineswegs zarten Recriminationen ausgesetzt sah, fand er sich endlich zum Nachgeben bereit, begnügte sich mit einer Kleinigkeit und liess uns frei ziehen. Die Neffen Schich Mustapha's, mit ächt ägyptischer Feigheit, riefen ihm noch aus der Ferne eine Menge Schimpfwörter zu, worunter „Hund" und „Schwein" die allerzartesten waren; so machten sie es wie die kleinen Hunde, die auch den Feind, je ferner sie von ihm sind, desto tapferer anbellen. Da der Wirth von der Schwelle seines Okals aus diese Prädicate mit Wucher zurückgab, jedoch nicht Miene machte, uns nachzueilen, so blieb der Muth dieser Kerle ungebrochen und ein wahres Concert von Schimpfwörtern erfolgte, wie nur Araber es anstimmen können. Mit Mühe gelang es dem vereinten Bestreben des Schich und meiner, diese Demonstration zu Ende zu bringen und nun begaben wir uns nach einer von einem

Aegypter gehaltenen Kaffeebude, wo mein ehrwürdiger Reisegefährte sein Absteigequartier gewählt hatte.

Diese Kaffeebude war von rohen Palmstämmen erbaut und somit noch etwas besser, als die zahlreichen Schilfhütten, in deren Mitte sie auf dem freien Platze Dschedda's lag, und welche theils auch Kaffeebuden, theils Barbierstuben, theils Kramläden vorstellten. Der Kaffeewirth, aus Kairo gebürtig, war ein alter Bekannter Schich Mustapha's, der für diesen alle möglichen Aufmerksamkeiten hatte und mich, da ich für dessen Freund galt, auch mit grosser Zuvorkommenheit empfing. Seine Kaffeebude bot uns den verhältnissmässig grossen Vortheil, dass er des Nachts Niemand darin schlafen liess, als den Schich, dessen Neffen und Freunde, im ganzen etliche zehn Personen, zu deren Zahl ich von heute an auch gehörte, denn bald sah ich ein, dass ich, bei der Ueberfüllung aller Okala, doch kein anderes Unterkommen würde finden können und mich folglich mit der freilich sehr unvollkommenen, aber im Vergleich zu dem eben Ausgestandenen dennoch verhältnissmässig grossen Bequemlichkeit des Uebernachtens auf einer Bank der Kaffeebude zufrieden geben müsse. Diess Nachtquartier, in dem ich allerdings die unschätzbare Einsamkeit nicht geniessen konnte, hatte wenigstens den Vortheil, dass ich hier nicht durch beständigen Lärm belästigt wurde und, wenn die Gesellschaft auch keine feine war, so befand ich mich doch in einem Kreis von Bekannten, an die ich mich bereits gewöhnt hatte und das hat auf der Reise seinen grossen Werth, was jedermann

zu schätzen wissen wird, der sich in uncivilisirten Ländern schon allein befunden hat. — Das Alleinreisen, schon in civilisirten Ländern nicht angenehm, ist es in uncivilisirten doppelt, ja dreifach, was ich schon oft durch bittre Erfahrung erprobt hatte. Aus keinem andern Grunde, als um öffentlich keinen Augenblick allein zu sein, hatte ich auch Ali mitgenommen. Ich sage öffentlich, denn im Hause weiss ich die Einsamkeit so gut zu schätzen, wie irgend jemand. Aber vor den Leuten darf der Reisende nicht allein dastehen, wenn er nicht ganz für einen Vagabunden gelten will, namentlich in Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten darf er sich nicht allein zeigen, wenn er Anspruch auf die Achtung seiner Mitmenschen machen will; denn von dem Alleinstehenden hegt man fast immer eine schlechte Meinung, von ihm zieht sich jedermann zurück, er ist der Ahasverus, der freund- und freudlos die Erde durchwallt.

Nun war ich also für die drei oder vier Tage, welche ich in Dschedda noch verweilen sollte, geborgen. Ich konnte sogar mich auf Stunden aus dem Kaffeehause entfernen, um mich in der Stadt umzusehen, da mein Gepäck sich hier unter guter Bewachung befand. Meinen ersten Gang musste ich natürlich einer Moschee zuwenden und dort, als frommer Hadsch, meine Andacht verrichten. Dann trieb ich mich mit Ali und zwei der Neffen Schich Mustapha's sowohl in den regelmässigen Strassen, als in dem Labyrinth von Schilfhütten und Palmstammbuden herum, welches den häuserlosen Theil innerhalb der Stadtmauern Dschedda's ausfüllt. Hier

war es mir vergönnt, Beobachtungen über die Bewohner der Stadt der Aeltermutter, ihre Racenverschiedenheit, ihre abwechslungsvollen Physiognomieen, die mannigfaltigen Formen ihres öffentlichen Lebens und Verkehrs, ihr buntes, launenhaft wechselndes Costüm, kurz, über alles anzustellen, was einen Ethnologen im äusserlichen Erscheinen und Auftreten ihm bisher völlig unbekannter Völker interessirt. Die Einwohnerschaft Dschedda's ist eine bunte Musterkarte verschiedener Völker des Orients, ja, zur Zeit der Pilgerfahrt, aller Völker des Islam. Von den ursprünglichen Bewohnern dieser altarabischen Stadt ist so gut wie nichts übrig geblieben. Sie sind grösstentheils während der Epoche der Wahabiherrschaft, als die Pilgerfahrt nach Mekka beinahe aufgehört hatte und sein Hafen Jahre lang fast unbenutzt blieb, ausgewandert und nur in sehr geringer Anzahl zurückgekehrt. Dennoch sollte ich einen von diesen wenigen kennen lernen. Es war diess ein gewisser Mohamed Raïs, der, wie sein Name aussagt, früher Schiffscapitän, wahrscheinlich Seeräuber gewesen war. Seines Handwerks war er jetzt Sklavenhändler und stand im Ruf, sehr reich zu sein. Er reiste zuweilen nach Aegypten und hatte auf einer seiner Reisen Schich Mustapha und dessen Neffen kennen gelernt, denen er nun hier begegnete und sie, sowie mich, der ich in ihrer Gesellschaft war, freundlichst bewillkommte und nach seinem Hause einlud. Wir gingen also nach dem Hause des alten Korsaren, um dort den unvermeidlichen Kaffee einzunehmen, der uns von jungen Negersklaven in zierlichen, perlumringten Tässchen von chinesischem

Porcellan mit feinen, silbernen Untergestellen von ostindischer Filigranarbeit aufgetragen wurde. Das Haus des Mohamed Raïs lag in der Saka el kebir, d. h. der „grossen Strasse“ und war ein zwar nur einstöckiges, aber ziemlich stattliches Gebäude. Da in diesem Hause nur männliche Sklaven waren und die weiblichen, sowie der Harem des Raïs sich in einem andern befanden, so konnten wir alle Gemächer betreten und ihre verhältnissmässig schöne Ausschmückung bewundern. Die Wände waren in einem kleinen Zimmer, welches den Namen eines „Boudoirs“ verdient hätte, ganz mit Perlmutter ausgelegt, in dessen glänzender Umrahmung kleine Spiegel und hie und da vergoldete Tafeln mit buntgeschriebenen Koranversen angebracht waren. In diesem allerliebsten Zimmerchen, auf dessen Boden feine indische Palmblattmatten lagen und das eine schöne chinesische Lampe schmückte, befand sich ein Divan mit kostbaren Kaschmirshawlen bedeckt. Auf diesem luxuriösen Möbel lud uns der Raïs ein, Platz zu nehmen und zwar wies er mir zu meiner gerade nicht angenehmen Ueberraschung den Ehrenplatz an, denn der schlaue Mann hatte bald gemerkt, dass ich kein Pilger gewöhnlicher Art sei. Der Vielgereiste kannte die Welt und die Menschen und ich zitterte innerlich, dass ihm irgend ein böser Geist von der Wahrheit, was meine Nationalität und Religion betraf, eine Ahnung geben möge. Zum Glück war dies nicht der Fall. Ich spielte meine Rolle als Maghrebi auf's natürlichste und gewann den Raïs ganz für mich, dadurch, dass ich erklärte, ich wünschte von ihm, zwar nicht jetzt, aber bei meiner

Rückkehr von Mekka, einen Sklaven zu kaufen, woran ich natürlich nicht dachte, denn ich hatte schon mit Ali übrig genug, aber diese kleine Lüge machte mir auf einmal Mohamed Raïs zum Freunde.

Der Reichthum dieses Biedermannes stammte, wie gesagt, aus einer nach europäischen Begriffen sehr unreinen Quelle, nämlich aus dem Sklavenhandel. Ich habe schon oben bemerkt, dass in neuester Zeit die englischen und französischen Regierungen sich alle Mühe zur Unterdrückung des Sklavenverkaufs gaben und noch geben und dass sie auch wirklich von der türkischen Regierung ein Gesetz erzwungen haben, welches diesen Handel verbietet. Aber der türkischen Regierung ist es mit diesem Gesetz nicht Ernst, wovon der beste Beweis der ist, dass jener Handel nach wie vor, freilich im geheimen, betrieben wird. Meist werden die Seelenverkäufer ganz unbelästigt gelassen, zuweilen freilich giebt sich irgend ein Pascha die Miene, als wolle er ihr Treiben unterdrücken, wo sie aber stets sich durch Bestechung Straflosigkeit erkaufen können. Geht es sehr schlimm, und ordnet, was beinahe beispiellos ist, der Pascha, von europäischen Consuln dazu aufgefordert, eine Haussuchung bei dem Sklavenhändler an, so versteckt dieser, durch bestochene Diener des Pascha's oder durch den bestochenen Würdenträger selbst im Voraus gewarnt, schnell seine Sklaven und Sklavinnen in befreundeten Häusern, so dass die Polizei, die sich manchmal, um ihren guten Willen zu zeigen, von Consularbeamten begleiten lässt, doch nichts vorfindet und die Consuln angeführt sind. Mohamed Raïs genirte sich nicht,

uns die kleinen Kniffe, die Bestechungen, und mannigfaltigen Ausflüchte, zu denen ihn sein Handwerk nöthigte, einzugestehen, denn, da er mich zum Glück für einen Muselmann hielt und auch meine Gefährten Moslems waren, so brauchte er keine Enthüllungen zu fürchten, da ein Muselmann überhaupt nur selten, in der Sache des Sklavenhandels aber so gut wie nie den Spion spielt. Nichts scheint den Mohamedanern ungerechter, ja unheiliger, als dieses Verbot des Sklavenhandels, welchen ja der Koran autorisirt; sie wissen freilich wohl, dass es nur auf den Wunsch europäischer Mächte erlassen wurde, aber gerade das wurmt sie, dass eine rechtgläubige Regierung gegen die Ungläubigen eine so strafbare Nachgiebigkeit zeigt. Die Engländer, die zur Aufhebung des Sklavenhandels in allen Welttheilen sich am thätigsten zeigen, freilich oft dabei ohne allen Tact und ohne irgend welche Rücksicht auf die Religion und geheiligten Gebräuche der verschiedenen Völker zu Werke gehen, sind auch desshalb bei den Moslems verhasster als irgend eine andre Nation. Auch Raïs Mohamed konnte diese rothhaarigen Kufara (Ungläubige), wie er die Engländer nannte, nicht ausstehen. Er erzählte uns mit vor Freude strahlendem Gesicht einen Streich, den er einem englischen Missionar vor einigen Jahren gespielt hatte und der für die Zustände dieses Landes so bezeichnend ist, dass ich nicht umhin kann, ihn hier zu erzählen und zwar, um die Localfarbe beizubehalten, mit den eignen Worten des Raïs, die ich beinahe wörtlich zu übersetzen suchen will.

„An der Küste von Sansibar (Zanzibar)," so er-

zählte Raïs Mohamed, „lebte vor etlichen fünfzehn Jahren ein verfluchter Engländer, der ein Geschäft daraus machte und dafür gute Bezahlung erhielt, dass er Eingeborene des Landes, welche bekanntlich alle Neger vom Stamme der Suawili und Wanika sind, zu seinem gottlosen Glauben bekehrte. Wären diese Neger Moslems gewesen, so würden natürlich alle seine Bemühungen umsonst geblieben sein; aber sie waren Götzendiener und, obgleich die meisten von ihnen ihrem angestammten Glauben treu blieben, so fanden sich doch einige, welche für Geld oder Esswaaren oder Tabak sich dazu bewegen liessen, Christen zu werden. Die klügsten unter diesen Neubekehrten liess der Engländer Handwerke erlernen, wodurch sie für ihn und seine Landsleute, ja für jeden, der sie in seinen Dienst nahm, höchst nützlich wurden. So hatte er unter andern auch einmal zwei Negerjünglinge bekehrt und in nützlichen Handwerken unterrichten lassen. Der eine war ein Schreiner, der andere ein Schlosser geworden und beide zeigten solche Geschicklichkeit, dass der Engländer beschloss, sie nach seinem Vaterlande zu senden, damit sie sich dort in den erlernten Handwerken vervollkommnen möchten. Er schickte sie also nach Aden, wo die verfluchten Ungläubigen eine Colonie haben und von dort sollten sie mit einem englischen Segelschiff nach Sues und von da weiter nach Alexandrien und Malta, ja zuletzt bis nach England befördert werden. Zum Glück bekam ich Wind von dieser Sache und auch davon, dass jenes Segelschiff in Dschedda anlegen würde, und ich beschloss sogleich, mich durch eine List dieser beiden Jünglinge zu bemächtigen und sie

als Sklaven, natürlich für einen sehr guten Preis, zu verkaufen, da sie ihrer Handwerksgeschicklichkeit wegen sehr werthvoll waren. Ein Geschäftsfreund in Aden hatte mir geschrieben, dass die jungen Neger allein reisten, das heisst, dass kein sie bewachender Engländer sie von Aden aus begleitete, indem man sie schon für hinlänglich fest in ihren neuen Grundsätzen hielt, um sie allein reisen lassen zu können. Nur dem Capitän des Segelschiffs, einem gutmüthigen Branntweinsäufer, wie es deren in England so viele giebt, waren sie anvertraut worden. Dieser Biedermann beschäftigte sich jedoch nicht viel mit den Jünglingen, so dass es mir leicht wurde, dieselben bei ihrer Ankunft in Dschedda ans Land zu locken, indem ich mich unter einem Handelsvorwand an Bord schlich und ihnen glänzende Beschreibungen von dem üppigen Leben in den Kaffeehäusern von Dschedda, von den Tänzerinnen und andern Vergnügungen machte, welche sie dort erwarteten, so dass die Jünglinge nicht widerstehen konnten und sich auf dem kleinen Nachen, der mich nach der Stadt zurückführte mit mir einschifften, in der Absicht, in Dschedda einige Stunden des Genusses zuzubringen. Das erste, was ich bei ihrer Landung that, war, sie nach meiner Wohnung zu bringen, wo ich sie unter Schloss und Riegel setzte und von nun an als meine Sklaven betrachtete. Jetzt blieb mir noch übrig, den englischen Capitän zu täuschen. Diess war nicht so schwer zu bewerkstelligen, als man es sich vielleicht vorstellen mag. Ich liess meine sämmtlichen Negersklaven die Revue passiren und entdeckte wirklich zwei unter ihnen, welche mit

den beiden geraubten Jünglingen eine gewisse Aehnlichkeit besassen. Diese Aehnlichkeit suchte ich noch dadurch zu vermehren, dass ich ihnen die Haare auf gleiche Art wie die der Handwerker, stutzen, und Ohrringe, wie sie die Sansibarneger tragen, anhängen liess. Darauf mussten sie mit den beiden Jünglingen, deren Doppelgänger sie vorzustellen bestimmt waren, das Costüm wechseln und nun schickte ich sie an Bord des englischen Segelschiffs, nachdem ich ihnen vorher aufs strengste anempfohlen hatte, auf dem Schiff bis zur Abfahrt von Dschedda kein Wort zu sprechen und auch später grosse Schweigsamkeit zu beobachten, da nur durch strenge Befolgung dieser Vorschrift ihnen das Glück zu Theil werden könne, aus Verwechslung nach England gebracht zu werden, wo sie, so machte ich sie glauben, das köstlichste Leben von der Welt führen würden. Die armen Teufel scheinen ihre Rolle gut gespielt zu haben, denn ich hörte niemals etwas davon, dass der Betrug entdeckt worden sei. Der londoner Correspondent des Engländers von Sansibar mag aber nicht wenig gestaunt haben, als er statt der beiden bereits halbcivilisirten jungen Handwerker zwei rohe Naturkinder ankommen sah, die von irgend einer nützlichen Beschäftigung nicht die geringste Ahnung besassen. Was jedoch die beiden geraubten Jünglinge betraf, so machte ich mit ihnen ein höchst vortheilhaftes Geschäft, indem ich sie um das vierfache des Werthes ihrer Stellvertreter nach Mekka verkaufte, wo kein Engländer sie entdecken wird, denn jene heilige Stadt darf bekanntlich kein Ungläubiger betreten."

So erzählte Mohamed Raïs unter den Beifalls-

bezeugungen der Aegypter, während ich mich eines gewissen Grauens nicht erwehren konnte, denn selten noch war mir so viel Cynismus bei solcher boshaften Verschmitztheit vorgekommen. Aber, mochte ich innerlich den Sklavenhändler auch noch so sehr verdammen, äusserlich war ich genöthigt, ihm Beifall zu heucheln. Durch diesen wenig aufrichtigen Beifall wurde der alte Seeräuber ermuthigt, uns noch einige Geschichtchen aus seinem früheren Leben aufzutischen, die, alle gleich erbaulich wie das obige, aber nicht immer so unblutig waren. Einmal hatte er bei einer Haussuchung, welche ein nicht hinlänglich bestochener Pascha in Begleitung eines englischen Consularbeamten bei ihm anstellte, drei Negersklaven in einen Koffer eingesperrt und denselben zum Fenster hinausgeworfen, wo dann die armen Schwarzen das Genick brachen.

„Ein schwerer Verlust", seufzte er, „diese Neger kosteten mich wenigstens hundert Thaler."

Ein ander Mal hatte er eine Oeldscha (weisse Sklavin) um ihre Anwesenheit in seinem Hause zu erklären, einem seiner Knechte zur Frau geben müssen.

„Auch ein Verlust", meinte er, „denn, obgleich ich sie meinem Knechte später wieder abnahm und verkaufte, so wäre sie doch als Jungfrau zweitausend Piaster mehr werth gewesen."

Er klagte viel darüber, dass der Handel mit Weissen, der doch der vortheilhafteste von allem gewesen sei, jetzt nicht mehr recht ginge. Die Circassierinnen würden immer seltner, Georgierinnen gebe es schon gar nicht mehr und das Erziehen von jungen Araberinnen und Türkinnen, die man als Skla-

winnen im geheimen verkaufe, könne er nicht übernehmen, da das die Sache der Frauen sei. Junge, weisse männliche Sklaven seien selbst um theures Geld nicht mehr zu bekommen. Dennoch würde öfters von reichen Türhen nach solchen nachgefragt. Aber er wolle sich nicht mehr in diesen Handel einlassen, da man dabei sich den grössten Betrügereien aussetze, indem, wenn man ja einmal einen weissen Knaben zu kaufen bekäme, es sich am Ende fast immer herausstelle, dass der Junge freier Aeltern Kind sei, die ihn aus List verkauften, um das Geld einzustecken und ihren Sohn schliesslich doch wiederzubekommen, da der kleine Schelm dazu abgerichtet sei, bei der ersten besten Gelegenheit seinem Käufer durchzugehen und zu seinen Aeltern zurückzukehren, gegen welche man selten gerichtlich einschreiten könne, weil sie gewöhnlich, wie ächte Vagabunden, den Aufenthalt stets wechselten. So sei es ihm schon mehrmals gegangen. Einmal habe er in Smyrna einen Knaben gekauft, der ihm davonlief und von dem er später hörte, dass er der Sohn eines dortigen Kaffeewirthes war, der mit dem erschwindelten Kaufpreis gleich auswanderte. Ein ander Mal hatte man ihn mit einem jungen Soldaten angeführt, der vom Pascha reclamirt wurde, bei welcher Gelegenheit Raïs Mohamed nur mit Mühe der Bastonade entging. Vortheilhafter sei der Handel mit Eunuchen, aber auch der werde immer seltner, da jetzt nur noch die wenigsten Leute reich genug seien, solche bezahlen zu können.

Nachdem wir so eine Stunde lang den Klagen dieses Händlers von Menschenfleisch zugehört hatten,

verliessen wir sein gastliches Haus, nahmen von diesem ächten Dscheddauwi (Dscheddaner) Abschied, welcher mit einigen zwanzig andern Familien, deren Häupter meist Geldwechsler sind, die alte Race der ursprünglichen Dscheddabewohner repräsentirt, und begaben uns wieder in die Strassen Dschedda's, wo ich meine Beobachtungen über dessen Bewohnerschaft fortsetzen konnte. Dieselbe besteht, wie erwähnt, zum grössten Theil aus eingewanderten Fremden, Moslems aus allen Gegenden von Arabien, von Aegypten, Nubien, und nicht wenigen Indiern. Juden giebt es jetzt keine mehr in Dschedda, wo sie früher das Wechselgeschäft ausschliesslich in Händen hatten, von wo sie aber zur Zeit des Wahabikrieges vertrieben wurden, um nicht wieder zurückzukehren. Ihren Platz haben theils die ächten Dscheddauwia, deren es freilich nur mehr sehr wenige giebt, die aber zum Handel grosses Talent besitzen, theils ostindische Mohamedaner aus Bombay und Sind eingenommen, so dass jetzt alle Wechselstuben, welche hier eine nicht unwichtige Rolle spielen, in den Händen dieser beiden Nationalitäten sind. Die eigentlichen Bankgeschäfte werden jedoch ausschliesslich von Indiern betrieben. In den Wechselstuben findet man fast alle Münzsorten Südeuropa's und Ostasiens: die türkische Lira von 100 Piastern, das französische Zwanzigfrankenstück, den österreichischen Ducaten, die alte venetianische Zechine, die spanische Dublone und selbst die englische Guinee sind nicht selten, obgleich diese Goldmünzen im Vergleich zu dem Silber, für das alle orientalischen Völker eine grosse Vorliebe haben, verhältniss-

mässig weniger gesucht werden. Die meisten Pilger suchen ihr Gold in Dschedda in Silber umzuwechseln, da in Mekka das letztere sich einer fast ausschliesslichen Beliebtheit erfreut. Die gangbarsten grösseren Silbermünzen sind der in Europa jetzt fast unbekannt gewordene Maria-Theresienthaler und zwar nicht der Kronenthaler, sondern derjenige, welcher zwei Gulden Conventionsmünze oder zwei Gulden vierundzwanzig Kreuzer rheinisch, also ungefähr fünf Franken gilt, aber hier immer, seiner Gesuchtheit wegen, den Cours von sechs Franken und darüber erreicht und der alte spanische Thaler, und zwar nur der, auf dem die Säulen des Hercules abgebildet sind, während der andere, säulenlose Thaler, welcher doch in Spanien ganz gleichen Werth mit jenem hat, hier nicht höher wegkommt, als ein französisches Fünffrankenstück. Den Mariatheresienthaler nennt der Araber Bu Ensser, d. h. den „Vater des Adlers", wegen des auf ihm befindlichen österreichischen Wappens, und den spanischen Säulenthaler Bu el Metfa, d. h. den „Vater der Kanone", denn für Kanonen halten die gewöhnlichen Araber die Säulen. Diese beiden Münzsorten nennt der Araber Rial, die eine Rial Bu Ensser, die andere Rial Bu Metfa. In diesem Worte „Rial" liegt übrigens für den geizigen Araber der Ausdruck der höchsten Glückseligkeit und grössten irdischen Wonne. Ausser diesen beiden beliebtesten Thalern sieht man noch französische Fünffrankenstücke und türkische Medschidi's und als kleinere Silbermünze türkische Beschlik und Piaster, während die einzig gültigen Kupfermünzen Para's oder Fatha's, türkisch Girsch genannt,

sind, von welchen gesetzlich vierzig auf einen Piaster gehen, welcher gesetzliche Werth jedoch nicht festgehalten wird, da zur Pilgerzeit das Kupfer so gesucht ist, dass man oft das doppelte seines Werthes zahlen muss, um solches zu bekommen. In keinem Lande der Welt ist überhaupt der Cours der Münzsorten solchen beständigen Schwankungen unterworfen, wie in der Türkei und zwar wechselt der Cours des Silbers und Goldes oft in einer Woche um zwanzig, der des Kupfers um vierzig Procent und ebensoviel Unterschied besteht oft zwischen einem und einem andern Geldmarkte. So war bei meiner Ankunft in Dschedda das französische Fünffrankenstück ungefähr fünfundzwanzig, der türkische Medschidi zweiundzwanzig Piaster werth, während einen Monat später der Werth des einen dreissig, der des andern sechsundzwanzig Piaster betrug. Para's konnte man vor der Pilgerfahrt für einen Piaster kaum zwanzig bekommen, während nach derselben fünfunddreissig, ja selbst die legalen vierzig leicht zu erlangen waren. Dieser Unterschied im Cours rührt ohne Zweifel zum Theil von der Münzfälschung, welche die Regierung selbst vornimmt, zum Theil von der wucherischen Speculation der Geldwechsler her, zuweilen ist er jedoch das Resultat einer willkührlichen Massregel des Provinzialgouverneurs, der sich oft erlaubt, den Cours der Münzsorten nach seinem Belieben festzusetzen und ihn dann plötzlich launenhaft zu verändern, aus welcher Veränderung er natürlich den grössten Vortheil zieht. So erzählte man mir, dass der Pascha von Dschedda vor der Steuerzahlung jedesmal den Cours aller Münzsorten (natürlich ausser dem

einzelnen Piaster, welcher die Münzeinheit bildet, der aber in specie sehr schwer zu bekommen ist) herabzusetzen, und einige Tage nach der Zahlung wieder höher anzusetzen pflege. So bestimme er z. B. vor der Steuerzahlung, dass der türkische Medschidi nur zu zwanzig Piaster bei den Staatskassen angenommen werden solle, was freilich noch immer mehr, als der Nominalwerth des Medschidi, aber viel weniger als sein Cours ist. Haben nun alle Bewohner Dschedda's ihre Steuern in Medschidi's gezahlt, welche sie zum Preis von 22 — 26 Piastern kaufen müssen, um sie der Regierung für nur zwanzig Piaster zu geben, dann hebt der Pascha plötzlich seine Verordnung, welche den Preis des Medschidi festsetzt, auf, und die Folge davon ist, dass diese Münze bald wieder ihren früheren Cours erreicht. So geht es nicht nur mit dieser, sondern mit jeder andern Münze. Da der einzelne Piaster die Münzeinheit ist und man sich um den nominellen Werth der Geldstücke von fünf, zehn oder fünfzehn Piaster gar nicht kümmert, sondern ihren Cours dem willkührlichsten Schwanken überlässt, so folgt daraus die grösste Verwirrung. Ein Beispiel davon sind die Beschlik, die fünf Piasterstücke, die bald vier, bald sechs, ja sieben Piaster, fast nie aber geradezu fünf Piaster gelten, was doch ihr Nominalwerth ist.

Uebrigens trägt an aller Münzdeteriorirung die türkische Regierung ursprünglich die Hauptschuld, welche schon seit Jahrhunderten jährlich schlechtere und immer schlechtere Piaster prägt, so dass der Werth dieser Münzeinheit, welcher im Mittelalter ganz der eines spanischen Piasters (2½ Gulden rhei-

nisch) war, wesshalb ihm auch die Kaufleute diesen europäischen Namen gaben, jetzt auf den 35. Theil eines spanischen Thalers (4 — 5 Kreuzer rheinisch) herabgesunken ist. Die Geschichte des türkischen Piasters ist die Geschichte des türkischen Reiches, welches, wie seine Münzeinheit, von Jahr zu Jahr an Gehalt und Geltung verloren hat und verliert.

Die Araber aus Hadramaut haben den Kleinhandel, zum Theil auch den Grosshandel Dschedda's hauptsächlich in Händen. Diese alten Chatramotiten, wie sie Diodor, Plinius und Ptolemäos nennen, wandern von ihrem Wohnsitz im Süden der arabischen Halbinsel in Schaaren nach Dschedda und Mekka aus, wo sie durch ihre hervorragende Intelligenz sich zuweilen eine angesehene Stellung zu sichern wissen. Gewöhnlich fangen sie freilich damit an, die Rolle von Dienstboten, Lastträgern, Handlangern oder auch wohl Ladendienern zu spielen; wann sie aber, was bei ihrer fast beispiellosen Bedürfnisslosigkeit und ihrem zähen, ächt arabischen Geize nie ausbleibt, sich ein rundes Sümmchen erspart haben, dann thun sie, wenn sie nicht vorziehen mit dem ersparten in ihre Heimath zurückzukehren, selbst einen kleinen Laden auf, der oft in kurzer Zeit schon zu einem grossen wird, bis sie endlich so reich geworden sind, dass sie dem Detailverkauf entsagen können und nun nur noch im Grossen handeln. Was die äussere Erscheinung dieser intelligenten Menschen betrifft, so bieten ihre dunklen, jedoch keineswegs negerartigen Physiognomieen einen ächt arabischen Typus: lange, kühne Adlernasen zeigen ihren semitischen Ursprung aufs deutlichste an; ihr schwarzes, uncultivirtes, aber

zuweilen sehr feines Haar hängt in wilden Büscheln um ihr Haupt herum und wird nach Beduinensitte nur selten geschoren, wie diess ihre Voreltern schon zur Zeit des Plinius beobachteten, welcher bemerkt: „Arabes mitrati degunt aut intonso crine"; ihr Hinterkopf ist klein, während die Stirn fast immer eine edle Wölbung zeigt, was, wenn man der Wissenschaft Gall's Glauben beimessen will, sehr zu ihrem Vortheil spricht; Bart besitzen sie nur wenig und bekommen ihn auch nur spät; gewöhnlich haben die reifen Männer nur einen kleinen Schnurbart und manchmal einen ziegenartigen Kinnbart. Bekanntlich bemerkt Plinius, dass die Araber den Bart nur auf der Oberlippe (barba abraditur praeter in superiori labro) stehen liessen; vielleicht wurde er durch die natürliche Abwesenheit des Bartes auf den andern Gesichtstheilen zu diesem Irrthum geführt, denn die Araber, mit Ausnahme der jungen Männer in den Städten, lassen immer ihren ganzen Bart stehen, sei er auch noch so schwach oder noch so stark und stutzen ihn nur ein wenig, damit er nicht das Ansehen eines Judenbartes bekomme, auch haben sie es gewiss zur Zeit des Plinius nicht anders getrieben, da diess Volk sich im Laufe der Jahrtausende so gut wie gar nicht verändert hat.

Die Haupthandelsgegenstände, welche sich in Händen der Hadharema (Araber aus Hadramaut) befinden, sind Zucker, Bohnen, hartes Schiffsbrod, geräuchertes Fleisch und Fische, eingemachte Früchte, Specereien, kurz fast alle Artikel, welche die Gewürzkrämer in andern Ländern feilzubieten pflegen, mit Ausnahme des Kaffees, welcher sich fast ausschliess-

lich in Händen der Jamania (Araber aus Jemen), in deren Vaterlande der berühmte Mochakaffee wächst, befindet und der hier wirklich beispiellos wohlfeil wegkommt. Die indischen Waaren sind begreiflicher Weise in Händen der Mohamedaner aus Ostindien, von wo jedes Frühjahr mit den letzten Südmonsuns kleine Handelsflotten nach Dschedda kommen, welche Zucker, Indigo, Baumwolle, Gewürze aller Art, Henna (das rothfärbende Kraut, lawsonia inermis), Corallen, Edelsteine, seidene und halbseidene Stoffe, Kaschmirshawle und Kaschmirschärpen, feine und gröbere Palmstrohmatten, Elfenbeinarbeiten und verschiedene chinesische Luxusartikel einführen, welche sämmtliche Handelsgegenstände von den reichen indischen Kaufleuten, die sich in Dschedda niedergelassen haben, gewöhnlich in ganzen Schiffsladungen gekauft und in spanischen, in neuester Zeit auch oft in französischen Thalern bezahlt werden, welche Münzsorten im Frühjahr immer sehr gesucht sind und desshalb einen sehr hohen Curs erreichen, da die Indier nur baares Geld und zwar nichts als Silber, am liebsten spanische Thaler, nehmen.

Die hier angesiedelten Indier behalten das Costüm ihres Vaterlandes, die langen weiten Beinkleider, welche den europäischen ähnlicher sehen, als irgend ein orientalisches Kleidungsstück, den weissen oder bunten baumwollenen Kaftan, die gewohnte Schärpe, ihren eigenthümlichen Turban, in Dschedda fast immer bei und sind so durch ihre Kleidung ebenso kenntlich, als durch ihre schönen dunklen, regelmässigen Physiognomieen, denen alles negerartige fehlt, durch ihre ausdrucksvollen, grossen Augen und

durch ihre zwar mageren, aber doch graziösen Körperformen. Unter ihnen soll es die reichsten Leute geben, namentlich gehört der Crösus von Dschedda zu ihrem Volke. Dieser Millionär, der mir gezeigt wurde, war früher Sklave gewesen und führt auch jetzt noch den Namen El Jesra, oder El Oeldsch (d. h. der Sklave, eigentlich der weisse Sklave im Gegensatz zu El Memluk, der Negersklave). Er war mit seinem Herrn, der ihn vor fünfzig Jahren in Ostindien gekauft hatte, nach Dschedda gekommen, hatte sich dort die Freiheit und allmählig ein Vermögen errungen, welches immer stieg, bis er zuletzt zum Besitzer von einigen Millionen Thalern wurde. Er besitzt auch (etwas unerhörtes für einen Moslem) zwei oder drei Dampfschiffe. In seiner äusseren Erscheinung ist er mehr als einfach, trägt nur schlechte, alte und schmutzige Kleider und, was seine Bequemlichkeit betrifft, so hat er seine frühere Bedürfnisslosigkeit beibehalten, wohnt in einem sehr unscheinbaren Hause und geniesst nicht einmal recht die Freuden des Harems, indem mir Raïs Mohamed vorklagte, dass dieser geizige Millionär nur Negerinnen, die natürlich wohlfeil seien, und keine Oeldscha's (weisse Sklavinnen) kaufen wolle, welche per Kopf zwischen fünf bis zehntausend Piaster kosteten. Ich bemerkte dem Raïs, dass dieser Crösus bei seinen siebenzig Jahren wohl keiner Oeldscha's mehr bedürfe, aber hierauf antwortete er mir mit dem arabischen Sprichwort: „wer Geld hat, der ist immer jung". Uebrigens würden, so meinte der Sklavenhändler, Harems oft nur zum Staat gehalten und darin hatte er Recht: denn es ist merkwürdig, wie

sehr in den Augen der Türken und Araber die Consideration eines Mannes zunimmt, wenn man von ihm behaupten kann, dass er eine Oeldscha besitze. Diese Oeldscha bekommt freilich niemand, ausser Frauen, zu Gesicht, aber jedermann kennt denjenigen, welcher eine Oeldscha sein eigen nennt, und achtet den glücklichen Besitzer dieses kostbaren Luxusartikels hoch. Der Besitzer einer Oeldscha wird als Kaufmann auch stets Credit bekommen und der Fall ist dagewesen, dass Kaufleute, die dem Bankrott nahe waren, sich durch den Ankauf einer weissen Sklavin zu neuer Ehre und Geltung und, was das wichtigste für sie war, zu neuem Credit verhalfen. Aehnlich ist es mit den Besitzern der Oeldsch (weissen männlichen Sklaven), aber, wie oben erwähnt, solche sind jetzt nahezu nicht mehr zu finden. Vielleicht hat in neuester Zeit (1864) bei der massenhaften Einwanderung in die Türkei der durch Russland besiegten Tscherkessen, welche stets ihre eignen Kinder zu verkaufen pflegen, der Handel mit weissen Sklaven und Sklavinnen einen neuen Aufschwung genommen. Als ich meine Wallfahrt nach Mekka machte, lag er jedoch gänzlich darnieder.

Ausser den mohamedanischen Indiern findet man in Dschedda, wie in allen arabischen Städten, Mekka selbst nicht ausgenommen, auch heidnische, Banianen oder Brahmanen. Diese pflegen jedoch nicht ihren dauernden Wohnsitz hier aufzuschlagen, sondern bleiben gewöhnlich nur einige Monate, vom Frühjahr bis Spätsommer, daselbst, wann sie dann nach ihrem Vaterlande (meistens sind sie aus Surate oder Bombay) zurückkehren, um im Frühjahr

mit den indischen Handelsflotten wiederzukommen. Sie werden von den Moslems aufs äusserste verachtet, woran einestheils ihr Götzendienst, anderntheils ihre Heuchelei Schuld ist, indem sie manchmal, um die heilige Stadt Mekka besuchen zu können, äusserlich Moslems werden und alle Gebräuche des Islam mitmachen, um später, nachdem sie in Mekka ihre Handelszwecke erreicht haben, wieder zu ihrem alten Heidenthum zurückzukehren. Ja! es wurde mir versichert, dass in Mekka eine ganze Colonie von Banianen (Götzendienern) und auch einige Parsen (Feueranbeter) des Handels wegen ansässig seien, welche sich äusserlich durchaus wie Moslems geberdeten und vorgäben, zum Islam übergetreten zu sein, da sie sonst die heilige Stadt nicht bewohnen könnten, welche aber in ihren Herzen dennoch die verstocktesten Heiden geblieben seien und im geheimen ihre gottlosen Gebräuche feierten.

Die Neger liefern auch ein ansehnliches Contingent unter der Bewohnerschaft Dschedda's. Sie bilden das niedrigste Proletariat und sind gewöhnlich befreite, mitunter auch wohl entlaufene Sklaven, die zum Arbeiten zu faul sind und sich durch das Auflesen weggeworfener Esswaaren, durch Stehlen, oder durch die Almosen ernähren, welche die frommen, fremden Pilger ihnen spenden, denn von den ächten Arabern bekommen sie nie etwas, da diese bei ihrem unberechenbaren Geize diejenige Vorschrift des Korans, welche die Mildthätigkeit einschärft, gänzlich ausser Augen lassen, während sie die andern Gebote, welche kein Geld kosten, ziemlich pünktlich erfüllen. Aeusserlich leben die Neger in Dschedda fast wie

Beduinen, sie bewohnen Zelte oder Schilfhütten, sie halten Ziegen und Hühner, da sie in der Stadt nicht gut grössere Hausthiere halten können, sie kleiden sich ganz wie jene Wüstenbewohner, aber sie werden von den ächten Beduinen, deren auch viele in Dschedda ihren beinahe bleibenden Wohnsitz haben, aufs gründlichste verachtet.

Die Beduinen haben hier in Schilfhütten ihre kleinen Läden, in welchen sie die Producte ihrer Weidegründe, ihrer Hausthiere und ihrer Pflanzungen verkaufen, nämlich Milch von Kühen und Kameelen, Pferdefutter, Federvieh, Eier und Früchte mannigfaltiger Art, unter denen die Datteln den bei weitem ersten Rang einnehmen, wesshalb man auch die Beduinenläden oft schlechtweg Tmeria (Dattelbuden) nennt. Auch Butter verkaufen sie viel, welche überhaupt in der arabischen Küche heute noch, wie zur Zeit des Aelius Gallus, eine grosse Rolle spielt, von welchem römischen Feldherrn Strabo erwähnt, dass er und seine Truppen zu ihrem Horror in Arabien statt des Oeles die Butter als Speisebeimischung angewandt fanden.

Die Beduinen verheirathen sich nie mit Negerinnen, was jedoch die arabischen Städtebewohner oft thun; daher kommt es, dass im Laufe der Jahrhunderte die städtische Bevölkerung Arabiens beinahe mulattisch geworden ist, während die Landbevölkerung den ursprünglichen arabischen Typus rein bewahrte. So sieht man auch in Dschedda unter den Bürgern viele Mulatten- und Quadronengesichter, in Mekka noch mehr, ja fast alle Schörfa (Nachkommen des Propheten) d. h. die vornehmsten Geschlech-

ter, sind in Dschedda und Mekka beinahe Neger und stehen somit, was ihre Race betrifft, trotz ihres Adels von väterlicher Seite, dennoch in Wirklichkeit jetzt tief unter den Beduinen.

Die Bürgerschaft Dschedda's, worunter natürlich nicht die oben beschriebenen Kaufleute aus Indien und Hadramaut, welche nur selten Zeitlebens hier bleiben, sondern solche Kaufleute und Handwerker und ihre Kinder gemeint sind, welche sich ganz in dieser Hafenstadt angesiedelt haben, besteht, neben einer sehr kleinen Anzahl ächter Dscheddauwia, hauptsächlich aus hier ansässigen und einheimisch gewordenen Städtern aus Aegypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, selbst aus Kleinasien und Rumelien, welche theils Kleinhändler, theils Häuser- und Landbesitzer, zum bei weitem grösseren Theile aber Handwerker sind. Der Handwerkerstand ist überhaupt bei den Arabern d. h. bei den Städtern, nicht jedoch bei den Beduinen, im ganzen sehr geachtet; die Handwerker sind oft nach muselmännischen Begriffen gebildete Leute, ja nicht selten Schriftgelehrte, die den ganzen Koran auswendig wissen, die aber, da es im Orient Ueberfluss an Schriftgelehrten giebt und nur die wenigsten Anstellungen bei Moscheeen, Schulen, Universitäten finden können, genöthigt sind, ihr Brod auf eine für einen Gelehrten nach europäischen Begriffen sehr unwürdige Weise zu verdienen. Bei den Türken steht der Handwerkstand bekanntlich noch höher, ja so hoch, dass es früher Vorschrift war und glaube ich noch ist, dass jeder, selbst der vornehmste Türke, den Sultan nicht ausgenommen, ein Handwerk erlerne: so war z. B. Sultan Mahmud

Schreiner, Sultan Abdul Medschid Koch und der jetzige Sultan ist, glaube ich, Korbmacher, was an den Pastetenbäcker Ludwig den Fünfzehnten, und den Schlosser Ludwig den Sechzehnten von Frankreich erinnert; ich selbst kannte in Constantinopel einen Pascha, der das Schuhmacherhandwerk gelernt hatte und der sich noch in seinen Mussestunden damit beschäftigte, Stiefel zu verfertigen, die er dann seinen Freunden als Zeichen grosser Gunst zu schenken pflegte. In Dschedda ist das Schuhmacherhandwerk jedoch nicht sehr angesehen, ja es würde seinen Mann hier wohl kaum ernähren, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die meisten Leute barfuss gehen, die einen wie die Pilger aus religiöser Pflicht, die andern wie die Neger, Beduinen und gemeineren Hadarema aus Armuth; selbst die reicheren Kaufleute tragen oft nur Sandalen und, wenn ja einmal einer ein Paar Schuhe bedarf, so kauft er sich ein solches, das schon fertig aus Aegypten, woher man alle Lederartikel bezieht, geschickt wurde.

Die Schneider stammen zum grösseren Theile aus Kairo und Syrien; sie verfertigen jedoch nur arabische Kleidungsstücke, da alle hier angesiedelten Aegypter und Türken die Landestracht anzunehmen pflegen. An den Pilgern haben sie begreiflicherweise keine guten Kunden, da dieselben ja keine Kleider, sondern nur die zwei Moharem (Umschlagtücher) tragen, welche den Ihram (das Pilgergewand) bilden. Die städtische Landestracht Mittelarabiens, des Hedschas und Tehama, ist sehr kleidsam und verdient wohl eine nähere Beschreibung. Sie besteht erstens aus einem anschliessenden langen Kaftan von Baum-

wollstoff oder syrischer Halbseide, worunter Aladscha (gestreifte Halbseide) und Garmasud (einfach-gefärbte Halbseide) die beliebtesten Arten sind, zuweilen wird auch Homsi (ein Leinwandstoff, der aus der syrischen Stadt Homs kommt) hierzu genommen; ferner aus einer langen, bauschigen Hose (arabisch Sarual, das Sarabella der Römer), welche bis an die Knöchel geht und mit ihren Falten sogar auf die Füsse hinabhängt, so dass sie unter dem ebenfalls sehr langen Kaftan zum Vorschein kommt; über den Kaftan wird um den Leib eine Schärpe aus Seide oder Kaschmir, bei den Aermern aus Baumwollstoff oder Wolle getragen, von welcher Schärpe zwei Zipfel herabhängen, welche eine einem Vorhang ähnliche Drapirung bilden; zuweilen bildet jedoch ein Tuch von hellerer Farbe als die Schärpe diese Drapirung, welches dann unter der Schärpe befestigt wird, und von dieser in der Form eines in der Mitte aufgehobenen Vorhangs niedergleitet; über den Kaftan ziehen dann die Aemeren den Badan, einen langen, sehr weiten, vorn offenstehenden Rock, der ärmellos ist, an, während die Reicheren sich der Dschebba oder des Benisch bedienen, eines Rockes, welcher dem Badan in den meisten Stücken gleicht, nur darin nicht, dass er lange, sehr weite Aermel, gewöhnlich von viel kostbarerem Stoffe, von auffallenderer Farbe hat und nicht selten mit kostspieligem Pelzwerk besetzt ist: ein wahrhaft absurder Luxus für das arabische Klima. Das Haupt wird mit den Tarbusch oder Fes bedeckt, um welches der Turbanti von Kaschmir, von Täbäni (indischem gestickten Seidenstoff) oder einfach von Baumwollstoff geschlungen wird. Diess Costüm ist

freilich zu kostspielig, um von Vielen in seiner ganzen, edlen Vollständigkeit getragen werden zu können. Aber in Dschedda sah ich doch vielleicht etliche hundert Menschen, welche dasselbe unzerlumpt trugen, was jeden, der mit orientalischen Städten vertraut ist, in welchen sonst die Lumpen eine so grosse Rolle spielen, in Erstaunen setzen und zu Gunsten der „Stadt der Aeltermutter" stimmen wird. In Mekka war es mir gegönnt, noch mehr anständig gekleidete Leute zu sehen, die meisten soll es jedoch in Medina geben, wohin zu gelangen natürlich mit mein Hauptstreben war, welches mir aber, wie der Leser unten sehen wird, leider vereitelt wurde. Was das Costüm der Beduinen betrifft, so ist es, bei den Schiach (Chefs) und den Wohlhabenderen ganz mit der oben bei el Imbu geschilderten Tracht der Limbauwia identisch: es giebt den Schneidern hier keine Beschäftigung, denn es besteht aus lauter Stücken, welche fertig vom Auslande kommen: die Kufia (das rothe seidene Kopftuch) aus Syrien; die Oeba (der Mantel) ebendaher; die Kamidscha (das baumwollene Hemd) aus Aegypten. Auch die Frauen geben den arabischen Schneidern hier nicht viel Beschäftigung, was sie doch in andern Ländern des Islam, z. B. in Algier und Tunis thun, wo sie oft kostbare, goldgestickte Jacken und Westen tragen, die von Männern verfertigt werden. Hier ist das einzige weibliche Kleidungsstück, welches eines Schneiders bedarf, die Sederija (wörtlich das Brüstchen) ein anliegendes Jäckchen oder Westchen, welches oben offen steht und der Brust freien Spielraum lässt, während es um den Leib fest zugeknöpft wird und so dem Busen

einen Halt gewährt; in dieser Beziehung leistet es denselben Dienst, wie ein europäisches Schnürleibchen und trägt so nicht wenig zur Conservirung eines der hervorragendsten weiblichen Reize bei, was jeder zu schätzen wissen wird, der den hässlichen Ziegenbusen einer Beduinin gesehen hat, denn die Beduininnen verschmähen die zweckmässige Sederija und ihre Brust bekommt desshalb sehr bald das Aussehen, als sei sie „aus dem Leim" gegangen. Die Sederija ist bei den Aermeren von ägyptischem Cattun, bei den Reicheren jedoch von Seide, zuweilen sogar von Goldstoff gemacht. Die übrigen Stücke des weiblichen Costüms sind: das Ssaub, ein weites, weisses Faltenhemd mit sehr langen Aermeln, welches lose über die Sederija umgehängt wird; der Sarual, (Beinkleid) ähnlich dem, welches die Männer tragen; die Milaja, ein langes blau und weissgestreiftes Umschlagtuch aus Cattun, welches nur auf der Strasse getragen wird, wo dann die Frauen ganz in diese Milaja eingewickelt erscheinen und eben keinen schönen Anblick gewähren; das einzige, was von ihrer Tracht dann ausser der Milaja sichtbar bleibt, ist der Gesichtslappen, Barka oder Oedschar genannt, welcher von dickem, weissen Baumwollstoff ist und nichts von den Zügen der Schönen gewahren lässt.

Was die Schönheit der Frauen von Dschedda betrifft, so gestehe ich offen, darüber nicht urtheilen zu können, da ich keine einzige anständige Frau zu Gesicht bekommen konnte, und da diejenigen, welche das Prädicat „anständig" nicht verdienen und deren man allerdings bei den hier herrschenden lockeren Sitten so viel sehen kann, als man nur immer Lust

hat; eben nicht aus Dschedda, sondern alle Fremde, meist Beduininnen, Negerinnen, Aegypterinnen sind. Unter diesen konnte ich wenig Schönheiten entdecken; die Beduininnen sind meist sehr mager und haben nur in der frühesten Jugend, im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, einen gewissen, jedoch äusserst flüchtigen Reiz, der schon oft nach dem dritten Lustrum ihres Lebens einer frühzeitigen Verwelktheit Platz macht; die Negerinnen und Abyssinierinnen sind hier dieselben wie überall; die Aegypterinnen werden sehr geschätzt, zwar sind sie selten schön zu nennen, aber sie besitzen fast immer künstlerische Fertigkeiten, wie Singen, Tanzen, Musiciren, welche sie beliebt machen. Die Beduininnen und Aegypterinnen haben eigenthümliche Begriffe über das, was nach ihrer Meinung ihre Schönheit erhöhen kann; sie finden es sehr reizend, schwarze Fusssohlen und Hände zu haben und färben sich dieselben desshalb mit Antimonium, aus dem sie die bekannte schwarze Schminke, welche man auch in Algier gebraucht, und Khal benennt, bereiten; von den Händen färben sie jedoch nur die inneren Seiten schwarz; auf Stirne, Brust und Wangen tättowiren sie sich und zwar hat jeder Stamm seine eigene Art, sich zu tättowiren, so dass man aus der Tättowirung des Gesichts jedesmal auf den Ursprung schliessen kann. Ausserdem gebrauchen sie das rothfärbende Kraut, das Henna (lawsonia inermis), mit welchem sie ihren Armen und Beinen oft einen schönen orangefarbenen Ton verleihen, dessen Farbe etwa vierzehn Tage anhält. Endlich haben sie auch noch eine grosse Vorliebe für eigentliche Schminke, d. h. solche, welche roth

oder weiss färbt und die sie meistens aus Europa beziehen, da die orientalisehe Schminke sehr viel zu wünschen übrig lässt. Natürlich können diess nur die Reicheren unter ihnen, dass heisst solche, welche besonders gute Geschäfte machen und die, da die meisten nur sehr schlecht bezahlt werden, kaum den zwanzigsten Theil des luftigen Weibervölkchens bilden. Die ächten unverfälschten Beduininnen verschmähen Europa's Kunst und kosmetische Mittel. Diejenigen jedoch, welche zwar auch beduinischen Ursprungs, aber doch durch längeren Aufenthalt in der Stadt, ja oft durch ihre Geburt in derselben, Städterinnen geworden sind, wissen sehr die Verschönerungsmittel europäischer Toilettenkunst zu schätzen und könnten einer Pariserinn in diesem Spiel Stiche abgeben. Freilich verstehen sie in den wenigsten Fällen die feineren Nüancirungen und Schattirungen der Gesichtsfärbekunst, und gehen gewöhnlich sehr plump dabei zu Werke. Mit dem Weiss färben sie sich das ganze Gesicht und bekommen so oft ein ganz unnatürliches Aussehen, was mit ihren schwarzen Augen und Haaren lächerlich contrastirt; auf den Wangen tragen sie dann dicke Massen rother Schminke auf, welche wie aufgeklebte Klatschrosen aussehen. Dazu kleben sie oft Goldblättchen auf die Stirne und zwischen die Augenbrauen; zuweilen wird die Linie, welche die Augenbrauen trennt, mit hellblauer Farbe bemalt; einige schmieren über diese ganze Farbekruste noch eine Lage flüssiger Butter, welche dem Teint jenen Glanz und jene Geschmeidigkeit verleihen soll, die die Orientalen so sehr lieben. So sehen diese Mädchen ungefähr aus, wie

jene Griechinnen vom Stande der Hetären zu Lucian's Zeiten, von denen dieser Satyriker sagt, dass ihr Gesicht, wegen der vielen darauf aufgetragenen rothen und weissen Materie, eher einer Eiterbeule, als einem menschlichen Antlitz, gliche. Ich würde jedoch diesen Damen Unrecht thun, wenn ich nicht erwähnen wollte, dass auch einige „rarae aves" unter ihnen sind, welche es in der Kunst, sich das Gesicht zu bemalen, zu einer wahren Virtuosität gebracht haben und die es verstehen, die Natur ebenso täuschend nachzuahmen, wie einige ihrer Schwestern in Eva in grossen europäischen Hauptstädten.

So wurde ich von dem ältesten Neffen Schich Mustapha's, der, ein ganz besonderer Verehrer des schönen Geschlechts, selbst in seinen tiefsten Versteigungen, zu sein schien, auf eine junge Almeh aufmerksam gemacht, welche eine der gepriesensten ihres Standes war. Sie wohnte in einem der lebhaftesten Stadttheile, in einem steinernen Hause, was für eine Person ihres Gelichters ein grosser Luxus war; dort besass sie zwei schöne, kleine Zimmerchen, in welchen sie die Auslese ihrer zahlreichen Verehrer zu empfangen pflegte; ich sage Auslese, denn sie war wählerisch, ja sehr wählerisch und unterschied sich dadurch auffallend von andern ihres Standes, die gewöhnlich diejenigen, welche sich um ihre Gunst bewerben, keiner strengen Kritik unterwerfen, sondern für alle, Arme wie Reiche, ein williges Gehör haben, wenn dieselben nur zahlen, und zwar wird nicht nach einem bestimmten Tarif gezahlt, sondern der eine giebt fünf Kreuzer für das, was der andere mit einem Thaler bezahlen muss, je nach

seinen Mitteln: eine dem Orient ganz eigenthümliche Erscheinung! Die schöne Hanifa, denn so hiess die Almeh, machte jedoch hierin eine grosse Ausnahme. Sie begnügte sich nicht mit dem ersten besten, wie die andern Frauen, wenn derselbe nur zahlen konnte, sei es auch noch so wenig. Nein! sie hatte, was sonst im Orient beispiellos ist, eine gewisse Summe als den Preis für Erlangung ihrer Gunst festgesetzt und diese Summe war nicht gering. So allein vermochte sie sich in einem Wohlstand und auf einer Höhe zu erhalten, welche von den andern Frauen ihres Standes vielfach angeneidet wurde. Man sieht, diese Dame sah, umgekehrt wie die Anzeigen in den Zeitungen, mehr auf Geld, als auf gute Behandlung, was ihr übrigens glückte, denn sie war jung und schön und gutgeschminkt, und die Zahl ihrer Verehrer war Legion.

Zu Hanifa also führte mich mein cynischer, junger Reisegefährte und ich liess mich geduldig führen. Was thut man nicht alles auf Reisen, um Sittenstudien zu machen? Hanifa mochte vielleicht fünfzehn Jahre zählen, sie war gut gewachsen, klein und fett, und hatte ein überaus liebliches, rundes Kindergesichtchen. Ihre Füsschen waren voll und dick, ihre Händchen mit kleinen Fettmassen förmlich gepolstert. Ihre Körperfülle, die übrigens keineswegs schwerfällig war, sondern mehr der Kugelrundheit eines sehr wohlgenährten, gesunden Säuglinges glich, bildete so einen auffallenden Gegensatz gegen die Eckigkeit und Magerkeit anderer Beduininnen, und doch war Hanifa eine Beduinin, obgleich in Dschedda geboren und erzogen. Woher kam diese auffallende

Verschiedenheit? Das Räthsel sollte mir noch vor meinem Weggehen aus ihrem Hause erklärt werden. Die Mutter der Schönen, selbst eine ausgediente Almeh, kannte den Geschmack der Türken und Orientalen überhaupt, welche nur fette und runde Formen reizend finden, und hatte desshalb ihre Tochter vom zehnten Jahre an förmlich gemästet. Dieses Mästen von jungen Mädchen ist überhaupt im Orient nichts ungewöhnliches. Am liebsten bedient man sich dazu der Milch und des Rahmes, welche von den zu Mästenden in ungeheuren Quantitäten getrunken werden müssen. Da die meisten Mädchen schon nach einigen Monaten einen Widerwillen gegen diess im Uebermaass genossene Getränk bekommen, so müssen sie gewöhnlich dazu gezwungen werden, jeden Tag ihr bestimmtes Quantum Milch zu sich zu nehmen und zwar spielt der Stock, von einer kräftigen Negerin geführt, eine grosse Rolle dabei. Gehorchen sie selbst dem Stocke nicht, so werden sie festgebunden und die Milch (alle Tage einige zehn Maass), wird ihnen mit Gewalt eingegossen. So werden sie förmlich wie Gänse gestopft. Aber das alles geschieht, wie die Orientalen sagen, zu ihrem Besten. In der That verdanken sie einem oder zwei Jahre fortgesetzter, gründlicher Mästung jene schöne Körperfülle, welche sie in den Augen der Kenner unter den Orientalen so überaus beliebt macht. Freilich findet eine solche Mästung gewöhnlich für den Markt statt, das heisst, die Mutter hofft, ihr kleines Fettbündel von Töchterchen irgend einem reichen Moslem als seine legitime Ehegattin anzuhängen, was auch in den meisten Fällen gelingt, wo dann die Erzeugerin eine sehr

hübsche Summe als Preis einsteckt. Die meisten Moslems sind nämlich, was den Ursprung ihrer Gattin betrifft, nicht gerade sehr wählerisch; sie nehmen selbst ein Mädchen niederen Standes gerne, wenn dasselbe nur jung, schön, fett und Bokra (Jungfrau) ist. Warum war diess mit Hanifa nicht gelungen? Das hütete sich ihre Mutter, die ich auch kennen lernte, wohl zu erklären. Kurz, es war nicht gelungen und Hanifa, um doch aus ihrer guten Erziehung, das heisst ihrer Mästung, einen Vortheil zu ziehen, ergab sich dem Gewerbe einer Almeh. Bald erlangte sie darin eine so grosse Fertigkeit und einen solchen Ruf, dass sie als Stern erster Grösse unter allen Almeh's von Dschedda gepriesen und verehrt wurde. Sie zeichnete sich auch wirklich vor allen andern vortheilhaft aus. Die meisten Almeh's sind nämlich von Jugend auf verwahrlost, wahre Vagabundenkinder, die wie das Unkraut aufwuchsen. Nicht so Hanifa. Sie hatte eine Erziehung genossen, d. h. sie war gemästet worden, wie die Tochter eines vornehmen Mannes, wie eine für den Harem des Sultans bestimmte Oeldscha. Aber ausser dieser etwas allzu materiellen Erziehung hatte sie noch eine andere erhalten. Sie konnte singen, tanzen, Poesieen hersagen; kurz, sie besass eine gewisse Bildung. Auch waren ihre Manieren nicht die eines ungeschlachten Vagabundenkindes. Sie öffnete den Mund mit Feinheit, sie grüsste mit vielem Anstand, sie setzte sich in künstlerisch gewählten Positionen, sie trug ihr kleines Köpfchen mit grosser Grazie. Wenn sie Kaffee trank, so nahm sie das Tässchen mit den Fingerspitzen und hielt es in einer

vielleicht studierten, jedoch sehr natürlich scheinenden Art und Weise; sie nippte nur an dem Rand des feinen chinesischen Porcellans und schlürfte die Tasse in langsamen, gemessenen Zügen immer nur zur Hälfte aus, was bei Orientalen für sehr vornehm gilt. Wenn sie rauchte, was sie auch in meiner Gegenwart that, so bediente sie sich dazu einer langen, feinen Pfeife von Jasminholz mit einem perlbesetzten Mundstücke von Bernstein, das wie Gold funkelte, und das sie ihrem kleinen Munde kaum merklich näherte, um aus ihm in spärlichen Dosen den wohlduftenden Rauch des Latakiatabaks einzuziehen, welchen sie manchmal gar nicht in den Mund nahm, sondern nur mit den Lippen ein wenig anzog und dann ableiten liess, den sie jedoch zuweilen auch, je nach ihrer Laune, einschlürfte und durch das kleine, niedliche Stumpfnäschen wiedergab. Wie sie die Kaffeetasse nie austrank, so rauchte sie die Pfeife auch immer nur zur Hälfte: ein bei vornehmen Orientalen allgemein herrschender Gebrauch, der daher kommen soll, weil die untere Lage des Tabaks in der Pfeife, wie es heisst, schlecht schmeckt, der aber meiner Ansicht nach hauptsächlich ein Prahlen mit der Verschwendung ist, welche die Orientalen, wenn ihre Mittel ihnen dieselbe gestatten, stets gerne öffentlich zur Schau tragen. Hanifa's Rauchen schien mehr ein Spielen mit der Pfeife, welches sie nur desshalb trieb, um dabei graziöse Bewegungen zu entwickeln.

Hanifa hatte trotz der Rundheit ihrer Körperformen, welche man fett, nicht aber dick nennen konnte, dennoch ein sehr feines Gesicht. Ihre Nase

war leichthin abgestumpft, wie die des jungen capitolinischen Fauns; ihre Stirn war kurz, wie die der griechischen Aphrodite; ihr Kinn war klein, rund und feingeschnitten; ihr Mund war ein Meisterstück der Natur, zart und winzig wie der eines Kindes und doch mit ausdrucksvoller Linienzeichnung der Mundwinkel; ihr Kopf war nicht breit, ohne jedoch so schmal zu sein, wie der der übrigen Beduininnen, denen, wenn man der Phrenologie Glauben beimessen wollte, der Zerstörungstrieb gänzlich abgehen müsste, was doch gewiss nicht der Fall ist. Kurz, Hanifa's Gesicht bot alle Reize der Kindlichkeit, mit denen edler Weiblichkeit vereinigt. Es war schade, dass sie es nöthig gefunden hatte, auf diesem hübschen Gesichtchen einen ganzen Cursus von Schminkstudien anzustellen. Die natürliche Farbe desselben war nur nach genauer Beobachtung zu entdecken. Dieselbe war gelblichbraun, zwar heller als die Gesichtsfarbe anderer Beduininnen und der Aegypterinnen, indess doch dunkler, als die irgend einer Südeuropäerin. Aber dem vielen „blanc de Perles" (weisses pariser Schminkmittel, welches ich zu meinem grossen Erstaunen selbst bis in diesen halbbarbarischen Ort eingedrungen fand) verdankte sie eine Weisse, welche man sonst in ganz Dschedda bei keinem weiblichen Wesen mehr sehen konnte. Jedoch zu ihrem Lob muss ich sagen, dass sie von dieser Schminke keinen unkünstlerischen Gebrauch machte; nein, sie verstand es, die Natur täuschend nachzuahmen und jeder, der in solchen Dingen nicht erfahren war, hätte sich gewiss durch die vermeintliche Helle ihres Teints täuschen lassen. Auch diesen

weissen Grundton waren zarte rosige Schattirungen aufgetragen; die Wangen glichen denen einer jungen, zarten, städtischen Nordländerin, nicht denen einer ländlichen, kräftigen Tochter des Nordens, welche oft wahre Klatschrosen auf den Backen zu tragen scheinen. Auch die Augenbrauen und die Augenwimpern waren nur leichthin gefärbt. Der innere Rand der Augenlider verdankte dem Antimonium jene tiefe Schwärze, welche das Weisse des Auges so glänzend hervorhebt. Das ganze Gesichtsorgan besass jenen mandelförmigen Umriss, welcher als ein Hauptreiz des orientalischen Auges gepriesen wird, obgleich er eigentlich doch wohl nie Natur, sondern stets ein Kunstproduct ist. Hanifa musste einen ganz besondern Schönheitssinn, ein wahrhaft künstlerisches Talent besitzen, um sich, was ihre Gesichtsmalerei betraf, so ganz von dem Beispiel der andern Uslem (Almeh's) zu entfernen, denen es sonst immer als das höchste der Schönheit erscheint, so dick und grob wie möglich geschminkt zu sein. Wenn eine Pariserin sich schön und künstlerisch und mit täuschend nachgeahmter Natürlichkeit zu schminken versteht, so hat sie kein Verdienst dabei (wenn man überhaupt auf solche Studien das Wort „Verdienst" anwenden darf), denn sie hat förmlich im Schminken Unterricht genommen, da es bekanntlich in Paris weibliche Professoren dieser Kunst giebt. Wenn aber eine Beduinin dem hier allgemein herrschenden Brauch der Frauen, aus sich selbst durch allzu vieles Schminken Caricaturen zu machen, trotzt, und es sich zur Aufgabe setzt, die Natur mit all' ihren zarten Schattirungen und Nüancirungen nachzuahmen, so kann sie

nur durch Intuition, durch angeborenen guten Geschmack zu einer solchen Erkenntniss der Schönheit gekommen sein. Eine grössere Erkenntniss der Schönheit würde es freilich sein, sich gar nicht zu schminken, aber das muss man von keiner Orientalin verlangen. Die Männer sind nämlich im Orient einmal so sehr an geschminkte Frauen gewöhnt, dass sie eine ungeschminkte gar nicht anschauen würden, ebenso wie ein Engländer keinen unverfälschten Wein trinken mag. Gewöhnlich lieben die Männer auch nur das plumpe Geschminktsein, wie es im ganzen Morgenlande Gang und Gebe ist und die feingeschminkte Hanifa gefiel desshalb auch im Anfang gar nicht so sehr. Mit der Zeit jedoch, wie alles wahrhaft schöne, besonders wenn es an den mächtigsten aller Sinnentriebe appellirt, am Ende zur Geltung kommen muss, so hatte auch Hanifa ihre Siege gefeiert, ja sie war bald von allen Verehrern des schönen Geschlechts, welche nach Dschedda kamen, wie eine Offenbarung einer neuen dem Orientalen bisher unbekannten weiblichen Schönheitsform angesehen worden. Jetzt nahm sie unter den Ualem der Stadt der Aeltermutter bei weitem den ersten Rang ein. Der grosse Beifall und die allgemeine Verehrung, deren sie sich von Seiten des Publicums erfreute, gaben sogar zu einer abergläubischen Erklärung derselben Anlass, indem einige behaupteten, Hanifa verdanke ihre Schönheit und Beliebtheit niemand anders, als der wunderbaren Einwirkung unsrer Ur- und Stammmutter Eva, zu deren Grabe sie häufige Wallfahrten machte.

So wird also die ehrwürdige Mutter des

Menschengeschlechts, an deren Heiligkeit gewiss kein Moslem zweifelt, zur Schutzpatronin des leichtfertigen, jungen Weibervölkchens gemacht. Wer erkennt nicht in solchem Aberglauben den alten Ritus der phönicischen Thanit, welche die Araber unter dem Namen Khabar verehrt haben sollen, der griechischen Aphrodite und der römischen Venus wieder?

Hanifa benahm sich uns gegenüber mit dem grössten Anstand, mit zarter Zuvorkommenheit, die doch zugleich auch durch eine gewisse würdevolle Reservirtheit gemildert wurde; kurz, ihre Manieren konnten nicht besser sein. Dennoch wusste sie, dass wir für sie keine Kunden werden konnten, denn wir waren im Ihram (Pilgergewand), und der Koran verbietet denen, welche das heilige Gewand tragen, streng den Genuss des Apfels des Paradieses. Es war schon eine grosse Verwegenheit, dass wir es überhaupt gewagt hatten, mit den Mohrarem (Umschlagetüchern, welche das Pilgergewand bilden) bekleidet, uns zu ihr zu schleichen. Aber wir hatten beim Eintritt in ihr Haus unsre Vorsichtsmassregeln gebraucht und nun, als wir der Schönen Lebewohl sagten, wandten wir sie wieder an, indem wir zuerst einen Diener auf die Strasse schickten, um uns durch ein Zeichen zu melden, wann gerade dieselbe einen Augenblick leer sein würde. Ein solcher Augenblick fand sich und wir konnten ungesehen das allzu bekannte Haus wieder verlassen. Als wir aus der Strasse, in welcher die Almeh wohnte, heraus waren, nahm mich mein junger Begleiter bei Seite und beschwor mich bei allem, was heilig war, beim Grabe

der Mutter Eva, beim Berge Arafa, beim Haus der Kaaba und beim heiligsten von allem, beim Kinnbarte Sidna Mohameds, doch ja niemand etwas von unsrer Escapade zu erzählen, namentlich seinem Oheim nicht, der über solche Dinge besonders streng urtheile. Ich versprach es: aber der Schelm vertraute mir nicht; denn Moslems, namentlich Aegypter, haben an Versprechungen und Betheuerungen nur einen sehr beschränkten Glauben. Da er ohne Zweifel als bestimmt annahm, dass ich, trotz meines gegebenen Wortes, dennoch mich nicht würde enthalten können, die Sache zu Tage zu bringen, so beschloss er, aus der Noth eine Tugend zu machen und die ganze Geschichte seinem Oheim gleich selbst zu erzählen, natürlich in einem für ihn günstigeren Lichte, als für mich, um sich so durch an den Tag gelegte Aufrichtigkeit und geheuchelte Reue schnelle Vergebung zu sichern. So machte er also, kaum dass wir zu Hause waren, mit aller Demuth pater peccavi, und schwärzte mich bei dieser Gelegenheit ganz besonders an.

Jetzt ergoss sich der Zorn Schich Mustapha's über mein schuldloses Haupt. Ich war ein Ketzer, ein Ungläubiger, ein Ausbund aller Schlechtigkeit, reif für die Dschehenen (Hölle), ein Verführer der Jugend, denn ich hatte seinen unschuldigen Neffen in jenes entsetzliche Haus gelockt. Das alles musste ich nun aus dem Munde des sonst gegen mich so freundlichen Mannes zu hören bekommen. Ich hätte freilich, wie ein ächter Araber, mit Schimpfworten auf diese Ausbrüche des Zornes antworten können Aber was würde ich dadurch erreicht haben? Nichts

als dass ich die Gesellschaft der Aegypter, die mir doch so nützlich war, hätte verlassen und allein und unstät in Dschedda umherirren müssen. Diess wollte, konnte und durfte ich nicht. Ich hätte auch der Wahrheit gemäss alle Schuld auf die Schultern meines Anklägers zu werfen versuchen können. Aber daran würde mir niemand Glauben geschenkt haben und selbst hätte es der Schich geglaubt, so gebot ihm doch sein Interesse im Augenblick, sich ungläubig zu stellen. Denn, wie ich bald sah, war das Interesse dabei im Spiel und zwar hofften sämmtliche Aegypter, meine Reisegefährten, durch meinen vermeintlichen Fehltritt und die darauf folgende Busse zu einer unentgeldlichen, wohlschmeckenden und reichlichen Mahlzeit zu kommen. Ich konnte nämlich meinen Fehltritt nicht anders sühnen, als durch das Opfer eines Hammels. Etbah Kebsch! (Opfere einen Hammel) das ist der ewige Refrain auf der Pilgerfahrt, welchen jeder zu hören bekommt, der den geringsten Verstoss gegen ihre Satzungen, wirklich oder vermeintlich, begangen hat, der im Verdacht steht, eine Laus unsanft berührt oder ein ähnlich grosses Verbrechen begangen zu haben. Etbah Kebsch! das wird jedem zugerufen, der, wenn er den Ihram trägt, sein Haupt mit einem Turban, sei es auch nur eine Stunde lang, bedeckt hat; jedem, der so gottlos war, seine Nase mit einem Schnupftuch, statt mit den Fingern, welche allein zu diesem Gebrauche geheiligt sind, zu schneuzen.

Etbah Kebsch! so riefen nun auch um mich herum sämmtliche Aegypter, nachdem ich vorher

meine vermeintliche Reue durch Hersagen folgender Formel an den Tag hatte legen müssen:

„O Allah, ich habe gesündigt, ich fühle Reue, Gott ist barmherzig und gnädig.“

Kaum hatte ich dieses Geständniss abgelegt, so nahm Schich Mustapha's Gesicht wieder einen freundlichen Ausdruck an und mit schmunzelnd verzogenen Mundwinkeln sprach er zu mir:

„O Maghrebi, Du hast zwar eine grosse Sünde begangen, aber Gott ist barmherzig und gnädig. Gott wird Dir verzeihen, wenn Du nur einen Hammel opferst. Etbah Kebsch! Etbah Kebsch!“

„Etbah Kebsch!“ so schrieen jetzt alle Aegypter im Chorus. „O Maghrebi, bringe das Opfer und einen recht grossen und fetten Hammel! Dadurch wirst du Dir Gottes Wohlgefallen erringen.“

Etbah Kebsch? so dachte ich bei mir selbst, das ist ja eine ganz treffliche und bequeme, ja wohlfeile Art, seine Sünden, seien sie nun wirklich oder vermeintlich, zu sühnen. Ich gab also Befehl, den Hammel zu kaufen. Ali fand einen sehr schönen und fetten, der etwa 10 Franken kostete, und welcher auf der Stelle „im Namen Allah's des Raham und des Rahim“ (des barmherzigen und gnädigen) geschlachtet und schon nach einer Stunde in noch halbrohem Zustande von meinen sämmtlichen heisshungrigen Reisegefährten bis auf die Knochen aufgegessen wurde. Alle dankten mir für die Mahlzeit und ihrem Genius dafür, dass ich das vermeintliche Verbrechen begangen hatte.

So war ich nun mit allen meinen Reisegefährten ausgesöhnt, mein grosses vermeintliches Unrecht war vergeben und vergessen, ja ich glaube, das Begehen desselben hatte noch die Folge, mich populär zu machen, da ja eine Hammelsmahlzeit das Resultat davon gewesen war.

Achtes Capitel.

Dschedda.

Wallfahrt nach dem Grabe der Mutter Eva. — Das Thor von Medina. — Die Vorstadt der Suakim. — Ihre Ausschweifungen. — Berauschende Getränke. — Strafpredigt Schich Mustapha's. — Ein agent provocateur. — Wüste um Dschedda. — Spärliche Vegetation. — Eine Ortschaft von Bretterhütten. — Die anwesenden Maghrebiner. — Ich entgehe durch List der Gefahr, erkannt zu werden. — Der Wächter des Grabes der Eva. — Die Trinkgelder. — Die ausdrucksvolle Nase des Ukil. — Der Knecht des Ukil. — Ein sehr schöner Junge. — Gelderpressungen der Moslems. — Eintritt in das Grab. — Die riesenmässigen Proportionen der Mutter Eva. — Ihr Nabel und ihre Nabelgrube. — Ihr Haupt, Brüste und Füsse. — Grab des Chalifen Otman. — Eva wurde von Adam geprügelt. — Geschichte des Grabes. Rückkehr nach Dschedda. — Fischmarkt

Am zweiten Tage nach meiner Uebersiedelung aus dem Okal in die Kaffeebude unternahm ich mit sämmtlichen mir bekannten Aegyptern die Wallfahrt nach dem Grabe der Aeltermutter. Das Grab der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts, der nicht genug zu preisenden Umna Hauwa (Eva), liegt etwa ein Dritttheil einer deutschen Meile in nordöstlicher, beinahe nördlicher Richtung von Dschedda, der Stadt,

deren Name „die Aeltermutter" bedeutet. Der Weg dahin führt durch das Bab el Dschedid (das neue Thor), welches auch Bab el Medina (von der heiligen Stadt Medina, welche in dieser Richtung liegt) genannt wird. Ein frommer Pilger, der sich zur Wanderung nach dem Grab der Hauwa mit der gehörigen Portion Andacht ausgerüstet hat und der ganz in mystische Träumereien versunken ist, wird gleich vor diesem Thore plötzlich aus seiner religiösen Stimmung herausgerüttelt und zwar durch etwas, was er in der Nähe eines solchen Heiligthumes gewiss nicht suchen würde. Dort, gerade vor dem Bab el Dschedid, sind nämlich einige fünfzig elende Schilf-, Reiser- und Bretterhütten aufgeschlagen, von denen einige Kaffeehäuser und noch schlimmeres vorstellen. Hier tönt Tag und Nacht der ohrenzerreissendste Lärm, Trommeln werden geschlagen, Flöten geblasen, Bassstimmen brüllen und schrillende Weiberorgane jauchzen dazwischen. Auch uns empfing, kaum dass wir das Thor verlassen hatten, diese ganze lärmende Atmosphäre, dieses Tohu wa Bohu, und trug nicht wenig zur gänzlichen Vernichtung aller frommen Gedanken bei, welche wir etwa hätten haben können. Die Neffen des Schich Mustapha liessen es sich nicht nehmen, in einer dieser Buden den obligaten Kaffee einzuschlürfen und zu meinem Erstaunen liess auch der fromme Schich selbst sich ohne grosse Schwierigkeit dazu bewegen, ihrem Beispiel zu folgen. Dort sassen wir nun, hörten den Lärm an, welchem die Araber den euphemistischen Namen „Musik" beilegten, sowie das Geschrei, welches sie „Gesang" zu nennen für gut fanden. Die meisten der Menschen,

welche in den elenden Schilf- und Reiserhütten, sowie Bretterbuden vor dem „neuen Thore“ wohnten, gehörten zum Stamme der Suakim, welche die grössten Vagabunden Arabiens und wohl würdig sind, mit den Zigeunern in Europa verglichen zu werden. Sie stammen von der afrikanischen Küste bei Habesch her, und gleichen im ganzen den Negern des Sudan, nur dass ihre Haut nicht ganz so schwarz und ihre Züge doch etwas weniger bulldoggenartig sind. Fast in allen grösseren Städten der arabischen Halbinsel giebt es solche Suakim, welche fast immer, wie hier, in elenden Geraba (Hütten) vor den Stadtthoren wohnen. Sie stehen im schlechtesten Ruf und verdienen ihn, glaube ich, auch so ziemlich, denn sie ergeben sich dem liederlichsten Leben und treiben die schändlichsten Gewerbe. Was sie jedoch in den Augen aller frommen Moslems besonders gottlos erscheinen lässt, ist nicht die Prostitution ihrer Kinder, woraus sie ihren schändlichen Erwerb ziehen, sondern ihre Vorliebe für berauschende Getränke, welche sie ganz offen und ohne Scheu an den Tag legen. Namentlich die Busa, ein sehr berauschendes Getränk, welches eine Art von Traubenbranntwein ist, erfreut sich grosser Beliebtheit. Diess mag freilich nur von der wirklich beispiellosen Wohlfeilheit der Busa (eine Flasche der besten Busa kostet nur etwa 5 Kreuzer) herrühren, indem man sich für einen Piaster schon einen sehr anständigen Rausch holen kann, was vielleicht bei keinem andern Getränk in dem Maasse der Fall sein möchte. Der türkische Raki (Arak) wird zwar auch von den barbarischen Dienern des Bacchus hier gerne getrunken, aber da er

in Dschedda verhältnissmässig theuer ist, so pflegen sich nur der Pascha und seine Beamten, sowie die türkischen Militärs und einige fromme Pilger in ihm Räusche zu holen. Denn die armen Suakim, so schlecht sie auch sein mögen, sind keineswegs die einzigen, welche in der Stadt der Aeltermutter das Gebot des Propheten übertreten. Ich sah daselbst beinahe so viel Betrunkenheit, als man nur in England und Amerika, diesen Ländern der Säufer katexochen, an dem beliebten Säufertage, dem mit Sabbathstrenge gefeierten Sonntage, erblicken kann. Beinahe alle Türken, einige fromme Mollah's und Ulema oder sonst Leute vom alten Schlag ausgenommen, sind dem Trunk ergeben. Einige ergeben sich dem sogenannten „stillen Suff", andere jedoch machen gar kein Geheimniss aus ihrer Vorliebe für den Trunk und saufen in Gesellschaft und öffentlich. Selbst der Pascha ist zuweilen so leutselig, sich coram populo einen tüchtigen Rausch zu holen. Ich sah in Dschedda die Diener reicher Türken ganz offen Gefässe mit Raki über die Strasse tragen. Auch einige fromme Pilger liessen sich öffentlich das berauschende Getränk in ihre Okala bringen und genirten sich gar nicht, ihre sündhafte Vorliebe für die verbotene Flüssigkeit so zur Schau zu tragen. Letztere konnten also den armen Suakim, welche die Busa vielleicht nur darum trinken, um ihr gränzenloses Elend einen Augenblick zu vergessen, keinen Stein nachwerfen.

Aber meine Reisegefährten, diese ganz besonders frommen Pilger, waren oder gaben vor, abgesagte Feinde des gottlosen Getränks zu sein und sie genirten sich nicht, mit aller Kraft ihrer Stimmen und mit

ihren energischsten Schimpfworten über jene armen Teufel loszuziehen. Besonders Schich Mustapha zeichnete sich durch seine strenge Kritik aus und fand es für nöthig, den Suakim, deren sich einige vierzig Männer und Jünglinge und einige zehn Weiber vom Stande der Ualem (Tänzerinnen) um uns gesammelt hatten, folgende Strafpredigt zu halten:

„O ihr Ausbund aller schändlichen Laster! O ihr gottlosen Vagabunden! O ihr Reisigbündel der Hölle! Schämt ihr euch, eure gottlosen Angesichter vor der Sonne zu zeigen? Ihr wohnt an der Schwelle eines der grössten Heiligthümer und ihr wagt es einen so strafbaren Lebenswandel zu führen. O ihr Hunde! O ihr Schweine! Ihr seid so gut wie Ungläubige, ihr seid würdig, Christen, ja Juden genannt zu werden", und so weiter . . . . .

Das merkwürdigste bei dieser Strafpredigt war, dass sie von den Suakim ganz ruhig, ja ich möchte sagen, sogar mit einer gewissen Andacht angehört wurde. Denn das ist den Moslems eigenthümlich, dass es bei ihnen keine Freigeister giebt, die ihre Sünden und Laster durch selbstgeschmiedete Grundsätze beschönigen wollen, wie in Europa, wo lasterhafte Menschen es zuweilen gar nicht für nöthig halten ihre Fehltritte zu entschuldigen, sondern gradezu läugnen, dass das was sie thun sündhaft sei, oder die Existenz der Sünde überhaupt in Abrede stellen. Hätte Schich Mustapha einem europäischen Publicum von Säufern eine solche Strafpredigt gehalten, er wäre höchst wahrscheinlich zu Tode geprügelt worden. Jeder Säufer würde sich wenigstens gegen ihn erhoben und gesagt haben: „Was nimmt dieser alte,

Dummkopf sich heraus? Als ob wir Säufer wären und als ob ein Glas Wein über den Durst zu trinken, gleich Sünde wäre!"

Nicht so war es hier. Die Suakim wussten recht gut und läugneten gar nicht, dass sie Sünder waren. Sie hörten also den Schich, trotz seiner etwas allzuderben Schimpfworte, ruhig an, und als er endlich seine langen Phrasen beendet hatte, da hörte man hie und da den Ausruf:

„Maschallah, dieser Mann ist ein Heiliger!"

Ich glaube zwar nicht, dass diese Predigt viel Früchte getragen hat; aber ich freute mich doch in ihr ein Zeugniss gehört zu haben: davon, dass im Islam doch noch nicht alles Gute erstorben ist. Die meisten Kenner des Orients sagen: Im Islam ist alles Heuchelei; und sie haben zum Theil Recht; aber gerade diese Heuchelei ist ein Beweis, dass die Idee einer Moral doch noch existirt; wo gar keine Moral ist, da nimmt man sich selbst nicht die Mühe zu heucheln.

Die Folge von Schich Mustapha's Predigt war übrigens, dass in unsrer Gegenwart nun gar nichts mehr vorfiel, was für die Sitten der Suakim bezeichnend sein konnte. Die Musik in unserm Kaffeezelte verstummte, die Sängerinnen schwiegen, die Tänzerinnen rührten sich nicht. Der Neffe des Schich, derselbe der mich zu Hanifa geführt und nachher verrathen hatte, schlug mir zwar vor ein andres, belebteres Kaffeezelt, in dem noch kein Schich Mustapha Strafpredigt gehalten hatte, hinter dem Rücken seines Oheims zu besuchen, welches Ansinnen ich jedoch ausschlug, denn jetzt wollte es mir fast scheinen, als

handele dieser Jüngling nur als „agent provocateur“, um mich zu einer für einen Pilger im Ihram, strafbaren Handlung zu verführen, natürlich damit wieder eine Hammelsmahlzeit die Folge davon sein sollte.

Endlich verliessen wir die Hütten der Suakim und betraten nun, auf unserm Wege nach dem Grabe Eva's, das völlig öde, einsame Wüstenfeld, welches Dschedda auf allen Seiten umringt. Hier sucht man umsonst nach Gärten, nach Bäumen, nach grünen Plätzen; nur hie und da stösst man auf einige verkrüppelte Acacien, deren Gegenwart vermuthen lässt, dass hier einst vielleicht Brunnen vorhanden waren. Nur hie und da wächst auf diesem undankbaren Boden eine Euphorbie oder eine Kosaria. So sah ich hier die Euphorbia retusa, deren winzige Blüthe aus dem tiefsten Grunde ihres weitgespaltenen Kelches hervorblickte, von kleinen, gezackten, länglichen, agavenartigen Blättern umgeben. Die kleinen grünlichweissen Blüthen der Kosaria communis zeigten sich daneben, auf einem Kelche traubenartig beisammen sitzend, dessen Kelchblätter sich in unregelmässigen Zacken ausbreiteten.

Wir mochten in dieser Einöde etwa eine halbe Stunde gegangen sein, als wir ein Gewirre von armseligen Hütten und Kaffeezelten gewahr wurden, aus deren Mitte sich eine Kuppel erhob. Wir näherten uns diesen Hütten und immer noch hoffte ich, jetzt den Dom und die Moschee zu erblicken, welche nach meiner Meinung das Grab der Mutter des Menschengeschlechts überwölben musste. Aber da war nichts von stattlichen architektonischen Formen zu sehen. Je näher wir kamen, desto deutlicher wurden nur die

ärmlichen Baraken und die unbedeutende Kuppel und es blieb mir nichts übrig, als mich zuletzt darein zu finden, dass diese elenden Baulichkeiten den heiligen Ort bezeichneten, der heute das Ziel unsrer Wallfahrt bildete.

Wir würden ohne Zweifel den Ort, wo sich das heilige Grab befindet, nicht entdeckt haben, denn so wenig charakterisirt war er, wenn nicht eine Menge von Pilgern, welche alle in derselben Absicht wie wir hierher gekommen waren, uns den Weg gezeigt hätten. Einige hundert fromme Hadschadsch standen nämlich vor der Thür einer Ummauerung, die mit Reisern, wie ein Gurbi, ausgebessert worden war, und warteten bis diese Thür sich ihnen öffnen würde. Es waren, wie ich aus ihrer Sprache erkannte, auch einige Maghrebia darunter, welcher Umstand mir in andern Fällen den grössten Schrecken eingeflösst haben würde, denn, da ich selbst mich für einen Maghrebi ausgab, so wäre ich, wenn ich das maghrebinische Costüm angehabt hätte, ohne Zweifel genöthigt gewesen, mit diesen meinen vermeintlichen Landsleuten zu sprechen und wäre dann gewiss von ihnen für das, was ich wirklich war, d. h. für einen falschen Maghrebi, erkannt worden. Aber zum Glück war ich ja im Ihram (Pilgertracht), welchen auch die andern Maghrebia trugen und im Ihram sieht ein Mensch aus wie der andere. Beinahe hätte, trotz des Ihrams, dem ich meine Rettung verdankte, dennoch die Anwesenheit dieser Maghrebia für mich verhängnissvoll werden können, denn kaum hatte Schich Mustapha den Dialect, welchen sie sprachen, vernommen und erkannt, als er ausrief:

„O Maghrebi, hier sind deine Brüder!“

Schnell erwiderte ich jedoch auf diese Worte, welche eine Aufforderung, mich meinen vermeintlichen Landsleuten zu nähern, enthielten:

„O Schich, ich bin kein Tunisi (Tuniser) und diese Maghrebia sind nicht aus dem Hakum enta Dsaïr (Algerien), das doch meine Heimath bildet, sondern aus Tunis. Auch habe ich sie sehr im Verdacht, schlechte Muselmanen zu sein. Siehst du nicht, was der eine für ein Kifgesicht hat? Ich bin überzeugt, dass es Kifraucher oder Haschischia sind.“

Diese Anspielung auf das Rauchen des Kif oder Haschisch, des afrikanischen Hanfes, welcher opiumartig betäubt, verfehlte ihre Wirkung nicht. Denn glücklicherweise hatte Schich Mustapha einen grossen Abscheu vor dem Kif, Haschisch und Opium und vor allen, die den schändlichen Kräutern ergeben waren. Er ermunterte mich desshalb nicht mehr dazu, mich mit den vermeintlichen Tunisern einzulassen, sondern gab mir Recht, dass ich dieselben vermied und erwiderte:

„O Maghrebi, wenn es so ist, dann würden diese Leute nur deine Heiligkeit in Gefahr bringen. Du hast Recht, dass du sie vermeidest, o mein Bruder!“

Die vermeintlichen Tuniser waren übrigens aus Algier, wie ich aus ihrer Sprache deutlich erkannt hatte; aber die Aegypter wissen zwischen einem und einem andern Dialect des Maghreb (Nordwesten von Afrika) nicht gut zu unterscheiden und so konnte ich den Schich recht gut in dem Wahne lassen, dass jene aus Tunis seien und da es in letzterer Stadt besonders viele Kifraucher

giebt, so hatte meine Anschuldigung derselben die grösste Wahrscheinlichkeit.

Endlich, nachdem wir etwa eine halbe Stunde vor dem Thor des Grabes der Mutter Eva gestanden und an seine Wände geklopft hatten, um den Wächter der uns öffnen sollte, durch dieses Getöse herbeizulocken, was übrigens der einzige klopfende Lärm war, den wir machen konnten, denn wir waren unbeschuht und konnten folglich nicht mit den Füssen viel Geräusch hervorbringen; nachdem wir von den brennenden Sonnenstrahlen beinahe einen Sonnenstich davongetragen, fiel es dem Schich ein, ein wirksameres Mittel, den schwerhörigen Wächter herbeizuführen, zu versuchen, was denn auch gelingen sollte. Er stimmte nämlich mit lauten schrillenden Fisteltönen den berühmten Pilgerruf „Labik" an und bald tönte dieser Ruf, von zweihundert Hadschadsch wiederholt, so laut und so einstimmig, dass selbst der harthörige Ukil (Wächter) des Grabes sich ihm nicht mehr entziehen konnte.

Die Harthörigkeit dieses Biedermannes war jedoch, wie ich es mir gleich gedacht hatte, nur eine gespielte, und nur darauf berechnet, die Hadschadsch zur Herausgabe von Trinkgeldern zu nöthigen.

Endlich also erschien der Ukil und jetzt zeigte sich seine vermeintliche Harthörigkeit in dem komischsten Lichte. Er öffnete nämlich die Thür nicht eher, als bis jeder der anwesenden Pilger, deren Zahl über zweihundert war, ihm ein Trinkgeld, das zwischen fünf und fünfundzwanzig Piaster variirte, eingehändigt hatte. So lange ein Hadsch das Trinkgeld nur versprach, gab er sich die Miene, als hörte er nicht,

denn er schenkte den frommen Hadschadsch sehr wenig Vertrauen und gar keinen Credit. Als sie aber gezahlt hatten, dann verstand er auf einmal alles, was man ihn nur fragte. Um keinen Preis hätte er jedoch die Thür geöffnet, ehe alle gezahlt hatten, denn er fürchtete, dass gleich nach der Oeffnung des Thores sich sämmtliche Pilger, die bezahlt hatten sowohl, als die, welche noch im Rückstand waren, durch die offene Pforte hineindrängen würden, wo er dann seine Schuldner nicht mehr von denen, die gezahlt hatten, hätte unterscheiden können. Diese seine Furcht war nicht ungegründet, denn schon manchmal hatte er durch zu frühes Oeffnen des Thores die Hälfte der Trinkgelder verloren. Jetzt war er aber gewitzigt und blieb innerhalb der geschlossenen Pforte stehen, indem er nur durch ein Loch in derselben mit den Pilgern conferirte und ihre Trinkgelder in Empfang nahm. Sie schritten einer nach dem andern an dem Fensterchen vorbei, gaben ihr Trinkgeld und stellten sich dann zur Rechten auf, während diejenigen, welche noch nicht gezahlt hatten, links blieben. Ein Diener des Ukil, welcher zu uns herausgekommen war, sorgte dafür, dass kein Hadsch sich, ohne zu zahlen, auf die rechte Seite schlich.

Da die Ceremonie des Defilirens vor dem Fensterchen des Wächters und des Zahlens der Trinkgelder eine gute halbe Stunde dauerte, so hatte ich inzwischen hinlänglich Muse, die Persönlichkeit des Ukils zu beobachten, welche, wenn auch keineswegs schön, dennoch interessant war.

Der Wächter des Grabes der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts war ein altes Männ-

chen von etwa siebenzig Jahren. Sein Gesicht war ganz Nase; dieses Organ dominirte so sehr alle andern, dass die übrigen zur blosen Rolle von Statisten herabsanken. Die Nase dagegen war Hauptperson in dem Drama dieses Gesichtspieles. Seltsamerweise war diese Nase ausdrucksvoll, was mir bisher noch nie vorgekommen war. Sie war gross, lang, hatte zwei Höcker, statt eines einzigen, und ein Paar Nasenflügel, welche würdig gewesen wären, einen Blasbalg vorzustellen. In diesen Nasenflügeln lag der Ausdruck. Sie waren der Spiegel der Seele des Ukil, und nicht die Augen, welche zwar bei gewöhnlichen Sterblichen oft Seelenspiegel genannt werden, die aber hier im tiefsten Grunde zweier schwarzer Höhlen kaum sichtbar lauerten. Die Nasenflügel dagegen waren voller Beredsamkeit. Bald zogen sie sich zusammen und dann glich die Nase der einsam dastehenden Wand einer Ruine; diess wollte bedeuten, dass der Ukil mit Spannung der Dinge die da kommen sollten, d. h. der Trinkgelder harre. Bald hoben sie sich ein wenig, zwar kaum merklich, aber dennoch dem genauen Beobachter erkennbar, der aus dieser Bewegung den Schluss zog, dass der Ukil eine Befriedigung, wenn auch nur eine unvollkommne Befriedigung erhalten, d. h. ein nur schwaches Trinkgeld in Empfang genommen habe. Bald jedoch blähten sie sich auf, ein frischer Zephyr belebte ihre elastischen Wände und dehnte sie aus; nun glich die Nase einem kleinen Luftballon, der stolz und siegreich gen Himmel fliegt; diess wollte bedeuten, dass dem Geist des Ukil eine grosse Seligkeit, d. h. ein recht ansehnliches Trinkgeld zu Theil geworden war. Zuweilen

auch schwankte die Wand der Nasenflügel auf und ab, wie ein Kahn auf stürmischen Wellen, sich bald blähend, bald zusammenziehend, in einer Minute hundertmal sich öffnend und schliessend; diese Bewegung bedeutete Ungewitter, d. h. Zorn in Folge eines schlechten Trinkgeldes. Doch wer vermag es, alle die ausdrucksvollen Phasen dieses interessanten Organs zu schildern? Mir ist es nicht gegeben. Nur eins will ich noch erwähnen, dass der eine Höcker dieser zweihöckrigen Nase roth und behaart, der andere dagegen weiss und kahl war.

Das übrige Gesicht war verhältnissmässig unbedeutend. Der Mund war zwar gross, aber doch im Vergleich zu dem Organ, welches ihn dominirte, ein wahrer Zwerg. Zähne waren nicht in ihm vorhanden, einen einzigen abgerechnet, der stolz und kühn auf das Bild der Verheerung um ihn herum zu blicken schien. Der Bart des Ukils war auch eigenthümlich. Er wuchs nämlich an solchen Stellen, wo bei andern Menschen keiner zu wachsen pflegt, während er an andern, wo gewöhnliche Sterbliche Haare im Gesicht zu haben pflegen, durch seine Abwesenheit glänzte. Im ganzen war dieser Ukil eine der interessantesten Erscheinungen, die mir auf meiner Reise noch vorgekommen waren und ich bedauerte, meinen photographischen Apparat nicht bei mir zu haben, um sein Conterfei dem bewundernden Europa zu überliefern.

Der Knecht des Ukil, welchen dieser zu uns herausgeschickt hatte, um uns in Ordnung zu halten, d. h. um zu verhindern, dass keiner sich der Zahlung des Trinkgeldes entziehe, verdient ebenfalls eine Beschreibung. Er war nach orientalischen Begriffen

eine grosse Schönheit, obgleich keine männliche Schönheit, denn seinen Zügen fehlte jeder Charakter und seiner Gestalt die Muskelkraft. Doch will ich dem schönen Geschlecht nicht die Beleidigung zufügen, zu sagen, dass der Bursche einem Weibe glich. Nein! eher glich er einem ausgewachsenen, gutgemästeten Spanferkel, einem jugendlichen Mastschwein, welches mit allen Reizen des Lebensmorgens, wie er in der porcinen Race auftritt, ausgestattet war. Dieser nach orientalischen Ideen so überaus schöne Junge war eine Zusammensetzung von Fettsäcken und Fettsäckchen, die nur oberflächlich aneinandergehaftet schienen, denn die Gelenke, welche die Fettbündel von Gliedern miteinander verbanden, waren so schwach und erbärmlich, dass man gewiss mit Leichtigkeit eine Fettmasse nach der andern davon hätte abreissen können. Dieser blühende Jüngling, würdig einen Ter er Rasul d. h. einen männlichen, jugendlichen Gefährten der Huri im Paradiese des Mohamed abzugeben, war ganz rund; umsonst hätte man an seinem Körper eine grade Linie entdecken können. Selbst die Nase, die doch manchmal bei Sterblichen grade zu sein pflegt, war hier nur ein kleiner runder Fettklumpen und hätte wohl den Namen einer Kartoffelnase verdient, wenn dieser Name bei Moslems vorkäme. Der Mund glich einer Granate, aber nicht einer jungen, frischen Granate, sondern einer überreifen, welche vor lauter Fülle geplatzt war. Die Wangen waren carminrothe Polster, auf denen man gewiss sehr weich und elastisch gesessen haben würde, wenn ihr Besitzer sie zu diesem einzig nützlichen Gebrauch, den man mit ihnen

machen konnte, hätte hergeben wollen. Augen waren auch vorhanden. Zwar sah man sie nicht, aber man errieth an zwei mit Fett ausgepolsterten Vertiefungen unterhalb der Stirn und an etwas fettiger Feuchtigkeit, welche daraus hervor triefte, dass im Hintergrunde derselben zwei Augen und zwar Triefaugen, die der Orientale besonders schön findet, vorhanden sein mochten. Der Mittelkörper dieses orientalischen Apollo war von einer solchen Rundheit, dass man von ihm, wie von dem Abt von St. Gallen, sagen konnte:

„Drei Männer umspannten den Schmerbauch
ihm kaum."

Dieser monströse Junge war, wie ich zu meinem Erstaunen später hörte, zwar der Knecht, aber zugleich auch der Sohn des mageren. ganz in seiner Nase aufgehenden alten Ukil: eine Extravaganz der Natur, wie sie mir noch selten vorgekommen war.

Während ich so meine Beobachtungen über den Ukil und seinen „schönen" Sohn anstellte, nahm das Defiliren vor dem Fensterchen an der Thüre der Moschee seinen Verlauf weiter. Endlich kam auch an mich die Reihe. Hätte ich meine Kleider angehabt, die etwas reinlicher und besser aussahen, als die meiner Reisegefährten, so würde der Ukil ohne Zweifel ein vierfaches Trinkgeld von mir gefordert und sich nicht unter hundert Piaster zufrieden gestellt haben. Aber ich war ja im Ihram und mit der einzigen Ausnahme, dass meine Moharem (Tücher) neu und dass meine Hautfarbe etwas heller war, sah ich ganz aus wie meine Reisegefährten. So konnte der Ukil von mir nicht mehr erpressen, als die fünf-

undzwanzig Piaster, welche den höchsten Satz bildeten, zu dem einer von unsrer Reisegesellschaft angeschlagen wurde. Der Schich und seine Neffen zahlten jeder nur zehn. Aber mich wollte der Ukil nicht unter dem Maximum davonkommen lassen. Der schlaue Fuchs merkte nur zu gut, dass ich kein gewöhnlicher Pilger sei. Anfangs hielt er mich für einen Perser, wahrscheinlich wegen des gefärbten Bartes, und da die Perser Ketzer sind und in dieser ihrer unheiligen Eigenschaft überall doppelt zahlen müssen, so wollte er auch mich ganz besonders betrügen. Unangenehm enttäuschte ihn die Nachricht, dass ich ein Maghrebi sei. Jetzt konnte er nur fünfundzwanzig Piaster fordern, die er denn auch erhielt.

Der Ukil soll, beiläufig gesagt, es übrigens gar nicht gerne sehen, wenn die Leute im Ihram zu ihm kommen, denn in diesem Costüm wird es schwer, den Reichen vom Armen zu unterscheiden, und da im Orient man von jedem, je nach seinem wirklichen oder vermeintlichen Stande, kleinere oder grössere, oft sehr grosse Trinkgelder erpresst, so liegt natürlich dem Erpresser derselben viel daran, dass er die fetten Milchkühe von den mageren zu unterscheiden im Stande sei. Viele Pilger besuchen das Grab Eva's erst dann, wann sie von Mekka znrückgekehrt sind und bereits den Ihram abgelegt haben. Diese sind dem Ukil die liebsten, denn sie sind durch ihr Costüm deutlich zu erkennen. Ihr Stand wird jedoch gewöhnlich falsch, d. h. zu hoch angeschlagen und zwar natürlich des Trinkgeldes wegen. Wer nur irgendwie schön oder reich gekleidet ist, wird für einen türkischen Pascha, einen indischen Nabob, einen per-

sischen Mirsa oder wenigstens für einen Crösus vom Kaufmannsstande erklärt und muss nach seinem vermeintlichen Stande bluten.

Endlich war die Ceremonie der Trinkgelder beendet und nun wurde die Thüre geöffnet und wir drangen in das Heiligthum ein.

Das Grab der Mutter Eva liegt in einer Umfriedigung, von Mauern umgeben, jedoch ohne Dach. Da nur eine sehr grosse Moschee im Stande wäre, die gigantische Todte zu überwölben, deren Oberkörper nach der Tradition des Islam ungefähr dreihundert und deren Unterkörper zweihundert Fuss lang war. Bis jetzt hat noch niemand an die Errichtung einer solchen Moschee gedacht.

Nur über dem Ssara, dem Umbilicus (Nabel) der Aeltermutter befindet sich eine aus rohen Corallensteinen erbaute und grell weissangestrichene Capelle, etwa fünf Fuss lang und vier Fuss breit, die von einer Kuppel überwölbt wird, deren Höhe etwa zehn Fuss betragen mag. Durch die einzige Thüre, welche diese Capelle besitzt und die nach Westen gerichtet ist, drangen wir, einer nach dem andern, langsam ein. Die Wände des Heiligthums waren durchaus nackt und kahl. Ueberhaupt war nichts in der Capelle zu sehen, als ein viereckiger Stein in ihrer Mitte, etwa anderthalb Fuss hoch und einen halben Fuss breit. Dieser Stein soll genau die Länge der Nabelgrube der Aeltermutter besitzen und grade an der Stelle aufgestellt sein, unter der sich der wirkliche Nabel Eva's befindet.

Die Aeltermutter, die ihre heutigen Nachkommen um eine Kleinigkeit von 495 Fuss an Höhe

überragte, unterschied sich nämlich auch durch eine ganz besonders tiefe Nabelgrube von ihnen. In der That soll dieser Stein grade in die Nabelgrube hineinpassen. Nach einigen hat Eva selbst schon seine Länge gemessen.

Der Ssara oder Nabelstein war, wie mir schien, von Granit, und mit vielen eingemeisselten Verzierungen und Inschriften bedeckt, unter welchen ich auch, obgleich mit grosser Mühe, einige kufische entdecken konnte. Jedoch ist auch dieser Stein, ähnlich wie der heilige Stein der Kaaba in Mekka, durch die vielen Küsse von fettigen Pilgerlippen im Laufe der Jahrhunderte so schmutzig geworden, dass man jetzt die eingegrabenen Verzierungen, ja die Steinart des Ssara selbst nur höchst undeutlich unterscheiden kann.

Es gehört viel fromme Phantasie dazu, um an die viereckige Nabelform und diese grosse Vertiefung der Nabelgrube Eva's zu glauben. Uebrigens mögen die Physiologen entscheiden, ob eine Person, welche fünfhundert Fuss lang war, eine anderthalb Fuss tiefe Nabelgrube besitzen konnte. Diesen heiligen Stein mussten wir, nach der Anweisung des langnäsigen Ukils, mit brünstigen Küssen bedecken und an ihm ein kurzes Gebet verrichten.

Nachdem ich dem Nabel der Mutter Eva den Zoll meiner Andacht gespendet hatte, galt es nun auch, an ihren andern Gliedmaassen meine Gebete zu verrichten. Zuerst ging ich zum Kopf, der vom Nabel etwa 240 Fuss entfernt liegt. Seine Stelle wird durch eine im Boden eingelegte Steinplatte bezeichnet, die jedoch nicht die ganze Grösse des Kopfes misst.

Der Umriss des Hauptes wird vielmehr durch einen von kleinen Steinchen gebildeten Kreis bezeichnet, die in einiger Entfernung von einander angebracht sind. Nach dieser Zeichnung war der Kopf der Mutter Eva beinahe kugelrund und besass einen Durchmesser von 30 Fuss. Nachdem ich auch hier gebetet, ging ich am Körper Eva's hinab, dessen Breite für seine Länge auffallend gering gewesen sein muss, denn die zwei parallel laufenden Mauern, welche die Breite bezeichnen, sind nur etwa zwölf Fuss von einander entfernt. Daraus kann man annehmen, dass die Aeltermutter verhältnissmässig mager und schmal war, da sie bei einer Länge von fünfhundert nur eine Breite von zwölf Fuss besass.

Auf meinem Wege vom Kopf zu den Füssen, kam ich zuerst an die Schultern, auf denen man zwei Grabdenkmäler errichtet hat, welche dem Erbauer der Capelle, die über dem Nabel Eva's liegt, gewidmet sind. Das eine Grab soll das des Chalifen Otsman oder Osman, in literaler Form Othman geschrieben, sein, welcher der dritte Nachfolger des Propheten und einer der vier Sahab en Nebi (Freunde des Propheten) war, die von allen sunnitischen Moslems hochverehrt werden, während die Schiiten nur Ali, den vierten Chalifen, hochschätzen und die drei ersten, Abubekr, Omar und Otsman verwerfen. An diesem Grabe musste ich stillestehen und folgendes Gebet hersagen:

„O Otsman, sei mir gegrüsst! O Otsman, du Getreuer Gottes! Sei mir gegrüsst, du Stellvertreter Gottes, den er über sein Volk gesetzt hat! Sei mir gegrüsst, o Freund des Propheten, der du mit ihm in

der Höhle versteckt warst und mit ihm die Flucht (Hedschra) gemacht hast. Sei mir gegrüsst, o Otsman, o Du der Fromme und Gerechte!"

Nach diesem Gebet legte ich die 450 Fuss zurück, welche die Schultern der Mutter Eva von ihren Füssen trennen. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem Ort vorbei, der die Stelle einer Beule bezeichnen soll, welche Eva der Sage gemäss besass. Ich fragte Schich Mustapha, was das für eine Beule gewesen sein könne und er versicherte mir allen Ernstes, dieselbe rühre von Prügeln her, welche die Aeltermutter von Sidna Adam, ihrem Herrn und Gemahl, bekommen habe. Diese ächt muselmännische Fabel zeigt, wie geheiligt im Islam die Prügel des Ehegatten sind. In der That sagt der Koran (Sure 4. Vers 34) ausdrücklich, dass der Mann seine Frauen schlagen soll.

Auch den heiligen Sueis (Brüsten) der Mutter Eva statteten wir im Vorbeigehen einen Besuch ab. Die heiligen Brustwarzen waren ungefähr einen Fuss lang, was im Vergleich mit der Tiefe der Nabelgrube immer noch mässig ist. Die Sueis waren durch aufgestellte Steine bezeichnet. Jetzt kamen wir an einen Ort, von dem Schich Mustapha folgendes sagte:

„Hier ist die Wiege des Menschengeschlechts; die Stelle, von der alle Menschen ausgegangen sind. Bete, o Maghrebi, bete, aber blicke nicht hin; die Scham verbietet es."

Endlich langten wir an den heiligen Füssen an, aus deren Umrissen ich schloss, dass die Mutter auf einem ganz besonders grossen Fusse gelebt haben

muss. Es war ein Glück, dass es zu ihrer Zeit noch keine Schuster gab, sonst würde sie sich im Schuhwerk höchst wahrscheinlich ruinirt und Sidna Adam an den Bettelstab gebracht haben. Wir küssten die heiligen Füsse, beteten an ihnen, und endlich hatten wir die ganze, fromme Ceremonie abgethan.

Das Grabmonument der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts soll von dem hier begrabenen Chalifen Otsman ungefähr im Jahre 660 unsrer Zeitrechnung restaurirt worden sein. Einige skeptische Moslems wollen sogar behaupten, besagter Otsman habe es erst erbaut. Jeder fromme Muselmann nimmt jedoch an, dass die Kubba (Capelle) Eva's schon vor 6000 Jahren von ihren eignen Kindern auferbaut und nur von Noah nach der Sündfluth, welche ihr einigen Schaden zugefügt hatte, etwas ausgebessert worden sei. Da ich bei jeder religiösen Meinung zwei Seiten unterscheide, nämlich die eine fromme und strenggläubige Meinung, welche alles, selbst die unverdaulichsten Wunder als geschehen annimmt und die gewiss auch ihre Berechtigung hat, und die andere, historische, eine gewisse Kritik übende, welche, ohne in die gottlose Freigeisterei auszuarten, es doch wagt, zu untersuchen, wann diess oder jenes Dogma, diese oder jene Tradition ihren geschichtlichen Ursprung genommen habe, so sei es mir auch gestattet, mich von der frommen Tradition, welche das Grab Eva's vor 6000 Jahren von ihrem Sohne Seth erbaut sein lässt, einen Augenblick zu entfernen, und zu untersuchen, wie und wann denn eigentlich sich der Mythus vom Grabe Eva's festgestellt haben mag. Bei dieser Un-

tersuchung entbehren wir leider aller Hilfsmittel. Pocock, der in seinen „Specimina historiae Arabum“ (Oxford 1716) sonst alles bespricht, was die Mythologie des Hedschas betrifft, erwähnt dieser Tradition ebensowenig, wie Assemanus in seiner „dissertatio de Syris Nestorianis“ (Rom 1728), welcher sonst doch fast alle Paragraphen zusammenstellt, in denen die byzantinisch-saracenischen Schriftsteller den Aberglauben Arabiens besprechen. Im ganzen Koran ist keine Rede von dem Grabe Eva's und die Traditionen, dasselbe betreffend, sind alle viel späteren Ursprungs, als der Islam. Wir können desshalb im speciellen über das Alterthum der Sage des Evagrabes nichts glaubwürdiges entdecken, denn die Traditionen der Sunna darüber sind selbst nur verwirrende Fabeln, die nicht dazu dienen können, eine andere Fabel zu erklären. Aber im allgemeinen können wir den Zeitpunkt ungefähr feststellen, wann die biblischen Erzählungen nach Arabien gedrungen sind, und dort, nach mancherlei Verdrehungen im Volksmunde, sich zuletzt zu der arabisch-mohamedanischen Version der heiligen Geschichte umgestaltet haben. Diese Epoche wird ungefähr in das dritte oder vierte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zu verlegen sein, und zwar waren es wohl zum Theil die Juden, welche, aus Palästina vertrieben, in Arabien ein Reich gründeten, zum Theil auch die Christen, deren Religion in einzelnen arabischen Küstenstädten (das ganz christliche steinige Arabien nicht zu rechnen) Anhang fand, welche die Araber mit der mosaischen Geschichte der Schöpfung und Patriarchen bekannt machten. Das fabelhafte von einem früheren Ein-

dringen biblischer Einflüsse in Arabien, die Absurdität von der Abstammung der Araber von Ismaël, vom Aufenthalte Abrahams in Mekka und dergleichen, das werde ich später bei Besprechung der heiligen Stadt deutlicher erörtern. Hier will ich blos die Ansicht aufstellen, die freilich nur negativ zu beweisen ist, dass die Araber wahrscheinlich erst einige Jahrhunderte vor Mohamed von der Mutter Eva etwas gehört haben, dass sie aber erst durch den Islam zu einer allgemeinen Kenntniss von ihr gelangten und dass das vermeintliche Grab der Mutter wohl nicht älter ist, als das achte oder neunte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Denn die Erbauung oder Restaurirung desselben durch den Chalifen Otsman ist eben so problematisch, wie das auf dieser Stelle gelegene vermeintliche Grab des Chalifen Otsman selbst.

Im ersten oder zweiten Jahrhundert des Islam waren die frommen Gemüther wohl zu sehr mit dem Stifter und dem, was diesen unmittelbar anging, beschäftigt, um andern Heiligen grosse Aufmerksamkeit zu widmen. So kommt es, dass wir aus jener Zeit keine Zeugnisse über das vermeintliche Grab Eva's haben und dass erst Isstachri ums Jahr acht- oder neunhundert unsrer Zeitrechnung dieses Grabmals Erwähnung thut und selbst Isstachri erwähnt das Grab nicht ausdrücklich; da er aber den Namen „Dschedda" anführt, so kann man aus diesem Namen, der in seiner Bedeutung „die Aeltermutter" eine Anspielung auf Eva enthält, schliessen, dass jener Geograph das Grab gekannt habe. Bekanntlich erwähnt auch der Patriarch Euthychius den Na-

men „Dschedda“ noch etwas früher. Ein vernünftiger Mensch, der ein wenig Kritik gebraucht, hat also keinen Grund, anzunehmen, dass das Grab älter als jene Epoche sei, da keine uns bekannte Quelle dessen früher gedenkt.

Was die Umgebung des Grabes der Eva betrifft, so liegt dasselbe in öder und im ganzen flacher Gegend, aus welcher nur im Nordwesten einige Hügel, von Korallenstein gebildet, aufragen. Schon Niebuhr bemerkt, dass diese Hügel, welche voller versteinerter Muscheln und Korallen sind, ganz dasselbe Aussehen tragen, wie die an dieser Küste so häufigen Korallenriffe und Klippen. Nach seiner Ansicht hatten diese Hügel früher im Meere gestanden und das Meer sich an der Küste von Dschedda im Laufe der Jahrhunderte bedeutend zurückgezogen, was es jetzt auch allerdings noch thut, wenn auch in kaum merklichem Maasse. Falsch wäre es jedoch, anzunehmen, dass diese Korallenhügel im Laufe der Zeiten an Höhe zugenommen hätten, da ein Korallenhügel oder eine Korallenklippe nur durch vulkanische Kraft gehoben werden kann, denn das gewöhnliche, organische Wachsthum der Korallenbänke hört auf, wenn sie sich dem Niveau der Meeresfläche bis zu acht Fuss unter dem Ebbestand genähert haben, da die Korallen nicht höher bauen. Diese Korallenhügel müssen, als sie noch Klippen waren, genau dieselbe Höhe, wie heute, wo sie mitten im Lande liegen, gehabt haben. Da nun das Meer hier wohl viele Jahrtausende gebraucht hat, um sich von der Stelle dieser einstigen Klippen zurückzuziehen, so ist die vulkanische Erhebung, welche diese Korallenbänke zu

Korallenklippen gemacht hat, in die graue Vorzeit zu verlegen, wahrscheinlich in jene Zeit, als die vielen jetzt ausgebrannten Vulkane im Innern Arabiens noch thätig waren. Die Geschichte spricht nicht mehr von vulkanischen Erhebungen in Arabien. Wenn Niebuhr aus dem Zurückziehen des Meeres an dieser Küste den Schluss zieht, dass die antike Vorgängerin von Dschedda, sei sie nun Badeo Regia, Centus vicus oder Makoraba gewesen, nicht hier, sondern viel weiter im Innern gelegen haben müsse, so scheint er mir zu übertreiben; denn, wie gesagt, das Zurückziehen des Meeres geschieht langsam, ja sehr langsam, und die Bildung der Korallenhügel ist in vorhistorische Zeit zu verlegen, während Badeo regia schon in historischer existirte und selbst jene Hügel sind jetzt nicht weit vom Meere entfernt.

Was auch immer meine Ansicht über die Aechtheit oder Unächtheit des Grabes der Mutter Eva sein mochte, wie sehr ich auch innerlich über die hyperriesigen Proportionen ihres Leibes und über den rührenden Anachronismus lachen musste, dass sie, wie eine ächte Mohamedanerin, nach Mekka zu gerichtet liegt, so durfte ich doch äusserlich nur die grösste Andacht und Ehrfurcht an den Tag legen. Ich enthielt mich auch streng einer höhnischen Kritik, wie z. B. Burton sie angewandt haben will, als er zu dem ihn begleitenden jungen Mekkaner sagt: „Wenn unsre Urmutter, wie wir hier sehen, vom Kopf bis zum Unterleib dreihundert und von da bis zur Fusssohle zweihundert Fuss gemessen hat, dann muss sie wirklich wie eine Ente ausgesehen haben". Beiläufig gesagt, finde ich diesen Vergleich mit einer Ente zwar ori-

ginell, wenn auch respectlos, aber doch gar nicht richtig. Denn eine Ente (verzeihe mir diesen Vergleich, o Mutter Eva!) ist gewöhnlich eben so breit, als lang, und Mutter Eva war ja so elendiglich schmal, nämlich bei 500 Fuss Höhe nur 12 Fuss breit, so dass man sie eher mit einem Obelisken vergleichen könnte, wenn es einen Obelisken gäbe, der diese Höhe erreicht. Eva war hundert Fuss höher als die höchste Pyramide. Man setze vier Obelisken von Luksor aufeinander und man wird ungefähr einen Begriff von ihrer Höhe bekommen. Schön kann sie nicht gewesen sein und selbst die schlankeste ihrer schlanken Töchter wird sich keiner solchen Magerkeit erfreut haben, wie die Urmutter.

Endlich hatten wir uns mit dem Grabe der Aeltermutter hinlänglich beschäftigt und traten nun unsern Rückweg nach Dschedda an, wo wir nach fünfstündiger Abwesenheit wieder eintrafen, um alle unsre Vorbereitungen zu der uns morgen bevorstehenden Abreise nach Mekka zu treffen. Ich hatte zu diesem Zwecke drei Kameele gemiethet, deren eines mich, das zweite Ali und das dritte mein Gepäck tragen sollte. Die Aegypter wollten fast alle die Wallfahrt zu Fusse machen. Nur einige wenige von ihnen miethten kleine Eselchen. Am Abend ging ich noch mit Ali auf den Markt, um Provisionen einzukaufen, die ich in recht reichlicher Menge mitnehmen wollte, um bei Gelegenheit meinen Reisegefährten davon mittheilen und mir durch diese Spende Freunde machen zu können.

Wir gingen zuerst auf den Fischmarkt, der hier, wie in allen Hafenstädten des ganzen, fischreichen

rothen Meeres sehr interessant war. Ausser den schon oben bei el Imbu beschriebenen Fischarten, welche sich fast alle auch hier wieder vorfanden, sah ich noch einige andere, die mir bisher nicht vorgekommen waren: zum Beispiel zwei Macrelenarten, den Scomber Samsun, arabisch Abu Samsun genannt, einen silberfarbenen, fleckenlosen Fisch, und den seltsam gestalteten Scomber falcatus, auf arabisch Höckel genannt, welcher eine beinahe viereckige Gestalt hatte, so breit war er und so spitzig seine Seiten- und Schwanzflossen; er stellte ungefähr die Figur eines Parallelopipedon dar. Auch mehrere Arten von Mullus bemerkte ich auf diesem Fischmarkte, unter andern den Mullus auriflamma, auf arabisch Anbir genannt, welcher einen goldfarbenen Abglanz hat, und den sogenannten bärtigen Fisch, Mullus abudakn, dessen arabischer Name, Abu Dakn, der „Vater des Kinnbartes" bedeutet, und wohl desshalb gewählt wurde, weil dieser Fisch unterhalb des Kopfes einige längliche, hervorspringende Schuppen hat, die der Araber mit einem Barte zu vergleichen liebt. Auch der sonst nur im Nil vorkommende Silurus bajad, arabisch Abiad, d. h. der weisse Fisch, wurde mir hier genannt. Dieser Fisch, der zwar nicht weiss, sondern graulich gefärbt war, glich auffallend dem bei Marseille so häufigen Charderonnet wie ihn die Franzosen nennen, oder Distelfink, und ich glaube fest, dass es der letztere Fisch war, denn der eigentliche Abiad kommt, wie gesagt, nur im süssen Wasser vor, während der Distelfink, Silurus cornutus, ein Seefisch ist. Da aber die Araber des rothen Meeres letzteren nicht gut kennen, so nennen sie

ihn fälschlich Abiad. Nachdem ich von den Macrelen und Carangen, welche hier die beliebtesten und zugleich theuersten Fischgattungen waren, ein Paar Dutzend angekauft hatte, zog ich mich zurück. Mit den andern für einen europäischen Magen mitunter ganz unverdaulichen Fischarten, den Chaetodon, den Scabrus, den Perea, den Sciaena u. s. w., welche die Araber zuweilen auch essen, wollte ich keine Experimente machen. Nun besuchten wir noch den Buttermarkt, wo ich sowohl Sebda (süsse Butter), als Ssemen (gesalzene Butter) zu dem beispiellos wohlfeilen Preis von 5 Kreuzer das Pfund der ersteren und 8 Kreuzer der andern einkaufen liess. Dann vollendeten wir unsre Provisionen beim Metzger und Bäcker und endlich waren wir reisefertig.

Ich wusste freilich nicht, dass in diesem Lande alle Reisen nur in der Nacht gemacht werden, sonst hätte ich den Ankauf von Fischen auf den andern Tag verschoben. Da keiner meiner Reisegefährten mir darüber Aufschluss zu geben der Mühe werth gefunden hatte, so fand ich mich nun im Besitz einer Menge frischer Substanzen, die bei der Hitze leicht verdarben. Einige Fische gelang es mir freilich durch Einsalzen zu bewahren, die andern musste ich verschenken.

Neuntes Capitel.

Wallfahrt von Dschedda nach Mekka.

Das Lager der Pilger in Dschedda. — Karawanen. — Buntes Durcheinander der Hadschadsch. — Aufbruch. — Die nächtliche Wallfahrt. — Die Kameele. — Meine Reisegesellschaft. — Die Eselreiter. — Hassan ben Ssadak der Mekkaner. — Oede Ebene. — Aïn Rarhama. — Das Kaffeehaus des Türken. — Rohe Gesellschaft. — Unanständige Manieren. — Vegetation des Innern. — Bahra. — El Hadda. — Sonderbare Hütten. — Tagsquartier. — Ich mache Bekanntschaft mit einem Beduinen von Hadda. — Seine Gattinnen und ihre Behandlung. — Lächerlicher Aberglaube. — Empfehlung eines Absteigequartiers in Mekka. — Aufbruch von El Hadda. — Das Hedud el Haram. — Nächtliche Wanderung. — Anblick von Mekka. — Gruss der Pilger. — Ankunft in der heiligen Stadt.

Als ich am Abend des 25. Du el Kada 1276 (15. Juni 1860) vor die Thüre meiner Wohnung, der Kaffeebude trat, in welcher ich eben die so nöthige Siesta, als Stärkung für die bevorstehende nächtliche Wallfahrt gemacht hatte, bot sich meinen Blicken ein lebhaftes, buntes Bild voll der abwechselndsten Mannigfaltigkeit dar. Da lagerten auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, zwischen den zahlreichen

Schilfhütten und Reiserbuden und dem Labyrinth von Zelten einige tausend Hadschadsch (Pilger), Menschen von den verschiedensten Physiognomien, Hautfarben und Sprachen, von denen jeder, trotz der Abwesenheit seiner unterscheidenden Nationaltracht, denn fast alle trugen den gleichförmigen Ihram, dennoch seine Abstammung deutlich verrieth. Um sie herum standen, lagen oder knieten die Kameele, von malerisch zerlumpten, sonnverbrannten Beduinen begleitet, dazwischen kleine, flinke Eselchen, die den Augenblick der Abreise ungeduldig zu erwarten schienen, hie und da ein reichbeladenes Maulthier und zuweilen, wenn auch selten, irgend ein edles, arabisches Ross, vom reinsten Blute des Nedsched, dem Vaterlande der schönsten Pferde, mit dem feinen, zartgebauten Kopfe, mit dem schlanken, gelenkigen Körper, mit hoher, wallender Mähne, mit den dünnen, sehnigen Beinen und dem langen, dichtbehaarten Schweife. Einige dieser Pferde trugen die schönsten, goldgestickten, arabischen Sättel mit buntverzierten Zäumen und Steigbügeln und schienen nur den Beduinenchef, ihren Reiter zu erwarten, um im wahnsinnigen Galopp mit ihm davon zu fliegen.

Alle diese Hadschadsch sollten jedoch nicht heute die Reise mit uns antreten, denn viele zogen es vor noch einige Tage in Dschedda zu verweilen, wo sie bequemer, als in dem überfüllten Mekka, leben konnten. Es war nämlich noch frühe in der Pilgerjahreszeit; der neunte Tag des Monats Du el Hödscha, an welchem jeder Hadsch in Mekka und Arafa sein muss, lag noch vierzehn Tage fern, und auch ich hätte in

aller Musse noch eine Woche in der Stadt der Aeltermutter weilen können, wenn ich nicht vorgezogen hätte, dem Rathe und der Gesellschaft Schich Mustapha's zu folgen, der mir mit Recht vorgestellt hatte, dass es wünschenswerth sei, in Mekka früher, als die Mehrzahl der Pilger, namentlich vor Ankunft der beiden grossen Pilgerkarawanen aus Damaskus und Bagdad anzukommen, natürlich desshalb, um desto leichter in der heiligen Stadt ein Unterkommen zu finden, was immer zur Pilgerzeit seine Schwierigkeiten hat.

Die Karawane, welche am 25. Du el Hödscha (gewöhnlich Dulhidscha geschrieben) Dschedda verlassen und auch uns, nämlich meine Reisegefährten, die Aegypter und mich, mitnehmen sollte, bestand aus einigen fünfhundert Hadschadsch, von denen ungefähr hundert Kameele, einige hundertundfünfzig kleine Eselchen ritten und die übrigen per pedes apostolorum gingen: jedenfalls die frömmste, wenn auch in diesem heissen Klima eine beinahe aufreibende Art, die Pilgerfahrt zu machen. Diese Karawane war jedoch weit entfernt davon, eine regelmässig gebildete und geordnete zu sein. Sie hatte keinen Häuptling, ja sie besass eigentlich gar keinen Zusammenhang. Sie war, wenn man will, eigentlich gar keine rechte Karawane, wie solche sich im Orient oft für mehrmonatliche Reisen regelmässig zu organisiren pflegen, und deren Hauptzweck ist, durch Zusammenhalten der Reisenden sich gegenseitig Schutz zu gewähren, was besonders dann sehr nöthig wird, wenn man durch die Gebiete räuberischer Beduinenstämme kommt. Aber auf dem vielbesuchten Wege von

Dschedda nach der heiligen Stadt war in diesem Jahre alles sicher und die Abwesenheit der Gefahr machte auch die regelmässige Organisation einer Karawane unnöthig. So war unsre Karawane denn auch nichts, als ein unregelmässiger Zug von Reisenden, die in der grössten Unordnung marschirten oder ritten, die, da jeder nach seinem Belieben aufbrach und ausruhte, nur in grossen Zwischenräumen aufeinander folgten und sich oft auf den Längenraum einer deutschen Meile vertheilten, Hier kam eine Gruppe von Reitern auf Kameelen, von einem Pferde, einem halben Dutzend Eseln und etlichen dreissig Hadschadsch zu Fusse begleitet; dort eine andere, in deren Mitte zwei reichverzierte Kameele eine schöne, grosse, viereckige Sänfte mit abgerundetem Dache trugen, durch deren offenes Fenster man die seltsamen, gespensterartig verhüllten Gestalten von Frauen erblicken konnte, welche den Ihram trugen, der beim weiblichen Geschlecht besonders hässlich ist und nur aus einem kolossalen, vom Kopf herabhängenden, den ganzen Körper bauschig umhüllenden weissen Baumwolltuche und einem viereckigen Pflaster von gestärktem, dicken Baumwollstoff fürs Gesicht besteht; da wandelte zu Fuss ein Häuflein halbnackter Fanatiker, Derwische von irgend einem Orden, mit sehr schmutzigen und durchlöcherten Ihrams, welche ihre ungewaschenen Glieder deutlich gewahren liessen; hier folgte eine Anzahl triefäugiger Aegypter, demüthig auf kleinen Eselchen dahinreitend, welche im Orient so flinken Thiere muntern und lebhaften Ganges die schwerfälligen Kameele schnell überholten; dort wackelten langsam und ge-

messen einige zwanzig, von Hadschadsch gerittene Wüstenschiffe einher, nach ihrer beliebten Art mit den zwei Füssen auf einer Seite stets zugleich ansetzend, was ihren Höcker, auf welchem der Pilger sass, bald von vorn nach hinten, bald von hinten nach vorn schleuderte, und so den Reiter zwang, stets im Schweben begriffen zu sein und mit dem Vorderkörper, wie ein umgekehrter Pendel, unaufhörlich auf- und abzuschwingen, ich möchte fast sagen auf- und abzuläuten. Nicht umsonst hat man das Kameel das Schiff der Wüste genannt; denn, ausser so vielen andern Eigenschaften, welche diesen Vergleich rechtfertigen, besitzt es auch die, dass es stets, gleich einem Schiffe auf dem Meere, regelmässig auf- und niederschwebt und schwankt und dass es nebenbei seinem Reiter die allerschönste Seekrankheit bereiten kann. Zwischen dieser Masse von Pilgern ritt auch wohl hie und da irgend ein stolzer arabischer Häuptling einher, der kühn zu Pferde auf einem edlen, sich hochbäumenden Araberhengste des Nedsched sass und der in seinem schönen Costüm, denn er war kein Pilger und trug nicht den entsetzlichen Ihram, in seinem Costüm, bestehend aus der langen weissen Dschebba, der weiten, bunten Oeba, dem rothen, seidenen Kopftuch, von Kameelhaaren umwunden, mit seinen glänzenden, phantastisch geformten Waffen, die er im Ledergürtel um den Leib geschnallt trug, einen lebhaften Contrast gegen die einförmig gekleideten, waffenlosen Hadschadsch darbot.

Die Gruppe von Pilgern, zu welcher ich gehörte, bestand, so wollte es der Zufall, fast ganz aus den-

selben Leuten, welche die Seefahrt auf der „Mutter des Friedens“ von Kosseir bis nach Dschedda mit mir zusammen gemacht hatten, Es mochten unsrer etwa fünfzig sein, fast alle Aegypter, nur mich, den vermeintlichen Maghrebi, die zwei Türken und die beiden Kritzli oder Candianer ausgenommen. Von dieser Schaar sassen etwa zehn hoch zu Kameel, zwanzig auf Eselchen und die übrigen liefen auf ihren nackten Fusssohlen, denn nur wenige hatten in Dschedda, wo überhaupt Schuhwerk als der allergrösste Luxusartikel betrachtet und theuer verkauft wird, den sumptuösen Ankauf von Sandalen gemacht.

Schich Mustapha ritt als ächter Aegypter ein kleines Eselchen; seine drei Neffen gingen zu Fuss; Hassan Effendi hatte ein Kameel bestiegen, und der kugelrunde Haggi Omar, der zum Gehen wie zum Reiten viel zu faul war, sass in einer Sänfte, welche von zwei Kameelen, deren eines vorn, das andere hinten ging, auf einer Art von Doppeldeichsel getragen wurde. Sidi Mansur, Sidi Abd-Allah und Hamed Effendi hatten jeder ebenfalls ein Schiff der Wüste bestiegen. Mustapha Bei jedoch liess es sich nicht nehmen, in seiner vermeintlichen militärischen Eigenschaft ein Pferd zu reiten, welches, obgleich ein kläglich aussehendes, mageres und altes Thier, dennoch für diesen schlechten Reiter viel zu muthig war. Komisch war es anzusehen, wenn dieser elende Klepper, der gewöhnlich im langsamsten Schritte und viel langsamer, als die Kameele ging, plötzlich, von einem der schadenfrohen Neffen des Schich gereizt, ein wenig schneller lief, wie dann der unglückliche Mustapha Bei sich geberdete, als sei er in der

grössten Gefahr, dass sein Pferd mit ihm durchginge. Einmal, als der besonders schelmische älteste Neffe des Schich jener alten Mähre einen Stock in das Hintertheil gesteckt hatte und dieselbe in Folge davon ausstiess und ausschlug, da fing der Bei gar zu schreien und zu wimmern an und bat uns, ihm doch von dem kühnen Renner herunterzuhelfen, was wir auch thaten, worauf er dann den Rest der Reise zu Fusse ging und sich die drei Neffen des Schich im Reiten auf dem gefährlichen Thiere ablösten. Die beiden rohen ungeschlachten Türken waren ebenfalls wieder mit uns. Sie hatten zu zweien nur ein Kameel gemiethet und bildeten sich ein, dasselbe würde sie vereinigt tragen, worin sie sich jedoch irrten, denn sowie sie sich beide auf das knieende Kameel setzten (die Kameele knieen wenn sie beladen werden), war dieses nie zum Aufstehen zu bringen. Stieg der eine vom knieenden Kameel herab, so stand es jedoch gleich auf. Auf diese Weise waren sie genöthigt, sich im Reiten abzulösen. Die beiden Kritzli, die schon im Ihram lange nicht so stattlich, als in ihrem theatralischen Costüm aussahen, verloren noch mehr an Effect durch das Reiten auf zwei Eseln, welche sie zur Reise nach Mekka gemiethet hatten. Eselreiter werden überhaupt von den ächten Arabern sehr verachtet, und die Beduinen, die als Eigenthümer der Thiere, welche wir ritten, uns begleiteten, konnten sich nicht höhnisch genug über diejenigen unter uns aussprechen, welche das langöhrige Thier bestiegen hatten. Esel gab es nämlich früher in Dschedda nur sehr wenige. Erst seit einigen Jahren ist Freund Langohr daselbst heimisch geworden und

freut sich jetzt bei vielen Pilgern, namentlich
ɔgyptern, wie überhaupt allen friedlichen Bürgern,
ɔsser Beliebtheit. Der ächte Araber aber, der Be-
ıine, selbst viele Türken, kurz jeder, der einen
ıspruch darauf macht, ein Krieger zu sein, hegt
e grösste Verachtung für das friedliche Thier und
ine Reiter.

Diess waren ungefähr die Hauptpersonen unter
einer Reisegesellschaft. Einer andern muss ich
loch noch erwähnen, die für mich nicht ohne Wich-
ɣkeit werden sollte. Es war diess einer der beiden
ekkaner, welche von Kairo aus die Nilfahrt, dann
ɜ Wüstenreise und endlich die Seefahrt auf dem
then Meere mit uns gemacht hatten. Zum Glück
ıren wir denjenigen der beiden Mekkaner, welcher
sern guten dicken Haggi Omar bestohlen hatte, in
ıchedda los geworden. Dieser Biedermann mochte
s wohl nicht mehr für fette Milchkühe ansehen, er
tte genug aus uns herausgeschunden, nämlich
ine ganze Reise umsonst und auf unsre Kosten ge-
ıcht, und sehnte sich vielleicht jetzt nach andern
isegefährten, die noch nicht wussten, was es für
ı kostspieliges Glück sei, einen Sohn der heiligen
ıdt begleiten zu können. Der noch übrig geblie-
ne Mekkawi war zwar auch spitzbübisch und be-
ıgerisch genug, aber er war doch nicht geradezu
ı Dieb, wenigstens nicht im engern Sinne des
ɔrtes. Ich suchte mir ihn geneigt zu machen, was
r auch durch einige grössere und kleinere Ge-
ıenke und dadurch gelang, dass ich seine Kameel-
ethe von Dschedda nach Mekka bezahlte, so dass
fortfuhr, kostenfrei mit uns zu reisen. Diess that

ich in der Hoffnung, einmal durch ihn, der doch ein geborener Mekkaner war, weitere Auskunft und Aufschlüsse über die heilige Stadt zu erhalten, dann auch, damit er mir, einmal in Mekka angekommen, womöglich zur Erlangung eines andern Absteigequartiers, als in öffentlichen Wirthshäusern, die ich gern vermied, behilflich sei. Diese beiden Zwecke sollte ich denn auch, wenigstens theilweise, erreichen. Hassan Ben Ssadak, so hiess der Mekkawi, war zwar selbst, wie ich trotz seiner Prahlereien sehr bald entdeckte, keineswegs der Sohn wohlhabender Altern. Sein Vater Ssadak, den ich später in Mekka kennen lernte, war nichts anders, als einer jener vielen gelehrten Bettler, die ihre Kenntnisse des Korans dazu ausbeuten, um vom Almosen der übrigen gläubigen Welt, namentlich der Pilger zu leben. Aber Ssadak, obgleich nur ein Bettler, war dennoch von guter Familie oder „von grossem Hause", wie die Araber sagen und sein Sohn konnte mir seiner Familienverbindungen wegen nützlich werden.

Der Weg von Dschedda nach der heiligen Stadt mag ungefähr neun deutsche oder geographische Meilen (von 15 auf den Breitegrad) betragen. Da nun eine gewöhnliche Karawane volle zwei Stunden gebraucht, um eine deutsche Meile zurückzulegen, so mussten auch wir uns darauf gefasst machen, achtzehn Stunden hoch zu Kameel oder zu Esel zuzubringen. Diess in einer einzigen Tour zu machen, war für uns nicht gut möglich, obgleich es sehr viele Pilger zu thun pflegen, die aber dann gewöhnlich allein oder in kleineren Gruppen, deren Mitglieder sämmtlich flinke Eselchen reiten, und nicht in Be-

gleitung von langsamen Fussgängern oder von noch langsameren Wüstenschiffen karawanenartig vorrücken. Unser Ziel sollte desshalb für die heutige Nachtreise (die Nacht vom 15. auf 16. Juni) nur die Mittelstation zwischen Dschedda und Mekka bilden, welche den Namen Hadda führt und ungefähr halbwegs zwischen beiden Städten gelegen ist.

Um 7 Uhr Abends, grade als die letzten Strahlen des Abendrothes dem rothen Meere eine Farbe verliehen, welche seinen Namen, wenigstens für diesen Augenblick als gerechtfertigt erscheinen liess, verliessen wir Dschedda durch das stattliche Bab el Mekka, das Thor der heiligen Stadt, welches direct gegen Osten gelegen ist.

Da es die Nacht des 25. Du el Kada war, und alle arabischen Monate Mondmonate sind, so hatten wir das letzte Mondsviertel schon hinter uns und folglich erst einige Stunden nach Mitternacht den Mondsaufgang zu erwarten. Unsre nächtliche Reise vollendete sich desshalb fast ganz in der Dunkelheit, was allerdings ein grosser Uebelstand war, worüber ich mich jedoch mit der Aussicht tröstete, die Rückreise von Mekka nach Dschedda beim Vollmonde machen zu können, was mir zwar gelingen, aber doch keinen grossen Nutzen bieten sollte, denn der ungewisse Schein des Mondlichts mag zwar in einer Gegend, die man schon kennt, ein sehr willkommener Verdeutlicher und Beleuchter dessen sein, was unserm Auge schon vertraut ist, in einer Gegend aber, die man nie gesehen hat, bewirkt der Umstand, dass man sie zum ersten male beim Mondschein sieht, eine Menge Täuschungen, aus denen das beobach-

tende Auge nur schwer das wirkliche Bild herausfindet.

Die Reise bei Tage zu machen, daran war nicht zu denken, da in Arabien keine Karawanen bei Tage gehen und zwar der Kameele wegen, welche nur im Ruhezustande und nur bei Tage fressen, so dass bei ihnen Reisen und Nachtzeit, Ruhen und Tageszeit unzertrennlich sind, welche Zeiteintheilung denn auch die Menschen von ihren Hausthieren angenommen haben und die ihnen zur zweiten Natur geworden ist. So kam es, dass ich von der Gegend zwischen Dschedda und Mekka nur äusserst wenig sehen konnte. Ich kann diese Gegend desshalb nur höchst dürftig beschreiben und werde von ihr nur genau das sagen, was sich mir bei meiner höchst mangelhaften, nächtlichen Beobachtung als ein unzweifelhaftes Resultat herausgestellt hat, während ich alles vermeide, was nur durch Hörensagen zu bestätigen sein möchte.

Gleich hinter dem Thore von Mekka liegt ein wirres Durcheinander von Kaffeezelten und Buden, in deren Nähe sich gewöhnlich die Karawanen zu sammeln pflegen. Hier gruppirte sich auch die kleine Schaar, zu welcher ich gehörte und nach eingenommenen Kaffee (vielleicht zum zwanzigsten Male an diesem Tage) setzten wir uns langsam und gemessen in Bewegung. Ich hatte den Mekkawi, Hassan Sohn des Ssadak, welcher das von mir bezahlte Kameel ritt, neben mir und vor mir, oder richtiger gesagt, beinahe unter mir, das heisst fast zwischen den Füssen meines Kameeles Schich Mustapha auf seinem kleinen bescheidenen Eselchen.

Bald traten wir in eine wahre unzweifelhafte

Einöde, in der, so weit ich in der Dunkelheit unterscheiden konnte, nichts, gar nichts zu wachsen schien. Hier ruhte die Natur, in unermessliches Schweigen gehüllt, thatenlos und lebensarm, kein Laut eines Nachtvogels liess sich vernehmen, kein Abendschwärmer summte dahin, kein Leuchtkäfer fackelte durch die Nachtluft. Das einzige Leben in diesem nächtlichen, melancholischen Gemälde war das, welches die Pilger hineinbrachten. Aber auch diese Pilger waren weit entfernt davon, die Lebhaftigkeit zu bieten, welche eine gleich grosse Anzahl von Europäern zur Schau getragen hätte. Ernst und gravitätische Ruhe sind den Orientalen so zur zweiten Natur geworden, wenn sie nicht durch ihre Natur überhaupt schon unmittelbar bedingt sind, dass nur eine einzige Triebfeder und zwar auch wieder eine ernste Triebfeder, nämlich der religiöse Fanatismus im Stande ist, ihre Pulse zu beleben, ja sie zum grössten Enthusiasmus hinzureissen, in welchem sie dann auch geräuschvoll werden können, wie der bei jeder Gelegenheit ausgestossene Pilgerruf und der wahrhaft ohrenzerreissende Lärm, den die frommen Pilger wenn sie ihr Labik schreien hervorbringen, bezeugt.

Diese nächtliche Reise hatte trotz ihrer Monotonie, dennoch einen mächtigen fesselnden Reiz. Die äusseren Bilder, welche der Phantasie Nahrung verleihen konnten, waren zwar nur dürftig, aber gerade diese Dürftigkeit, begleitet von dem mystischen Halblichte, in dem die ganze Natur dalag, machte, dass die Einbildungskraft desto lebhafter webte und schuf, denn wo nichts vorhanden war, da konnte sie leicht sich das allerschönste schaffen. So bald in

süsse Träume gewiegt, während mein Körper auf dem wackeligen Rücken des Wüstenschiffes geschaukelt wurde; bald mit Hassan ben Ssadak im Gespräche über das heilige, dem Europäer unnahbare Reiseziel begriffen; bald auch wieder mich mit Schich Mustapha in eine religiöse Controverse oder einen mystisch-beschaulichen Dialog einlassend, vergingen mir schnell die ersten Stunden des Weges.

Nach dreistündigem Ritt, während dessen wir zwar unmerklich, aber doch immer gestiegen waren, langte unsre Karawane bei Aïn Rarhama an, wo sich wie der Name Aïn andeutet ein Brunnen befindet, dem zur Seite eine Kaffeebude erbaut ist. Auf dem Wege dahin waren wir durch ein felsiges Thal hindurchgekommen, dessen Felsen, die jedoch nur klein und unbedeutend schienen, die ersten waren, an denen ich in Arabien vorbeikam. Der Dunkelheit wegen sah ich sie so gut wie gar nicht.

In Aïn Rarhama rasteten wir einen Augenblick; dann ging es weiter und zwar hatten wir nun den ersten Hügel zu erklimmen, welcher zu dem Hochlande, auf dem die heilige Stadt liegt, die unterste Stufe bildet. Gegen elf Uhr gelangten wir nach Kawua el Turki, welches wie sein Name andeutet ein Kaffeehaus, von einem Türken gehalten, ist. Hier wurde ebenfalls wieder gerastet und zwar in aller Gemüthsruhe. Die Aegypter, von denen viele zu Fusse gingen, waren hungrig und durstig geworden, namentlich letzteres, denn die Hitze war ganz bedeutend, kein frischer Landwind wehte in dieser Nacht dem Meere zu, wie diess doch sonst des Nachts in Küstengegenden immer der Fall ist, während am Tage der See-

wind zu herrschen pflegt. Meine Reisegefährten erquickten sich durch Wasser und genossen ihr hartes, schwarzes Durrabrod, wozu ich ihnen einige eingesalzene Fische schenkte, was mir manchen zum Freunde machte. Den Schich, seine drei Neffen, Mustapha Bei, den Mekkawi und noch ein halbes Dutzend anderer tractirte ich mit Kaffee und schlürfte selbst dieses hier trefflich bereitete Getränk mit Wollust ein.

Der Mekkawi erzählte mir, dass diese Gegend früher sehr unsicher gewesen sei, namentlich durch die Assir beunruhigt, einen mächtigen Beduinenstamm, der zwischen Hedschas und Jemen wohnt und dem Sultan nur nominell unterworfen ist. Jetzt sei die Pilgerstrasse von Dschedda nach Mekka zwar so ziemlich sicher. Aber gerade diejenigen, welche zu ihrer Sicherheit in einer Beziehung beitrugen, nämlich die türkischen Soldaten, hätten ihrerseits wieder so viele Excesse verübt, dass diess für die Pilger und für die Araber, welche des Pilgerverkehrs wegen sich an dieser Strasse temporär niederzulassen pflegten, die unangenehmsten Folgen mit sich gebracht habe. So wäre früher an dieser Route eine viel grössere Menge von Kaffeebuden und Erfrischungszelten befindlich gewesen. Da aber die türkischen Soldaten die schlechte Gewohnheit hatten, in diese Zelte mit Gewalt einzudringen, sich durch Drohungen Lebensmittel und Kaffee zu verschaffen, nicht dafür zu zahlen, ja die Läden oft geradezu ausplünderten, und dem Wirth zuweilen nichts als sein Hemd übrig liessen, so hätten die meisten Kaffeewirthe das für sie wenig lucrative Geschäft aufgegeben und jetzt wäre nur noch mit der

grössten Schwierigkeit ein Araber dazu zu bewegen, auf der Strasse von Dschedda nach Mekka ein Kaffeehaus zu halten. Desshalb hätten sich auch in neuester Zeit einige Türken hier als Kaffeewirthe eingefunden, welche, da sie als zum herrschenden Stamme gehörend von den Soldaten des Grosssultans unangetastet gelassen würden, nun in grösster Sicherheit das im ganzen recht lucrative Geschäft eines Kaffeewirths auf der Pilgerstrasse ausüben könnten. Von einem solchen Türken, übrigens einem rohen ungeschlachten Kerle und dessen zwei Söhnen, wurde auch dieses Kawua el Turki gehalten. Die zwei Söhne dieses barbarischen Kaffeewirthes waren zwei höchst freche, unausstehliche Bürschchen, die sich durch ihre türkische Abkunft berechtigt fühlten, über alle Araber, namentlich über die sanfteren Aegypter mit den gemeinsten Schimpfwörtern loszuziehen, unter denen „Sohn eines Hundes" oder „Sohn eines gewissen Frauenzimmers", das mir der Anstand zu nennen verbietet, die gewöhnlichsten waren. Gegen städtische Araber waren sie nur ein wenig höflicher. Jedoch den Beduinen gegenüber, die weit entfernt von der Kriecherei der Aegypter sind und sich wenig gefallen lassen, trauten sie sich kaum den Mund aufzuthun. In der Stadt Mekka, wie überhaupt überall, wo ächte Araber in grosser Menge vorhanden sind und eine compacte, mehr oder weniger imposante Masse bilden, werden zwar die Türken und alles, was zu den Türken hält oder vor ihnen Ehrfurcht an den Tag legt, wie die Syrer und Aegypter, sehr gering geschätzt und dort dürfte sich wohl kein Türke erlauben, über einen Araber mit Schimpfwörtern loszuziehen, aber da, wo die Türken

sich zur Geltung zu bringen wissen, und das ist an einigen Stationen der Pilgerstrasse der Fall, in welchen oft türkische Garnisonen liegen, da ist ihr Müthchen ungekühlt und die armen Hadschadsch müssen viel darunter leiden.

Unsre beiden türkischen Mitreisenden liessen sich mit dem Kaffeewirth, seinen hoffnungsvollen Sprösslingen und einigen türkischen Soldaten, welche hier die Wache hatten, in ein trauliches Gespräch ein und wurden von diesen als Landsleute mit grosser Freundlichkeit behandelt. Ja bald sah ich, wie einer der beiden schimpflustigen Jünglinge eine grosse Schüssel voll Pilaff, das bekannte türkische Nationalgericht aus Reis, Butter und Hammelfleisch bestehend, herbeibrachte und mitten unter die türkische Gesellschaft setzte, welche sogleich in einem unmässigen Fressen begriffen war. Das unanständigste bei diesem Fressen war jedoch nicht die Gier, mit welcher sie den Reiss verschlangen, sondern das Nachspiel der Mahlzeit, welches ein wahres Concert von Rülpsereien genannt werden konnte. Ich wusste wohl, dass es bei den Türken für den höchsten guten Ton gilt, sich nach vollendeter Mahlzeit mit grossem Getöse zu rülpsen, aber ein solches Gerülpse, wie das, welches diese rohen ungeschlachten Türken, welche meist vom Lande aus Kleinasien stammten und noch nicht von constantinopolitanischer Feinheit und Cultur beleckt waren, anstimmten, ein solch' unanständiger Lärm war mir noch selten auf meinen Reisen vorgekommen.

Zum Glück dauerte diess jedoch nicht lange und unser baldiger Aufbruch raubte uns noch den Schlussact des hässlichen Schauspieles. Nach einem weiteren

Ritt von anderthalb Stunden gelangten wir nun nach el Bejadija, wo ebenfalls Kaffeezelte und ein Brunnen sind. Hier rasteten wir jedoch nicht, sondern setzten unsern Weg, der immer in die Höhe strebte, weiter fort, bis wir gegen vier Uhr Morgens einen kleinen Ort Namens Bahra erreichten. Inzwischen war der Mond aufgegangen und beleuchtete in stiller Pracht eine Gegend, welche sich von der um Dschedda im ganzen vortheilhaft unterschied. Zwar bot sie keine auffallenden, mächtigen Vegetationsformen, wie eine andere tropische Gegend, aber ihr fehlte doch nicht, wie dem Tieflande, jegliche Pflanzendecke. Hie und da wucherten am Wege Cassiagesträuche; einige Acanthus und Sesamarten boten den Kameelen ihr Futter, wenn sie hätten fressen wollen; hier breiteten sich einige phantastisch geblätterte Coloquinten auf dem Sandboden aus; dort erhob eine schlanke Acacia vera ihre zarten, federartigen Zweige; hie und da sah ich auch eine Art von Zuckerrohr emporragen, welche, wie ich mich durch das Pflücken eines Exemplars überzeugte, das Saccharum hirsutum oder haarige Zuckerrohr wegen seiner behaarten Aehre so genannt war, dem die Araber den Namen Bu Sfardi beilegen. Aber, wenn auch reicher, als das Land um Dschedda, so war diese Gegend dennoch arm, arm an Wasser und an allem, was dieses köstliche Element erzeugen kann, arm an einer frischen lebendigen, duftenden und früchtebringenden Vegetation.

Bahra war eine elende, kleine Ortschaft, welche nur aus etlichen dreissig Hütten bestand, die zum Theil aus einer Art von Filz, der aus Ziegen oder Kameel-

haar verfertigt schien, gebildet waren. Hier wurde ein kleiner Suk (Markt) abgehalten, auf welchem die Beduinen der benachbarten Berge, die Lahija, die Producte ihrer Weideplätze feilboten. Auch ein Dutzend Händler mit allerlei Esswaaren, worunter selbst Fleisch und eingesalzene Fische nicht fehlten, hatten sich hier temporär niedergelassen und boten ihre Artikel den Hadschadsch für das doppelte, ja dreifache an, was diese Dinge in Dschedda kosteten. Diese Esswaaren waren jedoch alle schlecht oder verdorben, zudem mit einem Geschmeiss von Ungeziefer bedeckt, welches durch die Lichter womit die Läden erleuchtet waren angelockt, die Nacht zum Tage zu machen schien. Sogar Fliegen schienen hier die Nachtruhe zu verschmähen und lagerten in Massen auf den Victualien, von denen nichts kaufen zu müssen ich meinem Schöpfer dankte.

In Bahra ruhten wir in einer Kaffeebude, kauften saure Milch ein, von der die Pilger in besonderer Quantität zu trinken und sich damit den Magen zu verderben pflegen, assen einige Datteln und zündeten ein Feuer an, was uns trotz der Jahreszeit sehr erwünscht vorkam. Denn je mehr wir uns von dem Tehama (Tieflande) entfernten, desto auffallender wurde die nächtliche Kühle, für welche wir jetzt ganz besonders empfindlich waren, einmal weil wir nackt, oder so gut wie nackt (denn der Ihram ist kein wärmendes Kleidungsstück) zu gehen gezwungen, dann weil wir durch die Hitze in der Küstenregion verwöhnt waren. Es war ein seltsamer Anblick, alle diese halbnackten, mehr oder weniger hinfälligen Gestalten um das Feuer herumhocken zu sehen.

Schön war dieser Anblick eben nicht. Einige Pilger waren am Leibe dichtbehaart und sahen aus, wie ebenso viele Orangutangs. Andere mit ihren schmächtigen Formen, ihrer schlaffen, gelben Haut hatten auffallende Aehnlichkeit mit Gespenstern. Der dicke Haggi Omar dagegen glich einem Silen, dem nur das Fass fehlte, um ganz in seiner Rolle zu bleiben.

Hier war auch ein Posten türkischen Militärs zur Sicherheit der Hadschroute garnisonirt. Die Soldaten beschäftigen sich jedoch wenig mit dem Schutz, welchen sie den Hadschadsch gewähren sollten. Ich bekam von ihnen keinen einzigen zu Gesicht, da sie des Nachts, zu welcher Zeit allein sie hätten wachen sollen, sämmtlich schliefen. Des Nachts also beschützen sie Pilger nicht. Am Tage aber, wann es gar keine Pilger hier giebt, da die Karawanen nur des Nachts gehen, da sollen diese braven Leute sehr emsig mit Beschützung der Hadschroute beschäftigt sein. Dennoch scheint der blose Umstand, dass diese Türken überhaupt hier vorhanden sind, die Räuber abzuschrecken, das heisst wohlverstanden nur die von der schlimmeren und gefährlicheren Art, welche ganze Karawanen anfallen, ausplündern und alles ermorden, nicht aber die gewöhnlichen kleineren Räuber, Diebe, Plünderer und Spitzbuben aller Art, welche nach wie vor ihr Wesen ungestört treiben können. Da sie aber nur hie und da eine Gruppe von Pilgern ausziehen, und nur wenigen frommen Hadschadsch den Weg zum Paradiese eröffnen, indem man monatlich selten von mehr als einem Dutzend Mordthaten hört, was doch gewiss sehr bescheiden ist, so lässt man sie ungeschoren.

Von Bahra war der Weg gen Osten hin eben und ziemlich leicht gangbar. Nach weiterem zweistündigen Ritt erreichten wir Hadda, die Mittelstation zwischen Dschedda und Mekka, und zwar grade zur Stunde des Sonnenaufgangs, welcher ein herrliches Schauspiel und mir doppelt willkommen war, denn er sollte mir ein Land offenbaren, das noch so wenige Europäer gesehen und das mir immer im Geiste als ein unerreichbares Fabelreich vorgeschwebt hatte. Sonderbarerweise war meine Neugier auf die Gegend zwischen Dschedda und Mekka fast noch mehr gespannt, als auf Mekka selbst, das zwar wenige, aber doch einige Europäer beschrieben, welche Reisende es jedoch unterlassen hatten, uns den Weg dahin zu schildern, so dass ich aus den Büchern zwar von Mekka vieles, von Hadda jedoch gar nichts wusste. Hadda nun sah ich vor mir und zwar beim hellen Tageslichte, nicht beim Sternenschimmer oder matten Glanz des letzten Mondviertels, wie ich die Gegend zwischen Dschedda und hier gesehen hatte. Ich kann jedoch nicht sagen, dass Hadda den Erwartungen entsprochen hätte, da ich mir von ihm, ich weiss selbst nicht warum, gemacht hatte.

El Hadda mochte etwa zweihundert Wohnungen zählen, wovon ein Dritttheil Bretterbuden, die übrigen Reisighütten und einige Zelte waren. Die Reisighütten hatten ein ganz eigenthümliches Ansehen. Sie bestanden aus sehr soliden Zweigen verschiedener Straucharten, welche korbartig in einander geflochten waren. Die Form dieser Hütten glich der der Biberzellen, und man hätte ohne grossen Aufwand von Phantasie diese Vierfüssler sich hierher

versetzt denken können. Die kuppelartig oben abgerundeten Hütten lagen in grösseren oder kleineren Gruppen dicht beisammen, was anzudeuten schien, dass ausserhalb der Pilgerzeit, wann diese Zellen ja nicht als Wirthshäuser dienen, die Mitglieder je einer Familie sich in einer solchen Gruppe abzusondern pflegten.

Von diesen Zellen und Hütten waren jedoch temporär die meisten als Kaffeebuden eingerichtet, welche hier die Stelle von Wirthshäusern als Herbergen vertraten und in deren einer wir nicht ohne Mühe und nur für schweres Geld ein Unterkommen fanden. Zum Glück jedoch fanden wir dieses Unterkommen und waren nicht, wie so viele andere arme Hadschadsch, genöthigt, in den Strassen der armseligen Hüttenstadt auf der nackten Erde unser Tagesquartier aufzuschlagen; denn in El Hadda, das war ausgemacht, musste der Tag zugebracht werden. Ich hatte zwar grosse Lust, gleich den Weg nach Mekka fortzusetzen, denn meine Ungeduld, die heilige Stadt zu erreichen, war gross; aber selbst, wenn ich einen Beduinen gefunden hätte, der mich bei Tage dahin hätte führen wollen, so würde ich es doch nicht haben annehmen können, denn ich wäre dann eben ganz von meiner Reisegesellschaft getrennt worden und vielleicht dann später auch getrennt geblieben, was ich sehr vermeiden musste. So tröstete ich mich mit der Aussicht auf den morgigen Tag und zog mich in das von uns gemiethete Kaffeezelt zurück, wo ich bald einem sechs bis siebenstündigen Schlummer in die Arme sank.

Als ich aufwachte, stand die Sonne schon gen

Westen, die erste Stunde des Nachmittags war bereits angebrochen, welche der Moslem das Dohor nennt und an dem jeder fromme Pilger seine vier Rikats beten muss, was ich denn auch that.

Nach vollzogener Andacht und darauf abgehaltener Mahlzeit, ging ich mit dem Mekkawi ein wenig in den Gassen von El Hadda auf und ab. El Hadda bot durch die Art und Weise, wie seine Hütten gebaut und wie sie gruppirt waren, ein so eigenthümliches Schauspiel dar, wie es mir noch nie auf meinen Reisen in drei Welttheilen vorgekommen war. Schön war dieses Schauspiel freilich nicht, aber originell und im höchsten Grade charakteristisch. Man hätte sich in ein Negerdorf mitten im Sudan versetzt glauben können. Diese kleinen Gruppen von riesigen Bienenkörben oder Biberzellen, wie man nun diese seltsamen kaum menschlichen Wohnungen nennen mochte, wurden jetzt von einem dichten Heere halbnackter Hadschadsch durchschwärmt, die wie Wilde aussahen und sich zum Theil wie Tolle geberdeten. Nur hie und da unter diesen schmutzigen Pilgern, von denen die meisten sich seit Rabörh, wo sie das Pilgergewand angelegt, nicht mehr rasirt, ordentlich gewaschen noch ihre Nägel geschnitten hatten, und die folglich von Schmutz, Ungeziefer und Lumpen starrten, sahen wir einen Menschen, der ein Kleidungsstück anhatte, welches diesen Namen verdiente, denn wie gesagt der Ihram kann kein Kleidungsstück genannt werden.

Ein Mensch, der ein Kleidungsstück anhatte, war in den Gassen von Hadda eine grosse Seltenheit. Dennoch begegneten wir einem solchen Phönix. Es

war diess ein Mann von einigen fünfzig Jahren von beduinenartiger, skeletthafter Magerkeit, mit einem spärlichen, grauwerdenden Barte, grossen funkelnden Augen, einer gebogenen Nase und einem im ganzen würdigen, wenn auch nicht gradezu gravitätischen Aussehen. Seine kleine, schmächtige, aber muskelkräftige Gestalt war in ein ziemlich reinliches weisses Costüm gehüllt. Schuhe besass er zwar nicht, denn diese sind im glücklichen Arabien ein Luxus, den sich nur Crösus und Genossen erlauben. Aber auf dem Haupte schaukelte er einen ziemlich reinlichen Turban. Dieser Mann, als der einzig Bekleidete, den ich in der ersten halben Stunde meines Ganges durch Hadda gesehen hatte, schien mir einiger Aufmerksamkeit würdig. Ich betrachtete ihn also und zu meinem Erstaunen begnügte er sich nicht damit, uns wieder zu betrachten, sondern ging gradezu auf uns los, redete uns mit einem höflichen Salam an und fiel dann meinem Begleiter, dem Mekkawi Hassan ben Ssadak, mit einer sehr theatralischen Pantomime um den Hals. Er war ein alter Bekannter des Jünglinges aus Mekka und stellte sich sehr erfreut, diesen hier wiedergefunden zu haben.

Mein Mekkawi stellte mir nur den Träger der Kleidungsstücke als einen gewissen Abd-ul-Asis vor, einen Mann von beduinischem Ursprung, der sich deutlich in seiner Physiognomie verrieth, vom Stamme der Haddeila, dessen Mitglieder fast die einzigen permanenten Bewohner von Hadda bilden und die dem Ort auch höchst wahrscheinlich den Namen gegeben haben, denn Hadda dürfte wohl von Haddeila abzuleiten sein. Abd-ul-Asis wohnte auch

fast beständig in Hadda, war also hier in seiner Heimath und trug jenen Stolz zur Schau, welchen der Araber immer in seinem heimathlichen Orte, sei dieser auch das elendeste Nest, dem Fremden gegenüber verräth. Abd-ul-Asis war im Besitz einer jener Gruppen von bienenkorbartigen Hütten, welche die Häuser von Hadda bilden. Er zog jetzt zur Pilgerzeit einen nicht geringen Gewinn aus der Vermiethung seiner elenden Wohnungen an die Hadschadsch und sein Gesicht zeigte die Zufriedenheit eines wohlgedeihenden Geschäftsmannes. Da er heute grade guter Laune, übrigens ziemlich gastfreundlich war, so lud er uns gnädigst ein, seine Hüttengruppe zu besuchen, was wir denn auch thaten.

Abd-ul-Asis besass einige acht solcher Hütten von Reisig geflochten. Er war somit ein sehr wohlhabender Mann, da die gewöhnlichen Haddaja (Bewohner von Hadda) nur sechs, oft nur fünf oder gar nur vier solcher Hütten ihr eigen nennen. Jede dieser Hütten hatte ihre eigne Bestimmung, eine diente als Küche, eine als Vorrathskammer, eine als Gastzimmer, eine als Schlafgemach, eine als Harem, kurz das Hauswesen meines neuen Bekannten war in der gewöhnlichen ruhigen Jahreszeit sehr regelmässig eingetheilt. Diese schöne Ordnung hatte aber jetzt zur Zeit der Pilgerfahrt einem wahren Chaos Platz gemacht. Von seinen acht Hütten hatte Abd-ul-Asis sechs den Hadschadsch eingeräumt, welche für diese elenden Räumlichkeiten Preise zahlen mussten, für die man in jeder arabischen Stadt ein schönes Haus miethen konnte. Hier waren die frommen Pilger enge, ja sehr enge zusammen gepackt; übrigens

wenn sie sich unbequem befanden, so hatten sie doch die Genugthuung, wenn es eine war, zu sehen, dass die Familie ihres Wirthes noch häringartiger zusammengequetscht worden war. Dessen vier legitime Gattinnen nämlich, sowie drei Negerinnen, die als Nebengattinnen figurirten, und ein ganzes Dutzend schmutziger, lärmender und stets schreiender Kinder waren sämmtlich in eine einzige Hütte verbannt worden, wo sie sich nicht zum besten befunden haben mögen.

Die Kinder freilich, mit Ausnahme von drei halberwachsenen Töchtern, liess man gewöhnlich im Freien herumlaufen, wo sie sich in vollständiger Uniform Adams ergingen; auch den Negerinnen gestattete man diess zuweilen; komisch war es jedoch anzusehen, wenn eine der vier legitimen Gattinnen es auch wagen wollte, sich aus dem Schmutz und Ungeziefer in der Hütte einen Augenblick herauszureissen, um etwas frische Luft zu schöpfen. Dann hätten meine Leser sehen sollen, mit welcher Flinkheit Abd-ul-Asis, mit einem grossmächtigen Knüttel bewaffnet, herbeisprang und seiner geliebten Ehehälfte eine gehörige Portion Prügel applicirte. Die Gattin weinte und schrie dann gewöhnlich, indem sie behauptete, sie habe nichts unrechtes gethan, sie sei weit entfernt davon, Liebschaften mit Pilgern anzufangen, und dergleichen Unschuldsbetheuerungen mehr, die jedoch wenig fruchteten, sondern den theuren Gatten immer mehr zur Handhabung des Knüttels bewogen.

Während der halben Stunde, welche ich in dem Gesellschaftszimmer von Abd-ul-Asis, d. h. in einer

leerstehenden Hütte zubrachte, sah ich, wie er zwei seiner Gattinnen mit Schlägen tractirte und ich zweifle nicht, dass alle vier nach der Reihe gleicher Aufmerksamkeiten von ihrem Eheherrn gewürdigt wurden. Diese Damen, welche ich bei dem Prügelprocess recht gut zu Gesicht bekommen konnte, denn ihr Schleier verzog sich oft, waren nach arabischen Begriffen vielleicht menschlich zu nennen, nach europäischen jedoch von abschreckender Hässlichkeit. Sie waren alle spindeldürr, wahre Knochengerippe, nur mit etwas gelblicher Haut überzogen, wie es denn überhaupt kaum ein magereres Geschlecht giebt, als die ächten Beduinen und Beduininnen. Dennoch standen diese Schönen im Verdacht, Liebschaften mit Pilgern anfangen zu wollen und, so sonderbar es auch klingen mag, so muss ich doch bemerken, dass dieser Verdacht vielleicht nicht ungegründet war. Ich selbst sah eine dieser gespensterhaften Schönen im Gespräch mit einem frommen Hadsch begriffen, und, da ein Muselmann nie mit dem andern Geschlecht in unschuldiger Absicht verkehrt, so schien mir die Sache ausgemacht. Wie aber konnte ein Pilger sich so weit versehen, einer solchen Vogelscheuche den Hof zu machen? Diess ist vielleicht nicht so schwer zu erklären, als man denken sollte. Die Hadschadsch, wenn sie den Ihram tragen, müssen bekanntlich allen Umgang mit der schönen Hälfte der Schöpfung streng vermeiden, was zu thun sie sich auch Mühe geben, wenigstens anfangs, was ihnen aber überaus schwer, ja zuletzt geradezu unmöglich wird, da Enthaltsamkeit dem Orientalen eine unerreichbare Tugend ist; die Folge nun von dieser eine Zeitlang ge-

übten gezwungenen Enthaltsamkeit ist zuletzt die, dass die verbotene Frucht für diese Männer desto mehr Reize gewinnt und dass, sollte der Apfel der Erkenntniss selbst faul oder sauer sein, er sie dennoch verführt und dass sie bei der ersten besten Gelegenheit mit Gier in denselben beissen. Ist ein Pilger sehr fromm, so gelingt es ihm zwar wohl zuweilen, sich zu beherrschen, so lange er den Ihram trägt. Aber einmal in Mekka angekommen, nachdem die Hadschadsch den ersten Umgang um die Kaaba gemacht und auf dem Gange nach Omra das Pilgerkleid abgelegt haben, dann lassen sie gewöhnlich alle den Zügel fahren, gehen mit jungen Wittwen oder Frauen temporäre Ehen ein, oder wenden sich an die zahlreichen, freieren jungen Damen, welche den Porticus der grossen Moschee bei Tage und bei Nacht umschwärmen. Daher die grosse Menge der Prostituirten in Mekka, welche alle gute Geschäfte machen, seien sie auch so mager und so hässlich, wie es die Gattinnen meines neuen Bekannten Abdul-Asis waren.

Von diesem Biedermann nahm ich nach einer halben Stunde, die ich in seiner bienenkorbartigen Hütte zugebracht hatte, Abschied. Als ich ihn während dieses Besuches einmal, wie diess die Art der meisten beobachtenden Reisenden ist, etwas genau ansah, schien ihm diess sehr zu missfallen und Hassan ben Ssadak erklärte mir im Weggehen den Grund dieser üblen Laune des Haddaja. Was werden sich wohl meine Leser denken, was dieser Grund gewesen sei? Kein Mensch wird ihn errathen. Er ist auch so lächerlich, dass ich kaum wage, ihn

aufzuzeichnen. Dennoch will ich es thun, selbst auf die Gefahr hin, für einen Aufschneider zu gelten. Abd-ul-Asis war desshalb böse darüber, dass ich ihn angeschaut hatte, weil er glaubte, ich suche auf seinem Haupte nach — Hörnern, womit ihn seine Gattinnen versehen hatten. Diess ist ein Aberglaube der Araber, welche glauben, dass solche Auswüchse auf dem Kopfe nicht nur moralisch, wie wir Europäer es ja auch annehmen, sondern sogar in Wirklichkeit, wenn auch nur wenigen, mit einem eignen wunderbaren Blick begabten Menschen sichtbar, vorhanden sind. Abd-ul-Asis schien auch mir das Privilegium dieses Cassandra-Blickes zuzutrauen und daher seine Verstimmung.

Während des Gesprächs mit dem Besitzer dieser vier Gattinnen war öfters von Mekka und von den dortigen Fremdenquartieren die Rede gewesen. Begreiflicherweise ist es in der Pilgerzeit sehr schwer in der heiligen Stadt ein Unterkommen zu finden, obgleich die Zahl der Fremdenwohnungen Legion ist, da alle Mekkawia (Mekkaner) Zimmer vermiethen. Aber die Zahl der Hadschadsch ist eben noch grösser. So kam es, dass ich in nicht geringer Verlegenheit war, wo ich in Mekka mein Haupt niederlegen sollte, denn Schich Mustapha konnte mir in dieser Beziehung nur sehr schlechten Rath ertheilen. Anders war es jedoch mit Hassan ben Ssadak und mit Abd-ul-Asis, der auch in Mekka bekannt war, welche beide natürlich mir die beste Auskunft über das Ziel meiner Wallfahrt geben konnten. Diese Biedermänner liessen es nicht an Rath fehlen, der mir freilich etwas

verdächtig war, denn die Spitzbuben suchten begreiflicherweise nur ihren eignen Vortheil bei den Empfehlungen, die sie mir gaben und machten. Aber was wollte ich thun? Dass jene selbst etwas dabei gewinnen würden, oder dass wenigstens Hassan ben Ssadak etwas dabei gewinnen sollte, wenn er mich in ein Absteigequartier in Mekka brächte, das dachte ich mir gar nicht anders und war auch ganz bereit, darauf einzugehen. Aber wenigstens lag mir daran, dass dieses Absteigequartier gut sein solle, desshalb fragte ich eigens nach einem recht vornehmen Hause und da wurde mir der Bescheid, dass in Mekka im Quartier der Solimanija ein gewisser Hamdan ben Hamidu wohne, welcher der Typus eines ächten Amphitryon genannt werden könne; bei ihm lebe man vortrefflich, nähre sich von den vorzüglichsten Gerichten des Orients; man zahle zwar auch theuer, aber das sei nichts für die Bequemlichkeiten und den Luxus, den man dort genösse; dort sei ein wahres Eden auf Erden, man bekomme Polster zu Betten, man habe ein wunderschönes Rauchzimmer, einen Divan, Teppiche auf dem Boden, den ganzen Tag Kaffee so viel man wolle, und wer weiss noch wie viele irdische Wonnen. Leider sei die Gesellschaft nicht immer sehr orthodox, es kehrten zuweilen Perser da ein, bekanntlich Schiiten und jedem strengen Maleki ein Greuel, auch sei ein trauriger Mangel an Maghrebia (Algierern, Tunisern und Marokkanern), das Haus liege eben in dem Stadtviertel der Solimanija, das heisst der Afghanen und Beludschen, wo auch allerlei Volk aus Vorderindien einzusprechen pflege, das nicht immer ganz ortho-

dox sei, Leute aus Kandahar, Kaschmir, Bokhara, Samarkand und ähnlichen Weltgegenden.

Man kann sich denken, dass mich die geringere Orthodoxie dieses Hauses wenig kümmerte und dass das bunte Völkergemisch, welches dort in Aussicht gestellt wurde, mir ganz besonders willkommen war. Vollkommen wurde ich aber für jenes Haus durch den Umstand eingenommen, dass daselbst keine Maghrebia, meine theuren Landsleute, einzukehren pflegten. So gestaltete sich denn mein Entschluss schnell zur Festigkeit, im Hause des Hamdan ben Hamidu in Mekka einzusprechen, mochte mein Aufenthalt dort auch kosten was er wolle. Denn ich war es einmal müde, immer wie ein halber Bettler mit den bettelarmen Aegyptern zusammen zu leben, das heisst mit ihnen zusammen zu wohnen und zu essen; denn auf ihren Umgang war ich weit entfernt zu verzichten, da dieser mir in mancher Beziehung nützlich sein konnte. Wenn nur das Haus des Hamdan ben Hamidu nicht ganz eine Räuberhöhle war? Ich muss gestehen, dass ich hiervor einige Angst hatte, da es mir von so schlechter Seite empfohlen war. Aber eine Empfehlung von besserer Seite war mir eben unerreichbar, da ich ja keinen andern Mekkawi, als den spitzbübischen Hassan ben Ssadak, kannte. Indess Hassan, wenn auch ein Spitzbube, war doch kein Räuber im schlimmsten Sinne des Wortes; so, dachte ich mir, wird es im schlimmsten Falle mit dem von ihm empfohlenen Hause auch sein, das heisst ich werde daselbst höchst wahrscheinlich tüchtig betrogen, aber doch nicht geradezu

ausgeplündert und nicht all' meiner Habe beraubt werden. Man wird unten sehen, dass ich mich hierin nicht täuschte und dass selbst der Betrug nur mässige Proportionen erreichte.

El Hadda ist, beiläufig gesagt, auf der östlichen Seite von Mekka der erste Ort, wo das Hedud el Haram, d. h. das heilige Gebiet, das Weichbild von Mekka, seinen Anfang nimmt. Hier muss jeder Pilger, der diess bis jetzt unterlassen hat, den Ihram, das heilige Pilgergewand anlegen. Ich hatte dasselbe, wie schon mehrmals bemerkt, bereits in Rabörh angezogen, so dass mir Hadda keine weiteren Pflichten, als die der Abhaltung besonders langer Gebete auferlegte.

Bis an die Grenze jenes Hedud el Haram, d. h. kurz vor Hadda, ist es noch Christen und andern Nichtmoslems gestattet, vorzudringen. Von hier nun führen zwei Wege ins Innere weiter; der eine nach Taif, einem arabischen Bergstädtchen, wo der Scheriff von Mekka einen seiner Paläste hat und einen grossen Theil des Jahres über residirt, welches auch noch von Ungläubigen besucht werden darf; der andere, für jeden, der nicht Mohamedaner ist, unbetretbar: der Weg nach Mekka, der unnahbaren heiligen Stadt.

Um sieben Uhr Abends war wieder alles zum Aufbruch bereit. Ich fand mich bei meinen Reisegefährten ein und begann nun mit ihnen das letzte Stück der Wallfahrt, den Weg durch das Hedud el Haram. Schich Mustapha glaubte mir etwas recht erbauliches zu sagen, indem er mir erzählte, dass es unmöglich sei, dass ein Christ das Hedud el Ha-

ram betrete, ohne gleich todt nieder zu fallen. Ich hätte ihn leicht von der Nichtigkeit dieser frommen Fabel überzeugen können, denn ich befand mich, seit ich das schreckliche, unnahbare Gebiet betreten hatte, um kein Haar schlechter, als vorher, und, wenn ich auch schwach und fast krank vor Erschöpfung, von den Strapatzen der Pilgerfahrt und namentlich durch das Tragen des entsetzlichen Ihram angegriffen war, so war ich doch noch weit entfernt davon, auf der Stelle todt nieder zu sinken. Aber natürlich hütete ich mich wohl vor der Tollkühnheit, mich als Kafir (Ungläubigen) zu verrathen.

Hier sei übrigens noch bemerkt, dass es zwei Umgränzungen für das berühmte Hedud el Haram giebt, eine äussere und eine innere, welche die Umgegend von Mekka gleichsam in ein Heiliges und ein Allerheiligstes theilen, dieses direct um die Stadt gelegen, jenes einen grösseren Umkreis beschreibend. El Hadda, welches ungefähr vier deutsche Meilen von Mekka entfernt liegt, ist der westliche Grenzpunkt dieses äusseren Hedud el Haram, welches man das „Heilige" nennen kann, während der Grenzpunkt des inneren Hedud el Haram, des „Allerheiligsten", erst zwei Meilen östlich von Hadda, bei einem Orte, welchen man Sebil Agha el Alem nennt, angetroffen wird.

Da es stockfinster war, so konnte ich von der Gegend und selbst von der Strasse so gut wie nichts sehen. Nur hie und da, jede halbe Meile ungefähr, kamen wir an eine Aneinanderreihung von Kaffeebuden, welche von türkischen Soldaten bewacht wurde. Es war ein sonderbarer Anblick, welchen

diese Kaffeebuden und namentlich die vor ihnen sitzenden Pilger bei dem spärlichen Licht der Oellämpchen, welche sie erhellten, darboten. Da wir von El Hadda an ziemlich hoch aufwärts gestiegen waren und die Nächte auf der Hochebene, welche wir jetzt erklommen hatten, sich trotz der Jahreszeit durch ihre Kühle empfindlich fühlbar machten, so kam es, dass viele der frommen Hadschadsch vor Kälte wie Espenlaub zitterten; denn der Ihram gestattet weder einen Mantel, noch andern Ueberwurf, und die meisten waren durch den Aufenthalt in dem heissen Küstenlande, wo man im Sommer fast beständig in Transpiration gebadet ist, für alle thermischen Einflüsse noch besonders empfindlich gemacht worden. Dazu wusste ich, dass fast die Hälfte der Pilger, wenn nicht mehr, bereits an Erkältungen, sei es der Brust, des Halses, oder was noch schlimmer des Unterleibs litten, so dass sie natürlich die verhältnissmässige Kühle in ihrem nackten oder halbnackten Zustande desto unangenehmer empfanden. Da sassen nun diese zitternden Jammergestalten und klapperten mit den Zähnen, mich lebhaft an die Hölle des Dante erinnernd, wo es ja auch eine kalte Region der Leiden und Qualen giebt. Ich selbst befand mich zwar nicht besser; auch ich litt schon seit einigen Tagen viel durch das letztere Uebel, aber ein Gedanke hielt mich aufrecht, der, morgen mit dem frühesten Hahnenschrei die Stadt zu betreten, welche erst zwölf Europäer seit sie existirt gesehen, dort meinen Pilgerstab hinzusetzen, wo vor mir noch so wenige den ihren hingetragen hatten. Diese frohe Hoffnung richtete mich auf, jedesmal, wenn mein

unbequemer, ja ungesunder Zustand mich einen Augenblick zu entmuthigen drohte.

Um elf Uhr Abends erreichten wir die Kubba des Marabuts Sebil Agha el Alem, wo ein grosser Heiliger, der den genannten Namen führt, in einer kleinen Capelle seine ewige Ruhestätte gefunden hat. Dieser Marabut war, wie mir der verschmitzte Mekkaner erzählte, aus einem sehr fernen Lande, dessen Name in mystisches Dunkel gehüllt zu sein scheint, denn Hassan konnte mir ihn nicht nennen, gebürtig, und hatte, da er, wie so viele durch übermässiges Fasten angegriffene Heilige, sehr hinfällig war und nur höchst kleine Tagereisen zurücklegen konnte, sein ganzes Leben dazu verwendet, um die Pilgerfahrt von seiner Heimath bis nach Mekka zurückzulegen, indem ihm sein geschwächter Zustand täglich nur eine oder zwei Stunden zu Fusse zu gehen gestattete und ein anderes Beförderungsmittel gegen sein Gelübde gewesen wäre. Wenn man auf eine so schneckenartige Weise reist, so kommt man zwar nur sehr langsam, aber im Laufe vieler Jahre dennoch entschieden vorwärts und so war Sebil Agha, der Gelehrte (el Alem), am Ende doch in der Nähe der heiligen Stadt angelangt, welche das Ziel seiner lebenslänglichen Wallfahrt bildete. Schon hatte Sebil das Hedud el Haram erreicht, schon sollte er in einigen Stunden am Ziel seiner langjährigen Wünsche ankommen, als es dem schnöden Schicksal gefiel, ihm hier den Lebensfaden abzuschneiden. Es ist wahr, seine grosse Frömmigkeit berechtigte ihn dazu, dass Allah seinetwegen eine Ausnahme machte und dass er noch im letzten Augenblicke seines

Lebens auf mystische Weise nach Mekka transportirt wurde und die sieben Umgänge um die Kaaba machte. Aber diess Wunder scheint doch nur seiner Seele gegolten zu haben. Sein Körper war und blieb hier, an der Gränze des Heiligthums, wurde hier begraben und gab dem Ort seinen Namen, welcher jetzt nach ihm Sebil Agha el Alem heisst.

An diesem Orte rasteten wir einige Stunden, deren erste ganz durch Andachtsübungen in Anspruch genommen wurde. Die meisten Pilger gaben vor, dass sie hier bereits Mekka sehen könnten, was nicht wahr, ja gar nicht möglich war, da man es selbst beim hellen Tage in Sebil Agha nicht sehen kann. Aber so sehr wirkte die fromme Einbildungskraft auf diese vom Fanatismus erhitzten Gemüther, dass sie in der Dunkelheit, welche uns undurchdringlich umgab, Mauern, Thürme und Moscheeen in der Ferne zu unterscheiden vermeinten. Dieser Wahn hatte die Folge, dass sie nun alle ihre Andacht gerade so verrichteten, als wenn sie schon wirklich im Angesicht der heiligen Stadt angekommen wären. Um keinen Verdacht zu erregen und nicht für lau im Glauben gehalten zu werden, musste ich natürlich nun auch die religiösen Ceremonieen, welche für den Pilger, der zum erstenmal die heilige Stadt erblickt, vorgeschrieben sind, mitmachen.

Da ich indess unmöglich alle frommen Gebräuche und Gebete, welche ich bei dieser Gelegenheit abmachen musste, wissen konnte, auch noch keinen Metuaf oder religiösen Lohnbedienten, wie es solche in Mekka in Hülle und Fülle giebt und deren Geschäft es ist, dem Pilger alles das vorzusagen, was er an

den heiligen Orten sagen und machen muss, besass, sondern mir erst in Mekka einen solchen verschaffen sollte, so bat ich meinen Reisegefährten Hassan ben Ssadak, den Mekkawi, unter Versprechung eines Trinkgeldes, er möchte einstweilen meinen Cicerone abgeben, was dieser denn auch, ohne sich viel bitten zu lassen, zu thun geruhte!

Ich musste damit anfangen, das Nachtgebet noch einmal herzusagen, wobei ich zweimal das Fatha und zwei andere beliebige Suren des Korans recitirte. Dann war es mir gestattet, vom Boden, auf dem ich in anbetender Stellung gelegen hatte, aufzustehen. Hassan ben Ssadak stellte sich nun vor mich in der Richtung nach Mekka, welches wir zwar nicht sahen, aber vermeintlich erblicken sollten, und sprach ein Gebet, welches ich ihm nachsagen musste. Dieses lautete ungefähr folgendermaassen:

„O Gott! Dort, dort liegt Dein Hort, Deine starke Veste; dort ist das Heiligthum, das Heiligthum der Heiligthümer! Wen dieses in sich aufnimmt, der ist des Paradieses gewiss. O Gott! schütze auch mich vor dem Brand des feurigen Pfuhls; rette mein Fleisch, mein Blut, meine Gebeine und meine Haut vor den ewigen Flammen! Ich flehe Dich darum an, bei Deiner Barmherzigkeit, O Gott! Du Allerbarmer! Du Allmächtiger! Es giebt keinen Gott neben Dir. Der Friede sei mit Mohamed, dem Propheten Gottes, mit seinen Kindern, seinem ganzen Geschlecht und seinen Freunden; der Friede sei mit uns, mit jedem einzelnen und mit allen gemeinschaftlich."

Hierauf mussten noch Lobsprüche hergesagt werden und dann noch ein persönliches, mehr für jeden einzelnen Pilger und seinen besondern Seelenzustand berechnetes Stossgebet, das jeder nach seinem Belieben variiren konnte. Da ich jedoch etwas langsam mit der Concipirung im Geiste dieses meines Stossgebetes zu Werke ging, was wohl davon herrührte, dass ich mich keineswegs in andächtiger Stimmung befand, so fragte mich Hassan ben Ssadak, ob er mir auch dieses vorbeten solle, indem er meinte, er würde es ganz für meinen besondern Seelenzustand geeignet verfassen. Da ich neugierig war, zu hören, was denn dieser spitzbübische Mekkaner mir für Gedanken zutrauen mochte, so liess ich ihn gewähren und nun sprach er folgendes Stossgebet, welches ich wiederholen musste:

„O Herr des dritten Himmels! Ich bin ein armer Maghrebi, aus dem Lande der Unwissenheit und Rohheit, der zu Dir kam, o Gott, in Dein gesegnetes, heiliges Land, wo die Weisen und Gelehrten wohnen, wo die frommen Kenner Deines göttlichen Wortes leben, um hier an der Quelle der ewigen Weisheit mich aus meinem umnachteten Zustande zu retten. O Gott! lass die Strahlen des göttlichen Lichtes auf mich niederfallen, damit ich dadurch erleuchtet werde und so fromm, gut und weise, wie ein Sohn Deiner heiligen Stadt sein möge. O Gott, segne Deine heilige Stadt, segne Mekka tausend und tausendmal. Segne auch mich, Deinen Knecht, meine Aeltern, die Du selig haben mögest. Lass sie des Paradieses theilhaftig werden. Amen."

Man sieht, Hassan besass eine tüchtige Portion

nationalen Hochmuths und traute mir eine Demüthigkeit und Erniedrigung meiner selbst zu, welche ich weit entfernt war, zu empfinden. Aber er war sich vielleicht dessen selbst nicht bewusst, wie viel lächerlichen nationalen Dünkel das mir vorgesprochene Gebet verrieth. Jeder Mekkaner ist nämlich so völlig von der Ueberlegenheit seiner Nationalität überzeugt, es ist ihm eine so ausgemachte, unzweifelhafte Sache, dass Niemand auf Erden einem Sohn der heiligen Stadt an Vortrefflichkeit gleichkommt, dass es ihm ganz zur zweiten Natur geworden ist, auf jeden, der nicht in Mekka geboren ist, als auf ein Wesen von unendlich niederer Art herabzusehen. Der elendeste Bettler, wenn er nur in Mekka geboren ist, hält sich für besser, als der vornehmste und gebildetste Mann eines andern Landes.

Alle Länder stehen jedoch nicht gleich tief in der Achtung des Mekkaners; unter ihm stehen sie freilich immer noch tief genug, aber zwischen den einzelnen fremden Gegenden scheint der Mekkaner Stufen anzunehmen. Wenn man sich eine Leiter der socialen und culturhistorischen Standpunkte, wie sie sich der Mekkaner denkt, vorstellen wollte, und derselben etliche hundert Stufen geben würde, so müsste auf die höchste dieser Stufen natürlich der Mekkaner selbst zu stehen kommen; dann würde zuerst eine grosse Leere folgen, denn nach ihm dürfte noch lange Niemand würdig erfunden werden, auf den Stufen der Leiter zu stehen; nur in grosser Entfernung müsste sein nächster Nachfolger gesucht werden; hundert Stufen unter ihm könnte der Madani (Bewohner von Medina, der andern heiligen Stadt)

seinen Platz finden; einige fünfzig Stufen unter diesem ebenfalls, jedoch in minderem Grade bevorzugten Wesen möchten dann die Beduinen, die nicht Wahabiten oder Ismaelier sind, und die andern orthodoxen Bewohner von Arabien, sowie die von Irak arabi, dem Lande um Bagdad, kommen; und erst tief unter letzteren die Aegypter und Syrer, weil diese ja nicht das arabische Blut rein bewahrt haben; am tiefsten aber die Maghrebia, meine vermeintlichen Landsleute, nur um weniges höher geachtet als die Neger, die, selbst wenn sie Moslems sind, dennoch immer nur als die allerniedrigsten Menschenkinder gedacht werden; ganz ausserhalb dieser Leiter würden aber die Türken zu stellen sein, die der Mekkaner als Barbaren, die kein arabisch sprechen können, hasst und verachtet. Hier ist jedoch bis jetzt nur von Rechtgläubigen, das heisst Sunniten, die Rede, solche, welche einer der vier orthodoxen Secten, Hanbeli, Schafei, Maleki oder Hanefi angehören; nur sie sind der Beachtung des hyperorthodoxen Mekkaners werth. Was jedoch die Schiiten aus Persien und andern östlichen Ländern, die Metuali aus Syrien, die Wahabiten aus Arabien, die Mesabiten aus Algerien, die Dscherbiten aus Tunis und andere Nichtsunniten betrifft, so gelten diese in den Augen eines Sohnes der heiligen Stadt für so schändliche Ketzer, für solch' gottverdammtes Höllenfutter, dass er sie gar nicht des Namens von Menschen würdigt und für sie, wenn er genöthigt ist von ihnen zu sprechen, keinen andern Ausdruck als Hunde, Söhne von Hunden, Schweine, Söhne von Schweinen, oder noch schlimmeres hat, mit welchen schönen Titeln dann

auch alle Christen und Juden reichlich beschenkt werden, die ein Mekkaner begreiflicherweise gar nicht für Geschöpfe Gottes ansieht.

Mein gutmüthiger alter Freund, Schich Mustapha, hatte mit grossem Wohlgefallen zugesehen, wie ich meine Andacht in der von dem Mekkawi vorgeschriebenen Art verrichtet hatte, und kam nun, nachdem das letzte Gebet abgeleiert war, auf mich zu, begann damit, mir Lobeserhebungen über meine grosse Frömmigkeit zu machen und schickte sich dann dazu an, mir eine von seinen beliebten, langweiligen Predigten, die sich in den abgedroschensten Gemeinplätzen zu bewegen pflegten, zu halten. Aber jetzt sollte dem alten Fanatiker eine Enttäuschung werden, auf die er nicht vorbereitet war. Bisher war derselbe von der sämmtlichen Reisegesellschaft wie eine hochverehrte, religiöse Persönlichkeit mit tiefem Respect behandelt worden; man hatte ihn, so oft es ihm zu predigen beliebte, stets gewähren lassen und seine langen Phrasen mit Andacht angehört; ja selbst der Mekkaner, der doch den Alten, als einen nach seiner Meinung tief unter ihm stehenden Menschen, als einen Aegypter, gewissermaassen als einen Barbaren, tief verachtete, hatte sich Miene gegeben, als liesse er den Schich als Prediger und Gewissensmahner gelten. Diese Comödie sollte jedoch jetzt ihr Ende erreichen. Jetzt, da wir im Gebiete seiner Vaterstadt angekommen waren, war dem Mekkaner der Kamm gewachsen und sein geistlicher Hochmuth sträubte sich dagegen, hier an der Schwelle des Heiligthumes einem verachteten Fremdling einen religiösen Charakter zuzu-

erkennen. Hassan ben Ssadak liess desshalb den Schich mit seiner Predigt gar nicht zum Worte kommen, sondern unterbrach ihn plötzlich und rief:

„O Du Esel! o Du eingebildeter Narr! was wagst Du es, hier, wo ein Sohn der heiligen Stadt gegenwärtig ist, der doch über den Islam viel besser Bescheid weiss und wissen muss, als Du, mit Deinen dummen Predigten herauszurücken. Was verstehst Du oder Deine Landsleute denn überhaupt von Religion? Halte Dein unverschämtes Maul oder benutze es vielmehr, um damit die Brosamen aufzulesen, die der Mekkaner vom Tische der Erkenntniss fallen lässt, an dem er allein Zutritt hat, während ihr andern elenden Unwissenden nur unter dem Tisch zu seinen Füssen sitzet."

So ging es noch eine Zeitlang fort. Schimpfwort folgte auf Schimpfwort, aber diese Schimpfwörter waren alle genau auf den Schich und seine Nationalität berechnet. Selbst in seinem Zorn hütete sich nämlich der Mekkaner, ein solches Schimpfwort zu gebrauchen, welches man nur auf Ketzer und Ungläubige anwendet. So vermied er strenge die Worte „Hund" und „Schwein", welche beide fast ausschliesslich für Schiiten, Christen und Juden gebräuchlich sind, während das Schimpfwort „Esel", welches nur Unwissenheit und Rohheit ausdrücken soll, jedermann, selbst dem frömmsten Moslem gegeben zu werden pflegt, ohne dass dieser sich darüber viel scandalisirt, denn dieses Schimpfwort bezeichnet keine Heterodoxie, wie die andern beiden Ausdrücke und nichts, nichts auf der Welt dünkt dem Moslem beleidigender, als ein Verdacht der Ketzerei.

Schich Mustapha liess alle diese Schimpfworte, welche über sein ehrwürdiges Haupt ausgegossen wurden, ruhig über sich ergehen. War es die nationale Feigheit des Aegypters, oder ein frömmerer Beweggrund, was ihn bestimmte, er erwiderte nichts auf die rohen Worte des Mekkaners, sondern seufzte nur und sprach, mit gen Himmel gerichteten Augen, still vor sich hin die Worte: „Möge Allah Dir Deine Rohheit verzeihen!“ Aber auch diese Worte sagte er erst dann, als der Mekkaner sich einen Augenblick umgewandt hatte und sie nicht hören konnte, sonst würde dieser mit einem neuen Mistkarren von Schimpfwörtern geantwortet haben. Meine Leser mögen aus diesem einen Beispiel, denen ich noch manche andere zur Seite stellen könnte, welche indess nur Wiederholungen sein würden, ersehen, dass die frommen Pilger auf der Hödsch keineswegs alle jene Langmuth und Friedfertigkeit zur Schau tragen, welche man bei religiösen Wallfahrten vielleicht voraussetzen möchte. Alle waren freilich nicht so schlimm, wie der Mekkawi; im Gegentheil muss ich den meisten das Zeugniss geben, dass sie ihre Gemüthsbewegungen etwas besser zu bemeistern suchten, als sie diess vielleicht im gewöhnlichen Leben gethan haben würden; aber unter der Menge gab es doch auch manche, die ihre üble Laune, welche die Unbequemlichkeit ihres Zustandes, oft auch Krankheit erzeugte, offen zur Schau trugen und ihren Mitpilgern dadurch unausstehlich wurden.

Ehe wir die Station von Sebil Agha el Alem verliessen, galt es noch, dem grossen Heiligen, welcher hier seine Grabcapelle hat, den Zoll unsrer Verehrung

darzubringen. Es gingen jedoch nur einige wenige von unsrer Reisegesellschaft zum Grabe des Marabuts, denn in der Nähe des dreimalheiligen Mekka werden untergeordnetere Heilige, die freilich sonst überall als Sterne erster Grösse gelten würden, nicht einer grossen Verehrung würdig gefunden. Der Mekkawi führte uns an die Grabcapelle, welche von Hadschadsch überfüllt war, wozu ihrer Kleinheit wegen keine grosse Zahl gehörte. An ihrer Schwelle waren wir diessmal der üblichen Ceremonie des Ablegens der Fussbekleidungen enthoben und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir gar keine anhatten; schon mit Betretung des Hedud el Haram hatten nämlich diejenigen von uns, welche überhaupt Sandalen, das einzige Schuhwerk, welches der Ihram gestattet, trugen, dieselben abgelegt und seitdem waren wir alle barfuss geblieben. Der Fussboden des heiligen Gebäudes war mit einer schönen, indischen Matte von Palmstroh bedeckt; einige Lampen hingen von der gewölbten Decke hinab und verbreiteten ein mystisches Halblicht; sonst war die Capelle im Innern durchaus schmucklos und enthielt nichts als das Grab des Heiligen, über welchem ein grosses schwerfälliges Bett, nach Art europäischer Parade- und Prachtbetten aufgerichtet war. In diesem Bette, so liebt es sich die Phantasie der frommen Moslems auszumalen, schläft der Heilige seinen langen Schlummer bis zum Auferstehungstage. Seine Gebeine ruhen freilich unter dem Bette in einem steinernen Grabe, aber ihn selbst denkt man sich als im Bette anwesend. Das Prachtbett des Sebil Agha el Alem war mit seidenen Decken von grüner, der heiligen

Farbe bedeckt; an der Stelle, wo man sich das Haupt ruhend dachte, lag ein schwerer, dicker Turban von einem kostbaren Kaschmirshawle gebildet, das Geschenk irgend eines reichen Pilgers; und an den vier Bettpfosten, welche fast bis zur Decke der Capelle in die Höhe ragten und den Betthimmel trugen, waren vier kleine, dreieckige Fähnchen, ebenfalls von grüner Seide, befestigt. Natürlich mussten wir hier weitere Gebete hersagen, um unsre Verehrung für den lebenslänglichen Mekkapilger, der hier begraben lag, zur Schau zu tragen.

Endlich war auch diese Ceremonie abgethan und wir begaben uns nun nach unserm Absteigequartier im Kaffeehause zurück, um uns zu unsern Reisegefährten zu schaaren, in deren Gesellschaft wir dann von Sebil Agha el Alem gen Mekka aufbrachen. Der Weg, welchen wir noch zurückzulegen hatten, mochte etwa zwei deutsche Meilen betragen. Wir waren mit Absicht so lange in Sebil Agha el Alem, d. h. drei Stunden, geblieben, um Mekka gerade mit Tagesanbruch, oder nur wenig später, zu erreichen.

Um zwei Uhr Morgens also, am 27. Du el Kada, sollten wir dieses letzte, wichtigste Stück unsrer Pilgerfahrt zurückzulegen beginnen. Unser Aufbruch erfolgte unter lautem und anhaltenden Ausstossen des Pilgerrufes „Labik“. Labik, so rief unsre ganze Karawane; Labik, so tönte es von allen Felsen, Bergen und Hügeln zurück; Labik, so antworteten uns die Pilger hinter und vor uns; es war ein enthusiastisches, ja fanatisches Wetteifern und

Sichüberbieten aller Kehlen, welche am lautesten den geheiligten Ruf „Labik“ ausstossen könnten.

Als der Mond aufging und die bisherige vollkommne Dunkelheit mit seiner am Ende des letzten Viertels sehr zusammengeschrumpften Sichel matt erhellte, da konnte ich erst die Gegend, in welcher wir uns befanden, einigermaassen gewahren. Halb Wüste, halb Hochebene mit Steppencharakter, so bot sich diese Gegend unsern Blicken dar. Hie und da kamen wir durch eine kleine Wildniss von niederem Gesträuch gebildet; hie und da auch erblickten wir in nächster Nähe einen einsamen Baum schwermüthig in die Höhe ragen; Felsen und Sand wechselten auf dem Boden, den wir betraten, ab; zuweilen führten uns unsre Pfade durch eine steinige Schlucht, deren Wände uns senkrecht überragten; dann kam wieder ein Stück Ebene oder auch ein Thal mit dem Bett eines ausgetrockneten, nur im Winter Wasser führenden Giessbaches in seinem tiefsten Grunde; manchmal auch wieder ritten wir durch eine Gegend, welche mir wie ein unzweifelhaftes Stück Wüste vorkam, in der nichts, nichts zu wachsen schien, ausser die trockene Mariendistel, deren Blüthen jedoch schon längst verwelkt waren. In der Ferne offenbarte uns der undeutliche Mondesschimmer gebirgige Massen, rechts die Granitberge von Taif, links die Gebirgskette, durch welche der Weg nach Medina führt. Fast immer strebte unser Weg in die Höhe und die Morgenluft wehte uns frischer und immer frischer an.

So ritten wir ungefähr drittehalb Stunden in dem Halblicht dahin, als plötzlich ein zarter, rosiger

Schein am östlichen Himmel sichtbar wurde. Es war das Sahôr, die erste Tagesdämmerung, jene Zeit, welche, nach dem Dafürhalten der Molems, nicht mehr Nacht und noch nicht Tag ist, jener Zeitabschnitt, in dem man noch nicht im Stande sein soll, einen weissen Faden von einem schwarzen zu unterscheiden und in dem man im Ramadan noch essen darf. Dieses matte, rosige Licht, das doch noch keine eigentliche Morgenröthe, sondern nur ein Vorläufer derselben war, dauerte vielleicht nur eine Minute. Aber diese Minute genügte uns, um auf seinem zarten, mattgefärbten Hintergrunde eine graue Masse mit undeutlichen Umrissen sich abzeichnen zu sehen. Beim Anblick dieser grauen Masse, die beim ersten Gewahren fast mehr wie eine Aneinanderreihung von Felsen, als wie ein Häusermeer aussah, brach auf einmal ein fürchterlicher, unaussprechlicher Jubel aus allen Kehlen los. iEn tausendfaches „Labik" begrüsste die Erscheinung, welche nichts anderes war, als Mekka, Mekka, die neunmalheilige Stadt, Mekka, die freudige Sehnsucht aller Muselmanen, Mekka, in dem jeder Stein heilig ist, Mekka, in dem die Kaaba liegt, die Kaaba, das Heiligste auf Erden, die Kaaba, das Heiligthum der Heiligthümer, die Fusstapfen des Propheten, die Wiege des Islam, die feste Burg Gottes auf Erden! Wie einst die Kreuzfahrer, welche Tasso feierte, Jerusalem begrüssten:

Da mille voci unanimamente
Gerusalemme salutar si sente,

so begrüssten auch diese Hadschadsch einstimmig und eintönig und zugleich doch tausendstimmig und

tausendtönig ihr Jerusalem, das Jerusalem des Islam, die heilige Stadt Mekka, welche für den Islam eine fast noch höhere Bedeutung hat, als Jerusalem für die Christenwelt. Da war keiner, keiner, der nicht sein „Labik" mit der vollen Kraft seiner Lungenflügel ausstiess. Die kräftigen und gesunden schrieen es in donnernden, brausenden Tönen, die kranken und hinfälligen selbst riefen es mit krampfhafter Anstrengung, ihr letztes bischen Athem in diesem heiligen Moment aufbietend. Ein Enthusiasmus, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen hatte, gab sich kund. Viele Pilger fielen auf den Boden nieder, entweder in knieender Stellung und streckten die Arme sehnsüchtig nach der schwarzen Häusermasse aus, oder sie warfen sich in voller Adoration auf die Erde hin und bedeckten den Wüstensand mit brünstigen Küssen. Die meisten weinten. Viele schluchzten und seufzten in lauten, gellenden Tönen. Kurz, alle gaben ihre tiefe Rührung, ihren mächtigen Enthusiasmus auf jede nur denkbare Art zu erkennen, nur nicht auf die Art, wie Europäer, wenn sie eine Freude mächtig beseelt, dieselbe oft kundzugeben pflegen, nämlich durch gegenseitige Umarmungen; eine solche Art, seinen Enthusiasmus zu bekunden, ist dem Moslem völlig fremd. In einem so heiligen Augenblick, wie der ist, wenn er zum ersten Male Mekka erblickt, pflegt der Muselmann die ganze Welt um sich her und folglich auch seine Mitmenschen zu vergessen und denkt nur an den Ewigen, Unsichtbaren und sein sichtbares Heiligthum, das vor ihm steht.

Mit der im Tropenklima gewöhnlichen Schnellig-

keit verschwand das Sahör in einer Minute, dann kam das Fedscher, die eigentliche Morgendämmerung. Die Gegend erhellte sich immer mehr und mehr und endlich sahen wir Mekka deutlich vor uns liegen. Ich suchte den Enthusiasmus, der auch mich angesteckt, welcher aber einen ganz andern Grund hatte, als der Enthusiasmus der Muselmänner, einigermaassen zu bewältigen, um meine Sinne und meinen Geist ganz der Beobachtung der vor mir liegenden Stadt zu widmen, jener Stadt, die schon seit Jahren den Gegenstand meiner heissesten Sehnsucht gebildet hatte und die ich nun endlich, nach Ueberwindung von nicht geringen Schwierigkeiten und Strapatzen vor mir sah. Was hatte ich mir nicht alles, diese Stadt betreffend, vorgestellt! denn, obgleich Burton mich ausdrücklich darauf vorbereitet hatte, dass der Anblick von Mekka nicht jenen Erwartungen entspräche, welche sich die meisten Menschen davon machten, so hatte ich doch nicht meine Phantasie bis zu der Nüchternheit hinabzustimmen vermocht, in Mekka nichts, als eine Stadt, wie eine andere, erblicken zu wollen und erblicken zu können. Nein! Mekka musste etwas anderes, durfte keine Stadt, wie eine andere menschliche Stadt sein. Darin hatte ich mich nun freilich nicht geirrt, denn Mekka, die religiöse Hauptstadt des Mohamedanismus, steht in vielen Beziehungen ganz allein in der Welt, einzig in ihrer Art da und kann mit keiner andern Stadt verglichen werden. Aber unsre Phantasie spielt uns oft den schlimmen Streich, dass wir uns unter etwas ungewöhnlichem auch gerne etwas ungewöhnlich grossartiges, unge-

wöhnlich schönes vorstellen. Darin nun sollte ich eine Enttäuschung erfahren, denn Mekka offenbarte sich mir, wie ich es nun klarer aus dem Unbestimmten hervortreten und endlich sich zu einem deutlichen Bild gestalten sah, weder schön, noch grossartig. Die grosse Moschee mit ihren sieben Minarets, mit den zahllosen Kuppeln ihrer Säulengänge und dem hoch aus der Mitte des Tempelraums aufragenden Hause der Kaaba sollte freilich, so viel man wenigstens von aussen von ihr zu erblicken vermochte, einen lohnenden Anblick gewähren. Aber diess war auch alles. Sonst zeigte sich Mekka keineswegs imposant.

Die gänzliche Abwesenheit der Ringmauern, welche mit ihren Zinnen und Wachtthürmen andern orientalischen Städten oft ein so höchst stattliches, imposantes Ansehen verleihen, trägt wohl mit die Hauptschuld daran, dass Mekka von aussen sich so wenig grossartig darbietet, viel weniger grossartig, als z. B. das zinnengekrönte, mauerumringte, thurmumragte Jerusalem, welches doch, im Innern und als Stadt, mit Mekka gar nicht wetteifern kann. Die einzigen Bauten, welche hier von gemachten Versuchen zeugen, der Stadt für die fehlenden Mauern einen Ersatz zu bieten, sind Wachtthürme, an Seite der vier Haupteingänge von Mekka, welche Eingänge man nicht Thore nennen kann, errichtet, sowie die im Osten auf einem Hügelvorsprung gelegene Kassba, die Citadelle von Mekka ein zwar grosses, aber bereits etwas ruinenartiges, mittelalterliches Castell.

Auch die nächste Umgebung von Mekka ist nicht

grossartig. Die Stadt liegt nämlich in einem schmalen, einem vertrockneten Flussbett gleichenden Thal, das man den Wadi Mekka (eigentlich Fluss von Mekka, obgleich kein Fluss dieses Namens existirt) nennt. Niedere Höhen, die sich von vier- bis zu siebenhundert Fuss über der Ebene erheben, umgrenzen dieses längliche Hochthal. Kein Baum, kaum ein Strauch, und nur hie und da spärliche Gemüsepflanzungen, verbreiten ihr Grün über den Wüstenboden, welcher die heilige Stadt umgiebt. Hier, in dieser flussarmen, vegetationslosen Thalebene wäre es gewiss keinem Menschen eingefallen, eine Stadt anzulegen, keinem Menschen, den nicht der religiöse Fanatismus leitete, welcher ja Schaaren von Menschen in Wüsten, Schluchten und Gräber führen kann und der sich oft da am üppigsten entwickelt, wo die Natur schweigt und so der Phantasie zum Schaffen ihrer eignen launigen Gebilde freien Spielraum lässt. Mekka musste, das wurde mir beim Anblick seiner Umgebung hier plötzlich klar, irgend einem asketischen Einsiedler, wahrscheinlich irgend einem vormohamedanischen und vorchristlichen Anachoreten sein ursprüngliches Dasein verdankt haben. Wie viel Unsinn auch die Fabel über das hohe Alterthum Mekka's berichten mag wie unbestimmt und unklar sich auch die Geschichte über seinen Ursprung zeigt, so kann doch jedem, der mit dem Orient und seiner Vergangenheit vertraut ist, der Anfang dieser Stadt nur auf diese Weise erklärlich scheinen. Der Brunnen Semsem mit seinem ziemlich bittern, keineswegs sehr gesunden Wasser, der gewöhnlich als das anziehende Centrum genannt wird, welches Volks-

schaaren hier um sich versammelte und sie bewog, eine Stadt zu gründen, wird wohl kaum die Hauptursache gewesen sein, warum sich Araber hier niederliessen, denn selbst die Araber lieben gutes und wohlschmeckendes Wasser, besseres, als es dieser heilige Brunnen bietet; nein, der Grund, warum sie sich hier ansiedelten, darf nur im religiösen Fanatismus gesucht werden. Einem der Welt und ihren Annehmlichkeiten entsagenden Eremiten mag das bittre Wasser des Semsem genügt haben; ein solcher erbaute bei diesem Brunnen der Wüste seine Zelle und der Ruf seiner Heiligkeit zog dann allmählig zahlreiche Verehrer hierher, die sich um des Heiligen willen und seinem genügsamen, nüchternen, weltentsagenden Beispiel folgend, gleichfalls mit dem schwerverdaulichen Semsemwasser begnügten, diesem Wasser eine wunderthätige Heiligkeit zuschrieben, einen Tempel neben der Quelle, aus der es floss, errichteten, welcher dann mit der Zeit, durch glückliche Umstände begünstigt, das Nationalheiligthum eines ganzen grossen Volkes werden sollte. So muss Mekka entstanden sein. Wann es entstand, in welchem Jahrhundert, ja in welchem Jahrtausend, das wissen wir eben so wenig, als den Namen dessen, der es gründete. Was die Fabel darüber sagt, was die Geschichte unbestimmtes berichtet, ich möchte fast sagen, was sie darüber fabelt, davon wird unten ausführlich die Rede sein. Aber, wie es in der Jurisprudenz ein natürliches Recht neben dem Gewohnheitsrecht und den Gesetzen giebt, so kann es neben der Tradition und der durch Documente beglaubigten Geschichte auch

eine natürliche Intuition der Geschichte eines Ortes geben, eine Intuition, welche sich dem in Beobachtung der culturhistorischen Bedingungen geübten Blicke von selbst aufdrängt, wenn er die natürlichen Bedingungen eines Ortes richtig erwägt und aus ihnen das herausfindet, was die Geschichte des Ortes gewesen sein muss, mag nun die Fabel und die aufgezeichnete Geschichte, die ja oft auch nichts anderes ist, als Fabel, diese Annahme bestätigen oder nicht. Freilich lässt sich eine solche Geschichte, welche ich die natürliche oder naturwahrscheinliche nennen möchte, nur im Skelett aufstellen, auch darf sie keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit machen, da sie den oft alle Bedingungen umstossenden Zufall natürlich nicht berechnen kann.

In solche Betrachtungen vertieft, war ich endlich bei dem Haupteingang von Mekka, im Westen der Stadt, angekommen, um welchen herum sich ein Lager von Beduinen, meist vom Stamme der Harb, hinstreckte, welches für eine Vorstadt von Mekka gelten kann und den Namen el Dscharual führt. Am westlichen Ende dieser Vorstadt liegen zwei runde Wachtthürme, welche vom Scheriff Rhaleb (oder Ghaleb) zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut wurden, um die aller Mauern entbehrende Stadt gegen die Ueberfälle der fanatischen Wahabia zu schützen. Am östlichen Ende dieser Vorstadt betraten wir dann die Hara el Bab, d. h. die Strasse des Thores, welcher Name darauf hinzudeuten scheint, dass Mekka auf dieser Seite einst ein Thor besessen habe, von dem jetzt selbst die letzten Spuren, welche

noch Burckhardt zu Anfang dieses Jahrhunderts sah, verschwunden sind.

Hier sah ich die ersten eigentlichen Stadthäuser von Mekka, meist ansehnliche, zwei- bis dreistöckige, mit Terrassen gedeckte und mit Fenstern nach europäischer Art, d. h. mit grossen und luftigen Fenstern, versehene Steingebäude. Die Hara el Bab durchschreitend, welche sich anfangs von Nordwest nach Südost, dann direct von West nach Ost und zuletzt von Südwest nach Nordost wendet, kamen wir zuerst an einem stattlichen Hause, welches einst ein Palast des genannten Scheriff Rhaleb war, dann am Quartier von Omra und zuletzt an den öffentlichen Bädern vorbei, und gelangten darauf durch eine lange, winklige, vielgewundene Strasse, Ssaka el Hammanat oder die Bäderstrasse genannt, die sich von Südwest nach Nordost zieht, in die Quartiere es Suika und Schamija. Am Ende desselben, nahm uns eine schöne, weite Strasse, El Emsa genannt, auf, in welcher wir uns nach Süden wenden mussten, um die Moschee zu erreichen.

Noch einige siebzig Schritte und wir standen an einem der Hauptthore der grossen Moschee, an dem Thor des Friedens oder des Grusses, arabisch Bab ess Ssalam genannt, welches uns nun unter seine schönen Arkaden aufnehmen sollte, denn der erste Besuch des in Mekka ankommenden Pilgers muss immer der Moschee und dem Tempel der Kaaba gelten. Ehe wir also daran denken durften, uns ein Quartier auszusuchen, ehe wir unser Gepäck in Sicherheit bringen, ehe wir das geringste geniessen, oder unsre müden Glieder von den Strapatzen der

nächtlichen Reise etwas ausruhen durften, mussten wir in das Heiligthum eindringen, und damit anfangen, sehr ermüdende und langweilige Andachtsübungen abzuhalten. Wir stiegen also hier von unsern Kameelen ab und schickten uns an, der Pflicht jedes frommen Hadsch gerecht zu werden, welche ihm auferlegt, gleich bei seiner Ankunft in der heiligen Stadt den siebenmaligen Umgang um die Kaaba zu machen, ehe er an irgend etwas anderes denken, oder irgend etwas anderes vornehmen darf.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Curzon, Robert jun., Besuche in den Klöstern der Levante (Reise durch Aegypten, Palästina, Albanien und die Halbinsel Athos). Nach der dritten Auflage deutsch von Dr. N. N. W. Meisner. Mit 12 Tafeln Abbildungen und zwei Musikbeilagen. Neue wohlfeile mit einem Register vermehrte Ausgabe. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fellows, Charles, Tagebuch auf einer Reise in Kleinasien im Jahre 1838 und Bericht über seine Entdeckungen in Lykien auf einer zweiten Reise im Jahre 1840. Deutsch von Dr. Julius Theodor Zenker. Mit 63 Kupfertafeln und 3 Karten. gr. 8. geh. 10 Thlr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Zweite mit Zusätzen vermehrte Ausgabe. 3 Thle in einem Bande. 16. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Layard, A. H., Niniveh und Babylon. Nebst Beschreibung seiner Reisen in Armenien, Kurdistan und der Wüste. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Mit dem Bildniss des Verfassers, vielen Illustrationen und zwei Karten. gr. 8. geh. 6 Thlr.

— — Niniveh und seine Ueberreste. Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier. Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. 2. wohlf. Ausg. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen, einer Karte und einem Nachtrage von Prof. Dr. G. Seyffarth, über die ägyptischen Alterthümer in Nimrud und das Jahr der Zerstörung Ninivehs. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tornauw, Nicolaus von, kaiserl. russ. wirkl. Staatsrath, Oberprocurator des dirigirenden Senats etc. etc., das moslemische Recht. Aus den Quellen dargestellt. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vaux, W. S. W., M, A., Assistent in der Abtheilung der Alterthümer am britischen Museum, Niniveh und Persopolis. Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen in diesen Ländern. Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Neue wohlfeile Ausgabe. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Meine

Wallfahrt nach Mekka.

Reise

in

der Küstengegend und im Innern von Hedschas

von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Leipzig 1865.

Dyk'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Zehntes Capitel.

Mekka.

Erster Besuch der Moschee.

Menschengedränge am Thor des Grusses. — Die Metuafin oder religiösen Lohnbedienten. — Die Begleiter auf dem Umgang um das heilige Haus der Kaaba. — Ein seltsames altes Männchen. — Unverschämtheit der Ciceroni. — Eine Erkennungsscene. — Hassan ben Ssadak und sein Vater. — Ich erwähle mir einen Metuaf. — Meine ägyptischen Reisegefährten. — Hassans Abschied und Verabredung mit demselben. — Ssadak ben Hanifa. — Eintritt in die Moschee. — Mangel eines architektonischen Ganzen. — Der Hof der Moschee. — Der Porticus. — Mannichfaltige Säulenformen. — Antikes Kunstmaterial. — Saracenische Architektur. — Erbauung der Mesdschid el Haram. — Der Arcadenstyl. — Zahl der Säulen. — Inschriften und Figuren. — Eine mühsam erlangte und wenig kostbare Inschriftscopie. — Die Kuppeln des Porticus. — Die sieben Minarete der Moschee. — Das Gebetesausrufen auf den sieben Thürmen.

Hassan ben Ssadak, welcher bisher keinen Augenblick von meiner Seite gewichen war, war auch zu gleicher Zeit, wie ich und Ali schon im Quartier el Dscharual von seinem Kameele gestiegen, und hatte mit uns beiden den Weg zu Fuss durch die Strassen seiner Vaterstadt gemacht, während unsre

Satteltiere bei den Harbbeduinen, denen sie gehörten, blieben und nur das mit Gepäck beladene Kameel uns bis in die Nähe des Tempels folgte. Gross war die Verwirrung und der Menschenandrang, welche selbst in dieser frühen Stunde vor der Moschee herrschten. Ausser den zahlreichen Pilgern, welche ihr Gepäck und zum Theil ihre Thiere hier vor der Moschee, theils auf einem freien Platz, an dem nordöstlich gelegenen Thore des Grusses, theils in den weiten Räumen der Strasse el Emsa gelassen hatten, waren am Thore des Grusses auch noch einige hundert Mekkawia (Mekkaner) zusammengeströmt, von denen die meisten Metuafin waren.

Der Metuaf (Singular von Metuafin) bildet eine ausschliesslich mekkanische Specialität. Er ist eine Art von geistlichem Cicerone, ein religiöser Lohnbediente, welcher ein Geschäft daraus macht, die Pilger für Geld an die heiligen Orte zu führen und der ihnen bei jeder Stelle, die sie pflichtschuldigst besuchen müssen, das sagt und zuweilen auch vormacht, was sie nun an religiösen Handlungen zu vollziehen haben. Das Wort „Tuaf" bedeutet den siebenmaligen Umgang um die Kaaba, die erste Ceremonie, welche jeder Pilger gleich bei seiner Ankunft in Mekka zu begehen hat; das Wort „Metuaf" ist das Practicipium eines von dieser Wurzel „Tuaf" gebildeten activen oder transitiven Zeitworts (die zweite Form der arabischen Conjugation) und heisst wörtlich übersetzt: „derjenige, welcher einen andern den Tuaf (Umgang um die Kaaba) machen lässt oder vollbringen macht." Der Metuaf also ist das unvermeidliche Vadamecum desjenigen, welcher den Tuaf

machen will. Doch übt er sein Amt, als religiöser Lohnbediente, nicht nur beim Tuaf selbst, sondern auch bei allen andern vorgeschriebenen Ceremonien, welche der Pilger durchzumachen hat, aus; da jedoch der Tuaf die erste und eine der wichtigsten dieser Ceremonien ist, so führt er von ihm seinen Namen. Aber nicht nur beim Tuaf, beim Sai (einer andern Ceremonie), beim Omra, bei der Wallfahrt nach dem heiligen Berge Arafa ist der Metuaf der unzertrennliche Begleiter des Pilgers, er klammert sich auch gewöhnlich im bürgerlichen Leben des Reisenden wie Kletten an diesen an, er zeigt ihm die Merkwürdigkeiten von Mekka, er führt ihn in Kaffeehäuser und Barbierstuben, er macht den Mäkler für ihn in Kaufläden, er verschafft ihm eine Wohnung, begleitet ihn in's Bad, ja er vereinigt nicht selten eine andere Specialität mit seinem vielberufenen Handwerk, eine Specialität, welche mit seinem religiösen Stande sehr im Widerspruche steht, diejenige nämlich dass er — den Kuppler spielt und dem Pilger nicht selten zu einer Gefährtin seiner Pilgerfahrt, zu einer temporären Gattin verhilft, welche dem Hadsch die Langeweile seiner frommen Beschäftigung versüssen hilft.

Unter der Schaar dieser am Thor aufgestellten religiösen Lohnbedienten, welche ich nun mit Genauigkeit musterte, um mir einen von ihnen zu meinem Begleiter auszuwählen, befand sich auch ein spündeldürres, kleines Männchen von greisenhaftem Aussehen und hinfälliger Gestalt, ein wandelndes Knochengerippe mit etwas pergamentartiger gelblicher Haut überzogen, dessen strohfarbene Wangen ein spärlicher, dünner, weisser Bart schlecht bedeckte

und dessen kleine, schwarze Aeuglein im Hintergrunde zweier tiefer Höhlen mit unheimlichem Feuer dämonisch funkelten. Das kleine Männchen war in bescheidene Lumpentracht gehüllt. Es besass zu wenig Körperkraft, um die andern Metuafin, seine kräftigeren und glücklicheren Collegen, hinwegdrängen und sich selbst in den Vordergrund arbeiten zu können und so schien ihm wenig Hoffnung zu blühen, irgend einen frommen Hadsch zu seiner fetten Milchkuh zu machen. Bescheiden lauerte es im Hintergrunde und sah wehmüthig zu, wie die andern Metuafin nun in dichten Schaaren die Hadschadsch umdrängten, ja gewissermassen über sie herfielen und sich diesen wehrlosen Geschöpfen als Cicerone aufdrangen, ja aufzwangen.

Aber diessmal war es vom Schicksal vorausberechnet, dass es dem alten Männchen nicht schlimmer, ja vielleicht besser, gehen sollte, als seinen unverschämteren Gewerbsgenossen. Denn nicht nur meine Blicke hatten den Greis entdeckt, sondern auch die eines andern und dieser andere war mein Reisegefährte, Hassan ben Ssadak. Kaum bekam Hassan den alten hinfälligen Metuaf zu Gesicht, als er plötzlich mit kräftigen Armen und Fäusten die unverschämte Menge zertheilte, rechts und links um sich hieb, sich einen Weg zu dem Greise bahnte und diesem mit kindlicher Zärtlichkeit um den Hals fiel. Dann entspann sich zwischen beiden ein lebhaftes Gespräch, wobei der Greis ein feuriges Geberdenspiel entwickelte, das ich im bei seiner Hinfälligkeit kaum zugetraut hatte. Diese beiden schienen sich viel mitzutheilen zu haben. Sie machten es aber in

grosser Schnelligkeit ab; denn kaum waren wenige Minuten vergangen, so zertheilte Hassan ben Ssadak, und zwar diessmal mit den ebenbegrüsstèn Alten an der Hand, auf's neue die Menge der Metuafin, von denen mich eben einige dreissig dicht umdrängten, um mich herum schrieen und, wenn das Geschrei nichts half, um meine Aufmerksamkeit auf jeden einzelnen zu lenken, mich beim Ihram zupften und zogen und durch vieles Zerren an diesem schlechtverhüllenden Gewande mich beinahe nackt ausgekleidet hätten, alles um sich um die Ehre zu reissen, mich in der Moschee herumführen zu können. Diese Biedermänner hatten mich offenbar bereits als ein schon gefangenes Wild betrachtet, als eine Beute, um welche sie nur noch zu loosen haben würden, um zu entscheiden, wem von ihnen die vollständige Ausbeutung meiner Person und meines Geldbeutels zufallen sollte. Aber ein andrer war ihnen zuvorgekommen und sie sollten unangenehm enttäuscht werden.

Mein Reisegefährte hatte trotz dieses Gedränges der Zudringlichen dennoch keine Mühe, sie zu zerstreuen, denn kaum sahen sie, dass er mit dem alten Männchen an der Hand auf mich zukam, als sie sich alle von mir zurückzogen, denn sie mussten nun wohl wissen, dass ich meinen Mann gefunden hatte.

Jetzt stellte mir Hassan ben Ssadak den Alten vor und zwar als seinen Vater, Ssadak ben Hanifa, das heisst Ssadak (der Gerechte), Sohn der Hanifa, welche letztere, wie ihr Enkel nicht ohne Stolz erzählte, eine Dame von ganz besonderer Heiligkeit

gewesen war. Jetzt war Hanifa verstorben, nachdem sie beinahe hundert Jahre zur Erbauung der sündigen Menschheit einen höchst exemplarischen Lebenswandel geführt hatte. Aber ihre Tugenden waren nicht verloren gegangen. Dieselben hatte Ssadak geerbt, der kleine hinfällige Greis, der jetzt vor mir stand und sich mir als Metuaf anbot, in welcher Eigenschaft ich ihn auch gelten liess.

Ssadak begrüsste mich wie einen alten Bekannten, mit einer Freundlichkeit, welche vielleicht das Interesse zum Motiv hatte, die mir aber doch wohlthat, denn ich fühlte mich unter dem Schwarm dieser Lohnbedienten und Pilger, von denen ich nur die wenigsten einigermassen kannte, eigentlich recht einsam und trostlos. Meine ägyptischen Reisegefährten waren nämlich fast alle in dem undurchdringlichen Gewühl und Gedränge der Pilger vor dem „Thor des Friedens" von meiner Seite gedrängt worden, nur einer war geblieben, nämlich der dicke Haggi Omar, der zwar keines Metuafs bedurfte, denn er hatte die Pilgerfahrt schon mehrmals gemacht, der aber doch sich nun entschloss, von dem meinigen mitzuprofitiren und mich auf dem ganzen Umgang begleitete.

Vor dem Eintritt in die Moschee hatte ich noch eine lächerliche Erörterung wegen meines Negers Ali. Denselben wollte, ja musste ich unterdessen am Thore zur Bewachung meines Gepäck zurücklassen, da ich nur so verhindern konnte, dass dasselbe nicht gestohlen wurde. Ali fand diess jedoch sehr ungerecht von mir, da jeder Ankömmling in Mekka

gleich den Tuaf machen müsste. Aber trotzdem musste er seine Andacht auf später aufschieben.

Hassan nahm nun schnell von seinem Vater Ssadak Abschied, versprach jedoch uns nach zwei oder drei Stunden wieder in der grossen Hauptstrasse von Mekka, el Emsa, im Kaffeehause eines gewissen Omar el Homsi aufzusuchen, um mich von da nach beendeter Andacht in mein Absteigequartier, bei dem vielgerühmten Hamdan ben Hamidu, zu führen.

Wir traten nun in das Innere der Moschee ein, in die erste Moschee des Islam, in die weltberühmte Mesdschid el Haram, in deren Namen allein sich das Wort Mesdschid, von dem das spanische Mesquita, das französiche Mosquée und auch unser deutsches „Moschee" ursprünglich abstammen, noch erhalten hat, während es sonst in allen andern Moscheenamen, als veraltet, längst verschwunden ist und dem üblichen Dschema (eigentlich Versammlung) Platz gemacht hat. Uebrigens kennen heutigen Tages auch selbst in Mekka nur noch die Gelehrten das Wort Mesdschid, alle andern nennen die grosse Moschee schlechthin el Haram (das Heiligthum) oder ganz einfach el Dschema, d. h. die Moschee katexochen.

Manche Moslems hatten mir den Eindruck, welchen diese Moschee auf den, der sie zum erstenmal sieht, hervorzubringen pflegt, als einen wahrhaft überwältigenden geschildert. Aller Uebertreibung, die in ihren Schilderungen liegen mochte, Rechnung tragend, hatte ich mir doch immer etwas grossartiges unter diesen vornehmsten Heiligthume des Islam vorgestellt. Auch darin sollte ich enttäuscht werden,

wie ich beim Anblick von Mekka enttäuscht worden war; denn die Moschee entspricht eigentlich gar nicht dem Begriffe dessen, was wir uns unter einem Gebäude von tempelartigen Formen und gottesdienstlicher Bedeutung vorstellen. Sie ist eigentlich, wenn man will, gar keine Moschee, wenigstens im architektonischen Sinne dieses Wortes, wie andere Tempel des Islam, wie z. B. die Sulimanija oder die Bajasidija (von der ursprünglich-christlichen Aja Sophia gar nicht zu reden) in Constantinopel oder wie die Dschema Jaja in Damascus und die Dschema Omar in Jerusalem, von denen jede einen in seinen künstlerischen Formen zu einem harmonischen Ganzen gestalteten Centralbau bildet. Die Moschee von Mekka kann man zwar auch ein Ganzes nennen, aber dieses Ganze wird erst durch den sie umgebenden Porticus geschaffen, welcher den freien Raum, in dem die verschiedenen Heiligthümer und Wallfahrtsorte zerstreut liegen, umgränzt. Auf den ersten Blick sieht man die vollständige Abwesenheit eines Planes. Die ganze Moschee ist ein Werk des Zufalls und ein Erzeugniss der verschiedensten Jahrhunderte und der Launen muselmännischer Fürsten, welche einzelne Theile bauen liessen. Nichts ist ursprünglich in ihr, als ihr Centrum, die Kaaba, das Gebetshaus des Islam, alles andere sind nur Accesorien. So unterscheidet sich also die Mesdschid el Haram auf's auffallendste von allen andern religiösen Gebäuden der Welt, welche fast ausnahmslos nach einem Plane und als ein Ganzes entstanden, während die Mekkamoschee planlos sich gleichsam von selbst gestaltete und erst durch den Zufall zu einem Ganzen ward.

Der grösste Raum der sogenannten Moschee von Mekka wird von einem grossen viereckigen, nach oben völlig offenen Hofe von ungefähr siebenhundert Fuss Länge und nicht ganz fünfhundert Fuss Breite, eingenommen, in welchem die zehn oder zwölf Heiligthümer des Islam befindlich sind, welche neben der Kaaba die Centralpunkte des Islam bilden und zu denen alle Pilger wallfahrten müssen. Der Hof gewinnt erst durch den auf allen vier Seiten umgebenden Porticus eine Form und ein zusammenhängendes Ganze. Dieser Porticus ist zwar kein grosses Kunstwerk; so vermisst man an ihm beinahe jeden Geschmack in den Anordnungen der Einzelheiten; er ist ein Werk des Zufalls, wie alles in dieser Moschee ein Werk des Zufalls scheint; aber dennoch ist er im Stande einem architektonischen Forscher, namentlich einem Archäologen, einen grossen Genuss zu gewähren, so alterthümlich und seltsam, launisch und phantastisch, wie wohl kaum ein Bauwerk auf Erden, offenbart er sich dem forschenden Auge. In seiner Unordnung selbst, in seinem architektonischen Chaos liegt etwas poetisches. Ja ich möchte fast den etwas paradox scheinenden Satz aufstellen, dass gerade diese Unordnung reizender ist, als die steife Regelmässigkeit einer künstlerisch geordneten Säulenhalle.

An den vielen Säulen dieses Porticus lässt sich eine ganze Geschichte der Architektur ablesen. Sie sind von der grössten Mannichfaltigkeit in ihren Formen, ihrem Material und der Art ihrer Aufstellung. Einzelne korinthische Capitäler, aus der schönsten Zeit des hellenischen Kunstgeschmackes, mit ihren feinen zarten Acanthusblätterformen zeigen sich

neben den feingewundenen jonischen Widderhörnern, denen zur Seite, freilich in viel grösserer Anzahl, die phantastisch gebildeten byzantinischen oder die zwar im ganzen plumpen und unförmigen, aber, trotz alledem, doch nicht eines gewissen Reizes ermangelnden saracenischen Formen der Säulenhäupter sich darbieten. Wie so viele Tempel des Islam, namentlich die ältesten, die in einer Zeit entstanden, als die Araber noch keine selbstständige Architektur besassen, so wurde auch dieser aus all' dem verlorenen Material, welches der griechische Götterdienst oder der byzantinische Cultus an den Küstenpunkten oder in angränzenden Strichen (z. B. in der Arabia patraea) aufgehäuft hatten, ohne Wahl zusammengewürfelt und man bediente sich, wenn man der Säulen überhaupt bedurfte, der ersten besten, welche man in den Ruinen der Heidentempel fand oder in den Kirchen unterjochter Völker raubte.

Der arabische Architekt nahm im culturhistorischen Kindheitsalter seines Volkes auf nichts Rücksicht, als auf das Bedürfniss des Augenblicks. Ein Glück war es jedoch für das von ihm zu errichtende Gebäude, dass in einzelnen Theilen seines Vaterlandes, oder wenigstens an den Gränzen desselben, Colonien der Kunstvölker des Alterthums bestanden hatten, deren durch den Islam zerstörte Werke nun ein Material von hohem künstlerischen Gehalte lieferten, wie es manchen andern Nationen in ihren Kunstanfängen gänzlich abging. Diess antike Material bildete freilich nicht den Haupttheil der Elemente des Gebäudes, aber es diente doch als Modell für das zu ergänzende. So entstand die sogenannte saracenische

Architektur, indem der Baumeister sich bestrebte, das antike Kunstmaterial zum Theil nachzubilden, was ihm, bei seinem tieferen kunstgeschichtlichen Standpunkte, nur schlecht und oberflächlich gelang und woraus jene seltsamen Monstra der Kunst, die uranfänglichen saracenischen Bauten, die gewiss schon Jahrhunderte vor Mohamed im Typus vorhanden waren, entsprangen, welche jedoch einem höheren kunstgeschichtlichen Aufschwung die Bahn vorbereiteten, zu dem die spätere saracenisch-mittelalterliche Architektur mit ihren vielen Abarten sich erheben sollte. Warum der Tempel von Mekka uns nicht ähnliche, herrliche, architektonische Formen, wie die Moscheeen andrer islamitischen Länder darbietet, das ist nicht schwer zu erklären. Dieser Tempel ist eben seinem alten Modell und zum grossen Theil seinem alten Material treugeblieben und wenn auch öfters zerstört, neu aufgebaut, restaurirt und verschönert, so ward er doch eigentlich nie umgemodelt, das heisst der neue entstand, an der Stelle des alten, nicht als ein anderer, sondern als derselbe mit geringen, unbedeutenden Aenderungen. Der ursprüngliche Tempel entstand, wie man annimmt, nicht sehr lange nach dem Tode des Propheten, im Jahre 685 unsrer Aera, auf Befehl des Emir el Hadschadsch ben Jusuf, eines Generals des jesidischen Chalifen Abd-ul-Malech, also zu einer Zeit, da sich noch keine selbstständige, arabische Kunst ausgebildet hatte, obgleich der Porticus in seiner jetzigen Gestalt erst dem Jahre 1630 unsrer Zeitrechnung seine Erbauung verdankt. Im wesentlichen trägt aber die Moschee noch jetzt die Form, welche ihr

der Emir el Hadschadsch ben Jusuf verlieh. Warum bei den häufigen Umbauten und Restaurirungen die Mesdschid el Haram nicht in reinerem Kunstgeschmacke neuerbaut wurde, da doch zur Zeit dieser Verbesserungen die Kunst des Islam schon eine hohe Blüthe erreicht hatte, das ist nicht schwer zu erklären. Hier in Mekka war nämlich von jeher ausschliesslich der Sitz des Alten. Jede Neuerung schien den Fanatikern der heiligen Stadt ein Verbrechen und selbst die verfeinertere Kunst anderer mohamedanischer Länder kam ihnen nur wie Ketzerei vor, da sie sich ja mitunter nach ungläubigen Mustern ausgebildet hatte.

Ein anderes Glück war es für die früheste Architektur des Islam, dass derselben durch die Günstigkeit des Himmelstrichs eine Kunstform nahe gelegt worden war, welche das vorhandene, antike Material oder seine Nachbildungen leicht verwerthen konnte. Ich meine die Säulen und Arcadenform, welche von allem, was die antike Architektur geschaffen, vielleicht das künstlerischste genannt werden kann. Das milde Klima von Mekka machte es wünschenswerth, ein Gebäude zu haben, welches eigentlich gar keine Wände besass, denn die äussere Mauer erschien nur als ein Schutz gegen profane Blicke; gegen die Witterung bedurfte man keines andern Schutzes, als der Decke des Porticus, aus der man auch wieder einen Zierrath machte, indem man die von den Byzantinern ererbte Kuppelform hier verwerthete.

Der Arcadenstyl, wie wir ihn bei älteren europäisch-christlichen Gebäuden, z. B. den Klostergängen des Mittelalters, angewendet finden, (und die

Mesdschid el Haram hat mit einem solchen Kloster-gang z. B. mit dem von Monreale bei Palermo eine auffallende Aehnlichkeit) verhindert immer, dass ein Baudenkmal gemein aussehe. So auch hier; wenn auch die Moschee von Mekka keinen hohen Kunstwerth besitzt, so ist sie doch weit entfernt, in prosaische Gewöhnlichkeit zu verfallen. Im Gegentheil ich möchte sie fast poetisch nennen. Diese Säulengänge mit ihren schönen Arcaden, in denen die Luft frei circulirt, scheinen mir wie geschaffen, um im beschaulichen Nachdenken dahinwandelnde Menschen in sich aufzunehmen. Nirgends träumt es sich so schön, nirgends kann man mitten im Menschengewühl die Einsamkeit so geniessen, wie hier, und will man ihr entfliehen, so findet man auch nirgends ein Publicum in gehobenerer Stimmung, als hier, während für den weltlichen Sinn doch zugleich auch gesorgt ist, wie man weiter unten sehen wird, so dass in dieser Moschee jedem Geschmack etwas geboten wird.

Für die äusserliche Begünstigung der Andacht scheint mir diese Säulenhalle ganz besonders geschaffen: man fühlt, dass man in einem Heiligthum ist, man hat ein noch grösseres Heiligthum (die Kaaba) vor sich und man ist doch zugleich in freier Luft, man geniesst Gottes Himmel und Erde, man ist nicht in einer kerkerartigen Mauermasse mit Kellerluft, was doch so viele Kirchen und Moscheeen sind, gleichsam gefangen. Je mehr ich mir die Moschee und ihre architektonischen Formen ansah, um so mehr ward ich inne, dass alle Vorwürfe, welche man ihrer Anlage gemacht hat, unbegründet

sind, und dass es eigentlich für den speciellen Zweck gar nichts geeigneteres geben könne, als eben diese Mesdschid el Haram, obgleich sie ein Werk des Zufalles und nicht der Berechnung genannt werden muss. Ein grossartiger Centralbau, wie er bei anderen Moscheeen vorkommt, würde die hier befindlichen Heiligthümer erdrückt und, da man wahrscheinlich versucht haben würde, das Centrum mit einer Kuppel zu überwölben, die Pilger des Anblicks des Himmels beraubt haben, welchen Anblick der Moslem mit Recht, als einem Beförderungsmittel der Andacht, einen besondern Werth in seinen gottesdienstlichen Handlungen beilegt. Was braucht man auch in einem Klima, wie dem von Mekka, eigentlich einen anderen Tempel, als Erde und Himmel? Die Mesdschid el Haram ist nicht viel andres als eine Warte, welche aus der einen in den andern blickt.

Selbst in der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Säulen, in Form und Material, möchte ich eher einen Vorzug erblicken; die Monotonie, welche die sich ähnelnden Arcaden, die sich in der ersten Reihe um den Moscheehof allein schon achtzigmal wiederholen, doch im Grunde hervorbringen, wird dadurch abgeschwächt. Die Säulen sind von beträchtlicher Höhe, nach einer Messung, die ich mit einem Stocke an einem verhältnissmässig einsamen Abend anstellte, etwas höher, als achtzehn Fuss, während ihr Durchmesser zwischen einem und anderthalb Fuss variirt. Die Arcaden, welche im Spitzbogenstyl, jedoch nicht mit sehr engen Winkeln, erbaut sind und deren Spitzen sich zehn Fuss über die Säulenhäupter erheben, sind in Gruppen von je

vier zu vier durch grosse achteckige Granitpfeiler abgetrennt, die bis an die dreissig Fuss hohe Decke des Porticus hinanreichen und einen Radius von nahezu drei Fuss haben mögen. Die Arcaden sind nicht alle gleich weit, aber im Durchschnitt mag die Entfernung von einer Säule zur andern elf bis zwölf Fuss betragen. An jeder der beiden Längenseiten sind in der ersten Reihe sechsunddreissig, an jeder Breitenseite vierundzwanzig Arcaden angebracht. Ausser der vorderen Säulenreihe hat jede der vier Seiten des Porticus noch zwei andere, so dass eine dreifache Colonnade den ganzen Tempelraum umgiebt. Auf der südöstlichen und südwestlichen Seite ist sogar eine vierte Säulenreihe, doch zieht sich diese nicht in der ganzen Länge der Moscheeseite hin. An der südöstlichen hat sie nur achtzehn, statt vierundzwanzig, an der südwestlichen nur zwanzig statt sechsunddreissig Säulen. Ausser dieser dreifachen, theilweise vierfachen Säulenhalle, welche die Moschee umringt, sind noch an zwei Stellen, im Nordosten an der Pforte ess Ssijada und im Südosten an dem Bab Ibrahim Vorbauten angebracht, welche nach Art des antiken Atriums auf allen vier Seiten von Säulen umgeben und nicht durch Wände vom Porticus getrennt sind, so dass es, wenn man z. B. am Thor ess Ssijada steht, den Eindruck macht, als habe man eine sechsfache Säulenreihe vor sich. Von den vierhundert und fünfzig bis fünfhundert Säulen, welche diesen Porticus bilden, gehören, was ihre Form betrifft, die meisten dem sogenannten saracenischen Styl an, einige dreissig haben schöne korinthische Capitäler, fünfzehn sind edle jonische Säulen und

ungefähr fünfzig byzantinisch. Von den letzteren trugen viele ursprünglich Figuren in die Säulenhäupter eingemeisselt, wie diess der byzantinische Styl oft mit sich brachte, doch ist ihre Form jetzt nicht mehr zu erkennen, da diejenigen, welche Menschen oder Thiere vorstellten von den guten Moslems, die solche Darstellungen in ihrem Tempel natürlich für eine grosse Ketzerei und Lästerung halten mussten, längst mit dem Hammer zerstört worden sind. Nur hie und da hat man die Sculpturen, welche Laubwerk und andere vegetabilische Gegenstände nachbilden, bestehen lassen. Einige der saracenischen Säulenhäupter enthalten Inschriften von hohem Alter, meist in kufischen Lettern und zwar sah ich vier, in denen die kufische Quadratform der Buchstaben, eine besonders künstlerische Gestaltung der Lettern, vorkam, und einige zehn mit der Cursivform der kufischen Lettern. Leider, da ich mich um jeden Verdacht zu vermeiden in der grossen Moschee sehr hüten musste Aufzeichnungen zu machen, konnte ich diese Inschriften, so grosse Lust ich auch dazu hatte, nicht abschreiben. Ein Moslem denkt natürlich nie daran, Inschriften abzuschreiben, denen er keinen andern Werth, als den von Talismanen beilegt und ein Talisman braucht nicht verdollmedscht zu werden.

Nur eine einzige Inschrift gelang es mir, einmal, in einem einsamen Moment, aufzuzeichnen. Dieselbe war kufisch, mit der Quadratform der Lettern und befand sich in einem ziemlich abgelegenen Theil des Porticus, wo ich hinter die Säule gelehnt, in welche sie eingemeisselt war, Bleistift und Papier hervorholte und die Heldenthat vollbrachte, denn eine Art

von Heldenthat war es in einem gewissen Sinne des Wortes, die, wenn ich dabei ertappt worden wäre, unfehlbar grossen Verdacht erregt haben würde. Es giebt nämlich unter den heutigen Moslems gar keine Alterthumsforscher. Desshalb legen sie einem Copirer von alten Inschriften immer nur eine abergläubische Bedeutung bei und halten den Copisten für einen Entheiliger geweihter Talismane. Sie glauben zum Beispiel, eine solche Inschrift enthalte eine Zauberformel, mit welcher man Schätze heben oder, Gott weiss, was für Wunderdinge vollbringen könne. Die Moschee aber, besonders eine so heilige Moschee, wie die Mesdschid el Haram, eines solchen Talismanes zu berauben, würde für schwere Sünde gelten. Ausserdem gilt es schon für Unrecht sich in dem heiligen Tempel mit etwas zu beschäftigen, was nicht entweder streng religiös, oder zum Leben nothwendig, oder doch wenigstens durch irgend ein natürliches, wenn freilich auch nicht immer geheiligtes Bedürfniss zu erklären ist. Fast alle Pilger essen und trinken in der Moschee, so viel sie Lust haben, wenn ihre Andacht vollendet ist. Ja selbst den Lüsten wird hier gefröhnt, wenn auch nicht in directer, so doch in indirecter, vorbereitender Weise, wie die zahlreichen Priesterinnen der Liebe beweisen, welche sich hier einfinden, um mit ihren Verehrern Zusammenkünfte zu verabreden. Daran jedoch findet Niemand etwas auszusetzen. Aber eine Inschrift copiren! Das fällt keinem Moslem ein. Das wäre eine ärgere Entheiligung, als wenn man, glaube ich, auf den schwarzen Stein der Kaaba spucken würde. Diejenige Inschrift jedoch, welche ich allen Vor-

urtheilen zum Trotz, dennoch abschrieb, entsprach leider nicht meinen Erwartungen. Sie an Ort und Stelle zu lesen, das wäre nicht gegangen, da kufische, namentlich quadratische Inschriften erst nach langem Studium und Vergleichen mit andern Inschriften selbst von den besten Kennern entziffert werden können. So musste ich also gewissermassen die Katze im Sack kaufen, d. h. die Inschrift abschreiben und nach Hause tragen, ohne zu wissen, was sie aussagte und ob sie des Abschreibens werth war oder nicht. Wer beschreibt jedoch meine Enttäuschung, als ich nach einigen Monaten, da ich nach Europa zurückgekehrt war und meine Bücher bei der Hand hatte, diese Inschrift durch Vergleichung mit vielen andern entzifferte und was heraus bekam? Was war das Resultat meines Wagnisses, welchen neuen überraschenden Aufschluss über die Geschichte Mekka's sollte es mir geben? Die Inschrift enthielt die wichtige Neuigkeit, dass — — es nur einen Gott gebe und dass unser Herr Mohamed, den Gott segnen möge, sein Prophet sei. Diess war der Mühe werth gewesen, um so viel Vorsichtsmassregeln zu gebrauchen und so viel Versteckens zu spielen, um auf Schleichwegen zuletzt zur Kenntniss einer Neuigkeit zu gelangen, die vielleicht ursprünglich sehr interessant war, die jedoch für mich, der ich dieselbe tagtäglich wohl tausendmal ableiern musste, leider den Reiz der Frische gänzlich verloren hatte und ihn wohl selbst für den unwissendsten Europäer nicht mehr besitzt.

Ich zweifle jedoch nicht, dass andere Inschriften an Säulen und Pfeilern historischen Ereignissen

gewidmet sein mögen, deren Kenntniss uns manchen wichtigen Aufschluss geben könne. Ob es aber jemals gelingen wird, von diesen Inschriften eine Copie zu bekommen, das wage ich zwar nicht zu verneinen, da es beispiellos wäre, dass dem europäischen Forschungseifer auf die Dauer irgend etwas erreichbares, wenn auch sehr schwer erreichbares entginge, aber was für ein Mensch der Glückliche sein soll, der diesen archäologischen Schatz zu heben bestimmt ist, davon habe ich nicht die geringste Ahnung. Ein Muselmann einmal gewiss nicht, sei er selbst in Europa erzogen, denn sein Fanatismus wird ihn stets daran hindern; und ein Christ, der unter Verkleidung sich in die Mesdschid el Haram schleicht, muss sich ohnehin schon so sehr in Acht nehmen, damit er nicht entdeckt werde, dass er stets alles vermeiden wird, was seine Handlungsweise von der der wirklichen Moslems unterscheiden kann.

Was das Material betrifft, aus dem die Säulen des Porticus gebildet sind, so ist dieses eben so mannichfaltig, wie die Form ihrer Capitäler. Ein Fünftel der Säulen besteht aus dem gewöhnlichen Granit, welcher in der Gegend von Taif, selbst in der nächsten Umgebung von Mekka gebrochen wird. Ungefähr zwanzig sind von schönem ägyptischen Porphyr. Alle andern sind von Marmor, meist von weissem.

Die Schäfte der Säulen sind theils canellirt, theils gewunden, theils glatt. Ihre Piedestale sind auch wieder von allen verschiedenen Baustylen und bunt ohne Wahl neben einandergestellt. Einige Sockel stehen verkehrt. Bei andern Säulen ist sogar das

Capitäl unten und der Sockel oben, wie es eben der Laune oder Nachlässigkeit des Baumeisters gefiel.

Dieselbe Planlosigkeit, welche sich im ganzen Gebäude kund giebt, hat auch in der Anlegung der vielen Thore geherrscht, welche von den Strassen und öffentlichen Plätzen Mekka's in die Moschee führen. Es sind ihrer im ganzen achtzehn, auf allen vier Seiten des Porticus unregelmässig vertheilt. Auf der nordwestlichen Seite allein liegen fünf. 1) Die Pforte el Alaik, 2) die Pforte el Hadschela (der Wittwe), 3) die Pforte el Katebia (der Schreiber), 4) die Pforte ess Ssijada (das überflüssige Thor), und 5) die Pforte ed Deriba (des Schlages). Auf der nordöstlichen Seite befinden sich vier Thore: 6) das schon erwähnte Thor des Grusses, 7) das Bab en Nebbi (Thor des Propheten), 8) das Thor des Abbas (Onkels des Propheten), 9) das Thor Ali's (Schwiegersohnes des Propheten). Auf der südöstlichen Seite sind am meisten, nämlich nicht weniger als sieben Thore angebracht: 10) das Bab es Sit (Thor des Oeles), 11) das Bab el Barhla (Thor der Mauleselin), 12) das Bab ess Ssafa (Thor der heiligen Säule Ssafa), 13) Bab er Rahma (Thor der Barmherzigkeit), 14) Bab edsch Dschiat (Thor der Ankunft), 15) Bab esch Scheriff (edle Thor), 16) Bab Um Hauva (Thor der Eva). Auf der südwestlichen Seite sind nur zwei 17) Thor Abrahams, 18) Thor der Omra.

Der ganze Porticus wird auf allen vier Seiten von einer Dachterrasse gedeckt, aus der ein Heer von kleinen, grellweiss angestrichenen halbrunden Kuppeln aufragt. Jede Seite des Porticus hat über sich eine dreifache Reihe solcher kleinen Kuppeln, deren

über jeder Säulenreihe an den Längenseiten je fünfzehn (im ganzen fünfundvierzig), an den Breitenseiten je zehn (im ganzen dreissig) befindlich sind. So kommen jedesmal über fünf Arcaden zwei Kuppeln zu stehen. Alle diese Kuppeln sind von metallenen, vergoldeten Halbmonden gekrönt und gewähren im Gesammtblick ein so ächt orientalisches Bild, wie man es wohl überall, ausser hier, umsonst suchen möchte. Nur auf der nordöstlichen Seite des Porticus wird die Kuppelreihe einen Augenblick unterbrochen, indem sich in der nördlichen Ecke, gerade über dem Bab ess Ssijada, drei grössere Kuppeln befinden, von denen jede die Stelle von zwei kleineren einnimmt. Auch diese Abwechselung gewährt ein recht schönes Bild. Mir scheint es jedoch wünschenswerth, dass die regelmässigen Kuppelreihen auch an andern Orten unterbrochen sein möchten. Aber wie gesagt, alles ist hier planlos, die Abwechselung ist eben so unstudirt, wie die Regelmässigkeit.

Wo sich jedoch die Launenhaftigkeit des Bau styls der Mesdschid el Haram am deutlichsten offenbart, das ist in der Anlage der Minarets, deren die Moschee sieben zählt, welche mit der grössten Unregelmässigkeit aufgestellt sind und von denen keiner dem andern, was seine Höhe oder seine Form betrifft, völlig gleicht. Von diesen sieben Minarets stehen auf der nordwestlichen Seite allein vier, wenn man die beiden Eckminarets mitrechnet. Diese sieben Gebetesthürme führen folgende Namen: 1) Minaret der Pforte des Grusses, 2) der Pforte ess Ssijada, 3) der Pforte Katebi und 4) der Pforte el Omra. Auf der nordöstlichen Seite der Mesdschid liegt dann

5) der Minaret der Pforte des Propheten. In der östlichen Ecke der Moschee: 6) der Minaret der Pforte Ali's und in der südlichen Ecke 7) der Minaret der Pforte des Flusses oder der Ablutionen. Die Namen der Minarets sowie der Thore scheinen nur zum kleinsten Theil einen vernünftigen Grund als Ursprung gehabt zu haben, wie z. B. die Thore Mohameds, Abbas' und Ali's, weil auf dieser Seite die Wohnungen der Familie des Propheten lagen; das Oelthor, weil hierdurch das Oel für die Lampen der Moschee gebracht wird. Alle andern sind fabelhaft und nicht selten lächerlich, wie das Thor der Mauleselin und das des Schlages.

Der höchste der sieben Minarets ist der zweite, welcher drei übereinander angebrachte Brüstungen hat, von denen die Mueddin die Gebetesstunden verkünden; der niedrigste, und zugleich der zierlichste und schönste ist der fünfte, der über dem Thore des Propheten angebrachte. Alle Minarets mit Ausnahme des zweiten haben nur zwei Brüstungen d. h. ringsherumlaufende Balcone. Nur zwei dieser Thürme sind nicht rund, nämlich der fünfte und sechste, aber auch sie sind nur bis zur ersten Brüstung, der eine fünfkantig, der andere viereckig, jedoch so, dass sie unten breiter als oben sind. Auf allen sieben stehen vergoldete Halbmonde und ausserdem wird noch auf ihnen zu jeder der fünf Gebetesstunden die weisse, am Freitag eine Stunde lang die grüne heilige Fahne aufgezogen, zu welcher Zeit auch die Mueddin, die Gebetsausrufer, die Balcone besteigen und, je nach der Secte zu welcher sie gehören, in mehr oder weniger singendem Tone, in mehr oder weniger

psalmodirender Weise, das Glaubensbekenntniss des Islam ertönen lassen. Hier kann natürlich nur von den vier orthodoxen Secten, Hanefi, Maleki, Hanbeli und Schafei die Rede sein, da andere nicht zum Dienste der Moschee zugelassen werden. Die Hanefi, meist Türken, psalmodiren das Glaubensbekenntniss mit weit mehr Variationen, als die drei andern Secten; sie machen einen wahren Gesang daraus, während die Maleki sich durch die Einfachheit ihres Gebetesrufes auszeichnen. Es bringt einen höchst eigenthümlichen Eindruck hervor, wenn man zu einer der fünf Gebeteszeiten im Hofe der grossen Moschee steht und plötzlich, wie mit einem Schlage, die sieben weissen Fähnchen auf die Thurmspitzen fliegen, die zahlreichen Mueddin auf den Balconen erscheinen sieht und alle diese verschiedenartigen Weisen durcheinander hört, in welchen die vier Secten den Gebetesruf ergehen lassen. Oft ging ich in die Moschee blos um diesem Schauspiel beizuwohnen, welches in seiner Art einzig ist.

Der Leser verzeihe mir, dass ich ihn in der vielleicht etwas gedehnten Schilderung der Moschee so lange vom Hauptheiligthum, der Kaaba, noch zurückgehalten habe, aber um nicht ein und dasselbe zweimal zu erzählen, schien es mir geeignet, bei Erwähnung meines ersten Besuches der Mesdschid el Haram gleich alles das zu erschöpfen, was mir über das Gebäude selbst aufzeichnungswerth erschien, während ich meinen Umgang um die Kaaba und die Beschreibung der besondern Heiligthümer des Moscheehofes dem nächsten Abschnitt vorbehalte.

Elftes Capitel.

Mekka.

Umgang um die Kaaba.

Gang nach dem Heiligthume. — Erster Anblick der Kaaba. — Seltsamer Eindruck derselben. — Die Fusstapfen Abrahams. — Begrüssung der Moschee. — Trinken des heiligen Wassers. — Undurchdringliche Pilgerschaaren um den schwarzen Stein. — Menge des Ungeziefers. — Gebet in einiger Entfernung vom schwarzen Stein zu sprechen. — Ich gelange durch eine List meines Führers an den schwerzugänglichen Stein. — Fabeln über den Hadschar el assuad. — Aussagen der christlich-saracenischen Schriftsteller über ihn. — Seine Geschichte. — Sein Aussehen. — Ceremonien und Gebet am Stein. — Aus welchem Material besteht er? — Die Thüre der Kaaba. — Die Fusstapfen Abrahams. — Die Dachrinne. — Das Grab Ismaels. — Die syrische Ecke. — Der Jemenwinkel. — Der weisse Stein.

Nur einen Augenblick war es mir, bei diesem meinem ersten Eintritt in die Mesdschid el Haram, vergönnt, im Anblicken der Moschee zu verweilen, denn das im vorigen Capitel geschilderte ist keineswegs das Resultat meiner ersten, sondern vielmehr dasjenige aller nachfolgenden Beobachtungen des Gebäudes, welche ich bei meinen spätern Besuchen anstellen konnte.

Ehe ich jedoch weiter in den Tempelhof, wo sich die Kaaba und die andern Heiligthümer befinden, vordringen durfte, musste ich mich noch der Pflicht entledigen, zwei Rikats zu beten, welche gewissermassen der erste Gruss des Pilgers an die Moschee im allgemeinen sind, während man die Kaaba im besondern nachher an einem hierzu festgesetzten Orte noch durch zwei Verbeugungen begrüssen muss, ehe man in ihre nächste Nähe gehen darf. Dann nahm mich mein Metuaf, Ssadak ben Hanifa, bei der rechten Hand, der dicke Haggi Omar begleitete mich zur linken und beide führten mich nun schnurstracks nach der Mitte des Moscheehofes, wo das wunderliche Heiligthum des Islam, die Kaaba, thronte.

Da lag sie, eine finstere, schwermüthige Masse, von schlecht zubehauenen Steinen erbaut. Ein viereckiges, schwerfälliges Monstrum der Kunst, plump und roh in seiner Anlage und Ausführung, wie es das Kindheitsalter barbarischer Tempelarchitektur erzeugt hatte. Da lag die Kaaba, das Ziel meiner Wallfahrt, das Centrum des Islam. Sie ragte über alles was sie umgab empor, höher als der die Moschee umgränzende Porticus, höher, als alle das Gebäude umringenden Heiligthümer. Obgleich an und für sich eigentlich nicht sehr hoch, denn die Höhe der Kaaba beträgt nur vierzig Fuss, so nahm sie sich doch, wegen der absichtlich niedrig gehaltenen Bauten neben ihr und um sie herum, imposant aus und schien dem Pilger, der keine Mühe und Qual gescheut hatte, um zu ihr zu gelangen, einen stolzen Willkomm zuzurufen und ihn aufzufordern,

niederzufallen und ihrer schwerfälligen Masse in tiefster Verehrung seine abgöttische Huldigung darzubringen.

Die Kaaba, welche zwar Cubus oder Würfel genannt wird, aber kein Würfel ist, denn ihre Höhe beträgt beinahe das doppelte ihrer Länge und Breite, erregt durch diese ihre einfache, aber dennoch seltsame Form, beim ersten Anblick unsre Ueberraschung. Der Umstand, dass sie bei einer verhältnissmässig kurzen und schmalen Basis eine Höhe besitzt, welche man mit der eines abgeschnittenen Thurmes vergleichen möchte, unterscheidet sie auffallend von andern barbarischen Heiligthümern alter Zeiten, welche gewöhnlich fast immer von einer erdrückenden Niedrigkeit sind. Die Seltsamkeit dieser Form des Gebäudes, dazu sein finsteres Aussehen, seine bevorzugte Lage mitten im Tempelhofe, die Heiligthümer, welche es umringen, die Schaaren und Schaaren halbnackter Fanatiker, welche in wahnsinnigem Enthusiasmus bald vor ihr niedersinken, bald aufspringen, um sie und ihre Heiligthümer an Herz und Mund zu drücken, bald im verrücktesten Rennen um sie herumlaufen; diess alles verfehlt nicht, einen in seiner Seltsamkeit mächtigen, ich möchte sagen grauenerregenden Eindruck hervorzubringen. Auch bei mir war dieser Eindruck nicht von Grauen frei. Ich war von dem Schauspiel, welches ich vor mir hatte, tief ergriffen. In diesem Augenblick vergass ich mein eignes Ich gänzlich, ich dachte nicht im geringsten daran, mir Glück zu wünschen, dass ich nun am Ziel meiner Wünsche stand, dass ich einer der wenigen Europäer geworden war,

welche diess Heiligthum sehen durften. Nein! meine Sinne und mein Geist waren ganz von dem vor mir liegenden, in seiner Art einzigen Schauspiel in Anspruch genommen, ich möchte sagen, überwältigt. Eine finstre Dämonenburg erschien mir diese Kaaba, die wie ein koboldartiger Alp auf der Religion des Islam lastet und jeden freieren Aufschwung in ihr verhindert. Auf einmal wurde mir, wie durch Intuition, die düstere Bedeutung dieses einstigen Götzentempels klar. Alles, was die Kaaba und ihren Pilgerdienst betrifft, ist so ganz dem reineren Monotheismus fremd, alles diess ist so durchaus und so unzweifelhaft heidnisch, dass man deutlich erkennt, dass Mohamed, welcher dieses götzendienerische Element, um seiner Lehre unter den fanatisch-heidnischen Arabern mehr Anhänger zu verschaffen, in seine Religion mit aufnahm, dadurch sie für ewig zu einem Cultus von barbarischer Rohheit gestempelt hat.

Aber, was auch meine Betrachtungen beim Anblick des grössten Heiligthums des Islam sein mochten, äusserlich war ich genöthigt, davor die grösste Ehrfurcht an den Tag zu legen. Mein Metuaf rüttelte mich bald aus dem Nachdenken auf, in welchem er mich einen Augenblick unbehelligt gelassen, und mahnte mich an die Pflichten der Pilgerschaft, welche ich jetzt zu erfüllen hatte. Die erste dieser Pflichten war, dass ich bei dem zweiten „Thor des Grusses“ (denn es giebt eines am Eingang, und ein anderes mitten im Hofe der Moschee) die zweimalige Verbeugung zu Ehren der Kaaba machen musste. Dann schritt ich durch diess zweite Thor des Grusses,

welches ein gänzlich freistehender, runder, etwa zwanzig Fuss hoher Bogen ist, nach den sogenannten „Fusstapfen Abrahams", welche direct auf dem Wege vom Thor des Grusses nach der Kaaba liegen. Dort musste ich das „Allahu Akbar" (Gott ist gross), welches man kurzweg das Takbir nennt, und das „La Illaha il Allah" (Es giebt keinen Gott ausser Gott) das sogenannte Tahalil sprechen.

Kaum hatte ich diese Formeln gesprochen, als zwei Diener der Moschee mit Krügen voll Wasser, aus dem links von Abrahams Fusstapfen gelegenen Semsembrunnen, auf mich zukamen und mir von der heiligen Flüssigkeit zu trinken gaben, wofür sie natürlich eine Vergütung erhielten, denn nichts ist in der Mesdschid el Haram umsonst, selbst für die Luft, die man einathmet, muss gewissermaassen gezahlt werden. Dieses Wasser, welches sehr viel wunderbare Eigenschaften haben mag, besitzt jedoch nicht die dem Trinker willkommnere Eigenschaft, geniessbar oder verdaulich zu sein. Es ist bitter, liegt einem schwer im Magen und hat viel mineralische Bestandtheile, die ein andres gutes Trinkwasser nicht zu haben pflegt. Aber es ist ein Wunderwasser; wer es trinkt, der ist des Paradieses gewiss und geniesst auch auf Erden schon eine Menge von Vorzügen, die mir nun alle zu Theil werden sollten, von denen ich jedoch leider nicht viel zu spüren bekam. Den Frauen verleiht es eine Verlängerung ihrer Jugend und grössere Dauer ihrer Schönheit. Unfruchtbare werden durch seinen Genuss mit Sprösslingen gesegnet, wozu übrigens die

vielen temporären Ehen, welche hier eingegangen werden, auch kein Hinderniss bilden.

Indess dem Semsembrunnen selbst durfte mein Besuch jetzt noch nicht gelten. Zuerst musste ich den schwarzen Stein küssen und den Tuaf, den Umlauf um die Kaaba, machen. Wir näherten uns also der Kaaba und zwar ihrer östlichen Ecke, wo der berühmte Hadschar el assuad, d. h. der schwarze Stein, sich eingemauert befindet. Anfangs konnte ich ihn jedoch wegen des dichten Gedränges von Pilgern, das ihn umringte, nicht sehen, und musste Ssadak auf's Wort glauben, dass er hier vorhanden sei. Da dieser Stein aber einige fünf Fuss über dem Boden eingemauert ist, und die ihn umringenden Hadschadsch meist klein waren, so bekam ich ihn nach kurzem Warten doch von Zeit zu Zeit zu Gesicht, wenn gerade ein besonders kleiner Pilger vor ihm stand. So viel ich jetzt unterscheiden konnte, so war er nur etwa acht Zoll lang, etwa ebenso breit, seine Farbe ein schmutziges schwarzbraun, ausserdem schien er mit einem schwarzen Cement überzogen.

Zu ihm zu gelangen, das war jedoch wegen der ihn umlagernden, ihn umknieenden und ihn küssenden Pilgerschaaren vor der Hand nicht möglich. Wie eine Mauer unbeweglich, so standen die Leiber dieser Hadschadsch da. Da ihre Gesichter alle dem schwarzen Stein zugekehrt waren, so sah man nichts, als die knochigen Schultern, die kahlen Scheitel und die schmutzigen Lumpen des Ihram dieser Pilger. Man fühlte freilich desto mehr. Denn der schwarze Stein ist nicht nur ein Sammelpunkt der Mohamedaner

aus allen Welttheilen, sondern leider auch dessen, was sie mitbringen, nämlich des Ungeziefers aus allen Himmelsgegenden. Hier geben sich die Springer unter den Insecten mit den kriechenden und hüpfenden Ungethümen Rendezvous. Hier fehlt weder jenes grünliche Thierchen von grosser Lebhaftigkeit, das kein anständiger Europäer ohne Noth nennt, noch das verwandte weissliche Insect, noch auch das runde, braune Stechungeheuer, welches man bei uns in den Betten unreinlicher Gasthöfe zuweilen kennen lernt. Hier feiert namentlich der Culex annulatus, das ägyptische Stechinsect, seine glänzendsten Siege und verschiedene Gattungen von Simulia versuchen sich am eisenarmen Blut der hinfälligen Hadschadsch, aus dem sie gewiss nur eine höchst dürftige Nahrung ziehen. Kurz, es war, als ob auch die Insecten ihre Pilgerreise nach Mekka und ihre Wallfahrt zum schwarzen Stein zurückgelegt hätten, ein Manöver, das ihnen weniger Mühe gemacht hatte, als den menschlichen Pilgern, da ja letztere das Beförderungsmittel, und nebenbei durch ihr Blut auch die Nahrung für die liebenswürdigen Thierchen abgaben. Alle diese springenden und hüpfenden Ungethüme waren sich offenbar bewusst, denn es liegt Instinct in den Massen, dass sie hier sich ganz am rechten Ort befanden, dass nirgends in der Welt sie solche Immunität und solche Privilegien genossen, wie hier, wo kein Mensch ihnen ein Haar krümmen durfte, denn bekanntlich ist es dem Pilger unter Androhung der schwersten Strafen und Sühnopfer verboten, ein Schmarotzerinsect auch nur zu berühren, um es zu entfernen, weil er es dabei verletzen könnte.

Desshalb genossen diese kleinen Tyrannen ihren Triumph vollkommen und labten sich am Blute der Hadschadsch nach Herzenslust, in vollen Wonnepokalen. Auch dem Schreiber dieser Blätter ging es nicht besser, als allen übrigen. War er bisher auf der Pilgerfahrt dem Insectencommunismus, dem einzigen durchführbaren Communismus auf Erden, einigermaassen entgangen, so war doch nun alle Vorsicht unmöglich geworden. Eine völlige Invasion aller hüpfenden und springenden Ungethüme fand statt, sie bestiegen meinen Rücken, meine Brust, sie tummelten in Bart und Haar, sie belebten meinen Ihram, sie feierten ihre Siege und riefen: „Jo triumphe!“

Da es vor der Hand ganz unmöglich schien, in die Nähe des schwarzen Steines zu gelangen, so fragte ich den Metuaf, ob wir nicht das Küssen desselben für später aufschieben und jetzt gleich mit dem Tuaf, dem Umgang um die Kaaba, beginnen könnten. Ssadak bemerkte mir jedoch mit vielem Recht, dass wir später ja eben dieselbe, vielleicht noch mehr Mühe haben würden, als jetzt, um das schwarze Monstrum zu erreichen, und dass es wünschenswerther sei, gleich jetzt den Augenblick abzuwarten, wenn die Menge sich einigermaassen gelichtet und einen Zugang gestattet haben würde. Wir warteten also inmitten des Insectenkampfes, in dem wir leider, wegen des Pilgergelübdes, eine ganz passive Rolle spielen mussten, wohl eine Viertelstunde in der Nähe des Hadschar el assuad. Diese Zeit benutzte der Metuaf, um mir folgendes Gebet vorzusprechen, welches ich wiederholen musste:

„O Gott! Es giebt keinen Gott ausser Dir! Deine Versprechungen gehen sicher in Erfüllung. Wer Dir dienet, der wird den Sieg erringen. Es giebt keinen Gott ausser Dir, Du bist der alleinige Gott, der keine Nebengötter hat. Gottes Gewalt ist die höchste Gewalt. Gelobt sei Er! der Herr aller Creaturen."

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde umsonst gewartet hatte, dass sich das Pilgerheer verlaufen oder doch etwas lichten möge, fing die Geduld an, mir endlich ein wenig auszugehen. Ich verwünschte die fanatische Beharrlichkeit, mit welcher diese Pilger den Stein umlagerten und gleichsam von ihm Besitz genommen hatten, als ob er eine Schüssel voll Pilaff oder Kusskussu wäre, die sie verspeisen wollten. In meiner Ungeduld fragte ich den Metuaf, ob es denn kein Mittel gebe, um die Hadschadsch zum Aufstehen zu bringen. Ssadak erwiderte mir zu meiner Freude, es gebe allerdings ein solches Mittel, sogar zwei Mittel, das eine ein gewaltsames, das andre eine List. Das gewaltsame Mittel, nämlich das, die Pilger vom Heiligthum fortzustossen, könnten wir freilich nicht in Anwendung bringen, meinte Ssadak und deutete dabei auf seine abgemagerten, altersschwachen Aermchen. Aber da bliebe noch die List übrig.

„Welche List?" fragte ich.

„O", erwiderte Ssadak, „eine sehr unschuldige List. Sie wird Dich jedoch einen Rial (spanischen Thaler) kosten, wenn Du sie anwenden willst."

Neugierig, die versprochene List kennen zu lernen, gab ich dem Metuaf den Rial und nun ging er, mich einen Augenblick allein lassend, nach dem

etwa zwanzig Schritt entfernten Semsembrunnen und erschien bald darauf wieder und zwar diessmal in Gesellschaft von vier kräftigen Kerlen, worunter zwei Mulatten, welche er dicht hinter die den schwarzen Stein umringende Pilgerschaar führte und daselbst aufstellte.

Auf ein Zeichen von Ssadak begannen nun diese vier Burschen mit der vollen Kraft ihrer tieftönenden Bassstimmen folgendes zu rufen:

„O ihr Pilger! Ein frommer Hadsch, den Gott segnen möge, hat dem Heiligthum ein Opfer dargebracht, damit ihr alle vom Wasser des geweihten Semsembrunnen umsonst trinken möchtet. Kommt herzu, ihr Pilger! Wer Wasser des heiligen Brunnens trinken will, der komme! Allah hat es Euch gespendet!“ und so weiter.

Das war die List, welche mir Ssadak vorgeschlagen hatte, und diese List gelang vollkommen. Denn die meisten der hier anwesenden und den Stein umlagernden Hadschadsch waren arme Leute, ja nach europäischen Begriffen halbe Bettler. Diese wollten natürlich eine so schöne Gelegenheit, um das Semsemwasser, für welches man sonst immer zahlen muss, unentgeltlich zu trinken, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Desshalb konnte ich nun zu meiner grossen Freude sehen, wie die meisten von ihnen aufsprangen und den Dienern des Brunnens folgten, die sie mit dem heiligen Nass tränken sollten. Es waren zwar noch Schaaren andrer Pilger da, welche alle ebenfalls des Augenblicks harrten, wenn sich die Menge lichten würde und die nun auf den schwarzen Stein zuströmten, aber da ich im Vorder-

grunde der Reihen, welche die ersten Andächtigen umringt hatten, stand, so kam ich nun fast ohne mein eignes Zuthun, lediglich durch das Vorschieben der hinter mir Stehenden, zu einem Platze dicht vor dem Stein, indem mich der drängende Schwarm gerade in die erste Reihe derjenigen schob, welche den Hadschar el assuad nun umlagerten.

Ich befand mich jetzt also in unmittelbarer Berührung mit dem Kernpunkt des grössten Heiligthums des Islam, dessen Sagen und Geschichte Jahre lang vorher mein Studium gebildet hatten. Ich wusste fast alles, was die Fabel, diesen Stein betreffend, überliefert hatte: dass er im Anfange der Welt kein Stein, sondern ein lebendes Wesen und zwar ein bewachender Engel im Paradiese gewesen war, dass er mit Adam, und zwar diessmal als Stein, jenen Ort der Freuden verlassen und seinen Platz im heiligen Hause der Kaaba gefunden hatte, wo er bis zur Zerstörung des Tempels durch die Sündfluth verehrt wurde. Dann verschwand das schwarze Ungethüm für eine Zeit lang gänzlich, bis endlich, als Abraham mit seinem Sohne Ismael die Kaaba wieder aufbaute, der Erzengel Dschibrail (Gabriel) ihn wieder vom Himmel, wohin er sich, wie es scheint, den Gesetzen der Schwere zum Trotz, zurückgezogen hatte, herunterholte, um ihn in demjenigen Winkel des Tempels, welcher gegen die Stadt Bassora zugerichtet ist, einzufügen, wohin er nach einigen schicksalsvollen Wanderungen im Gefolge von karmathischen Ketzern, die ihn geraubt hatten, zurückkehrte und wo er sich noch heute befindet. Ursprünglich, das ist bei allen frommen Moslems ausgemacht, war

dieser Stein weiss wie Milch, aber vor Grauen über die Sünden der Menschheit hat er seine Farbe gewechselt und ist jetzt schwarz wie Tinte.

Qui color albus erat nunc fit contrarius albo.

War er auch noch so weiss, jetzt ist er schwärzer, als Tinte.

Nach dem arabischen Schriftsteller Ahmed ben Jusuf (bei Pococke Specimina historiae Arabum) ist dieser Stein jedoch nur äusserlich schwarz und zwar durch das viele Küssen von schmutzigen Pilgerlippen so geworden, während er inwendig noch heute so weiss wie Milch ist, so weiss wie damals, als er den Namen Brachthan (welches nach Assemanus der glänzende oder leuchtende Stein heissen soll) führte. Sicher ist, dass der Stein einst diesen Namen führte, doch möchte das Wort Brachthan oder Brakhthan, wie mir scheint, ebensogut „der Gesegnete" (vom Verbum baraka) heissen, als „der Glänzende", wie Assemanus meint. (Assemanus de Manuscriptis bibliothecae Clementino-Vaticanae. Rom 1728.)

Die fromme Sage von dem himmlischen Aufenthalte des Hadschar el assuad, während der Periode von der Sündfluth bis zu Abraham, erhält leider einen entschiedenen Stoss durch den gelehrten Ausleger des Koran Sanhadschar, welcher in seinem Commentar zur zweiten Sure ausdrücklich behauptet, dass der Stein auf dem Dschebel Kubis bei Mekka gefunden und von dort dem Abraham zum Bau der Kaaba gebracht worden sei.

Dieser Stein führt unter andern mehr oder weni-

ger pomphaften Titeln auch den: „Imin Allah fi'l'Ard“ oder in literaler Form: „Al Iminu Allahi fi al Ardi“, welche Worte nichts geringeres bedeuten, als „die Rechte Gottes auf Erden“. Ein Stein, die Rechte Gottes auf Erden! Und jetzt behaupte man noch, dass die mohamedanische Religion den Götzendienst ausgerottet habe. Nein! sie hat weiter nichts gethan, als an die Stelle schöner, mehr oder weniger vollendeter Kunstwerke, der antiken Götterstatuen, ein plumpes, barbarisches Monstrum, eine rohe, nichtsausdrückende Steinmasse zu setzen.

Es giebt wenig Wunder, welche von diesem Stein nicht behauptet werden. Sollte z. B. der Hadschar el assuad jemals verloren gehen, so hat man ein untrügliches, wunderbares Zeichen, woran man ihn wieder erkennen kann. Derselbe besitzt nämlich unter vielen wunderbaren Eigenschaften auch die, dass er niemals im Wasser untergehen kann, sondern vielmehr auf demselben obenanschwimmt. An diesem Merkmal, erzählt Ahmed ben Jusuf, erkannte man ihn als den ächten wieder, nachdem ihn die Karmathen geraubt, die Mekkaner aber wieder erbeutet hatten.

Der schwarze Stein hat jedoch nicht für immer auf seine Persönlichkeit, wie er sie einst im Paradiese als Engel besass, verzichtet. Er hat sich nur resignirt während der kurzen Dauer der Erde, zum Trost der Gläubigen, ein Stein zu bleiben. Am jüngsten Tage aber, das ist bei allen Moslems ausgemacht, wird er seine Persönlichkeit wieder erlangen, mit Nase, Mund, Ohren, Augen, Händen und Füssen versehen auftreten, und am Thron des Weltenrichters

Zeugniss für diejenigen ablegen, welche während ihrer irdischen Laufbahn zu ihm gewallfahrtet sind, ihn mit brünstigen Küssen bedeckt und ihm mit der tiefsten Verehrung gehuldigt haben.

So weit die Fabel. Was nun die Geschichte betrifft, so scheint es allerdings eine ausgemachte Sache, dass dieser Stein sich schon seit alter Zeit hier befunden hat. Man würde, glaube ich, jedoch irren, wenn man das Alter seines Cultus viele Jahrhunderte vor Mohamed zurückverlegen wollte. Dass natürlich die Sage von Abrahams Aufenthalt in Mekka, von der Errichtung der Kaaba und des schwarzen Steines durch ihn jedem Historiker nichts als ein mitleidiges Achselzucken ablocken kann, versteht sich von selbst. Was aber ist das Alter dieses Cultus? Wir wissen allerdings nichts streng historisches darüber. Die mohamedanischen Schriftsteller, welche uns die Geschichte der Araber vor Mohamed überliefert haben sind alle darin einig, dass der Hadschar el assuad schon in alter Zeit götzendienerisch verehrt wurde, aber sie sind über das Datum der Entstehung dieses Götzendienstes sehr im unklaren und voll Widerspruches untereinander. Ebensowenig Klarheit erhalten wir aus der Lectüre der christlichen Schriftsteller, welche in den nächsten Jahrhunderten nach der Hedschra über den Mohamedanismus schrieben. Dennoch, in Ermanglung verbürgter historischer Nachrichten, will ich das wesentliche dessen, was jene Autoren über dieses Heiligthum des Islam sagten, hier kurz zusammenfassen.

Der älteste christliche Autor, welcher des götzen-

dienerisch verehrten Steines erwähnt, ist Clemens Alexandrinus, der ausdrücklich sagt: „die Araber beteten im Alterthum einen Stein an“ (Olim Arabes lapidem adorabant).

Maximus Tyrius in seiner achtunddreissigsten Predigt (Sermones) spricht vom Gotte der Araber, über dessen Cultus man sehr wenig erfahren könne, dagegen diene ein viereckiger Stein als Sinnbild einer himmlischen Macht, welchen Stein er (Maximus Tyrius) gesehen habe. (Arabes Deum colunt, quem minine novi, statua autem, quam vidi, erat quadratus lapis.) Hier findet offenbar eine Verwechslung des schwarzen Steines mit der viereckigen Kaaba statt; denn der Stein ist keineswegs viereckig und die Kaaba ist ein Haus und keine Statue, wie Maximus Tyrius, dessen Behauptung, dass er in Mekka gewesen, manchen Zweifeln unterliegt, seinen Stein nennt.

Svidas sagt in seinem Commentar beim Worte θεωσάρης, dass das Götzenbild der Araber ein schwarzer viereckiger, unförmiger Stein, von vier Fuss Höhe und zwei Fuss Breite gewesen sei, welcher auf einer goldenen Basis geruht habe. (Statua autem est lapis niger quadratus informis, altus pedes quatuor, latus duo, cum aurea basi.)

Hier erfahren wir bis jetzt nur, dass die Araber einen Götzen unter der Form eines Steines anbeteten. Was sie sich aber unter diesem Götzen dachten, das versucht Euthymius Zigabenus in seiner Panoplia uns auseinanderzusetzen, indem er behauptet, dieser Stein stelle das Haupt der Venus vor, welche die Ismaeliten schon in alter Zeit angebetet

hätten. (At praedictus ille lapis est caput Veneris, quam Ismaelitae jam olim adorabant.) Eine seltsame Idee, das Haupt der Göttin der Schönheit durch einen unförmigen Stein darstellen zu wollen!

Derselbe Euthymius sagt, dass die Araber im Alterthum, ausser einer Menge untergeordneter Götzen, vorzüglich zwei Hauptgottheiten verehrten und er will beweisen, dass diese Gottheiten Bacchus und Venus waren, welche die Araber Allah und Khabar oder Chabar genannt hätten; aus deren Namen das Takbir: „Allahu Akbar" (Gott ist gross) entstanden sein soll, welches demnach eigentlich „Allah u Khabar" das heisst „Allah und die Khabar" oder „Bacchus und die Venus" geheissen hätte. Folglich würde das jetzige monotheistische Takbir ursprünglich eine heidnische Bedeutung gehabt haben. Wir werden uns später, bei der Geschichte der Kaaba selbst, ausführlich mit dem Götzendienst der alten Araber zu beschäftigen haben. Da wir es hier jedoch vor der Hand nur mit dem schwarzen Stein zu thun haben, so sei noch bemerkt, dass Euthymius, der ihn also für ein Sinnbild der Khabar oder Venus, von den Arabern auch noch Sohara und Ozza genannt, hält, behauptet, dass auf demselben ein Basrelief, eine Venusscene darstellend, befindlich war. Derselbe Euthymius giebt uns auch einen dem heidnischen Aberglauben entlehnten Grund, um die Schwärze des Steines zu erklären, denn auch er kennt die Fabel, dass der Hadschar el assuad einst weiss gewesen sei. Demnach wäre dieser Stein (ähnlich wie die altceltischen Dolmen in der Bretagne), ein Wallfahrtsort der Frauen, zur Zeit ihrer monatlichen

Periode, gewesen, welche einzelne ihrer Körpertheile mit demselben in Berührung zu bringen und den Stein dadurch zu verunreinigen pflegten. Wie durch diese Berührungen der Stein die Farbe verlieren konnte, sucht Euthymius folgendermaassen zu erklären: „tradunt nigredinem a menstruae olim contactu contraxisse.“ Man muss gestehen, dass nach solchen Enthüllungen viel Appetit dazu gehört, um diesen Stein zu küssen.

Soweit beschäftigt sich Euthymius nur mit der heidnischen Fabel. Auf einmal beginnt er jedoch, auch den mohamedanisch-biblischen Mythus mit in's Spiel zu ziehen, indem er die Heiligkeit des schwarzen Steines dadurch erklärt, dass derselbe — das Ehebett des Abraham und der Hagar gebildet habe und der Patriarch Ismael auf ihm gezeugt worden sei. „Abrahamus super lapide nigro cum Agare coivit.“ Oder mit den Worten des Assemanus: „Ait Euthymius Arabes honorari istum lapidem quasi Abrahamus super eo cum Agare coierit.“ (Assemanus de manuscriptis bibliothecae Clementino-Vaticanae Vol. IV)

Man muss gestehen, dass der Patriarch keine modernen Ideen über Comfort besass, wenn er sich einen so harten und noch dazu so kleinen Thalamus aussuchte.

Aus diesen Zeugnissen geht hervor, dass der Hadschar el assuad schon vor Mohamed verehrt wurde, obgleich wir in Beantwortung der Frage, wie lange vor ihm dieser Cultus schon bestanden, keinen Fortschritt gemacht haben. Sicher ist, dass Mohamed diesen Cultus in seiner höchsten Blüthe

antraf und dass er nicht wagte, ihn aus seiner Religion zu verbannen, mit deren monotheistischer Lehre derselbe eigentlich ganz im Widerspruche stand. Aber Mohamed wusste wohl:

Qu'il y a avec le ciel des accommodements.

Der reine Monotheismus würde so verstockten Heiden, wie die Araber waren, nicht gemundet und eine Anbetung Gottes im Geist und der Wahrheit ihnen nicht geschmeichelt haben, denn durch eine solche Anbetung würde die Heiligkeit ihrer Kaaba und folglich die Bevorzugtheit von Mekka aufgehoben worden sein. Desshalb beschloss Mohamed, aus der Noth eine Tugend zu machen und den Tempel der Kaaba, sowie viele mit ihm verwandte Heiligthümer, beizubehalten und ihnen durch eine bei den Haaren herbeigezogene Anwendung biblischer Erzählungen, namentlich durch die bekannte Geschichte von Abraham und Ismael, welche der Koran in einer ganz neuen, an Widersprüchen reichen Form wiedergab, eine monotheistische Weihe zu verleihen.

Eine solche monotheistische Weihe erhielt der schwarze Stein, indem auch er mit dem Mythus des Abraham in Verbindung gebracht wurde. Zu dem Zwecke erfand man die Geschichte, dass Dschibrail (Gabriel) den Stein aus dem Paradiese dem Abraham gebracht habe und alle andern Fabeln über denselben.

Mohamed selbst gab das Beispiel der Verehrung dieses Steines, indem er ihn küsste und seine Glieder daran rieb. Dennoch wurde es einigen seiner eifrigsten Jünger, welche es mit dem Monotheismus vielleicht ernster und ehrlicher meinten, als der in einigen

Dingen geschmeidigere und oft weltkluge Prophet, schwur, sich mit dem Gedanken der Verehrung eines Steines auszusöhnen. So erzählt man, habe Omar ben Kateb (d. h. der Sohn des Schreibers), der zweite Chalif des Islam, als er vor dem schwarzen Steine stand, ausgerufen:

„Ich weiss. du bist nichts als eine träge Steinmasse, du kannst weder gutes noch böses thun, ich würde dich auch nicht küssen, wenn ich nicht gesehen hätte, dass unser Herr Mohamed es gethan hat."

Dieser Stein, von dem die Moslems behaupten, dass er unmöglich zerstört werden könne, sollte sich nicht immer dieses Privilegiums und noch weniger seines ruhigen Plätzchens im Bassorawinkel der Kaaba erfreuen, indem ihn die ketzerischen Karmathen im Jahre 926 raubten und verschleppten, worauf er jedoch im Jahre 950 von selbst wieder zurückkehrte. Ein Jahrhundert später wurde er sogar auf Befehl des verrückten Chalifen von Aegypten, Hakem b'omr Illah, von einem Diener desselben mit einer eisernen Keule zertrümmert, ohne dass sich jemand widersetzen konnte. Ausserdem litt der Hadschar el assuad im Laufe der Jahrhunderte noch mannichfache Unbill, durch Wasser und Feuersnoth, indem die Kaaba mehrmals brannte und überschwemmt wurde und, ich glaube, ein wenig werden ihm auch die vielen Pilgerküsse zugesetzt haben, denn es ist bekannt, dass selbst Erz und Stein durch tausendfaches, Jahrhunderte lang sich wiederholendes Küssen an Masse verlieren können, wie man z. B. an der Petrusstatue in der Peterskirche zu Rom sehen kann, welcher man eine ihrer Zehen beinahe abgeküsst hat.

Nach der jedesmaligen Zertrümmerung, denn die durch Hakem b'omr Illah war keineswegs die einzige, wurde der Stein stets wieder sorgfältig zusammengekittet und in einen soliden metallnen Rahmen eingefasst.

Diesen berühmten Hadschar el assuad, oder wie er auch wohl in der Feminalform genannt wird, die Hadschra ess ssauda, sah ich also jetzt dicht vor mir. Der Stein war von schwarzbrauner Farbe, von einem gleichfarbigen Cement überzogen, der jedoch vornen durch eine Lücke den Stein selbst gewahren liess; seine Form schien elliptisch, seine grösste Längenausdehnung mag vielleicht neun, seine grösste Breite vielleicht sechs Zoll betragen. Offenbar besteht er aus mehreren Stücken, was durch die erlittenen Zertrümmerungen erklärt wird. Aber alle diese Stücke sind sorgfältig durch Kitt, durch den sie bedeckenden, einige Zoll dicken Cement, und ausserdem noch durch einen soliden silbernen Rahmen zu einem Ganzen vereinigt. Die Oberfläche des Steines ist durch das viele Küssen von schmutzigen Pilgerlippen und das Daranreiben ihrer Hände ganz polirt und mit einer glänzenden Fettkruste überzogen, so dass er jetzt fast wie schönpolirter, schwarzer oder schwarzbrauner Marmor aussieht.

So ekelhaft es mir auch vorkommen mochte, so musste ich doch dieses schwarze Monstrum nun küssen, was ich nicht ohne grossen Widerwillen that. Dann musste ich beide Hände daran reiben, ihn mit der Stirne, mit den Wangen und dem Kinn berühren, was alles Ssadak mir vormachte, wobei ich ein kurzes Gebet sprach:

„O Gott! Ich begehe diesen heiligen Brauch im Vertrauen auf deine Hülfe, gemässs deinem heiligen Koran und nach dem Beispiel deines Gesandten (des Propheten), dessen Gott sich erbarmen möge. O Allah, meine Rechte streckt sich nach dir aus und ich bin voller Sehnsucht, zu dir zu kommen. Erhöre meine Gebete, erlöse mich vom Uebel, habe Mitleid mit meiner Zerknirschung und verzeihe mir meine Sünden!“

Nach Verrichtung dieses Gebetes küssten wir noch einmal den Hadschar el assuad, rieben nochmals Stirn und Hände daran und verliessen ihn endlich, um den Tuaf zu machen, indem wir nicht ohne grosse Mühe uns aus dem Gedränge herauswanden, welches den heiligen Stein umgab, denn, war es schwer zu ihm zu kommen, so war doch das Verlassen desselben nicht mit minderen Schwierigkeiten verbunden.

Ehe ich vom schwarzen Steine Abschied nehme, muss ich noch ein Wort der Frage widmen, was das Material sei, aus dem derselbe besteht. Ich muss gestehen, dass ich bei Beantwortung dieser Frage in grosser Verlegenheit bin. Es ist nämlich sehr schwer, den Stein, so, wie er ursprünglich ausgesehen haben mag, unter der Decke von Schmutz und Fett, die ihn umgiebt, wieder zu erkennen. Burckhardt hat ihn bekanntlich für ein Stück Lava gehalten, einestheils weil er einzelne gelbe und andere weissliche Substanzen enthalten soll, die auch bei Laven vorkommen, sowie wegen seiner porösen Oberfläche, anderntheils wegen seiner grossen specifischen Leichtigkeit, die man allerdings nicht in Erfahrung bringen kann,

sondern den Moslems auf's Wort glauben muss. Jene von Burckhardt beobachteten Farbenstreifen sind indess jetzt gar nicht mehr an dem Stein zu sehen und was die Porosität betrifft, so ist dieselbe ebensowenig unterscheidbar. Burton dagegen behauptet überzeugt zu sein, dass der Hadschar el assuad ein Aërolith oder Luftstein sei. Ich möchte diese Ansicht nicht absolut verwerfen, obgleich sie mir auch nicht vollkommen gerechtfertigt erscheint. Bekanntlich giebt es drei Arten von Aërolithen, die metallischen, steinigen und kohlenhaltigen. Dass er zur ersten Gattung gehört, welche fast nur aus reinem Eisen besteht, ist vollkommen unmöglich, da er sonst nicht so leicht hätte zertrümmert werden können. Ihn in die dritte Gattung zu verweisen, würde sehr gewagt sein, da diese Gattung eine absolute Ausnahme bildet, indem man bis jetzt nur ein Exemplar von Kohlen-Aërolithen gefunden hat. Die Gattung der steinigen Aërolithen, welche auch etwas Eisen, hauptsächlich aber Nickel und ausserdem steinige, d. h. nichtmetallische Substanzen enthält, war mir, da sie die am häufigsten vorkommende ist, aus verschiedenen Museen Europa's bekannt, die ich eigens besucht hatte, um über den vermeintlichen Aërolithen von Mekka ein Urtheil fällen zu können. Da muss ich nun aber gestehen, dass der Hadschar el assuad mit jenen Aërolithen, welche es doch unzweifelhaft sind, gar keine, oder so gut wie gar keine Aehnlichkeit besitzt. Fast möchte ich desshalb die Ansicht Burckhardt's wieder hervorholen, welcher den Stein für Lava hielt. Es giebt schwarze, ja schwarzbraune Lava und die Farbe würde somit keine Schwierigkeit

bilden. Lava ist freilich porös, aber die Poren können hier durch die den Stein überziehende Fettkruste verstopft worden sein und durch die durch das Küssen verursachte Glattheit, welche einer Polirung ähnlich sieht, ihr ursprüngliches Aussehen verloren haben. Jedenfalls ist der Stein keine rein metallische Substanz. Vielleicht ist er ganz einfach Basalt, welcher ja in dem mit ausgebrannten Vulcanen gesegneten Arabien gefunden werden soll. Durch die Annahme, dass er ein Luftstein sei, könnte man allerdings die Fabel erklären, welche ihn als vom Himmel herunter gekommen annimmt, aber die Araber haben eine so üppige Phantasie, dass ihre Fabeln einer zu Grunde liegenden Thatsache sehr leicht entbehren können, auf welche die Mythen andrer weniger erfindungsreicher Völker zuweilen ihr religiöses Sagengebäude gestützt haben.

Nachdem ich dem Hadschar el assuad mit anscheinend tiefer Inbrunst den Zoll meiner Ehrfurcht dargebracht, ja dieses ekelhafte schwarze Monstrum mit den Lippen berührt hatte, begann ich den Tuaf, den Umgang um die Kaaba. Mein Metuaf führte mich auf einen mit Granit gepflasterten Weg, der rings um das heilige Haus herumläuft, und Matef (der Gang des Tuaf) heisst. Um diesen Matef herum zieht sich äusserlich, und in einiger Entfernung, das heisst, zwischen ihm und dem äusseren Moscheehofe, und der Kaaba abgewandt, eine ein Halbrund um das heilige Haus beschreibende Reihe von zweiunddreissig vergoldeten Bronzesäulen, zwischen denen Abends Lampen aufgehängt werden. Wer mit dem in Europa bekannten Plane der Mesdschid el Haram

vertraut ist, der ist versucht zu glauben, dass dieses Halbrund den Weg des Tuaf bezeichnet. Dem ist jedoch nicht so. Der Matef oder Weg des Tuaf geht beinahe immer dicht an der Kaaba selbst hin und entfernt sich nur an einzelnen Stellen, aber auch nur unbedeutend, von ihr.

Zuerst musste ich ein Gebet sprechen, welches ich hier nicht wiedergebe, da es beinahe wörtlich eine Wiederholung des oben erwähnten, bei dem schwarzen Stein gesprochenen Gebetes war. Dann gelangten wir an eine Stelle, welche el Madschan heisst, und zwischen dem schwarzen Stein und dem Eingang in die Kaaba liegt. Hier befindet sich ein Stein, auf welchem der Sage nach Abraham stand, als er am Bau der Kaaba arbeitete. Auch soll er hier den Mörtel zum Bau des heiligen Hauses bereitet haben, wobei ihm sein Sohn Ismael behülflich war. Am Madschan musste wieder ein kurzes Gebet gesprochen werden:

„O Gott, du hast uns deine wahre Lehre geoffenbart. Vergieb, wenn ich jemals eines deiner Gebote verletzt habe."

Nun kamen wir an die Thür der Kaaba, welche so hoch über dem Fussboden angebracht ist, dass ich ihre Schwelle kaum mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte. Sie liegt ungefähr sieben Fuss über dem Boden, hat aber keine Treppe, sondern man bedient sich, um in sie einzudringen einer Leiter, die in der Nähe des Semsembrunnens aufgestellt ist und nur bei sehr seltnen Gelegenheiten herbeigeholt wird. Denn sonderbarer Weise gehört der Besuch des Heiligthumes selbst gar nicht zu den Pflichten eines Pilgers. Der Pilger läuft siebenmal um die

Kaaba herum, er küsst den Stein in ihrer Mauer, er verehrt sie und ihre Heiligthümer auf alle nur mögliche Weise von aussen, aber, in das Allerheiligste einzudringen, das ist für ihn gar nicht nöthig. Ueberhaupt findet der Begriff eines Allerheiligsten streng genommen hier nicht seine Anwendung. Das Innere der Kaaba ist als Wallfahrtsort nicht heiliger, als jedes beliebige Grab eines Marabut und viel weniger heilig, als der schwarze Stein und die andern Stellen, welche der Pilger berühren muss. Wenn dennoch an den Oeffnungstagen viele Pilger sich in die Kaaba hineindrängen, so geschieht das mehr der Neugierde wegen, als aus Andacht. Die Kaaba ist nur dreimal des Jahres dem Publikum zugänglich und ausser dieser Zeit ihr Inneres zu besuchen ist unmöglich und wird vielleicht nur souveränen Fürsten gestattet, wenn sie es verlangen sollten, was übrigens noch nie geschah.

An der Thür der Kaaba sprach mir Ssadak ein für diesen speciellen Fall vorgeschriebenes Gebet vor, das ich wiederholte:

„O Gott! Diese Hütte ist deine Hütte! Dieses Heiligthum ist dein Heiligthum, der Ort der Zuflucht der Gerechten, hier ist der Ort, zu dem alle herbeiströmen müssen, welche der ewigen Verdammniss entrinnen wollen."

Darauf kamen wir nochmals an Abrahams Fusstapfen vorbei, welche etwa zehn Schritte von der nordöstlichen Wand der Kaaba entfernt liegen. Hier wurde ein andres Gebet gesprochen:

„O Gott, hier ist der Ort, wo Sidna Brahim (Abraham) zu dir flüchtete, um dem ewigen Feuer

zu entrinnen. Auch ich flüchte zu Dir. Errette mein Fleisch, mein Blut, meine Gebeine und meine Haut vor den Flammen der Hölle."

Abrahams Fusstapfen sind ein höchst sonderbarer Gegenstand der Verehrung. Man nennt nämlich so eine fabelhaft grosse Vertiefung, welche wie gesagt etwa zehn Schritte nördlich von der Kaaba in einer dort befindlichen Capelle im Boden existiren soll. Man behauptet sie sei mehrere Fuss tief, einige sechs Fuss lang und drei Fuss breit. Wenigstens versicherte mir Ssadak, dass diess die Dimensionen des Abdrucks des Fusses Abrahams seien. Dieses ausserordentlich grosse Loch im Boden ist nichts geringeres, als die getreue Darstellung der Fusssohle des Patriarchen, und zwar geschah es durch ein Wunder, dass der Stein nachgab und den Abdruck dieses riesigen Fusses empfing, als Abraham von der beabsichtigten Opferung Ismaels und der wirklichen Opferung eines Widders zurückgekehrt war, welches Opfer nach einigen auch vor der Kaaba stattfand, während andere es nach dem Thal des Wadi Menaa bei dem Berge Arafa verlegen.

So wird den Gläubigen noch in spätester Zeit das Glück zu Theil, Abrahams Fussmaass anzustaunen, welches dasjenige eines Nilpferdes noch bei weitem an Grösse übertraf. Aber die guten Moslems müssen diess leider auf Treu und Glauben bewundern, denn das Loch im Boden ist stets mit einem erhabenen hölzernen Deckel, auf dem ein rothseidener Teppich liegt, bedeckt, und die Pilger dürfen auch nicht in die Capelle hineingehen, sondern müssen an dem Gitter, das die Kubba beinahe ganz umgiebt, in

welcher der heilige Fussabdruck aufbewahrt wird, aussen stehen bleiben.

Die Capelle der heiligen Fusstapfen ist ein schöner, offener Pavillon, dessen Dach von sechs zehnfusshohen Marmorsäulen gestützt wird. An dem auf der Mitte der Kubba angebrachten, geschmackvoll gearbeiteten Eisengitter pflegen die Pilger sich aufzuhalten, um nach den heiligen Fusstapfen, oder vielmehr nach dem dieselben bedeckenden Teppich zu schauen, bei welcher Gelegenheit sie ihre Andacht verrichten. Die Araber nennen diesen Ort den Makam Sidna Brahim d. h. die Stelle oder den Ort Abrahams.

Die orthodoxen Moslems nehmen, die Fusstapfen des Abraham betreffend, ausser vielen andern Fabeln, vorzüglich drei Wunder an. Diese sind:

Erstes Wunder: Dass der Stein einer der härtesten ist, und nie durch ein natürliches Ereigniss nachgeben konnte.

Zweites Wunder: Dass die Fusstapfen so tief sind, dass sie einem gewöhnlichen Menschen beinahe bis an's Knie reichen.

Drittes Wunder: Dass sie schon beinahe vier Jahrtausende gedauert haben und bis zum jüngsten Tage dauern werden.

Von den Fusstapfen des Patriarchen bis zum sogenannten Irakwinkel, das heisst derjenigen Ecke der Kaaba, welche nach Irak (dem Land um Bagdad) zugekehrt ist, sind nur wenige Schritte. Es ist diess die nordwestliche Ecke des heiligen Hauses. Hier waren, der Tradition gemäss, die Hörner des Widders aufgehängt, welchen Abraham statt seines Sohnes Ismael opferte. Dieselben wurden als götzendienerisch

von Mohamed entfernt, auf welchen Umstand das Gebet gegen Götzendienerei, das man hier halten muss, anzuspielen scheint:

„O Gott!“ so lautet dieses Gebet, „ich flüchte zu Dir, bewahre mich vor Götzendienerei, Scheinheiligkeit, schlimmen Gedanken, vor Diebstahl, vor Verunglimpfung der Kinder und Grausamkeit gegen sie.“

Die letzten Worte scheinen mir eine Anspielung auf den Gebrauch der heidnischen Araber, ihre neugebornen Töchter zu tödten, zu enthalten. Kinder umzubringen, galt bei ihnen für keine Sünde und erst der Koran hat diesen grausamen Gebrauch abgeschafft.

Nun waren wir bei der westlichen, oder genau genommen, westnordwestlichen Seite der Kaaba angelangt, wo eine halbrunde Mauer eine Art von kleinem Vorhof beschreibt. Diese Mauer steht vier Fuss von der Wand des heiligen Hauses ab und heisst el Hatim. Der Raum zwischen ihr und der Kaaba wird der Hadschar Sidna Smaïl, d. h. der Stein des Patriarchen Ismaël genannt. Einige Araber behaupten, die Kaaba habe sich früher bis zum Hatim ausgedehnt; doch scheint diess, wenn überhaupt, nur sehr kurze Zeit, nämlich in der Periode von Abd-Allah ben Sobir bis zu dem Emir el Hadschadsch Mohamed ben Jusuf, den beiden Erbauern der Kaaba, der Fall gewesen zu sein. Denn einige Jahre nachdem der Ursurpator, Ben Sobir, den Hatim mit der Kaaba vereinigt hatte, ward er schon wieder vom Emir el Hadschadsch ben Jusuf ausgeschlossen und das heilige Haus auf seine früheren Verhältnisse zurückgeführt, die es seitdem immer behalten hat.

reinsten Deheb (Gold) sei. Aber in einem unbewachten Augenblick gestand mir einmal Hamdan ben Hamidu, mein Wirth in Mekka, ein, und dasselbe wurde mir von Ssadak ben Hanifa, meinem Metuaf, bestätigt, dass der jetzige Misab gar nicht mehr der ächte goldene Misab vom Jahre 1615 sei. Diesen hätten vielmehr die Wahabia, die sogenannten Reformatoren des Islam und Entheiliger aller seiner geweihten Stätten, zu Anfang dieses Jahrhunderts gestohlen. Aber der Diebstahl sei von den meisten Leuten, selbst von vielen Mekkawia, ignorirt worden, denn noch in derselben Nacht habe der Scheriff Rhaleb (Ghaleb) eine andere Dachrinne, jedoch nur eine vergoldete, welche übrigens der ersteren goldenen durchaus glich, verfertigen und an der leer gewordenen Stelle des Daches befestigen lassen. Diess sei so geheim bewerkstelligt worden, dass heut zu Tage nur die wenigsten Mekkawia von dieser vor sechzig Jahren stattgefundenen Substitution einer falschen, an Stelle der goldenen, geraubten Dachrinne, eine Ahnung hätten. Ich lasse es dahin gestellt sein, was an dieser Erzählung wahres sein mag. Auffallend ist immer, dass Burckhardt, der im J. 1815 Mekka besuchte, also fünfzehn Jahre nach dieser vermeintlichen Substitution, gar nichts von derselben gehört hat, sondern die Dachrinne ganz einfach für die ursprüngliche, ächte, goldene hält.

Am Misab sprach mir Ssadak abermals ein Gebet vor:

„Gott! ich flehe zu Dir, dass Du mich nicht im Glauben wanken lassest und dass unser Herr Mohamed meine Stütze sei. Wenn der Tag kommen wird,

Es ist desshalb durchaus falsch, wenn man behauptet, der Hatim sei ein Rest der ältesten Kaaba. Er ist nur ein Rest der Kaaba Sobirs.

Die Mauer des Hatim ist nicht ganz fünf Fuss hoch und etwa ebenso breit. Auf dem sie bekleidenden Marmor sind eine Menge arabischer Inschriften eingemeisselt, die ich zum Theil gelesen habe. Sie enthalten jedoch nichts, als Gebetesformeln und Anrufungen. Der arabische Geschichtsschreiber Kutbeddin oder richtiger Katab ed Din, d. h. der Schreiber des Glaubens, welcher in Mekka lebte, behauptet, dass die Marmorbekleidung und die Inschriften auf Befehl des ägyptischen Sultans Mohamed el Rhuri (im J. 1539 unsrer Aera) verfertigt worden seien.

Im Hadschar Sidna Smaïl sind zwei oder, wie einige annehmen, sogar drei Heiligthümer, bei denen der Pilger sich aufhalten und beten muss.

Das erste dieser Heiligthümer ist der Misab, die goldene Dachrinne, welche das Regenwasser vom Dache der Kaaba herunterleitet. Sie ist nur fünf Fuss lang, so dass sie das Wasser aus einer Höhe von fünfunddreissig Fuss (die Kaaba ist vierzig Fuss hoch) herunterplätschern lässt. An ihrem unteren Ende befindet sich die Lahiat' el Misab auch Daknu el Misab genannt, welche Worte der „Kinnbart der Dachrinne" bedeuten. Dieser „Kinnbart der Dachrinne" ist übrigens nur eine vergoldete Metallplatte. Der Misab, in seiner heutigen Form, soll im Jahre 1615 aus Constantinopel gebracht worden sein. Ob er wirklich Gold ist und mit welcher Beimischung andrer Metalle, darüber habe ich nicht die geringste Ahnung. Die Mekkaner behaupten fast alle natürlich, dass er vom

reinsten Deheb (Gold) sei. Aber in einem unbewachten Augenblick gestand mir einmal Hamdan ben Hamidu, mein Wirth in Mekka, ein, und dasselbe wurde mir von Ssadak ben Hanifa, meinem Metuaf, bestätigt, dass der jetzige Misab gar nicht mehr der ächte goldene Misab vom Jahre 1615 sei. Diesen hätten vielmehr die Wahabia, die sogenannten Reformatoren des Islam und Entheiliger aller seiner geweihten Stätten, zu Anfang dieses Jahrhunderts gestohlen. Aber der Diebstahl sei von den meisten Leuten, selbst von vielen Mekkawia, ignorirt worden, denn noch in derselben Nacht habe der Scheriff Rhaleb (Ghaleb) eine andere Dachrinne, jedoch nur eine vergoldete, welche übrigens der ersteren goldenen durchaus glich, verfertigen und an der leer gewordenen Stelle des Daches befestigen lassen. Diess sei so geheim bewerkstelligt worden, dass heut zu Tage nur die wenigsten Mekkawia von dieser vor sechzig Jahren stattgefundenen Substitution einer falschen, an Stelle der goldenen, geraubten Dachrinne, eine Ahnung hätten. Ich lasse es dahin gestellt sein, was an dieser Erzählung wahres sein mag. Auffallend ist immer, dass Burckhardt, der im J. 1815 Mekka besuchte, also fünfzehn Jahre nach dieser vermeintlichen Substitution, gar nichts von derselben gehört hat, sondern die Dachrinne ganz einfach für die ursprüngliche, ächte, goldene hält.

Am Misab sprach mir Ssadak abermals ein Gebet vor:

„Gott! ich flehe zu Dir, dass Du mich nicht im Glauben wanken lassest und dass unser Herr Mohamed meine Stütze sei. Wenn der Tag kommen wird,

an welchem alle Schatten schwinden und nur Dein Schatten bleiben wird, dann schütze mich; tränke mich aus dem Becher des reinen Wassers, welchen Dein gelobter Prophet, unser Herr Mohamed, in seiner Rechten hält. Wahrlich, wer von diesem Wasser trinkt, den wird nicht dürsten ewiglich. Es ist der Born des ewigen Lebens." (Diese Worte sind gewiss eine Reminiscenz aus den dem Propheten bekannten Evangelien.)

Die letzten Sätze dieses Gebetes enthalten eine Anspielung auf das Wasser, welches vom Dache der Kaaba herunterfliesst, wie überhaupt die Gebete fast immer solche weithergeholte Anspielungen auf die einzelnen Heiligthümer und Wallfahrtsorte enthalten.

Gerade unter dem Misab befindet sich ein Stein, unter welchem die Moslems den Patriarchen Ismael begraben sein lassen. Einige wollen sogar in einem andern danebenliegenden Stein das Grabdenkmal der Hagar erblicken. Ersteres Denkmal heisst Kebber Sidna Smaïl, das Grab unsres Herrn Ismaels. Abraham, der Vater Ismaels, liegt, selbst nach der Annahme der Moslems, in Hebron, in Palästina, begraben, wie es auch die heilige Schrift aussagt. Seinen Sohn Ismael dagegen, dessen Begräbnissort die Bibel nicht erwähnt, konnte der Stifter des Islam überall, wo es ihm beliebte und wo es seinen propagandistischen Zwecken entsprach, begraben sein lassen. Er hatte schon die Geschichte der Erbauung der Kaaba durch Abraham und alles, was damit zusammenhängt, für die Verbreitung seiner Lehre ausgebeutet, indem er dem alten Götzentempel, von dessen Verehrung er die Araber nicht abbringen konnte, durch geschickte

Anwendung dieser Erzählungen und Verlegung des Schauplatzes der Jugendbegebenheiten im Leben Ismaels an diese Stelle, eine biblische Weihe zu geben versuchte. Da Ismaels Grab sonst nirgends genannt wird, und alle Araber eine grosse Verehrung für diesen vermeintlichen Patriarchen haben, der so ganz speciell ein Patriarch der Araber und Mohamedaner geworden ist, der in alle muselmännischen Sagenkreise verwebt erscheint und von dem sich ganze Stämme von Arabern abzustammen einbilden, so war dem Propheten eine schöne Gelegenheit gegeben, der Kaaba eine neue biblische Weihe zu verleihen, indem er auch das Grab des Sohnes Abrahams hierher verlegte.

Der Grabstein hat in der Mitte ein Loch, durch welches das vom Misab niederplätschernde Wasser abfliesst und somit hat der Patriarch Ismael eine höchst feuchte ewige Ruhestätte, worüber ihn, wenn er überhaupt hier begraben wäre, die Gebete der Gläubigen nur höchst unvollkommen trösten möchten. Auch ich musste hier dem Metuaf ein Gebet nachsprechen:

„O Gott, hier ist wahrlich der Ort, wo unser Herr Ismael begraben liegt. O Gott, schütze mich vor bösen Geistern, vor bösen Menschen, vor dem Teufel, der Versuchungsworte in die Ohren bläst. Der Friede sei mit Abraham und Ismael; O Gott! segne sie, segne auch mich, dass ich der Versuchung trotzen möge."

Vom Grabe Ismaels gelangten wir zum Schamiwinkel, oder der syrischen Ecke der Kaaba, welche

nach Südwest zugekehrt ist. Auch hier wurde ein Gebet gesprochen:

„O Gott! lass diese Wallfahrt Dir wohlgefällig sein! Nimm sie von mir als eine heilige Handlung an, als ein sicheres Mittel, um der Versuchung zu entrinnen. Ruhm und Lob sei Dir, Du Herr der Barmherzigkeit!“

Dieses Gebet nennt man im speciellen das Pilgergebet, es ist gleichsam eine Besiegelung der Wallfahrt und muss wegen seiner Heiligkeit dreimal wiederholt werden.

Nun kamen wir an die südliche, oder vielleicht richtiger gesagt, südsüdwestliche Seite der Kaaba, wo kein besonderes Heiligthum sich befindet. Dagegen bildet die Ecke der südlichen und östlichen Seite wieder einen Wallfahrtsort. Diess ist der sogenannte Ruchen el Jamani oder Jemenwinkel, die südöstliche Ecke des heiligen Hauses. An ihm befindet sich auch ein heiliger Stein, welcher von einigen, weil er von grauer und nicht von schwarzer Farbe ist, im Gegensatz zum schwarzen Steine, Hadschar el abiad d. h. der weisse Stein genannt wird. Er ist in gleicher Höhe wie der schwarze Stein eingemauert, steht aufrecht, ist etwa einen Fuss lang und einen halben breit; besteht übrigens aus demselben Material, wie alle Häuser Mekka's.

Die Moslems selbst scheinen nicht recht einig über die Bedeutung des Steines am Iemenwinkel zu sein. Nach einigen soll, als Mohamed aus Medina, wo er seinen Prophetensitz aufgeschlagen, zum ersten Male wieder nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt Mekka zurückgekehrt war, um den

Umgang um die Kaaba zu machen, und seine Feinde behaupteten, dass er alle seine Kräfte verloren habe, da soll der Prophet, um seine Widersacher Lügen zu strafen, die drei ersten Umgänge laufend zurückgelegt, und in diesem Augenblick soll dieser Stein plötzlich gesprochen haben und zwar legte er ein Zeugniss davon ab, dass Mohamed der Prophet Gottes sei und dass alle seine Feinde zu Schanden werden sollten. Andere wollen seine Geschichte mit der Abrahams in Verbindung bringen und behaupten, derPatriarch habe an dem Stein ein Kameel angebunden, als er sich anschickte, seinen Sohn Ismael (nicht Isaak) zu opfern.

Dieser Stein erfreut sich übrigens einer weit geringeren Verehrung, als sein schwarzer College, der berühmte Hadschar el assuad. Man berührt ihn nur mit der rechten Hand und küsst dann seine eigenen Fingerspitzen an den Stellen, welche mit dem Stein in Berührung gekommen sind. Nachdem ich diese Ceremonie meinem Metuaf nachgemacht hatte, musste ich noch ein Gebet sprechen:

„O Gott! Zu Dir bin ich geflüchtet aus Furcht vor Elend und Tod, hilf mir gegen die Qualen des Lebens und des Todes. Schütze mich in der Zeit und Ewigkeit! Vergieb meine Sünden jetzt und immerdar! Lass mich in diesem und in jenem Leben Ruhe finden und dem ewigen Feuer entrinnen."

Jetzt kehrten wir, nach vollendetem ersten Rundgang um die Kaaba, zum schwarzen Stein zurück, den wir ebenso umlagert fanden, wie das erstemal. Damit hatten wir den ersten Tuaf, den ersten Umlauf um die Kaaba vollendet. Es müssen aber im ganzen sieben Umläufe um das heilige Haus gemacht

werden, und zwar die ersten drei in schnellem, beinahe laufendem Schritte, die andern vier mit gemessener, bedächtiger Langsamkeit. Die Beschleunigung der drei ersten Umläufe geschieht zum Andenken an Mohamed und seine Gefährten, von welchen man, wie schon soeben angedeutet, erzählt, dass sie, nach mehrjährigem Aufenthalt in Medina von dort nach Mekka zurückgekehrt, und von der langen Reise ermüdet, hinfällig und schwach aussehend, von den Mekkanern für krank gehalten und als kraftlos verspottet wurden, wesshalb der Prophet, um zu beweisen, dass es ihm nicht an Kraft fehle und dass er sich folglich seinen Feinden noch immer widersetzen könne, den Umlauf die drei ersten Male rasch zurücklegte, worauf sich viele seiner Widersacher bekehrten und erkannten, dass Gott ihn stark mache, selbst wenn sein Körper hinfällig aussehe.

Es genügt übrigens nicht, dass man bei diesen drei ersten Umgängen schnell gehe, man muss auch noch die Schultern auf- und abbewegen und dadurch anzeigen, dass man sich der grössten Activität und Lebenskraft erfreut, ähnlich wie es der Prophet gethan haben soll, um seine Feinde Lügen zu strafen!

Auch ich legte den siebenmaligen, pflichtschuldigen Umgang zurück und war nun endlich von einer grossen Last frei. Jetzt galt es noch einige Heiligthümer im Moscheehofe zu besuchen und dann sollte ich endlich dem heiligen Hause den Rücken kehren dürfen.

Ehe ich jedoch zur Schilderung dieser Heiligthümer übergehe, muss ich noch ein Capitel der

Kaaba selbst und ihrer Geschichte widmen, welches, da es den wichtigsten Gegenstand einer Wallfahrt nach Mekka, den Kernpunkt aller seiner Heiligthümer, die Achse, um welche sich das ganze Pilgerwesen dreht, behandeln soll, gewiss hier nicht am unrechten Orte gefunden werden wird.

Zwölftes Capitel.

Mekka.

Das heilige Haus und seine Geschichte.

Die Kaaba ohne Umhüllung. — Der Schleier der Kaaba. — Aberglauben bei der Bewegung des Schleiers. — Fabeln über die Kaaba. — Die älteste Kaaba. — Abraham. — Ismael. — Die sieben Wunder der Kaaba. — Die Kaaba als Götzentempel. — Die ältesten Gottheiten der Araber. — Bacchus oder Bar-Chus. — Urania oder Alilat. — Die sieben Götzentempel des alten Arabiens. — Das Bit Rhamdan in Jemen. — Hobal der Sonnengott. — Verehrung Abrahams, als eines Götzen. — Statue der Jungfrau Maria in der Kaaba. — Erbauung der letzten heidnischen Kaaba. — Zerstörung der Götzen durch Mohamed. — Die heilige Taube. — Untersuchung über das Alter des Monotheismus bei den Arabern. — Das Land Gottes und das Land der Götzen. Heidnische Heiligthümer, welche Mohamed beibehielt. — Geschichte der Kaaba nach Mohamed. — Neuerungen des Abd-Allah ben Sobir. — Die Kaaba auf ihre jetzige Gestalt zurückgeführt. — Bekleidung der Kaaba.

Ein glücklicher Zufall wollte, dass ich die Kaaba gleich das erstemal so sehen sollte, wie sie wirklich ist, das heisst, entblösst von dem Kesua, der schwarzen Umhüllung, welche sie das ganze Jahr hindurch mit Ausnahme von vierzehn Tagen, bedeckt. Diese

vierzehn Tage beginnen am fünfundzwanzigsten Du el Kada und dauern bis zum zehnten Du el Hödscha.

Die Araber in ihrer bilderreichen Sprache sagen, dass die Kaaba während dieser Zeit „Orian", d. h. „nackt" ist. Wenn sie am zehnten Du el Hödscha wieder bedeckt wird, so heisst es, „der Schneider hat ihr einen Kaftan geschickt". Auch gebraucht man von der Bekleidung und Entkleidung des Tempels das Bild des Ihram. Hat die Kaaba ihr Kesua abgelegt, so sagt man, sie hat ihre Kleider ausgezogen und den Ihram angenommen. Der Ihram ist freilich bei Menschen noch immer eine Art von Bekleidung. Die Kaaba hat jedoch nicht nöthig, schamhaftig zu sein, sondern zeigt sich völlig „Orian" (nackt).

Da ich Mekka am siebenundzwanzigsten Du el Kada zum ersten Male betrat, so hatte die Kaaba bei meiner Ankunft schon seit zwei Tagen den Ihram genommen. Jetzt sollte ich also das Bit Allah (Haus Gottes, wie die Kaaba auch heisst) während zwölf Tagen völlig frei erblicken können, bis nach meiner Wallfahrt nach Arafa, während welcher sie bestimmt war ihren Schleier wieder anzunehmen. Diess war zwar für meine Neugierde eine gewisse Befriedigung, aber auch sonst nichts, gewiss kein Kunstgenuss, denn als ein Gebäude ist die Kaaba sehr weit entfernt, ein Kunstwerk zu sein. Sie ist ein schwerfälliges, viereckiges Haus, dessen Dimensionen (40' Höhe, 18' Länge und 13' Breite) schon erwähnt wurden. In dieser Berechnung der Höhe ist auch die Höhe der

drittehalb Fuss hohen und ziemlich schiefen Basis, auf der das Haus ruht, mit einbegriffen.

Die Kaaba ist von ganz gewöhnlichem grauen Stein, wie man ihn an allen Bauten Mekka's sieht, aufgeführt und somit auch nicht durch ihr Material ausgezeichnet. Die Werksteine, wenn man so roh behauene Steine überhaupt Werksteine nennen kann, sind von allen möglichen Formen und Grössen, meist plumpe, unregelmässige Vierecke, welche bald aufrecht, bald der Länge nach gestellt sind. Ein grober Mörtel verbindet schlecht die einzelnen Steine. Hie und da sind auf diesen Steinen Spuren von Inschriften zu erblicken, sie sind indess so undeutlich, dass ich keine derselben unterscheiden konnte, ja nicht einmal insofern, um sagen zu können, ob es kufische (ältere) oder neuarabische Schriftzeichen sind.

Wenn die Kaaba das Kesua (den Schleier) anhat, dann sieht sie ungleich stattlicher, aber zugleich auch viel düsterer, ich möchte sagen, grauenerregend aus. Man denke sich ein vierzig Fuss hohes Gebäude, das wie ein immenser Katafalk ganz schwarz überzogen ist. Das Kesua ist von schwarzer Seide; schwarz war die Farbe der Abbasiden, der Chalifen von Bagdad, der letzten eigentlichen Chalifen, die es gab, als deren Nachfolger heut zu Tage sich die türkischen Sultane, welche von der letzten ägyptischen Dynastie ihr Recht ableiten wollen, ansehen, obgleich sie, was ihren Stammbaum betrifft, eigentlich gar keinen Anspruch darauf haben. Von jeher galt es für ein Privilegium der Beschützer und Oberherren von Mekka, den schwarzen Schleier für die Kaaba zu schenken. Zur Heidenzeit schon wurde

die Kaaba mit Stoffen überdeckt, aber nicht mit schwarzen, sondern bunten, von allen verschiedenen Farben.

Dieser Schleier hat zu einem seltsamen Aberglauben Anlass gegeben. Zuweilen gefällt es dem Kesua, in Bewegung zu gerathen, was freilich die gewöhnlichen Sterblichen dem Winde zuschreiben würden, was aber nach Ansicht aller frommen Moslems einen viel wunderbareren Grund hat. Die siebenzigtausend Engel nämlich, welche die Kaaba bewachen, feiern bei, in und auf dem Schleier ihre Geister-Feste, religiösen Ceremonieen und Tänze, wobei sie mit ihren Flügelpaaren so heftige Bewegungen machen, dass der Kesua in Schwingung geräth.

Ssadak erzählte mir, dass er einst Zeuge einer Scene war, in der sich dieser letztere Aberglaube auf's lächerlichste offenbarte. Mein guter Metuaf war nämlich, ohne gerade skeptischer Natur zu sein (es giebt keinen skeptischen Moslem) doch nicht ganz ein „mouton de Panurgue", ja zuweilen schilderte er einzelne Ceremonieen und abergläubische Handlungen seiner Glaubensgenossen in einem solchen Licht, dass man sich fragte, ob er sich nicht über seine Religionsgenossen lustig machen wolle.

Ein Beispiel hiervon ist folgende Geschichte, die ich beinahe mit seinen Worten wiederhole. Ein ziemlich starker Nordwind bewegte das Kesua, welches gerade damals noch nicht ganz anliegend befestigt worden war, denn in der ersten Zeit nach der neuen Bekleidung lässt man den Schleier nur lose hängen. Der schwarze Schleier schwankte her und hin, wie ein

grosses düsteres Segel, ein Bild, welches vielleicht einen melancholischen Eindruck hervorzubringen fähig war, aber auf diese Fanatiker einen ganz andern Einfluss ausübte. Denn plötzlich schrieen alle mit voller Kehlenkraft: „Labik“ und „Malaïka, Malaïka“, das heisst „die Engel.“ Tausende von Pilgern fielen auf ihr Angesicht nieder, beteten, schluchzten und weinten: es war eine Scene voll der heftigsten Affectsäusserungen, und das alles, weil der Wind im Kesua ein wenig herumgespielt hatte. Denn natürlich, die Anwesenheit von vielen tausend Engeln, wenn sie sich so deutlich zu erkennen giebt, muss jeden guten Moslem mit den frömmsten Schauern erfüllen. Auch Burckhardt war Zeuge ähnlicher Scenen, die ich selbst nicht sah, wie ich überhaupt die Kaaba nur nackt erblicken sollte.

Die Geschichte des heiligen Hauses ist in das geheimnissvollste Dunkel gehüllt. Aber je weniger wir aus sichern Quellen darüber wissen, desto mehr hat uns die Sage über ihre Vergangenheit geoffenbart.

Ehe ich dazu schreite, die uns durch Schriftsteller von Gewicht bekannten Ueberlieferungen zusammenzustellen, will ich noch „par aquit de conscience“, die von Burckhardt erzählte und von Burton nachbuchstabirte Geschichte von der sogenannten ältesten Kaaba erwähnen. Burckhardt sagt (Gott weiss, wo er diesen Unsinn aufgefischt hat, von dem kein glaubwürdiger Araber heute etwas weiss), dass die erste Kaaba 2000 Jahre vor Erschaffung der Welt auf vier Jaspissäulen, mit einem Dache von Rubinen erbaut und von Legionen Engeln angebetet worden

sei, welche auch schon den Tuaf, den Umgang, gemacht hätten (diese Fabel widerspricht übrigens der orthodoxen Theologie des Islam, wonach die Engel zu tief stehen und nicht würdig sind, die Kaaba anzubeten).

Wahrscheinlich ist diese von Burckhardt erzählte Sage, sowie auch die von einer zehnmaligen Erbauung der Kaaba, nichts als eine obscure Tradition, welche nicht einmal den Werth besitzt, dass sie im Volksmunde gang und gäbe ist. Desshalb wollen wir ihr nicht einmal die Bedeutung beilegen, welche eine Fabel verdient und zu dem durch Quellen verbürgten Mythenkreise übergehen. Da finden wir zwar immer noch genug Unsinn, aber es ist wenigstens ein Unsinn, der geglaubt wird.

Nach dem Tarich Montecheb (von Pococke in seinen Specimina historiae Arabum, Oxford 1720, citirt) stand bereits zu Adams Zeit genau an derselben Stelle, wo sich heute das Haus der Kaaba befindet, ein Zelt, in welchem der Aeltervater und seine nächsten Nachkommen ihre Gebete verrichteten. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, dass von Adam angenommen wird, er habe nur den einigen Gott, Allahu akbar, d. h. den grossen Gott, den Gott des Islam angebetet, und nicht jenen später hier verehrten oder vorgeblich verehrten Doppelgott Allah U akbar, d. h. Allah und die Kabar, wie die christlich-saracenischen Schriftsteller diese Worte auslegen, welche durchaus in dem Namen Allahu akbar oder Allah U Akbar eine heidnische Bedeutung erkennen wollen. Dieses Gebetszelt des Adam ward nicht von Menschenhänden errichtet. Es kam vielmehr direct vom Himmel

herunter, damit die Menschen in ihm den einzigen Tempel Gottes auf Erden erkennen sollten.

Der Patriarch Seth, Adams dritter Sohn, erlaubte sich jedoch, wie derselbe Tarich Montecheb sagt, an der Stelle dieses vom Himmel heruntergekommenen Gebetszeltes einen steinernen Tempel zu errichten, in welchem von nun an bis zur Sündfluth alle Kinder Adams den einigen Gott anbeteten.

Die Sündfluth zerstörte die erste, von Seth errichtete Kaaba, welche nun bis zur Zeit Abrahams in Trümmern liegen blieb, so dass während dieser Zeit kein Tempel des einigen Gottes auf Erden bestand.

Abraham oder Ibrahim, wie ihn die Moslems nennen, der Chalil Allah, der Vertraute Gottes, erhielt eine neue Offenbarung, die nöthig geworden war, da Noah's Nachkommen sich dem Götzendienst ergeben hatten. Der Patriarch hatte schwere Kämpfe zu bestehen, als er die Einigkeit Gottes bekannte; er wurde zum Feuertode verurtheilt, weil er die Familiengötzen zerstört und seinen Vater zu bekehren versucht hatte. Schliesslich zur Auswanderung gezwungen, kam er nach Mekka, wo er seine neue Laufbahn begann. Ehe er jedoch zum Rassul (d. h. richtig übersetzt Religionsstifter, im Gegensatz von Nebbi, welches nur Prophet bedeutet und einen geringeren Grad der Offenbarung anzeigt, als das Wort Rassul), ehe er also zum Religionsstifter erkoren wurde, sollte er an eben dieser Stelle einer schweren Prüfung unterworfen werden. Allah befahl ihm seinen Sohn zu opfern (die bekannte Erzählung der Genesis). Die Moslems behaupten jedoch, dass

dieser Sohn nicht Isaak oder Ishak, sondern Ismael (arabisch Smail) gewesen sei, vor welchem sie eine ungemein grössere Ehrfurcht haben, als vor seinem Bruder, denn von Ismael behaupten eine grosse Menge Araber, ja der Religionsstifter Mohamed selbst, abzustammen, eine Fabel, deren Nichtigkeit jedem einleuchten muss, der mit der wahren Geschichte der Araber vertraut ist. Die 37. Sure des Korans, welche die Geschichte von der beabsichtigten Opferung des Sohnes Abrahams durch diesen Patriarchen selbst erzählt, sagt zwar kein Wort davon, dass dieser Sohn Ismael und nicht Isaak gewesen sei. Aber die Muselmanen haben eine Tradition, wonach Mohamed behauptete, dass zwei seiner Vorfahren durch Gelübde ihrer Aeltern dem Opfertode geweiht waren und nur durch besondere Dazwischenkunft Gottes gerettet wurden. Der eine dieser Vorfahren war des Propheten eigner Vater Abd-Allah, dessen Erzeuger, Abd-ul-Mottalib, das Gelübde ablegte, Gott seinen Sohn zu opfern, wenn er ihm den verschütteten Brunnen Semsem wieder offenbaren wolle, welche Bitte Gott auch erhörte, aber dem Grossvater Mohameds gnädigst gestattete, sein Gelübde durch das Opfer von hundert Kameelen, statt seines Sohnes, zu lösen. Der andere Vorfahr soll der Patriarch Ismael gewesen sein, von dem ein überaus mangelhafter, lückenreicher und in jeder Beziehung hinkender Stammbaum, ja sogar mehrere Stammbäume, die sich einander widersprechen, den Religionsstifter des Islam abstammen lassen.

Uebrigens, wer auch immer von beiden, Ismael oder Isaak, jener Sohn Abrahams sein mag, welchen

die 37. Sure des Korans meint, eines steht bei allen Moslems fest, dass das Opfer entweder in oder in der Nähe von Mekka stattfinden sollte und dass das stellvertretende Opfer des Widders hier auch wirklich stattfand. Die zwei Orte, welche sich um die Ehre streiten, Schauplatz dieses Opfers gewesen zu sein, sind nach den Arabern Mekka selbst und das nahe dabei gelegene Thal Menaa, während die Israeliten bekanntlich annehmen, Abraham habe seinen Sohn auf dem Berg Morija bei Jerusalem opfern wollen.

Die Hörner des Widders, welchen Abraham statt seines Sohnes opferte, soll er zum ewigen Andenken an Gottes wunderbare Hülfe an der Kaaba befestigt haben, eine Sage, die an einem komischen Anachronismus leidet, denn Abraham erbaute ja, nach allen Traditionen des Islam, die Kaaba erst dann, als sein Sohn Ismael bereits erwachsen war, da ihm dieser beim Bau Hülfe leistete, während er doch den Widder opferte, als Ismael noch im Kindesalter stand. Jedenfalls wurden diese Hörner oder vielmehr ein beliebiges Paar Widderhörner, welches man für das von Abraham hier befestigte Hörnerpaar ausgab, in vergoldetem und reichverziertem Zustande lange aufbewahrt und verehrt, selbst bis zur Zeit des Stifters des Islam, der sie in seiner Jugend noch hier sah. Die Hörner des Widders sind freilich als götzendienerisch entfernt worden, aber andere an dieser Stelle befindliche Andenken an Abraham und seinen Sohn hält der Islam noch heute in hoher Verehrung, wie den Mokam Sidna Brahim, d. h. den im Stein abgeprägten Fusstapfen Abrahams, dann die Stelle, wo der Patriarch und sein Sohn Ismael den Mörtel

für die Kaaba bereiteten (den Madschen), ferner den Brunnen Semsem, der zwischen den Beinen des auf dem Boden sitzenden Kindes Ismael wunderbarerweise aus der Erde hervorsprudelte und endlich das Grab des Patriarchen Ismael, alle vier entweder an die Kaaba stossend, oder doch in ihrer nächsten Nähe gelegen.

Sonderbar ist ferner, dass der arabische Name des schwarzen Steins, der in die Kaaba eingemauert und so ziemlich das sanctum sanctorum des Islam ist, das heisst „Hadschar el assuad", oder kurzweg wohl auch „Hadschar ' genannt, genau der Name der Mutter Ismaels ist, denn Hagar und Hadschar ist offenbar dasselbe Wort, da das hebräische Gimel dem arabischen Dschim durchaus entspricht. Zum Andenken an das Herumirren der Hagar, die ihren Sohn Ismael lange umsonst suchte, bis sie ihn endlich, mit dem Brunnen Semsem zwischen den Beinen, wiederfand, wird auch der siebenfache Lauf zwischen Ssafa und Merua gehalten.

Nach einer andern arabischen Sage, die Pococke citirt, hiess das zu Adams Zeit hier errichtete Gebetszelt und später der von Seth hier erbaute Tempel, sowie nach dessen Zerstörung der leergebliebene Ort selbst Sora oder Sara, welches der Name der Gattin Abrahams ist. So führen uns fast alle Sagen, welche die Kaaba zum Gegenstande haben, auf den Patriarchen zurück.

Abraham und Ismael also erbauten die Kaaba, so lautet die allgemeine Sage des Islam und selbst der Koran bestätigt in seiner 22. Sure diese Fabel. Die Kaaba des Abraham soll noch die heutige sein,

sie wurde seit seiner Zeit nur ausgebessert, nie neuerbaut, so behaupten die orthodoxen Moslems, die alle Umbauten, Restaurirungen und Neubauten nicht gelten lassen, damit ihre Fabel keinen Stoss erleide.

Zu welcher Epoche die Sage von dem hohen Alter der Kaaba und von ihrer Erbauung durch Abraham sich so recht eigentlich festgesetzt hat, wann überhaupt die Erzählungen der Genesis in Arabien bekannt geworden und in den einheimischen Sagenkreis verwebt worden sind, diess ist jetzt, glaube ich, nicht mit Genauigkeit zu ermitteln. Wahrscheinlich geschah es in den vier ersten christlichen Jahrhunderten, einestheils durch israelitischen, anderntheils durch christlichen Einfluss. Der erstere machte sich geltend, als durch Einwanderung zahlreicher Judenstämme in die arabische Halbinsel sich jüdische Reiche in Jemen und Hedschas gebildet hatten, welche die Kenntniss der biblischen Erzählungen zugleich mit ihrer Religion, für die sie viele Proselyten gewannen, verbreiteten. Der andere verschaffte sich Anerkennung, als zu Anfang des dritten Jahrhunderts zahlreiche christliche Gemeinden in Nordarabien und selbst an der Küste von Jemen enstanden waren, die natürlich ebenfalls Kenntniss von der Geschichte Abrahams besassen und wahrscheinlich auch verbreiteten.

Jedenfalls weiss eine genau verbürgte Geschichte nichts von einem solchen Cultus in der Kaaba, wie ihn etwa Abraham eingeführt haben konnte. Vielmehr erscheint das heilige Haus in historischer Zeit stets nur als ein Götzentempel und erst dem Reli-

gionsstifter Mohamed gelang es, den Cultus des einigen Gottes hier einzuführen, obgleich der Islam in dieser Einführung nur eine Wiederherstellung des vermeintlich uralt hier herrschenden Monotheismus erblicken will. Selbst die Moslems können nicht läugnen, dass die Kaaba vor Mohamed ein Götzentempel war, in dem sogar unter 360 andern Götzen auch der Patriarch Abraham als Gott verehrt wurde. Dieser Cultus des Abraham, als eines Götzen, könnte vielleicht von manchen für einen Beweis angesehen werden, dass die Tradition der Araber schon im höchsten Alterthum mit dem Namen des Patriarchen vertraut gewesen sei; dem ist jedoch nicht so, denn unter den ältesten Götzen der Kaaba wird Abraham gar nicht erwähnt. Seines Cultus geschieht erst kurz vor Mohamed Erwähnung. Das eclectische Heidenthum, dessen Tempel ja jeder Gottheit und jedem Heros offen standen, hatte (wohl nicht früher als im dritten oder vierten christlichen Jahrhundert) auch hier in Arabien den Patriarchen in sein Pantheon aufgenommen, wie dasselbe es im dritten Jahrhundert ja auch in Rom gethan hatte, wo Kaiser Alexander Severus unter seinen Hausgottheiten die Statuen von Abraham und Christus, als von Göttern, hatte aufstellen lassen.

Die Muselmanen behaupten, Abraham habe in der Kaaba sich von Gott die Gnade erbeten, dass seine Nachkommen niemals Götzendiener und dass die Kaaba nie ein Götzentempel werden möge. Dieses Gebet, so nehmen einige spitzfindige Theologen an, sei wirklich in Erfüllung gegangen, obgleich es offenkundig ist, dass die Araber bis zu Mohamed Götzen-

diener waren und die Kaaba als Götzentempel diente. Aber die frommen Moslems setzen sich, wenn ihnen Beweise fehlen, durch einige kühne Sprünge darüber hinaus.

Was das hohe Alter der Kaaba betrifft, so scheinen übrigens nicht alle Moslems in früherer Zeit davon eine grosse Meinung gehabt zu haben. Zum Beispiel theilte der Chalif Ali, Mohameds Schwiegersohn, nicht diesen Aberglauben. Denn als man ihn fragte, ob die Kaaba der älteste, dem wahren Gott geweihte Tempel sei, sagte er ausdrücklich: Nein, andere seien älter gewesen, unter welchen andern ohne Zweifel auch der Tempel Salomonis als inbegriffen angenommen werden muss, so dass also nach Ali's Geständniss die Kaaba keineswegs von Abraham, der ja tausend Jahre vor Salomon lebte, erbaut worden sein konnte. Man sieht, die Sage vom Alter der Kaaba leidet an dem Fehler aller andern Sagen, dass sie voll Verwirrung und Widerspruch ist.

Um mit dem Mythenkreise zu schliessen, der das heilige Haus selbst zum Gegenstande hat, will ich noch den gegenwärtigen Stand der Sagen erwähnen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte zu jenem confusen Aberglauben kristallisirt haben, in dessen Gewande sie uns heute erscheinen. Sieben Wunder sind es vorzüglich, welche die Kaaba noch heute bewirken soll und welche sie vor allen andern irdischen Orten auszeichnen.

Erstes Wunder: Die Herzen aller Gläubigen werden von der Kaaba wie von einem Magnet angezogen, der nicht blos figürlich ist, sondern eine

wirkliche, mystische, wunderbare Anziehungskraft ausübt.

Zweites Wunder: Die Kaaba bildet die Gebetsrichtung, die Kebla, welche jeder wahrhaft fromme Moslem durch Intuition erkennt, wenn er sein Gebet verrichten will. (Die meisten kommen aber der Intuition durch kleine Compasse zu Hülfe, glauben somit, wie es scheint, nicht recht fest an dieses zweite Wunder.)

Drittes Wunder: Es ist unmöglich, die Kaaba und den in ihr befindlichen schwarzen Stein zu zerstören. (Ein Wunder, das durch die Geschichte Lügen gestraft wird, denn die Karmathen zerstörten im Jahre 929 die Kaaba zum Theil, und der verrückte Chalif Hakem b'Omr Allah liess im Jahre 1022 den schwarzen Stein mit einer Eisenkeule zertrümmern.)

Viertes Wunder. Selbst die Vögel haben Ehrfurcht vor der Kaaba und vermeiden es, sich auf derselben niederzulassen. (Ein Wunder, von dessen Unrichtigkeit ich mich selbst überzeugt habe, denn ich sah eine der vielen Bit Allah Tauben [Tauben des Gotteshauses], welche von Pilgern gefüttert werden und nicht getödtet werden dürfen, auf der Kaaba sitzen. Gewöhnlich freilich fliehen die Vögel die allzu lärmende Umgebung des heiligen Hauses.)

Fünftes Wunder: Die Kaaba kann, obgleich sie nur klein ist, dennoch unzählige Pilger zu gleicher Zeit aufnehmen, da die Engel sie nach Belieben vergrössern oder verkleinern.

Sechstes Wunder: Jeder, der die Kaaba sieht, muss Thränen der Rührung vergiessen. (Ein Wunder, das sich an mir nicht bestätigte.)

Siebentes Wunder: Die Heiligen und Patriarchen kommen aus der andern Welt, um ihre Umgänge um die Kaaba zu halten, was zu thun auch die Engel vor Begierde brennen, was ihnen aber untersagt ist, da nach dem Islam die Engel Wesen von geringerer Vollendung als die Menschen sind und nicht an demselben Orte, wie diese, beten dürfen. (Was die Gespenster betrifft, welche die Kaaba besuchen, so sieht man allerdings daselbst genug, aber leider sind es lebendige Gespenster, nämlich die elenden, abgemagerten, skelettartigen, halbverhungerten Bettler, meist Indier, die den Pilger mit schwacher, fast sterbender Stimme um Almosen anflehen.)

Die Berichte der altgriechischen, lateinischen und byzantinischen Schriftsteller und derjenigen Araber, welche wie Asraki, Ab-ul-Feda, Asami und andere, inmitten eines Chaos von Fabeln doch vielleicht einen Kern von Wahrheit enthalten, sind freilich nicht viel glaubwürdiger, als die obenerwähnten, mythologischen Erzählungen; da sie jedoch meistentheils aus historischer Zeit stammen, so verdienen sie wohl eine kurz zusammenfassende Erwähnung.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass die Araber im Alterthume Götzendiener waren. Kein Schriftsteller des Alterthums weiss etwas von dem vermeintlichen Monotheismus der Araber im höchsten Alterthume und noch weniger etwas von ihrer Abstammung von Abraham und Ismael, auf welche man diesen Monotheismus zurückführen will. Bereits Herodot erwähnt die beiden Hauptgottheiten der Araber und nennt dieselben Bacchus und Urania vielleicht Venus Urania). Den Bacchus nannten die

Araber, nach dem Vater der Geschichte, (Herodot, Lib. III.) Urotal, (Orataal, Ollataal) welches von Pococke für dasselbe Wort, wie „Allah Taal“ gehalten wird, und demnach „Gott der grösste“ bedeuten würde. Der Urania gaben die Araber den Namen Alilat, welches nach demselben Pococke für „Alilaha“ (d. i. Göttin) oder vielmehr für die Pluralform Alilahat (d. i. Göttinnen) stehen würde. Demnach würden die beiden Namen Urotal und Alilat nichts bedeuten als „der höchste Gott und die Göttinnen“ (die Engel?). Ich muss gestehen, dass, trotz dem grossen Respect, welchen ich vor Pococke's Gelehrsamkeit hege, mir diese Interpretation der Namen doch etwas weithergeholt erscheint. Offenbar hat dem grossen Orientalisten hier die Analogie mit den ältesten hebräischen Namen Gottes vorgeschwebt, mit den Namen Jehova oder Adonai und Elohim, denn ähnlich wie Pococke in Alilahat den Namen der Göttinnen oder Engel erblickt, so wollen einige Hebräologen in der Pluralform Elohim eine Göttermehrheit sehen. Nach letzteren hätten die hebräischen Namen Jehova und Elohim eine heidnische Bedeutung, nämlich „der höchste Gott und die Nebengötter oder Engel“; demnach läge selbst im alten Testament die Vielgötterei versteckt.

Bochart (liber I. cap. 2) versucht eine andere Deutung des Namens Bacchus, des vermeintlichen Gottes der Araber, zu geben, indem er ihn von Bar-Chus, das heisst „Sohn des Chus“, ableitet. Nun spricht Plinius von einem Könige Arabiens, Namens Saba, welcher Sohn des Chus war, und von den Arabern zum Gotte erhoben wurde.

Diese Deutung würde sehr geistreich erscheinen, wenn die Araber ihren Gott überhaupt Bacchus genannt hätten, aber Herodot sagt ja ausdrücklich, dass sie ihn nicht so, sondern mit dem Namen Urotal benannten und dass er nur dem griechischen Gotte Dionysios oder Bacchus entsprach.

Von diesem vermeintlichen arabischen Gotte Bacchus wollen auch viele den alten Namen von Mekka, welches früher Bekka hiess, ableiten. Selbst zu Mohameds Zeiten hatte sich noch der Name Bekka erhalten und der Koran erwähnt seiner in der zweiten Sure. Aber diese Deutung des Namens Mekka leidet an dem nämlichen Fehler, wie die Ableitung des Namens Bacchus von Bar-Chus, nämlich daran, dass die Araber den Namen Bacchus wahrscheinlich gar nicht kannten. Herodot, indem er dem arabischen Gotte, welchen er Urotal nennt und dessen Namen er wahrscheinlich falsch hörte und noch falscher aufzeichnete, für den Bacchus der Griechen und seine Gefährtin für die Urania des hellenischen Mythus erklärte, verfiel in den gewöhnlichen Fehler aller seiner Landsleute, welche einer fremden Nation keine Originalität zugestanden und in allem, was sie von einer solchen wussten, nichts als Nachäffungen der Griechen erblickten. Die ältesten Gottheiten der Araber haben aber wahrscheinlich mit dem hellenischen Göttermythus nicht das geringste gemein. Wenn das arabische Pantheon überhaupt von irgend einem fremden Volke entlehnt ist, so möchte es eher von verwandten semitischen Völkern, wie den Syriern, Mesopotamiern oder Phöniciern, als von einer so grundverschiedenen Nationalität, wie der hellenischen, über-

kommen worden sein. In der That finden wir, zur Bestätigung des eben gesagten, bei mehreren Schriftstellern Belege.

Nach Asraki war es zuerst Amer ben Lahia, König von Hedschas, welcher den Götzendienst in die Kaaba einführte. Alle arabischen Autoren glauben nämlich, dass im heiligen Hause in ältester Zeit nur der einige Gott angebetet wurde. Amer brachte aus Hit in Mesopotamien den semitischen Götzen Hobal, welcher nichts anderes war, als der Baal der Phönizier und Syrier, dessen Namen man den Artikel Ha vorsetzte: Ha-Baal, d. h. „der Baal", der Sonnengott der Phönicier und Karthager, vielfach in der heiligen Schrift erwähnt.

Hobals Statue wurde auf der Spitze der Kaaba aufgestellt und diese als ein ihm besonders geweihter Tempel angesehen. Von dieser Zeit der Einführung des Baaldienstes datirt nach Asraki die allgemeine Verbreitung des Götzendienstes unter den arabischen Stämmen, welche wie gesagt immer im höchsten Alterthum als Monotheisten fingirt werden. Bald wollte jeder arabische Stamm seinen Götzen haben. Ein Dattelbaum, unter dem Namen Ozza, wurde von den Beni Hozza angebetet. Die Beni Thekif verehrten einen Felsen unter dem Namen El Lat, welcher Name eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Alilat des Herodot besitzt. Die Koreischen feierten einen grossen Baum, Namens Sad Aruat. Auf den Hügeln Ssafa und Merua wurden die Götzen Asaph und Naila aufgestellt. In der Kaaba selbst wurde, vielleicht zu gleicher Zeit mit Hobal, der schwarze Stein eingeführt, unter dessen Gestalt man die Göttin

Chabar, Kabar oder Akhbar verehrte. Ein König von Persien schenkte zwei goldene Gazellen, welche von nun an auch im heiligen Hause angebetet wurden. Eine hölzerne Taube, ein Paar vergoldete Widderhörner, eine Menge von Wurfpfeilen, aus deren Werfen man das Schicksal weissagte, waren besondere Heiligthümer der Kaaba. Mit der Zeit mehrte sich die Zahl der Götzen dergestalt, dass ihrer nicht weniger als dreihundertundsechzig, für jeden Tag des Jahres ein Götze, in dem Bit-Allahi aufgestellt wurden.

Nach Asraki bildete die Kaaba stets das Hauptheiligthum der arabischen Stämme, gewissermassen das Nationalheiligthum der Araber, zu dem alle vermeintlichen Söhne Ismaels zu wallfahrten pflegten. Diess kann jedoch nur von den benachbarten Stämmen um Mekka gelten. Denn, wie wir aus guten Quellen wissen, so hatten andere Gegenden von Arabien ähnliche Heiligthümer wie die Kaaba, welche sich bei den dort wohnenden Völkern einer ganz gleichen Verehrung erfreuten. Einer der bekanntesten dieser Rivalen der Kaaba war der Tempel der Venus in Sanaa, einer Stadt des südlichen Arabiens, das sogenannte Bit Rhamdan, welches der Chalif Otsman zerstörte. Nach dem Schahristan bestanden in ganz Arabien sieben heilige Häuser, welche als Wallfahrtsorte, jeder in seinem District, von den benachbarten Stämmen ebenso viel besucht und ebenso eifrig verehrt wurden, wie die Kaaba von den Völkern um Mekka. Diese sieben Tempel waren den sieben Planeten gewidmet, das heisst denjenigen Himmelskörpern, welche die Alten für die sieben Planeten hielten, nämlich der Sonne, dem Mond, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und

Saturn. Nach dem Schahristan wurde Saturn in der Kaaba verehrt. Nach andern war es jedoch die Sonne, wie auch aus dem Namen des Hauptgottes Hobal d. h. Baal, der Sonnengott, erklärlich wird, welcher Gottheit der Tempel von Mekka vorzüglich geweiht war. Wenn Asraki behauptet, Hobal sei der gemeinschaftliche Gott aller Araber gewesen, so hat er darin in so fern Recht, als ja im Heidenthum fast alle Götter gemeinschaftlich waren und ihrer überall, je mehr je lieber, verehrt wurden. Ja, die einzelnen Völker entlehnten sich gegenseitig ihre Götter und nahmen die anderer Nationen unter die Zahl der ihrigen auf. Natürlich muss der Cultus des Sonnengottes leicht eine grosse Verbreitung gefunden haben, wie auch der häufig vorkommende arabisch-heidnische Männernamen „Abd-esch-Schems" das heisst „Diener der Sonne" beweist. Ebenso häufig waren die Namen „Abd-el-Kaaba", Diener der Kaaba, und „Abd-ed-Dar", Diener des Hauses (des heiligen Hauses), welche, da die Kaaba der Sonne geweiht war, nur Umschreibungen des ersten Namens bildeten.

Der Eclecticismus des Heidenthumes gestattete bekanntlich die Aufnahme aller fremden Götter in seine Tempel und die Erhebung von Königen, Heroen und Patriarcheu zu Gottheiten. So geschah es, dass mit der Zeit, als die Erzählungen der heiligen Schrift bei den Arabern bekannt wurden und wegen ihrer Originalität wahrscheinlich schnell grossen Anklang fanden, die Heiden einzelne Bibelfiguren mit in ihr Pantheon aufnahmen. So wurde Abrahams Statue in der Kaaba aufgestellt und daselbst seltsamer

Weise ganz mit denselben Attributen ausgestattet, welche den heidnischen Gott Hobal kennzeichneten. Ebenso befand sich eine Figur der Jungfrau Maria, mit dem Jesuskinde auf ihrem Schoose, in der Kaaba, wo sie in der Säule, welche der Thür zunächst stand, entweder eingemeisselt oder an sie angelehnt war. Die Statue des Abraham trug sieben Pfeile in der Hand, woraus man das Schicksal weissagen wollte, überhaupt war das Pfeilewerfen ein übliches Wahrsagungsmittel der heidnischen Araber. Der arabische Geschichtschreiber el Dschenab erzählt, dass als Mohamed im achten Jahre der Hedschra siegreich in den Tempel eindrang, er daselbst neben vielen andern Götzenbildern auch die Figur des Abraham fand. Dieselbe trug die schicksalsweissagenden Pfeile in der Rechten. Als diess der Prophet erblickte, rief er entrüstet:

„Gott verfluche diejenigen, welche diess gethan haben. Unsern Ahnherrn stellten sie dar wie einen Schicksalsdeuter und Magier. Was hat Abraham mit der Magie gemein?“

Darauf zerstörte Mohamed alle Götzen.

Wenn wir über die Zeit der Erbauung der ursprünglichen heidnischen Kaaba auch im unklaren sind, so kennen wir doch genau die Epoche, wann sie zum letztenmal als Götzentempel errichtet wurde. Diess geschah zur Jugendzeit des Propheten. Damals waren die Koreischiten Herren von Mekka, an Stelle der früheren Beni Kossai, vom Stamme der Dschorhamiten, welche von den sogenannten Ismaeliten oder Ismaeliern, die sich der Abstammung von Ismael rühmten, vertrieben wurden. Der letzte Dschorha-

mitische Herrscher von Mekka hatte, als er die Stadt verlassen musste, den schwarzen Stein und die beiden goldenen Gazellen in den Brunnen Semsem geworfen. Der Brunnen selbst war verschüttet worden und erst Mohameds Grossvater entdeckte ihn wieder, indem er ein Gelübde that seinen eignen Sohn zu opfern, wenn Gott ihm den Semsem offenbaren würde. Die Kaaba selbst brannte zur Jugendzeit des Propheten gänzlich ab und mit ihr eine Menge Götzenbilder, von denen die meisten von Holz waren.

Die Koreischen erbauten die Kaaba wieder und zwar von Holz, in kleineren Verhältnissen, als die Kaaba der Dschorhamiten, welche letztere bedeutende Dimensionen besass, die wir jedoch nicht genau kennen. Sechs Säulen trugen das Dach des neuen Tempels, auf dessen höchster Spitze Hobal, der Sonnengott, aufgestellt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden höchst wahrscheinlich eine Menge neuer Götzen, worunter namentlich viele Engelsfiguren, in die Kaaba aufgenommen. Auch ist anzunehmen, dass damals der Abrahamcultus eine erhöhte Bedeutung erhielt, da ja die Koreischiten in dem Patriarchen ihren vermeintlichen Stammvater verehrten. Diese Leichtigkeit, mit welcher sich die Heiden jeden neuen fremden Göttercultus assimilirten, mag Mohamed die erste Idee gegeben haben, eine eigene Religion zu stiften, welche freilich, weil sie in ihrer Eigenschaft als monotheistische Lehre exclusiv war, auf grosse Schwierigkeiten in ihrer Verbreitung stossen musste.

Die Geschichte vom Prophetenthume Mohameds ist natürlich den meisten meiner Leser bekannt. Da wir es hier nur mit der Geschichte der Kaaba zu

thun haben, so will ich aus derjenigen des Stifters des Islam blos das erwähnen, was das heilige Haus im besonderen betrifft.

Als acht Jahre nach seiner Flucht von Mekka nach Medina der Prophet die heilige Stadt eroberte und siegreich in die Kaaba eindrang, fand er in derselben eine Menge Engelsfiguren und Bilder von Menschen und Thieren, unter andern auch die „Hamam el ailan", das heisst die heilige Taube, eine Figur von Holz, welche für die Abbildung derjenigen Taube galt. die Noah aus der Arche losgelassen hatte (wieder eine heidnische Anwendung einer biblischen Erzählung). Nachdem er dieselbe mit eigener Hand zertrümmert und seine Jünger mit den andern Götzenbildern dasselbe gethan hatten, befahl er seinem bevorzugten Lehrling und späteren Schwiegersohne Ali, auf das Dach der Kaaba hinauf zu steigen, und den dort aufgestellten Götzen herunterzuwerfen. Der Prophet bot Ali seine eigne Schulter als Stütze dar, damit derselbe auf das Dach hinaufklimmen möge, woraus man schliessen kann, dass die damalige Kaaba viel niedriger als die jetzige gewesen sein muss. El Dschenabi nennt den von Ali hinabgeschleuderten Götzen Chosaja, welches vielleicht ein andrer Name für Hobal, vielleicht eine zweite hier aufgestellte Statue war. Drei der in der Kaaba verehrten Götzen erklärte Mohamed, welcher, wo es nur immer thunlich war, die heidnischen Traditionen der Araber beibehielt und ihnen durch seine monotheistische Lehre neue Weihe zu verleihen suchte, für Diener und Engel des einigen Gottes. Diese drei Götzen waren Allata, Allozza und Manata, offenbar Heidengötter,

welche der Koran in der dreiundfünfzigsten Sure Al-Lat, Al-Ozza und Menat nennt und die von nun an in der Religion des Islam als Engel figurirten. (Pococke specimina historiae Arabum.)

Mohamed macht in der dreiundfünfzigsten Sure Anspielungen darauf, dass die Araber ausser ihrer Götzenverehrung auch einen Cultus des einigen Gottes besassen. Die muselmännischen Theologen nehmen natürlich an, dass der Monotheismus früher unter den Arabern herrschend war, aber zu verschiedenen Zeiten vor und nach Abraham durch den Götzendienst verdrängt wurde. Diese Annahme des Monotheismus, als ältester Religion der Araber, beruht auf der Ansicht von dem fortgesetzten Prophetenthume in der Race Seths und später Abrahams, von welchem alle Propheten die nach ihm kamen, abstammen und zwar durch seinen Sohn Isaak, während nur der letzte und vorgeblich grösste derselben, Mohamed, von Ismael seinen Stammbaum herleitet. Der Stifter des Islam, als einer monotheistischen Religion, musste natürlich suchen, für seine Lehre von der Gotteinheit in der Geschichte derjenigen Völker, welche er zu ihr bekehren wollte, einen Anhaltspunkt zu finden. Nun scheint ein solcher Anhaltspunkt wirklich existirt zu haben, das heisst, die Araber vor Mohamed hatten eine Kenntniss, wenn auch eine dunkle und verworrene Kenntniss von der Existenz eines höchsten Wesens, welches vor allen Göttern den Vorzug verdiene. Diese Anlage zum Monotheismus, welche durch die Geschichte der Religion der heidnischen Araber gegeben war, suchte Mohamed auszubeuten, indem er fingirte, dass der Monotheis-

mus früher die wahre Religion der Araber gewesen und nur mit der Zeit durch den Götzendienst verdrängt worden sei; so schmeichelte er dem Nationalstolz der Araber, indem er sie glauben machte, dass sie, durch ihre Annahme des Islam, zu ihrer alten Religion zurückkehrten, zu einer Religion, welche vorzüglich arabisch sei. Daher kommt der heute noch von vielen Moslems getheilte Wahn von dem hohen Alterthum ihres Monotheismus: ein Wahn, denn, wenn auch bei einzelnen alten Völkern monotheistische Ideen, als ihrer Religion zu Grunde liegend, gefunden werden, so erscheinen sie doch gewöhnlich unter einer Last götzendienerischen Unsinns versteckt. Aus der genauen Forschung der Religionsgeschichte aller Völker, selbst die monotheistischen Juden nicht ausgenommn, erhellt nur zu deutlich, dass Götzendienst der Anfang aller alten Religionen war. Die monotheistischen Ideen, welche man einzelnen Lehren als zu Grunde liegend annimmt, beruhen nur auf den Traditionen aus dem Kindheitsalter dieser Lehren, auf der Erinnerung an die Entstehung und das allmählige Anwachsen des Polytheismus: denn begreiflicherweise konnte die Verehrung von so vielen Göttern nicht zu gleicher Zeit ihren Anfang nehmen, einer musste nach dem andern kommen und derjenige, welcher nun zufällig der erste war, wie es nun gerade der Phantasie der Völker anzunehmen beliebte, sei es der Sonnengott der Phönicier, sei es Pluto, Jupiter, Saturn, sei es der Ammon-Ra der Aegypter, sei es der Hobal der Araber, dieser Gott wurde als der erste, gewissermassen als das höchste Wesen angesehen, und alle anderen Götter,

deren Verehrung später eingeführt wurde, galten neben ihm nur für seine Satelliten. So und nicht anders war auch der wirkliche Ursprung der vermeintlichen monotheistischen Idee bei den Arabern, während der fingirte Ursprung des Monotheismus von den Theologen in einer von Adam bis zu Mohamed fortgesetzten Reihe von Offenbarungen gesucht wird. Wahrscheinlich war der vorzugsweise verehrte Gott der Araber, ihr „höchstes Wesen" nichts anderes, als der schon oft genannte Hobal. Sonderbar ist, dass der Cultus dieses Gottes, den man „den Gott" oder „Gott" im ausschliesslichen Sinne des Wortes nennen könnte, sehr vernachlässigt wurde. Das höchste Wesen wurde gewissermassen als ein Schattengott, wie die Götter Epicurs, als ein Gott, der weder helfen noch schaden kann, angesehen, ähnlich wie die Indianer Nordamerika's ihren „grossen Geist" betrachten, zu dem sie es für unnütz halten zu beten, während sie an die Untergötter und Dämonen ihre Bitten richten. Ein auffallendes Beispiel von der Vernachlässigung des Hauptgottes und der Ueberschätzung der Nebengötter bei den alten Arabern sieht man in der bei ihnen üblichen religiösen Widmung der Felder. Die Araber pflegten, nach Mirchond und Chondemir (bei Pococke a. a. O.) ihre Felder in zwei Theile zu theilen. Der eine Theil wurde Gott (Hobal?), der andere den Untergöttern gewidmet. Wenn nun eine Frucht oder irgend etwas aus dem Theil der Götzen in den Theil Gottes fiel, so wurde es mit der grössten Gewissenhaftigkeit zurückerstattet, damit ja die Götzen keinen Schaden leiden sollten. Fand jedoch das Gegentheil statt, fiel

etwas aus dem Theil Gottes in den Theil der Götzen, so wurde es nicht zurückgebracht, die Götzen blieben in dessen ungeschmälertem Besitze. Ein ähnliches Princip waltete bei Eintheilung der Bewässerung des Landes ob. Das Land der Götzen wurde sorgfältig bewässert und mit kleinen Kanälen versehen, welche ihm stets die fruchtbringende Feuchtigkeit zuführten. Das Land Gottes dagegen wurde trocken gelassen, seinem Schutzherrn allein blieb es überlassen, dasselbe durch Regen zu bewässern, wenn es diesem Schattengotte überhaupt möglich war oder belieben mochte. Da aber in Arabien im ganzen nicht genug Regen fällt, um ein Feld fruchtbar zu machen, so trug das Land Gottes meist schlechte Aernten und diess verminderte noch mehr den Respect, den man vor dem vermeintlichen höchsten Wesen hegte. In der dreiundfünfzigsten Sure sagt auch Mohamed, dass die Araber Gott nur die weiblichen Thiere (vielleicht auch die neugeborenen Mädchen) zu weihen pflegten und, da sie alles weibliche auf's tiefste verachteten, ja die Geburt einer Tochter geradezu für ein Unglück hielten, so zeigt auch diess von der Vernachlässigung des Cultus des höchsten Wesens. Man muss dem Stifter des Islam grossen Scharfsinn und viel Muth zuerkennen, ersteren, dass er überhaupt die „monotheistische Idee" unter dem Gewand der Verehrung eines solchen Schattengottes wiedererkannte, letzteren, dass er es wagte, sie von den Schlacken zu säubern, welche jahrtausendlanger Götzendienst darauf gehäuft hatte. Sehr klug war es übrigens von ihm, die monotheistische Idee für etwas bei seinem Volke im Princip vorhandenes anerkennen zu wollen oder anzuerken-

nen vorzugeben, da doch ein blos ruhmsüchtiger Mensch etwas darin gesucht haben würde, seine eigene Idee für eine völlig neue Idee auszugeben.

Auch in einer andern Sache verdient die Klugheit Mohameds volle Anerkennung, darin nämlich, dass er aus dem Heidenthume der Araber so viel, als nur irgend möglich war, beibehielt; wenn wir auch seine Unehrlichkeit und den Treubruch, den er dadurch an seinem monotheistischen Principe beging, im höchsten Grade verdammen müssen. Manchen seiner ersten Jünger wie z. B. Ali und Omar, der vor dem schwarzen Steine einen so geringen Respect hegte, gab diese Weltdienerei des Propheten Aergerniss. Aber bei der rohen Menge verschaffte sie ihm zahlreichen Anhang. Man könnte eine lange Liste aller heidnischen Heiligthümer entwerfen, welchen der Stifter des Islam durch seine Lehre eine neue Weihe zu geben suchte. Die vorzüglichen derselben sind:

1) Der alte Götzentempel, die Kaaba. Mohamed gab sie für einen von Abraham dem einigen Gotte geweihten Tempel aus und hob dadurch das Hinderniss auf, auf welches die Verehrung eines heidnischen Tempels bei guten Monotheisten natürlich stossen musste.

2) Der schwarze Stein. Das alte Symbol der Khabar, auch Kubar genannt, wurde für ein aus dem Paradiese stammendes Heiligthum ausgegeben.

3) Der Brunnen Semsem.

4) Die beiden Säulen Ssafa und Merua.

5) Das Thal Menaa.

6) Der Berg Arafa. (Von dem dritten und vierten

dieser Heiligthümer wird im nächsten Capitel, von dem fünften und sechsten bei der Wallfahrt nach dem heiligen Berge die Rede sein.)

Die Geschichte der Kaaba, als eines Götzentempels, endet im achten Jahre der Hedschra, im Jahre 630 unsrer Zeitrechnung. Von nun an wurde das heilige Haus als der Kernpunkt des Islam auf Erden angesehen, ähnlich wie die Juden den Tempel von Jerusalem verehrt hatten. Die Kaaba wurde die Kebla, das heisst der Centralpunkt der Gebetesrichtung (das Adoratorium observationis, des προσκύνημα παρατηρήμαιος). Als solche wurde sie auch zuweilen (z. B. von Euthymius Zygabenus) mit dem mystischen Titel „Bekka Ismakesch" genannt, den die Byzantiner wahrscheinlich nach einem arabischen Worte verstümmelt hatten. Euthymius, der alles im Islam (selbst das Gebet Allahu Akbar) auf eine heidnische Basis zurückführen will, sieht in den Worten Bekka Ismakesch die Namen zweier Götter, des Bacchus und eines andern, der Makesch geheissen haben soll. Pococke hat jedoch diese Worte ihres ganzen mystischen Pomps entkleidet, indem er sie einfach auf den Ausdruck „Bekka Asma Mekka" das heisst „Bekka ist der Name von Mekka" zurückführte. Ebenso hohl ist die Auslegung, welche Euthymius, und ihm nachbuchstabirend, Assemanus, wie schon vielfach erwähnt wurde, von dem Tekbir: „Allahu Akbar", das heisst „Gott ist der Grösste" gaben, welches sie für die alte heidnische Formel: „Allah Wa oder U Kabar", d. h. Gott und die Kabar, oder „Allah Allah wa Kabar Allah" d. h. „der Gott Allah und die Göttin Kabar" zurückführen möchten. Nein! Mohamed behielt wohl

in localen Dingen manches heidnische bei, aber die Gebete des Islam sind durchaus monotheistisch.

Da jeder Centralpunkt als ein Minimum angenommen werden muss, so könnte man, um mathematisch consequent zu sein, unmöglich in der ganzen Kaaba, das heisst in dem ganzen viereckigen Gebäude, das Centrum der Gebetesrichtung erkennen. Dasselbe müsste natürlich an irgend einer bestimmten Stelle der Kaaba zu suchen sein. Wenn die Kaaba die Kebla (die Gebetesrichtung) ist, so bliebe also noch die Frage, wo ist die Kebla der Kebla, das heisst, wohin muss man sich wenden, wenn man in der Kaaba selbst betet? Nach ihrem Mittelpunkt, würde ein Europäer denken. Darüber sind die Moslems jedoch nicht einig; ja, da viele von ihnen nie die Kaaba selbst betreten, so fühlen sie auch nicht das Bedürfniss, über diesen Punkt aufgeklärt zu werden. Auch muss man von Moslems nie eine mathematische Consequenz verlangen. Der mittelste Punkt des heiligen Gebäudes gilt nämlich sonderbarer Weise gar nicht für heiliger, als seine Wände. Einige Araber versicherten mir, dass sie in der Kaaba sich nie im Gebete niedergeworfen hätten, da sie nicht wüssten, wohin sie sich wenden sollten. Diess mag auch von dem Gedränge herrühren, welches an den drei Eröffnungstagen des heiligen Hauses gewöhnlich in demselben herrscht. Nur die allerwenigsten Pilger kommen dazu die acht Rikats zu beten, welche mit sechzehn Prosternationen (zwei für jeden Rikat) für das Innere des Tempels vorgeschrieben sind.

Sind die Pilger aber draussen, so können sie natürlich die wahre Richtung, in der sie sich betend

hinstrecken müssen, nicht verfehlen. Diess mag auch ein Hauptgrund sein, warum das Innere der Kaaba so wenig besucht und so selten geöffnet wird, da sein häufiges Betreten bei vielen religiöse Scrupel und scholastische Streitigkeiten zur Folge haben möchte.

Mohamed liess die Kaaba als Gebäude in dem Zustande in welchem er sie getroffen hatte. Auch unter seinen nächsten Nachfolgern erfuhr das heilige Haus selbst keine wesentlichen Veränderungen. Diese begnügten sich, ihre Umgebungen zu verschönern. Omar ben Katab baute zuerst eine Moschee herum und Otsman ben Affan, der dritte Chalif, vergrösserte dieselbe.

Der letzten heidnischen Kaaba war jedoch keine lange Dauer bestimmt. Im Jahre 685 unsrer Zeitrechnung brannte sie gänzlich ab und zwar, nach der Behauptung einiger, in Folge eines feurigen Projectils, welches der damals Mekka belagernde Herrscher von Damascus, Jesid, darauf schleudern liess. Abd-Allah ben Sobir, dem es gelungen war, den Stammherrn der Chalifen von Damascus, Jesid, aus Mekka zu vertreiben, erbaute die Kaaba wieder, erlaubte sich jedoch bei dieser Gelegenheit so viele Neuerungen, dass er die frommen Moslems scandalisirte. Er schloss den Hatim, den Raum, welcher um Ismaels Grab liegt, mit in das heilige Haus ein. Auch liess er in dasselbe einen Brunnen, den Bir Hasef, aufnehmen. Statt der früheren sechs Säulen wurden jetzt nur drei, und statt des einfachen Daches ein doppeltes errichtet. Die grösste Neuerung war jedoch die, dass er mehrere Thüren und zwar eine

oder zwei zu ebener Erde anbringen liess, statt der früheren einzigen, schwerzugänglichen, hochgelegenen Thüre.

Aber auf allgemeine Bitten aller frommen Moslems wurde zwanzig Jahre später, da inzwischen der Neuerer, Abd-Allah ben Sobir, gestorben war, die Kaaba wieder auf ihre alten Verhältnisse zurückgeführt, oder wenigstens diesen nähergebracht. Ben Jusuf el Tafak, der Emir el Hadschadsch, der damals Mekka für die Chalifen von Damascus verwaltete, verringerte ihre Dimensionen, indem er den Hatim wieder ausschloss und nur jene äussere Mauer davon stehen liess, welche jetzt um das Grab Ismaels einen Halbkreis beschreibt. Auch vermauerte er alle Eingänge, welche Abd-Allah ben Sobir eröffnet hatte und liess nur die heutige Thür bestehen, welche sieben Fuss über dem Boden liegt.

In dieser Form blieb im wesentlichen die Kaaba bis auf den heutigen Tag. Obgleich sie oft durch Krieg, Feuersbrunst und Wassersnoth litt, so wurde sie doch stets wieder in ihrer alten Gestalt restaurirt oder neu aufgeführt. Die Geschichte berichtet uns nur von einer einzigen gänzlichen Zerstörung des heiligen Hauses. Diese fand im Jahre 1626 unsrer Zeitrechnung statt, als eine grosse Ueberschwemmung Mekka heimsuchte. Ein durch Wolkenbrüche angeschwollener Giessbach, der vom Dschebel Nur, dem „Berg der Blumen", herniederstürzte, erfüllte im Nu den ganzen Moscheehof, ertränkte fünfhundert Pilger, welche gerade darin ihre Andacht verrichteten und strömte mit solcher Gewalt weiter, dass er drei Seiten der Mauern der Kaaba mit sich fortriss.

Hierdurch war auch die vierte Wand so beschädigt worden, dass man nöthig fand, auch sie niederzureissen, ehe man zur Aufbauung der neuen Kaaba schritt, welche übrigens ganz in den Verhältnissen blieb, welche die von Ben Jusuf restaurirte gehabt hatte.

Seitdem ist die Kaaba unverändert geblieben. Ihrem alten Namen Bit Allah d. h. Haus Gottes fügte man im ersten Jahrhundert nach Mohamed noch denjenigen bei, welchen sie jetzt führt, den Namen „Kaaba", das heisst „der Würfel", eine Benennung, welche zur Zeit Abd-Allah ben Sobirs passend erschien, denn durch ihn hatte sie wirklich die Form eines Würfels erhalten, da ihre Länge und Breite damals ihrer Höhe so ziemlich gleichkam. Seitdem hat sie diesen Namen behalten, obgleich er streng genommen nur während zwanzig Jahren eine Berechtigung gehabt hatte, denn ben Jusuf baute sie so um, dass nun ihre Höhe beinahe das Doppelte ihrer Länge beträgt.

Schon im Alterthum liebte man es nicht, das Bit Allah unverhüllt zu lassen. Zur Heidenzeit wurde ihm zweimal jährlich eine neue Umhüllung von buntem Stoffe gegeben, jedoch liess man damals die alte stets darunter liegen, so dass mit der Zeit die Bedeckungen bis zu einer beträchtlichen Dicke anwuchsen. Selbst noch in den ersten Jahrhunderten des Islam wurde diese Sitte beibehalten. Im Jahre 782 unsrer Zeitrechnung liess jedoch der Chalif el Mehedi von Bagdad, aus Furcht die vielen Decken könnten das Dach der Kaaba allmählig zum Einsturz bringen, alle alten Umhüllungen wegnehmen und

seitdem trägt die Kaaba immer nur ein einziges Kesua (Schleier), welches jedoch in seiner Form seit Mohamed nie gewechselt hat. Was seine Farbe betrifft, so war dieselbe nicht immer schwarz. Die Heiden hatten hierzu die verschiedensten buntesten Farben gewählt. Damals besass die Kaaba ein Frühlingskleid und ein Wintergewand, beide von den buntesten Stoffen. Die ersten Chalifen, die vier grossen Imama, Abu-Bekr, Omar, Otsman und der unglückliche Ali, der nur ein Jahr herrschte, liessen das Bit Allah mit einem weissen Tuche bedecken. Die Chalifen vom Geschlecht der Ommiaden, welche in Damascus residirten, pflegten alljährlich ein scharlachrothes Kesua zu senden, denn das Schenken des Kesua war von jeher das Privilegium der Oberherren von Mekka. Als im Anfang des achten Jahrhunderts die Abassiden Chalifen wurden, wählten sie für das Kesua die Farbe ihres Banners, welche schwarz war und welche auch alle nachfolgenden Oberherren von Mekka, die ägyptischen Sultane und seit dem sechzehnten Jahrhundert die türkischen Grossherren beibehalten haben.

Dreizehntes Capitel.

Mekka.

Weitere Heiligthümer der Moschee.

Aufzählung der vorzüglichsten Heiligthümer im Moschee-hofe. — Die anderen weniger heiligen religiösen Gebäude daselbst. — Die Gebetsorte der vier orthodoxen Secten. — Die Bibliothek. — Station am Semsembrunnen. — Sturzbad von Semsemwasser. — Wunderbare Entdeckung des Semsembrunnen. — Mutter Hagar stiftet den religiösen Brauch des Sai. — Die vier Wunder des Semsembrunnen. — Eine barbarische Wasserkur. — Komischer Anblick der begossenen Pilger. — Die Kanzel Mohameds. — Letztes Gebet. — Endliche Erlösung von den Qualen der ersten Pilgerceremonie. — Die Strasse El Emsa.

Ausser der Kaaba enthält der Hof der grossen Moschee noch folgende Heiligthümer, denen die Pilger ihre pflichtschuldige Verehrung beweisen müssen.

1) Der Makam Sidna Brahim, die schon öfters erwähnten Fusstapfen des Abraham. Nach Echeliensis (in Saracenis a Sylburgo editis) war der hier befindliche Stein, in welchem man den ausserordentlich tiefen und grossen Fussabdruck des Abraham sehen soll, derjenige Stein, „in quo Abrahamus cum

Agare coivit". Nach andern war es der schwarze Stein der Kaaba, auf dem Ismael gezeugt wurde. Sonst ist alles, was von den Fusstapfen Abrahams erwähnt werden kann, schon gesagt worden.

2) Der Membar, die sogenannte Kanzel Mohameds, auf welcher der Prophet gepredigt haben soll.

3) Die Pforte der Begrüssung, ein freistehender Bogen, unter welchem der Pilger hindurchgehen muss, wenn er das erstemal die Kaaba besucht.

4) El Derudsch, die leiterartige bewegliche Treppe, welche dazu dient in die Kaaba einzudringen und die gewöhnlich neben der Pforte der Begrüssung, einige zwanzig Schritte von der Kaaba, aufgestellt ist. Bei den seltenen Gelegenheiten, wann die Kaaba eröffnet wird, holt man die Derudsch herbei und lehnt sie an die nördliche Wand des Bit-Allah unter dem Bab el Haram, der Thüre des Heiligthums, an.

5) Der Brunnen Semsem.

Ausser diesen Heiligthümern im engern Sinne des Wortes (des schwarzen Steins, des Madschen, des Grabes Ismaels, des Roken el Jamani, der Dachrinne erwähne ich nicht mehr, da sie bei der Kaaba, zu welcher sie unmittelbar gehören, hinlänglich besprochen wurden) giebt es noch eine Anzahl religiöser Gebäude im Moscheehofe, zu denen man nicht zu wallfahrten braucht, da sie keine besonderen Heiligthümer oder Reliquien enthalten. Diese sind folgende:

1) Der Makam Hanbeli, dicht neben dem Semsembrunnen, dem schwarzen Steine gerade gegenüber gelegen. Er ist ein schönes, offenes Pavillon von vier schlanken, gewundenen Säulen getragen,

mit einem spitzzulaufenden, pagodenartigen Dache, ähnlich wie man es an den Capellen der Marabuts in der algierischen Sahara oft sieht. Die Hanbelia bilden eine der vier orthodoxen Secten, von denen jede in Mekka ihren Mufti, Imam und ihre Ulema hat. Der Makam Hanbeli ist dazu bestimmt, dass zur Gebetsstunde sich der Vorbeter der Hanbelia (einer der zwei genannten Würdenträger oder in ihrer Abwesenheit irgend ein beliebiger Anhänger der Secte) darin aufhalte und von dort aus die Gebete seiner Sectengenossen leite. Bei feierlichen Gelegenheiten thut diess wohl der Mufti selbst, sonst der Imam oder der Kiahia des Imam (sein Stellvertreter), aber streng genommen kann jeder Moslem einen Vorbeter machen, wenn er nur das erste Capitel des Koran auswendig weiss. Da jedoch die Sectirer der Hanbelia sehr in der Minderheit sind, und da die vier orthodoxen Secten gegeneinander keinen Fanatismus hegen, sondern die Mitglieder aller vier für gleichorthodox gelten, so finden sich im Makam Hanbeli auch viele Hanefia ein. Ja zu gewissen Zeiten bildet dieser Makam den Gebetesort der vornehmsten türkischen Autoritäten.

2) Der Makam Maleki, auf der südlichen Seite der Kaaba gelegen. Er gleicht in seiner Bauart dem ebenbeschriebenen Makam Hanbeli durchaus. Die Malekia sind diejenige orthodoxe Secte des Islam, zu welcher fast der ganze Maghreb (Nordwesten von Afrika) von Tunis bis Marokko und folglich auch alle Algierer mit wenigen Ausnahmen gehören. Da ich mit dem Passe und unter dem Namen eines Algierers reiste, so hätte ich streng genommen auch zu dieser

Secte gerechnet werden müssen. Ich hütete mich jedoch sehr davor, mich zu den Malekia zu zählen. Denn hätte ich diess gethan, so hätte ich meine Gebete später, so oft ich zu einer Gebetsstunde die Moschee von Mekka besuchte, an dem Makam Maleki und unter Anleitung des dortigen Vorbeters verrichten müssen. Wenigstens wäre es aufgefallen, wenn ich es nicht gethan hätte. Bei dieser Gelegenheit hätte ich aber nicht vermeiden können, mit vielen Algierern, meinen vermeintlichen Landsleuten, zusammenzukommen, welche ohne Zweifel bald entdeckt haben würden, was für eine unheilige Persönlichkeit sich unter der Verkleidung des vermeintlichen frommen Pilgers Abd-er-Rahman ben Mohamed es Skikdi verbarg. Bisher hatte ich zwar im ganzen den Ritus der Malekia befolgt, hauptsächlich desshalb, weil dessen Gebete viel weniger lang und ermüdend sind, als die der andern Secten. Die Malekia haben gewöhnlich nur die Hälfte von den Rikats zu beten, welche die Hanefia verrichten. Ich kam jedoch hier in ein ziemlich unangenehmes Dilemma. Wollte ich fortfahren, zur Secte der Malekia zu gehören, so brachte mich diess in die gefährliche Berührung mit Algierern. Wollte ich meine Secte ändern, so musste diess meinen früheren Reisegefährten auffallen. Doch kam ich mit letzteren jetzt nur so wenig mehr in Berührung, dass diese Gefahr für mich die geringste war. Ich gab desshalb vor und sagte es meinem Metuaf Ssadak ben Hanifa, sowie allen, die es hören wollten, dass ich zwar in Algerien geboren sei, aber doch nicht zum Ritus der Malekia, sondern zu dem der Hanefia gehöre. Diess war nicht auffallend, da

es in Algerien viele Nachkommen der dort einst herrschenden Türken giebt, welche alle zum hanefitischen Ritus gehören.

Der Makam Maleki, ebenso wie der vorher erwähnte Makam Hanbeli wurden in ihrer jetzigen Gestalt im Jahre 1597 durch Sultan Bajesid den zweiten erbaut.

3) Der Makam Hanefi, auf der westlichen Seite der Kaaba, in derselben Richtung wie das Grab Ismaels und der schon beschriebene Hatim gelegen. Er ist der grösste Makam, nämlich ein dreissig Fuss langes und fünfzehn Fuss breites, viereckiges Gebäude, auf allen Seiten offen ebenso, wie die anderen Makam. Er hat zwei Stockwerke, von denen das erstere zwölf, das andere sechs Säulen zählt. Im untern Stockwerke hält sich zur Gebetszeit der Mufti der Hanefia und seine Nebenbeamten, im obern der Mueddin, der von hier aus die Einladung zum Gebet ergehen lässt, auf.

Der ursprüngliche Makam Hanefi wurde im Jahre 1545 unsrer Zeitrechnung durch den türkischen Sultan Selim den ersten erbaut und im Jahre 1589 vom türkischen Koscht-el-Chil (Stallmeister) Mustapha Pascha, welcher damals Statthalter von Dschedda war, auf Befehl des Grossherrn restaurirt. Die Hanefia bilden die angesehenste und vornehmste Secte, da zu ihr fast alle Türken und der Grosssultan selbst gehören, auch ist diese Secte bei weitem die zahlreichste. Hanefia und Malekia sind überhaupt zwei weit verbreitetere Secten als Schafei und Hanbelia.

Was den Gebetsort der vierten Secte, der Schafei, betrifft, so haben dieselben keinen eigenen Makam.

Ihre Vorbeter pflegen sich in dem von sechs Säulen getragenen Pavillon, welcher über dem Fusstapfen des Abraham liegt, aufzuhalten. Dieser Pavillon ist nämlich nur auf einer Seite mit einem Gitter umgeben und folglich hier unzugänglich. Auf der andern Seite, derjenigen, welche der Kaaba abgewendet ist, ist er völlig offen. Ausser diesem Absteigequartier im Makam Sidna Brahim (Fusstapfen des Abraham) haben die Schafei noch ein anderes, wo sich ihr Mufti und Imam, wenn sie etwas zu verhandeln oder zu entscheiden haben, aufhalten, da der ihrer Secte im Pavillon Abrahams angewiesene Raum zu klein ist, um allein allen Anforderungen eines Makam zu genügen. Dieser zweite Raum ist im oberen Stockwerke des Semsemgebäudes, von dem gleich ausführlich die Rede sein soll. Die Schafei haben somit zwei Orte, an welchen die religiösen und gesetzlichen Handlungen ihrer Sectengenossen vorgenommen werden, aber sie haben kein einziges ihnen ausschliesslich angewiesenes Gebäude. Desshalb haben die Araber gesagt: „die Schafei haben zwei Makams und doch keinen". Die Genossen dieser Secte sind nicht sehr zahlreich, aber viele Mitglieder der besten Familien in Arabien, Palästina und Syrien gehören zu dem Ritus der Schafei.

4) und 5) Die Zahl der religiösen Gebäude im Moscheehofe von Mekka wird beschlossen durch die beiden Kubbatin. Diese Kubbatin sind schwerfällige, viereckige Gebäude, von Kuppeln gekrönt. Sie sind von Mauern umgeben und bilden, in ihrer plumpen Massenhaftigkeit, einen auffallenden Contrast gegen die schlanken Pavillons, welche alle offen sind und

eigentlich nur aus Säulen und einem Dache bestehen. Die Kubbatin wurden in ihrer jetzigen Gestalt im Jahre 1540 auf Befehl des Sultan Mohamed des zweiten, des Eroberers von Constantinopel, erbaut. Diese beiden schwerfälligen Gebäude liegen hinter dem Semsembrunnen, im Nordosten des Moscheehofes, auf höherem Grunde als der Raum um die Kaaba, welcher letztere sehr tief liegt, und zu dem man auf allen Seiten niedersteigen muss. Man trifft die Kubbatin beinahe auf seinem Wege, wenn man durch das Bab en Nebbi, das Thor des Propheten im Norden der Moschee, in den Tempelhof tritt und gerade auf die Kaaba zugeht.

Diese beiden Capellen dienen als Aufbewahrungshäuser für die Gefässe, mit welchen man das Wasser des Semsembrunnens zu schöpfen pflegt. Auch befindet sich in ihren Räumen eine Bibliothek von Werken meist religiösen Inhalts, welche von frommen Pilgern hierher gestiftet wurden und die meistens ungelesen und unbekannt in der Chesana (Bibliotheksschrank) vermodern. Es gehört sehr viel Protection und Bestechung dazu, um die dort aufbewahrten Bücher besehen zu können. Sie zu lesen, daran denkt niemand. Es sollen jedoch, wie mir Ssadak versicherte, sehr werthvolle Raritäten unter diesen Büchern sein. Namentlich sprach man mir von einem Koran, der über tausend Jahre alt und ein Muster mikroskopischer Kalligraphie sein soll. Er soll nämlich gänzlich auf einer einzigen, nur zwei Fuss langen Rolle geschrieben sein.

Nachdem ich unter Anleitung meines Metuaf, Ssadak ben Hanifa, die sieben Umgänge um die

Kaaba glücklich beendet und alle an den einzelnen Stellen vorgeschriebenen Gebete ihm nachgesprochen hatte, galt es noch, den andern Heiligthümern im Moscheehofe meinen Besuch abzustatten. Ehe ich jedoch von der Kaaba ganz Abschied nahm, musste ich noch einmal an den Madschan zurück und dort den Stein, el Moltasem genannt, berühren, welcher im speciellen für denjenigen gilt, auf dem Abraham stand, als er den Bau der Kaaba leitete. Dort wurden Magen, Brust und Wange gegen die Wand gedrückt, dann kehrten wir zu den Fusstapfen des Abraham zurück, beteten um Vergebung unsrer Sünden, und zuletzt noch zwei Rikats, welche stets am Ende des Tuaf dargebracht werden müssen.

Hierauf führte mich Ssadak an den Semsembrunnen, dessen Gebäude ich bisher noch nicht betreten hatte, da das Wasser desselben, welches ich beim Eintritt in die Moschee trank, mir bis an die Fusstapfen Abrahams gebracht worden war. Das Gebäude, welches sich über dem Semsembrunnen erhebt, ist viereckig und von massenhafter Bauart. Die Steine, aus denen es erbaut ist, sind die gewöhnlichen Mekkasteine, welche auf dem Dschebel Abu Kubis im Osten der heiligen Stadt gebrochen werden. Doch finden sich ausserhalb des Gebäudes auch noch hie und da Marmorplatten angebracht, während das Innere ganz mit Marmor ausgelegt ist. Der Brunnen, welchen das Gebäude bedeckt und zu dem man durch eine im Nordosten gelegene Thür gelangt, ist von einer vier bis fünf Fuss hohen Mauer umgeben, deren ausserordentlich grosse Breite gestattet, dass die Tempeldiener, welche das Privilegium des

Wasserschöpfens haben, sich auf ihr aufhalten können.

Diese Diener des Semsembrunnen sind alle ächte Mekkaner, und zwar Schörfa (Abkömmlinge des Propheten). Man nennt sie die Semsemia und ihr Amt scheint in einigen Familien geradezu erblich geworden zu sein. Die Semsemia stehen bei abergläubischen Pilgern im Rufe der Heiligkeit. Sie begnügen sich jedoch nicht mit der blosen Verehrung der Hadschadsch, sondern wissen ihr Semsemwasser für sich in eine wahre Goldquelle zu verwandeln; indem sie keinen Tropfen aus der heiligen Quelle schöpfen und verabreichen, für den nicht entweder der Empfänger selbst oder ein Anderer für denselben gezahlt hat. Jährlich erhalten sie sehr namhafte Summen von frommen Pilgern, um den Armen das Wasser umsonst zu reichen, was sie so wenig als möglich thun.

Von der Mauerbrüstung aus ziehen die Semsemia das Wasser in ledernen Eimern aus dem Brunnen herauf und reichen es den Pilgern, welche dafür, je nach ihren Mitteln und ihrem wirklichen oder vermeintlichen Stand, mehr oder weniger zahlen müssen. Da es früher mehrmals vorgekommen sein soll, dass Wasserschöpfer in den Brunnen hineinfielen, woraus man sie nur mit der grössten Mühe retten konnte, so hat man auf der Mauer zum Schutz der dort stehenden Brunnendiener ein eisernes Geländer angebracht.

Als ich von dem Tuaf, dem siebenmaligen Umgang um die Kaaba, bis zum Hinsinken ermüdet, von den Sonnenstrahlen, denen ich mein nacktes

Haupt und meinen beinahe nackten Körper über eine Stunde aussetzen musste, bis zum Fieber erhitzt, mit ausgetrockneter Kehle, und mit einem durch die vielen Gebetshersagungen beinahe gänzlich ausgedörrten Gaumen und Zunge, dürstend nach Wasser und lechzend nach Schatten, an den Semsembrunnen trat, da empfing mich unendlich wohlthuend die kühlere Atmosphäre, welche den Raum seines Gebäudes erfüllte. Ein junger, stämmiger Mekkawi, wahrscheinlich ein angehender Heiliger, aber durchaus wie ein roher Bauer aussehend, stand gerade vor mir auf der Mauer, die den Ziehbrunnen umgiebt und fühlte sich, vielleicht durch meinen hinfälligen Zustand zum Mitleid erregt, bewogen, mir einige Aufmerksamkeit zu schenken. Er fragte mich, ob ich Wasser aus dem heiligen Brunnen trinken wolle, was ich natürlich bejahte. Nachdem ich von diesem von den Moslems so gelobten, aber in Wirklichkeit schlecht schmeckenden Wasser (von dem ich nicht begreifen kann, wie es Burckhardt süss finden konnte) wegen meines grossen Durstes eine beträchtliche Menge getrunken hatte, wollte mir mein Mekkawi, durch das gespendete Trinkgeld günstig gestimmt, noch eine besondere Freude machen. Er holte nämlich Eimer auf Eimer aus dem Ziehbrunnen hervor und schüttete mir ohne weiteres und ohne zu fragen, ob es mir angenehm sei oder nicht, einen nach dem andern über den Kopf, so dass ich hier ein so gründliches Bad nahm, als nur immer wünschenswerth sein konnte, was übrigens auf meine Gesundheit einen sehr wohlthuenden Effect hervorbrachte, und vielleicht hinderte, dass ich nicht (in Folge der steten

Insolation, der ich eine Stunde ausgesetzt gewesen war), Fieber oder Sonnenstich davontrug. Ich sah zwar, wie man auch andern Pilgern dasselbe Sturzbad zukommen liess, aber das meinige zeichnete sich vor allen andern durch Reichlichkeit aus, denn ich bekam wenigstens zehn Eimer über den Kopf geschüttet, während die andern mit zwei zufrieden sein mussten. Was nicht ein zu gehöriger Zeit gespendetes Trinkgeld alles vermag?

Die Geschichte des Semsembrunnens hängt begreiflicherweise mit der Geschichte von Mekka und der Kaaba auf's engste zusammen. Es kann nicht fehlen, dass derselbe auch einen biblischen Ursprung haben muss, wie die Kaaba, wie der schwarze Stein, der Madschan, das Grab Ismaels, die Fusstapfen des Abraham und Gott weiss, wie viele Heiligthümer noch mehr! Die Entstehungsgeschichte dieses Brunnens ist sehr rührend und von einer kindlichen Naivetät. Als nämlich Abraham, der grausame Patriarch, die Hagar, mit welcher er (nach einigen auf dem schwarzen Stein, nach andern auf den sogenannten Fusstapfen Abrahams) seinen Sohn Sidna Smaïl (Ismael) gezeugt, verstossen hatte, wurde diese vermeintliche Stammmutter der Araber von den Engeln nach Mekka getragen. Denn, sonderbarer Weise, obgleich der Zeugungsact in Mekka stattgefunden zu haben scheint, so kam doch Hagar an einem von der heiligen Stadt sehr entfernt gelegenen Orte, in irgend einem obscuren Nest von Palästina, nieder und brachte Sidna Smaïl zur Welt. Aber Sara, die eifersüchtige, konnte die junge und schöne Hagar, welche dem Patriarchen besser gefiel

lie neunzigjährigen Reize der Mutter Isaaks,
; ausstehen und sagte zu Abraham: „Schicke
Verfluchte in eine Wüste ohne Wasser!“ Der
ıarch war jedoch weit entfernt davon, der Sara
geben zu wollen, ihm gefiel die Hagar weit
er und wenn es auf ihn angekommen wäre, so
ɔ er vielleicht die Sara in die bewusste Wüste
hickt. Auch wäre er gewiss nicht dazu zu be
en gewesen, sich der Hagar zu entledigen, wenn
t der Engel Gabriel der Sara zu Hülfe gekommen
:. Dieser Erzengel nahm die Partei der Eifer-
tigen und sprach zu Abraham: „Schicke die
ter Ismaels mit ihrem Sohn fort. Ich selbst
le ihnen eine wasserlose Wüste aufsuchen.“
ıham verstiess also seine Nebengattin Hagar
seinen Sohn Ismael. Da jedoch, wie es scheint,
ɛr Nähe vom Wohnorte Abrahams keine anstän-
Wüste ohne alles Wasser, wie sie die gute Sara
r Nebenbuhlerin wünschte, vorhanden war, so
sich der Erzengel selbst die Mühe, Mutter und
l weit hinweg durch die Lüfte, nach dem Thal
Mekka, zu tragen, wo sie übrigens unversehrt
ngten. Damals war an eine Stadt an dieser
le natürlich nicht zu denken, weit und breit
hs nichts und kein Bächlein, keine Oase, keine
lle war zu erblicken. Es war eine wahre, un-
ifelhafte Wüste und Sara konnte zufrieden sein,
ı der Engel Gabriel hatte ihre Nebenbuhlerin an
n Ort gebracht, wo sie höchst wahrscheinlich
e verschmachten müssen, wenn nicht ein Wun-
ihr zu Hülfe gekommen wäre. Natürlich suchte
ar nach einem Brunnen, fand ihn aber nicht. Um

sich die Zeit zu verkürzen, machte sie dann den Umgang um die Kaaba, welche freilich noch nicht existirte, ein sehr unbedeutendes Hinderniss! Darauf fand sie für gut, den religiösen Brauch des Sai, des siebenmaligen, wahnsinnigen Rennens zwischen den Hügeln Ssafa und Merua, in der Strasse El Emsa von Mekka, zu stiften, indem sie sieben Mal verzweiflungsvoll auf und ab lief und zwar gerade an dem Ort, welcher jetzt die Hauptstrasse von Mekka bildet, wo nun die Pilger das fromme Rennen abhalten. Nachdem sie den Sai gemacht und so zu einem der verrücktesten, fanatischsten Gebräuche des Islam den Grund gelegt hatte, kehrte sie zu ihrem Söhnchen Ismael zurück, welches sie inzwischen auf dem Boden unweit der späterhin zu erbauenden Kaaba hatte sitzen lassen. Als sie zu dem Knäblein hinzukam, wollte ihr scheinen, als ob dasselbe gerade ein natürliches Bedürfniss befriedige. Ein Wasserstrahl sprudelte zwischen seinen Beinen hervor, aber zu Hagars Erstaunen wollte er kein Ende nehmen. Sie hob ihr Söhnchen auf und jetzt erst sah sie, dass dasselbe nicht die Wasservergiessung verursacht hatte, sondern dass eine Quelle aus dem Boden hervorsprudelte. O Wunder! O Glück! Hagar, die verstossene, die ausgesetzte, hatte in der vermeintlich wasserlosen Wüste eine Quelle gefunden und was für eine Quelle! keine andere, als den hochberühmten Brunnen Semsem, oder Samsama, das heisst, den lieblich rauschenden, sanft murmelnden, denn das Wasser im Semsem ist ein fliessendes Wasser wie, glaube ich, Burckhardt von allen Reisenden zuerst entdeckt hat.

Man kann sich denken, dass Sara, als sie die unde von der Entstehung des Semsembrunnens in :r vermeintlich wasserlosen Wüste vernahm, dem rzengel die bittersten Vorwürfe machte. „Warum, treuloser Gabriel, hast Du die Verfluchte nicht :rschmachten lassen?“ Aber Gabriel antwortete r mit der gewöhnlichen, muselmännischen Glau-:nsformel: „O Sara! Es war vorausberechnet. enn aus Hagar soll der Prophet Gottes kommen. ie konnte ich Hagar verschmachten lassen, da sie e Stammmutter Mohameds werden soll?“ Als ess Sara vernahm, ward sie sehr traurig und rief: Also die Schändliche soll noch eine Prophetenmut-r werden? Und was werden denn meine Kinder in?“ Aber der Engel tröstete sie und sprach: Alle Propheten, und ihre Zahl ist gross, werden is Sara kommen, nur ein einziger, der grösste und :zte, wird ein Nachkomme Hagars sein.“ Die :schichte sagt uns nicht, ob Sara sich mit diesem ost zufrieden gab. Nur eines wissen wir, dass : ihren Eheherrn, welcher immer eine Sehnsucht ch Hagar hegte, so viel es in ihrer Macht lag, von abzuhalten suchte, der Mutter Ismaels nach-eilen. Aber die Sehnsucht Abrahams war zu oss und eines Tages verliess er Sara, wanderte hnurstracks nach dem glücklichen Arabien, be-chte seine geliebte Hagar wieder und freute sich den Spielen seines Sohnes Ismael. Seitdem heint Abraham sich hauptsächlich in Mekka auf-:halten zu haben, wo er die Kaaba baute und den bdruck seiner Fusstapfen zurückliess. Nur einmal :rliess er wieder Mekka, wanderte nordwärts, weit,

weit hinweg, bis er wieder in Palästina ankam und zwar an einem Ort, Namens Hebron, wo er beschlossen hatte, seine Gebeine zu lassen.

So entstand der Semsembrunnen nach Ansicht aller frommen Moslems. Wie er freilich nach Ansicht profaner Geschichtschreiber entstand, das ist eine ganz andere Sache. Diese ungläubigen Menschen wissen gar nichts von seinem wunderbaren Ursprung, sondern erblicken in ihm eine Quelle, wie eine andere auch, welche die Wüstenstämme Mittelarabiens bestimmte, sich in ihrer Nähe anzusiedeln. Zuerst kamen die Dschorhamiten und zwar die Beni Kossai, ein Stamm derselben, welche bis zum sechsten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung den Raum um den Semsem inne hatten, die Kaaba und die Stadt Mekka erbauten, die ihnen jedoch von den sogenannten Ismaeliten, vermeintlichen Nachkommen Ismaels, unter welchen auch die Koreischen waren, genommen werden sollte. Der letzte Dschorhamite, als er Mekka verlassen musste, verschüttete den Semsem, welchen Mohameds Grossvater wieder auf die bereits oben beschriebene Weise entdecken sollte. Die Karmathen, jene verruchten Ketzer, welche den schwarzen Stein raubten, warfen so viele Leichen von frommen Pilgern, die sie erschlagen hatten, in den Semsem, dass es eines ganz besondern Wunders bedurfte, um ihn wieder aufzudecken. Seitdem ist jedoch dem Brunnen kein weiteres Unglück begegnet. Im Gegentheil wurde er immer mehr und mehr ein Gegenstand des Cultus und viele fromme Fürsten verschönerten das Gebäude, welches ihn bedeckt.

das übrigens in seiner jetzigen Form aus dem Jahre 1694 unsrer Zeitrechnung stammt.

Natürlich hat das Semsemwasser viele wunderbare Eigenschaften, an denen nur die verstockteste Ketzerei zu zweifeln vermag. Zur Erbauung meiner Leser will ich ihnen die hauptsächlichsten dieser Wunder anführen.

Erstes Wunder: Das Semsemwasser nimmt niemals ab. Millionen und Millionen können daraus trinken, nie wird man eine Abnahme seiner Wassermenge entdecken. (Ein Wunder, das seine Erklärung in der Natur so vieler Brunnen hat.)

Zweites Wunder: Man kann vom Semsemwasser ohne Schaden so viel trinken, als man nur mit einem stets gefüllten Eimer den ganzen Tag lang in sich hineinzuschütten vermag. Tränke man auch tausend Maass, man würde kein Uebel davon verspüren.

Drittes Wunder: Das Semsemwasser heilt alle Krankheiten. Je mehr man von ihm trinkt, desto gesünder wird man. Desshalb wird auch die Semsemwasserkur von allen fanatischen Moslems dem Kranken als Universalmittel empfohlen. Diese barbarische Wasserkur scheint allen Muselmanen unfehlbar. Jeder Leidende muss durch sie geheilt werden, wenn er nur genug vom Semsemwasser trinkt. Wird er nicht gesund, oder fällt es ihm gar ein, zu sterben, so ist das keineswegs ein Beweis von der geringen Heilkraft des Semsemwassers, sondern nur davon, dass der Kranke nicht genug getrunken hat. Für jeden Kranken ist natürlich das Maass verschieden. Für den einen ist ein Glas

schon genug, für den andern würden keine tausend Maass genügen. Aber man muss dann nur nicht kleingläubig sein. Der Glaube, der Berge versetzt, kann auch zweitausend Maass hinunterschlucken. Darauf kommt es allein an, dass man nicht zu wenig trinke. Merke Dir das, o Leser, wenn Du jemals die Lust verspüren solltest, eine Semsemwasserkur zu versuchen.

Viertes Wunder: Das Semsemwasser kann nicht zum Kochen oder Waschen von Kleidern verwendet werden. Ueberhaupt darf man es nicht bis zum Siedepunkte erhitzen. Wer es dennoch versuchen wollte, einen so profanen Gebrauch von ihm zu machen, der würde bald die nachtheiligsten Folgen verspüren. Denn eine Menge von Geistern haust in diesem Wunderwasser, die zwar gewöhnlich sehr harmlos sind, die aber, wenn man sie sieden oder kochen wollte, sich in die schlimmsten Dämonen verwandeln und dem Frevler, der das Semsemwasser siedend machen wollte, die boshaftesten Streiche spielen würden. Man erzählt von einer alten Frau, welcher ihr Enkel den ruchlosen Streich spielte, ihr Semsemwasser in den Kochkessel zu giessen und die, ebenso wie der Missethäter, von den durch den Kochversuch wüthend gemachten Geistern in ein Schwein verwandelt wurde.

Nachdem ich mich am Semsembrunnen durch Trunk und Bad erfrischt hatte, setzte ich in völlig triefendem Zustande meine Wanderung durch die Moschee weiter fort. Um mich herum waren noch eine Menge anderer Pilger, alle in demselben einem ebengefischten Häringe ähnlichen Zustande. Es

war wirklich ein Anblick so komisch, wie man es sich nur wünschen konnte. Hier wandelte eine Gruppe magerer, kleiner Beduinen, welche zwar jetzt im Sommer, wo ihnen ihre Hauptnahrung, die Milch, abging, entsetzlich ausgemergelt aussahen, die aber dennoch selbst in dieser hinfälligen Form eine gewisse Muskelkraft verriethen. Dort krochen mehr, als gingen, einige schwarzbraune Aegypter, ihre nassen, triefenden Leiber schwerfällig dahinschleppend. Daneben zeigte sich hie und da irgend ein feister Türke, der in dem Bad des ihn überstürzenden Semsemwassers sich gerade so ausnahm, wie ein Nilpferd in einem zoologischen Garten, wenn es sich in der ihm angewiesenen Pfütze tummelt. An einer andern Stelle zeigte sich eine Gruppe knochiger, breitschultriger Neger mit den langen, dünnen Beinen und dem feisten, kugelrunden Leib, der zum übrigen Körper so ganz ausser Verhältniss stand, dass seine Besitzer jetzt in ihrem nassen Zustande eine auffallende Aehnlichkeit mit König Frosch in tausend und einer Nacht besassen. Elend und spindeldürr, schwach und hinfällig sahen die armen indischen Bettler aus. Sie hatten zwar nur ein sehr spärliches Bad von Semsemwasser genommen, denn das heilige Nass wird nicht ohne ein Trinkgeld verschwendet und die armen Inder konnten natürlich kein solches darbringen. Wenn sie überhaupt hie und da einen mitleidigen Eimer über ihre Jammergestalten geschüttet bekamen, so geschah diess auf Befehl eines reicheren Pilgers, welcher für sie zahlte. Ich glaube, sie hätten jedoch ganz gutwillig auf die fromme Begiessung verzichtet, denn die

armen Teufel zitterten in Folge des Bades, als ob es Winter gewesen wäre. Mir fiel es nicht ein, an Kälte zu leiden. Im Gegentheil, obgleich ich mehr Wasser über mich geschüttet bekommen hatte, als zehn Pilger zusammen, so freute ich mich doch sehr über diese Begiessung. Uebrigens war ich in einer Viertelstunde nach dem Bade wieder vollkommen trocken.

Ssadak ben Hanifa führte mich nun nach der Kanzel Mohameds, dem Membar, auf welchem der Prophet gepredigt haben soll. Die ursprüngliche Kanzel Mohameds, die von Holz war, ist übrigens schon längst durch Brand verunglückt. Die jetzige soll vom Chalifen von Bagdad, Al Moktadi, dem einunddreissigsten Abassiden, gestiftet worden sein, welcher sich der Moschee dafür dankbar zeigen wollte, dass man ihm gestattet hatte, die ursprüngliche Thür der Kaaba wegzunehmen, aus der er seinen Sarg verfertigen liess. Natürlich schenkte er der Kaaba eine andere Thür und der Moschee diese Kanzel, welche von Holz, wie die ursprüngliche und mit kunstvollen Schnitzereien versehen ist.

An der Kanzel wurde zwar nur ein kurzes Gebet gesprochen, aber diess Gebet war von meiner Seite das aufrichtigste, welches ich bisher gehalten hatte, denn es war mein Dankgebet dafür, dass nun der entsetzliche Tuaf und alle die ermüdenden, angreifenden Ceremonien beendet waren.

Jetzt endlich war ich frei. Ich athmete auf und folgte mit freudebelebtem Schritte meinem Metuaf, welcher mich nun schnell in den höher gelegenen Moscheehof führte, denn die Kaaba und die sie um-

gebenden Heiligthümer liegen alle einige sechs Fuss tiefer, als der Moscheehof, und dieser wieder tiefer, als die daran gränzenden Strassen von Mekka. Wir stiegen nun durch das Thor des Propheten aus der Moschee und fanden uns bald in der schönen, grossen Hauptstrasse, El Emsa, in welcher die Pilger den Sai, das siebenmalige Rennen, abhalten. Ich hätte diesen frommen Galopp strenggenommen nun auch zurücklegen müssen, da ich aber zu müde und angegriffen war, so entschuldigte ich mich durch Krankheit und gelobte für den jetzt unterlassenen Sai einen Hammel zu schlachten, das unvermeidliche Sühnopfer, welches der Pilger für jede, selbst die geringste Uebertretung darbringen muss. Dann ging ich mit Ssadak nach dem Kaffeehause, in welchem uns Hassan, Ssadaks Sohn, erwartete, um mich von da nach meiner Herberge zu führen.

Vierzehntes Capitel.

Mekka.

Meine Wohnung und Umgebung in der heiligen Stadt.

Ein mekkanisches Kaffeehaus. — Omar el Homsi. — Der zerstreute Barbier. — Entsetzlicher Kaffee. — Gang nach meiner Wohnung. — Abenteuer in der Hauptstrasse. — Komischer Unfall Ali's. — Die Quartiere Mota und Maale. — Der Stadttheil der Afghanen. — Das Haus meines Wirthes. — Hamdan ben Hamidu. — Ein mekkanischer Typus. — Zärtlich komischer Empfang. — Herbergen in Mekka. — Der Empfangssaal. — Politisches Gespräch. — Der räthselhafte Held. — Sonderbare Ansichten über europäische Politik. — Der Schreckpopanz. — Meine Mitgäste. — Die beiden Pilger aus Bochara. — Die persischen Ketzer. — Stattlichkeit der Perser. — Schlechte Behandlung derselben. — Heuchlerisches Benehmen des Wirthes. — Der alte Mann aus Chorassan. — Die Mahlzeit. — Unmanierliches Essen. — Mein Zimmer. — Lächerliche Entdeckung. — Streit mit dem Wirth. — Neue Wohnung.

Das Kaffeehaus, in welchem uns Hassan ben Ssadak der Verabredung gemäss erwartete und wo sich auch mein Neger Ali mit einem Theil meines Gepäcks einfand, war zugleich ein Barbierladen, welchen ein gewisser Omar el Homsi in Compagnie mit

einem Mekkaner, Namens Babali el Babutschi, hielt. Omar war zwar auch ein geborner Mekkaner und wurde, wie alle von Fremden in der heiligen Stadt erzeugten Kinder, von dem mekkanischen Mittelstande als ein völlig ebenbürtiger Stadtsohn angesehen, während die vornehmen Mekkaner ihn natürlich nicht als solchen gelten liessen, denn in Mekka findet der sonderbare Fall statt, dass der sämmtliche Mittelstand und die unterste Volksclasse fast ausnahmslos aus Söhnen von Fremden bestehen, die sich Mekkaner nennen und die andern Söhnen von Fremden mit Leichtigkeit diesen Titel zugestehen, welcher, was Abstammung betrifft, streng genommen nur den Schörfa, Abkömmlingen vom Propheten, die die Aristokratie und die einzige autochthone Bevölkerung bilden, zukommen dürfte.

Da aber Omars Vater aus der syrischen Stadt Homs stammte, so führte er einen Beinamen, welcher seinen ausländischen Ursprung ankündigte. Uebrigens liebte er es nicht, wenn man ihn zu oft „el Homsi“ betitelte, denn ein geborner Mekkaner verachtet auf's gründlichste alles, was fremd ist und an fremden Ursprung erinnert. Manchmal, während er zwei Stunden, welche ich in seiner Bude zubrachte, kam es vor, dass irgend ein frommer Hadsch an die Thüre kam und hineinrief: „Ist hier der Barbierladen des Omar el Homsi?“ In solchen Fällen stellte sich Omar ganz taub, er verstand die Frage nicht, obgleich sie im besten Arabisch an ihn gerichtet worden war, er hörte sie nicht, er wusste gar nicht, dass Jemand nach ihm gefragt hatte: eine Comödie, welche jedesmal die ganze Kaffeebude zu einem schallenden Ge-

lächter fortriss, was Omar auch nicht zu hören vorgab, da er sonst darüber sich beleidigt hätte zeigen müssen. Ueberhaupt ist der Stolz der Mekkaner kein geringer. Die Kaffeewirthe, Barbiere und andern Budenbesitzer pflegen sich den Fremden gegenüber keineswegs mit grosser Zuvorkommenheit zu benehmen. Sie wissen, dass nach muselmännischen Begriffen ein Mekkaner für besser gilt, als zehn Berania (Fremde). Sie sind zwar nicht geradezu unhöflich gegen die Pilger, welche ihre Läden besuchen, aber sie benehmen sich doch ganz so, als ob alles, was sie für die Fremden thun, nur Gnade wäre, welche sie ihnen für ihr gutes Geld gewähren. Es ist eine Gnade rasirt zu werden, eine Gnade, wenn man eine Tasse Kaffee bekommt, eine Gnade, wenn ein Mekkaner mit einem Fremden spricht. Da ich, bei meinem Eintritt in den Barbierladen, die Vorsicht gebrauchte, einige Silberstücke in der Hand blinken zu lassen, so wurde mir die Gnade sehr bald zu Theil, dass Omar el Homsi mir einige Aufmerksamkeit schenkte. Besonders gnädig schien ihn jedoch der Umstand zu stimmen, dass mein Metuaf, welchen Omar natürlich kannte, ihm etwas mich betreffend in die Ohren raunte. Ich habe später vernommen, welche lächerlichen Gerüchte die Familie Ssadak, Vater und Sohn, über mich und meinen vermeintlichen Stand verbreiteten. Es ist nämlich eine Manie dieser religiösen Lohnbedienten, alle Fremden, in deren Dienst sie stehen, für sehr grosse Personagen auszugeben. Ueberhaupt wird der Stand eines Fremden gern zu hoch angenommen, natürlich aus Speculation auf seinen Geldbeutel. Hier im Laden Omars

merkte ich zum ersten Male etwas davon, dass die guten Leute mich für eine verkappte Standesperson von sehr hohem Rang hielten. Später sollte ich zu meinem Schaden und zum grössten Nachtheil für meine weiteren Reisepläne inne werden, für was für eine Herrlichkeit man mich ausgab. Ich galt nämlich für nichts geringeres als — für einen Sohn des Pascha von Algier. Der Umstand, dass es schon seit dreisssig Jahren keinen Pascha von Algier mehr gab, schien diesen guten Leuten gar kein Hinderniss zu sein. Hassan und sein Vater Ssadak sagten mir selbst zwar in der ersten Zeit nichts von dem pomphaften Titel, welchen sie für gut gefunden hatten, mir zu octroyiren, aber sie raunten ihn jedermann, mit dem ich in Berührung kam, in die Ohren, so dass ich bald bei der halben Stadt Mekka „als Prinz von Algier" wenn auch nicht persönlich, so doch gerüchtweise bekannt wurde. Man wird unten sehen, welche unangenehmen Folgen dieser vermeintliche Prinzenstand noch für mich haben sollte. Einstweilen wusste ich noch nichts davon, war daher hocherstaunt, als der sonst so stolze Omar el Homsi mich mit einem Respect behandelte, an welchen ich bis jetzt unter Muselmanen gar nicht gewöhnt worden war.

Omar el Homsi war ein Mann von etlichen dreissig Jahren, dessen Gesicht einen so entschieden orientalischen Typus darbot, wie ich es selten gesehen hatte, und zwar den orientalischen Typus in seiner extravagantesten Uebertreibung. Es war so ein Gesicht, wie man es in Europa wohl hie und da bei irgend einem ultrakoscheren Schacherjuden sieht: eine Nase, die so sehr das hervorragende Element in

diesem Gesicht bildete, dass alles andere neben ihr verschwand, eine Nase, welche sich in einem Winkel von weniger als fünfundzwanzig Graden gegen den Mund neigte, eine kühngebogene, kraftvoll entworfene Adlernase; darüber ein Paar schwarzer, unheimlich funkelnder, schielender Augen; darunter ein Mund mit dicken, jedoch nicht rundlich aufgeworfenen, sondern eher in der Form länglicher Schwielen aufgeschwollenen Lippen, den wahren Judenlippen, die zwischen Negerlippen und Europäerlippen die Mitte halten; dazu ein Paar länglicher schmaler Wangen, oder richtiger gesagt, zwei lange Runzeln, welche die Stelle vertraten, an welcher andere Leute die Backen zu haben pflegen; ein Paar Ohren, wie sie König Midas getragen haben mag, nachdem er die eines Esels bekommen hatte; ein zahnloser Mund; ein spärlicher, langer, spitzzulaufender Bart: diess war Omar el Homsi, ein prächtiges Exemplar von einem Araber, wie sie auf dem Theater zu erscheinen pflegen.

Dieser „schöne" Mann war pomphaft gekleidet, er trug einen Kaftan von rosenrother Halbseide, einen Turban von Kaschmirshawl, einen Diamantring am Finger. Leider waren seine Manieren nicht ganz im Einklang mit seiner vornehm scheinenden Kleidung. So schneuzte er sich zum Bespiel mit den Fingern, was beiläufig gesagt fast alle Araber thun, selbst wenn sie, was zuweilen vorkommt, den Luxusartikel, Schnupftuch genannt, besitzen. Aber das Schnupftuch des Arabers ist nur Zierrath; zuweilen ist es mit Gold gestickt und dann wäre es schade, es zu einem praktischen Gebrauch zu benutzen; aber selbst

der übliche Fetzen von dünnem geblümten Mousselin, das gewöhnlichere Taschentuch des Arabers, wird selten mit der Nase in Berührung gebracht. Auch ein anderer Umstand machte Omars Nähe nicht immer angenehm. Sein Kaschmirturban, seine Seidenkleider und vor allem seine holde Physiognomie diess alles war nämlich so schön, dass es nicht nur Menschen gefiel, sondern leider auch einer unzähligen Menge grünlicher Insecten, die sich darauf niedergelassen hatten und in buntem Spiel ihrer lebhaften Glieder sich munter darauf herumtummelten: eine Lebhaftigkeit, die demjenigen, dem Omar die Gnade erwies ihn zu rasiren nicht immer angenehm war.

Omars College, Babali el Babutschi, war ein ächter Mekkaner, so ächt, wie es nur einen geben kann. Er stammte nämlich in gerader Linie von Mutter Hagar ab. Ich muss freilich gestehen, dass ich seinen Stammbaum, den er mir öfters erklärte, nie recht begriffen habe, aber das kümmerte ihn wenig. Da seine Stammmutter den Sa das wahnsinnige Rennen in der Strasse El Emsa, zuerst eingeführt hatte, so erfüllte es ihn jedesmal mit Stolz, wenn er einen keuchenden, schwitzenden Pilger im verrückten Galopp an seinem Laden vorbeirennen sah. Dann schmunzelte Babali wohlgefällig und sagte halblaut vor sich hin: „Alles zu Ehren meiner Mutter Hagar!“ Diese vermeintliche Abstammung, dazu das mehr oder weniger ehrwürdige Aussehen Babali's verschafften ihm von Seiten der unwissenden Pilger viele Respectsbezeugungen. Die ächten Mekkaner schienen sich aber aus Babali wenig zu

machen, sie hielten ihn offenbar für eine Art von Charlatan.

Babali el Babutschi glich seinem Freund und Collegen nur wenig, ja er hatte eigentlich nichts mit ihm gemein, als eine grosse Magerkeit und Eckigkeit der Formen. Im übrigen war sein Gesicht eher negerartig, als arabisch. Es glich sehr der Schnauze einer Bulldogge und wenn Babali seine zweiunddreissig scharfen Kauwerkzeuge, die schönsten, die ich je bei einem Greise sah, fletschte, so war die Täuschung manchmal vollkommen. Leider hatte Babali einen Fehler, freilich einen unschuldigen Fehler, der aber bei seinem Geschäft zuweilen für die Kunden die unangenehmsten Folgen hatte. Er war nämlich über die Massen zerstreut. Eine Folge hiervon war, dass er die fremden Pilger beim Rasiren oft in die Wangen schnitt. Einem soll er gar einmal ein Stück der Nase weggeschnitten haben. Beim Aderlassen, welches alle arabischen Barbiere besorgen, sowie beim Zahnausreissen spielte seine Zerstreutheit den Kunden zuweilen die schlimmsten Streiche. Ssadak erzählte mir, dass Babali einmal einen unglücklichen Pilger, mit dem er in seinem Laden allein war, nach dem Aderlassen unverbunden gelassen habe, wo sich der Arme dann beinahe zu Tode blutete, denn Babali war fortgegangen und hatte vergessen, dass er seinen Patienten nicht verbunden hatte. Zum Glück kam im kritischen Augenblick noch Hülfe. Dass er Zahnleidenden die gesunden Zähne statt der kranken ausriss, das war ein tägliches Vorkommniss. Es war ein wahres Wunder, wie er noch Kunden haben konnte. Aber diese

Kunden waren eben alle Fremde, die noch nichts von dem schlimmen Rufe wussten, dessen er sich als Barbier und Chirurg erfreute. Ein ächter Mekkaner ging nur etwa zum Kaffeetrinken in Babali's Bude und das auch nicht oft, denn die ächten Mekkaner halten Kaffechäuser für unanständige Locale, die man besser vermeidet.

Da mir Ssadak schon vorher etwas von der Zerstreutheit Babali's gesagt hatte, so sträubte ich mich natürlich mit Händen und Füssen gegen diesen, als er jetzt, mit einem grossmächtigen Rasirmesser bewaffnet, auf mich zuschritt und Miene machte, mir das Kopfhaar abrasiren zu wollen. Ich sah mich im Geiste schon um einen Kopf kürzer und wartete desshalb, bis Omar Zeit hatte, mich vermittelst des Rasirmessers meines Haupthaares zu entledigen.

Da ich die Wallfahrt nicht bei Hödscha, das heisst nicht die grosse Wallfahrt, sondern die Wallfahrt bei Omra, die sogenannte kleine Wallfahrt, gelobt hatte, so konnte ich jetzt, nach zurückgelegtem Tuaf, mich rasiren, baden, kleiden, kurz den entsetzlichen Ihram ablegen und aufhören, wie ein wildes Thier, nackt und voll Schmutz und Ungeziefer herumzugehen; ich durfte endlich wieder ein Mensch sein, und ein menschliches Aussehen annehmen. Streng genommen hätte ich den Ihram erst nach dem Gange nach der Moschee el Omra ablegen dürfen, aber, da fast alle Pilger es nach dem Tuaf sogleich thun und dieser Missbrauch beinahe die Regel geworden ist, so verschob ich den Omra, ebenso wie ich den Sai verschoben hatte, auf spätere Tage und

Niemand fand diess auch nur im geringsten auffallend oder ketzerisch.

Nachdem Omar mich rasirt und gewaschen hatte, liess ich von meinem Neger ein vollständiges Costüm auspacken und kleidete mich mit Wonne wieder in eine menschliche Tracht, in das bequeme, zweckmässige algierische Costüm, welches wie die elenden Schmeichler Ssadak und Sohn sagten, mir, wie einem Pascha, so schön stand. Natürlich; denn ich galt bei diesen Leuten für einen „Prinzen von Algier" und für kolossal reich und im Orient ist jeder Reiche, sei er auch noch so alt und hässlich, mit ewiger Jugend und Anmuth ausgestattet.

Jetzt brachte mir Babali eine Tasse voll des lieblichen braunen Getränkes, das den Ruhm Arabiens bildet. Ich setzte den köstlichen Trank an meine Lippen, aber wer beschreibt meinen Schrecken, als ich nach dem ersten Schluck in meinem Mund und Gaumen den heftigsten Brand fühlte. Es war wie wenn ich ebenso viele Stecknadeln getrunken hätte. War das der Kaffee von Mekka, dann musste ich auch ewig auf diesen Trank in der heiligen Stadt verzichten. Ich gab die Tasse an Ssadak und bat diesen, den unbegreiflich schmeckenden Kaffee zu kosten. Kaum hatte Ssadak die Tasse an die Lippen gebracht und den ersten Schluck gethan, als er sie mit Abscheu weit von sich wegschleuderte und rief:

„Das ist wieder einer von den Streichen von Babali el Babutschi. Gott weiss, was für Zeug er in den Kaffeetopf gethan hat."

„Ich weiss es sehr gut", fiel Omar ein, „es wird schwarzer Pfeffer sein, von dem ich heute Morgen

eine Tüte voll gekauft hatte und die ich seitdem nicht wiederfinden konnte.“

So war es auch. Der zerstreute Babali hatte statt des gestossenen Kaffee's den gestossenen schwarzen Pfeffer, den sein College eingekauft, erwischt und daraus das Getränk bereitet, welches mir den Mund verbrannt hatte. Man kann sich denken, dass ich in Zukunft nicht oft mehr versucht war, bei Babali el Babutschi Kaffee zu trinken.

Nachdem ich nun den Ihram völlig beseitigt und durch eine zweistündige Ruhe im Laden Omars mich von den Strapatzen des Umganges um die Kaaba erholt hatte, sehnte ich mich endlich danach, mit dem Vagabundenleben, wenigstens vor der Hand, zu brechen und eine regelmässige Herberge aufzusuchen. Ich habe schon oben der warmen Empfehlungen Erwähnung gethan, mit welcher mir Hassan ben Ssadak das Haus eines gewissen Hamdan ben Hamidu, der im Stadtviertel der Solimanija wohnte, angerühmt und angepriesen hatte. Da ich völlig fremd in Mekka war und ausser meinen ägyptischen Mitreisenden, welche armen Teufel selbst kaum wussten, wo ihr Haupt niederlegen, auch unter den Pilgern Niemand kannte, so blieb mir nichts übrig, als mich der Familie Ssadak anzuvertrauen, die freilich geldgierig, verschmitzt und spitzbübisch genug war, aber doch nicht geradezu offenen Raub oder Diebstahl beging, was schon immer ein Vortheil war.

Wir verliessen also die Kaffeebude und schlugen unsern Weg nach dem Quartier el Solimanija ein. Zuerst mussten wir durch einen Theil der schönen,

breiten Hauptstrasse von Mekka, El Emsa genannt, schreiten. Diess war jedoch nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen. Denn eben hielten einige hundert Fanatiker hier den Sai ab, das heisst das siebenmalige Rennen von einem Ende der Strasse zum andern. Es war ein Anblick, wie man ihn ausserhalb Mekka's wohl nur in einem Tollhause zu sehen bekommen möchte. Alle diese halbnackten, staub- und schmutzbedeckten, keuchenden, schwitzenden, stöhnenden Wesen, von der Sonnenhitze, der ihr nackter Scheitel stundenlang ausgesetzt gewesen war, fieberhaft erhitzt, von den religiösen Ceremonien zu Tode ermüdet und doch zugleich fanatisch aufgeregt, alle diese von einem religiösen Wahnsinn wie tobsüchtig gemachten Menschen liefen, rannten, keuchend und dabei lautschreiend die Strasse auf und ab. Dass sie den zufällig durch die Strasse gehenden Leuten ausgewichen wären, daran war natürlich nicht zu denken. Vielmehr war es die Sache der Passanten, den Fanatikern auszuweichen. Aber wie sehr wir uns auch Mühe gaben, ihnen aus dem Wege zu gehen, so konnten doch einige Zusammenstösse nicht vermieden werden. Ali, mein Neger, gab sich die grösste Mühe, den Läufern des Sai auszuweichen und es gelang ihm auch im ganzen vollkommen. Aber dennoch spielte ihm das tückische Schicksal in dieser Sache einen der unangenehmsten Streiche. Er war nämlich eben gerade einem besonders kräftigen, dicken und starken Pilger aus dem Wege gegangen, und hatte nicht bemerkt, dass hinter der Mastochsengestalt sich ein anderer Pilger hielt, der durch dieselbe beinahe ganz verdeckt worden war. Dieser

letztere Hadsch brach nun aus seinem zufälligen Versteck hervor, das heisst er kam hinter dem Rücken seines Vormannes ganz plötzlich zum Vorschein und zwar lenkte er gerade seine Schritte auf Ali zu, der ihn im Augenblick noch nicht recht sah und von ihm überrannt wurde. Da lag nun der arme Ali am Boden und sämmtliche Hadschadsch, welche eben gerade den Sai machten, schritten, liefen und rannten über ihn hinaus, wobei er natürlich manchen Fusstritt abbekam. Nur mit Mühe gelang es uns den armen Neger wiederaufzurichten. Bei dieser Gelegenheit wären wir selbst jedoch beinahe in die Gefahr gekommen, als Strassenpflaster zu dienen. Einen Augenblick, als ein besonders hastig rennender Pilger gegen uns drei mit Gewalt anstiess, während wir eben dem Neger behülflich waren, kamen wir alle drei zu Fall und bildeten einen verwirrten Knäuel auf dem Boden, in dem Ali, ich und die Familie Ssadak sich in bunter Unordnung wanden. Doch zum Glück dauerte diess nicht lange. Es gelang uns, uns eilig emporzureissen und auch den Neger mit fortzuziehen. Diesem war allerdings von den vielen Fusstritten der frommen Pilger übel mitgespielt worden. Er war am ganzen Körper mit Beulen und blauen Mälern bedeckt. Aber da die Fusstritte der den Sai abhaltenden Pilger für heilig gelten, so tröstete sich Ali über die ihm geschehene Unbill und rühmte sich derselben später sogar noch, denn ihm war nach den abergläubischen Begriffen einiger Moslems eine grosse Gnade wiederfahren. Aehnlich fühlen sich die Derwische in Kairo hochbeglückt, wenn an einem bestimmten, heilig erachteten Tage

ihr Oberer auf einem Pferde über ihre Rücken hinwegreitet.

Endlich gelang es uns, aus dieser zur Zeit des Sai etwas allzugefährlichen Strasse herauszukommen. Da das Quartier el Solimanija, in welchem ich abzusteigen beabsichtigte, beinahe ausserhalb der Stadt, das heisst ganz an ihrem nordwestlichen Ende in der Nähe der Birket (der Cisternen) liegt, so mussten wir nun den oberen Theil der Stadt in seiner ganzen Länge durchschreiten. Beinahe am Ende der Strasse el Emsa, nicht sehr weit von dem Punkte el Merua, dem einen Ziele des Sai, kamen wir an die öffentlichen Brunnen, wo stets eine Menge Pilger und Mekkaner lagern, um Wasser zu schöpfen. Das hier geschöpfte Wasser wird jedoch fast ausschliesslich zum Kochen und zur Reinigung der Wäsche benutzt, da man zum Trinken das hochberühmte Semsemwasser vorzieht.

Dann bogen wir in eine schöne, breite Strasse, el Mota genannt, ein, welche für eine Verlängerung der Hauptstrasse el Emsa gelten kann. Dieser Name „el Mota" bedeutet weiter nichts als „der Ort" oder „die Stelle". Sein Ursprung wird davon abgeleitet, dass früher die Pilger, welche von Norden kamen, hier ihre erste Station machten und Gebete hersagten. Es war ein „Ort", eine „Stelle" für geheiligte Gebräuche. Seitdem hat sich dieser Gebrauch verloren, aber der Name „el Mota" ist geblieben.

Die Strasse el Mota zieht sich von der Hauptstrasse und der Kaaba, an welche sie beinahe angränzt, fast schnurstracks in nördlicher Richtung

hin. Ihre Gebäude sind zwar nicht so stattlich und hoch, wie die anderer Quartiere, aber dennoch ist diese Strasse eine der wichtigsten der Stadt. Sie wird auf beiden Seiten von zwei dichten Reihen von Läden eingefasst, in welchen die Kleinhändler, Specereikrämer, einige Handwerker, wie Schneider und Seidenwirker ihr Gewerbe treiben.

Mitten in der Strasse el Mota kamen wir an einem massiven Gebäude vorbei, welches einst eine Universität gewesen sein soll, aber jetzt als Rumpelkammer der Militärequipirung benutzt wird. Zu Burckhardts Zeit war es ein Getreidemagazin und soll auch jetzt noch manchmal zu diesem Zwecke benutzt werden, wie es nun gerade der liebenswürdigen officiellen Laune gefällt.

Am Ende der Strasse el Mota und noch höher, als diese steilaufstrebende Strasse, gelangten wir in die Strasse el Maale, welche, was ihre Richtung betrifft, nichts als eine gerade Fortsetzung von el Mota ist. Hier liessen wir rechts eine kleine Moschee liegen, welche, soviel ich entdecken konnte, das einzige religiöse Versammlungshaus ist, welches Mekka ausser der Mesdschid el Haram noch zählt. Noch einige Schritte in der Strasse el Maale, das heisst der hochgelegenen, weil sie die höchste in der Stadt ist, und wir erreichten das nördliche Ende von Mekka, wo die Karawanenstrasse nach dem Berge Arafa liegt. Hier beginnt eine lange sandige Ebene, in welcher auf einer Seite die Cisternen, auf der andern eine Menge hölzerner Buden, welche liederlichem Gesindel zum Aufenthalte dienen, liegen. Parallel mit dem durch sie führenden Pilgerwege,

jedoch in nächster Nähe der Stadt und ziemlich weit vom Wege entfernt, liegen auf beiden Seiten von demselben noch einige Stadtquartiere. Eines dieser Quartiere war es, welchem wir uns jetzt zuwandten, nämlich dem etwa hundert Schritt vom Ende der Strasse el Maale in direct westlicher Richtung entfernten Quartier el Solimanija, wo sich das Haus des mir bestimmten Wirthes, Hamdan ben Hamidu befand.

Das Quartier el Solimanija liegt am nordwestlichen Ende von Mekka, so zu sagen ganz ausserhalb der Stadt, am Fusse des Dschebel Hindi im Westen, und des von einem viereckigen Fort gekrönten Dschebel Lala (Berg der Tulpen) im Süden, während es im Norden an die Cisternen und im Osten an die Pilgerstrasse, die nach Arafa führt, gränzt. Dieses Quartier führt seinen Namen nach den Bewohnern von Afghanistan und Beludschistan, welche auf Arabisch Solimanija (Plural von Solimanje) heissen. Obgleich diese Leute hier ihr ausschliessliches Absteigequartier zu nehmen pflegen, so bildet doch das Stadtviertel, welches nach ihnen den Namen führt, keineswegs blos für die Pilger aus jenen Ländern einen Ort des Unterkommens. Allerdings sind es meist Hadschadsch aus den nordöstlichen Gegenden des mohamedanischen Theiles von Asien, aus Kandahar, Bokhara, Samarkand, der Tartarei, welche hier einzukehren pflegen, aber die Häuser stehen doch allen Fremden aus anderen Ländern offen, wenn sie nur Geld haben, welches hier in Mekka, wie überall, die beste Nationalität ist. Da ich übrigens mit einiger Sicherheit annehmen konnte,

dass keine Maghrebia (Algierer), meine vermeintlichen Landsleute, denen die Herberge hier wohl meist zu theuer war, sich im Viertel der Solimanija einfinden würden, so war ich froh, hier mein Absteigequartier zu wählen.

Das Haus des mir bestimmten Wirthes, Hamdan ben Hamidu, lag in einer ziemlich breiten Strasse des Stadtviertels und war leicht zu finden. Als wir an die Thür kamen, drang mir schon ein köstlicher Geruch eben bereiteter Speisen entgegen und ich wurde unwillkürlich an die Worte Molières erinnert, dass der wahre Wirth derjenige sein muss, bei dem man gleich beim Eintritt in sein Haus einen gedeckten Tisch findet:

Le véritable Amphitryon
Est l'Amphitryon, où l'on dine.

Der Anblick meines Wirthes Hamdan ben Hamidu war nicht weniger erfreulich für einen ausgehungerten Gast, als es der Geruch der Speisen war, der mir aus seinem Hause entgegendrang. Denn aus der Wohlgenährtheit, welche seine feisten Wangen und sein schöner, lieblich gerundeter Schmerbauch verkündeten, konnte ich auf eine nahrhafte Kost in seinem Hause schliessen, ein Ding, das mir bei meinem ausgemergelten Zustande sehr von Nöthen war. Ich war nämlich durch die Strapatzen der Reise, durch die grosse ausgestandene Hitze, namentlich durch das beständige Schwitzen und die schlechte Kost zu einem wahren Skelett heruntergemagert und bot in meiner Hinfälligkeit einen traurigen Contrast gegen den nach orientali-

schen Begriffen wunderschönen Mann, Hamdan ben Hamidu, dar. Dieser Biedermann kam mir mit grosser Zuvorkommenheit, zugleich aber auch mit einer gewissen steifen Würde, welche fetten Leuten oft eigenthümlich ist, entgegen. Er machte einen wunderschönen Salamalek, bot mir die Hand zum Gruss und küsste mich dann auf den linken Ohrlappen, wahrscheinlich weil ich, auf solche Zärtlichkeit nicht gefasst, mein Gesicht ungeschickt dargeboten hatte.

Hamdan ben Hamidu war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, wahrscheinlich nicht von mekkanischer Familie, obgleich in Mekka geboren. Aber er hielt seinen wahren Ursprung, der, wie ich aus allerlei Anzeichen entdeckte, nicht ganz orthodox sein mochte, sehr geheim und die allerwenigsten seiner Gäste bekamen eine Ahnung davon, dass der Vater Hamdans, ein gewisser Hamidu, ein schiitischer Ketzer gewesen sei. Uebrigens dachte niemand daran, ihn nach seiner Abstammung zu fragen, was ihn sicherlich beleidigt haben würde. Wie konnte man aber einen Mann beleidigen, dessen schönes, rundes Vollmondgesicht stets von Amönität strahlte, dessen Mund fast immer zu einem graziösen Schmunzeln aufgelegt war und dessen Manieren die höchste väterliche Huld und brüderliche Herzlichkeit athmeten. Hamdan war zwar nach orientalischen Begriffen wunderschön, aber er war selbst nach europäischen Ideen nicht hässlich. Sein Gesicht war regelmässig geschnitten; seine grossen, braunen, stets feuchten Augen hatten etwas sehr schmachtendes, beinahe weibisches, wie die Augen so vieler fetten Leute; seine Nase war zwar klein, aber doch

nicht kartoffelartig; sein Mund war zierlich, mit sehr kleinen, aber blendendweissen Zähnen versehen; keine einzige Runzel, kein Krähenfuss störte die Glattheit seiner Haut; sein Bart war weder dick, noch dünn, gerade dicht genug, um „bene barbatus" zu sein und von einer schönen, dunkelbraunen Farbe, die freilich, wie ich später merkte, einem kosmetischen Mittel ihren Ursprung verdankte. Dazu kleidete sich Hamdan sehr stattlich und geschmackvoll, reich, ohne überladen zu sein, weder pomphaft, noch auffallend, obgleich er mit den theuersten Stoffen behangen war. Die Füsse trug er nackt, und zwar, wie ich glaube, aus Eitelkeit, was wir ihm verzeihen wollen, denn Hamdans Füsse waren nach orientalischen Begriffen wahre Meisterstücke der Natur; sie waren klein und voll, zierlich und rund und glichen auffallend denen eines neugebornen Kindes, eines gesunden, kräftigen Säuglings. Ebenso klein und zierlich waren seine Hände, die er stets reinlich wusch, hie und da färbte, und, glaube ich, nicht selten parfümirte. So war Hamdan ein wahrer orientalischer Typus, ein Typus des Islam aus der Zeit seiner höchsten Blüthe. Eine äussere und innere Harmonie, von der Natur in einen Manneskörper eingeschlossen und von Kunst und Geschmack verschönert und verziert. Alle seine Bewegungen waren, für seinen fetten und unbeholfenen Körper, wirklich sehr graziös zu nennen und doch hatte Hamdan niemals einen Tanzmeister gehabt, der ihn die fünf Positionen gelehrt hatte.

Nur eines verunstaltete Hamdans Gesichtszüge. Das waren die drei grossen, länglichen Narben auf den Wangen, die von Einschnitten, welche man in der

Kindheit macht, herrührten, und die jeder Mekkaner besitzt, an denen man einen Sohn der heiligen Stadt unfehlbar erkennen kann, und auf welche diese Leute, wie auf ein Zeichen von edler Abstammung, von „blauem Blut", stolz sind. Diese Hässlichkeit wird hier mehr geschätzt, als die schönste Körperform, welche ja auch bei gemeinem Ursprung recht oft vorzukommen pflegt.

Hamdam führte mich nun in einen Saal zu ebener Erde, in welchem einige schöne Teppiche auf dem Fussboden lagen. Auf zwei Seiten des Saales zogen sich längs der Wände diwanartige Erhöhungen hin, auf deren einer man mich einlud, Platz zu nehmen. Hamdan setzte sich neben mich, die Familie Ssadak, welche von nun an mich gleichsam gepachtet zu haben schien und mich keinen Augenblick mehr verliess, ebenfalls, und nun begannen die Amönitäten der Conversation. Hamdan erkundigte sich mit gnädigen Schmunzeln nach meinem Befinden; ich gab ihm zur Antwort, dass ich zur Zeit mich zwar wohl, aber doch etwas schwach und zwar ausgehungert fühlte. Ich hoffte, mein Wirth würde diese Anspielung verstehen und die Mahlzeit auftragen lassen, welche, wie ich aus dem herrschenden Küchengeruche schloss, bereit sein musste. Aber Hamdan war nicht zu so unceremoniellen Manieren zu bewegen. Erst musste eine gedehnte, langweilige Conversation eine halbe Stunde lang hinausgesponnen werden. So erforderte es der Anstand. Dann durfte erst an das Essen gedacht werden. Mancher meiner Leser wird denken: „Nun, bei einem Wirth, den man bezahlt, braucht man

sich nicht zu geniren, man lässt die Mahlzeit auftragen, wann man eben will, und schickt den plaudersüchtigen Wirth, wenn er kommt uns durch langweilige Conversation vom Essen abzuhalten, dorthin, von wo er hergekommen ist.“ Aber im Orient sind die Sitten ganz verschieden. Der Wirth ist kein Wirth im europäischen Sinne des Wortes, das heisst keine Maschine, die einem für Geld und ohne gute Worte alles liefert, was ein hungriger oder müder Reisender begehrt. Nein! Der Wirth im Orient ist eine Art von Respectsperson. Obgleich er Geld und zwar recht viel Geld für seine Bewirthung nimmt, so gilt es doch immer noch für eine Gnade, dass er den Fremden aufnimmt. Er wird trotz seiner Käuflichkeit mit ganz demselben Respect behandelt, wie ein Gastgeber, der seine Gastfreunde in alter patriarchalischer Weise umsonst beherbergt und nährt. So wäre auch Hamdan um keinen Preis dazu zu bringen gewesen, die vorgeschriebene Empfangsfeierlichkeit abzukürzen. Die ceremoniellen Manieren gehen einem ächten Orientalen über alles, und sollte selbst der Gast verschmachten, die Leibesstärkung wird ihm erst dann gereicht, wenn es die Etiquette gestattet.

Nachdem die ersten Fragen nach meiner Gesundheit, die ich beantwortete, und nach meinen vermeintlichen Aeltern, die in irgend einem Nest in Afrika fingirt wurden, welcher Frage ich auswich, gethan worden waren, ging die Conversation auf die Pilgerfahrt und endlich auf jenes Steckenpferd aller Araber, die Politik, über. Was die Pilgerfahrt betraf, so belehrte mich mein Wirth, dass in einigen

Tagen die beiden grossen Pilgerkarawanen, die eine aus Damascus, die andere aus Bagdad ankommen würden, was ein sehr schönes Schauspiel sei, dem auch er mit seiner sämmtlichen Sippschaft beizuwohnen gedenke. Ob ich nicht auch ihnen die Ehre schenken wolle, sie am anberaumten Tage vor's Thor zu begleiten, um die Karawanen ankommen zu sehen? Natürlich bejahte ich, machte einen Salamalek und alles war in der Ordnung.

Jetzt kam die Rede auf die Politik. Da hätten meine Leser die verrückten Gedanken hören sollen, welche diese Araber auf's Tapet brachten. Anfangs verstand ich freilich so gut wie nichts von ihrer politischen Kannegiesserei. Als ich jedoch genauer hinhorchte, da belehrte mich ein stets wiederkehrender Eigenname, dass es sich um die Heldenthaten irgend einer berühmten Persönlichkeit handelte. In allen Gesprächen kam nämlich stets der auffallende, mir gänzlich unbekannte Name „Kaliwalli" wieder. Ich hatte noch nie in meinem Leben etwas von diesem „Kaliwalli" gehört. Eine unverzeihliche Unwissenheit von meiner Seite, denn „Kaliwalli" war offenbar ein grosser Held, der die fabelhaftesten Thaten vollbracht hatte. Ich dachte natürlich, „Kaliwalli" sei vielleicht irgend ein obscurer Beduinenhäuptling, der im Innern von Arabien wahrscheinlich herculische Heldenthaten vollbracht hatte, dessen Ruhm aber nicht über die arabische Halbinsel hinausdrang. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als auf meine Frage, was für ein Landsmann der grosse Held denn eigentlich wäre, mir der Bescheid ward, dass er ein Europäer sei. Neue, beklagenswerthe Unwissenheit

von meiner Seite. Aber ich liess mich in meinen Fragen nicht abschrecken und wünschte nun zu wissen, in welchem Jahrhundert denn besagter „Kaliwalli“ gelebt habe. Jetzt wurde mir der überraschende Aufschluss, dass der grosse Held ja noch lebe, dass er eine Berühmtheit unsres eignen Jahrhunderts sei. Da stand ich wie ein gewisses Thier am Berge. Da war ein berühmter europäischer Held unsres Jahrhunderts, von dem ich nie das geringste vernommen hatte. Nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt, fiel mir ein, dass der Name „Kaliwalli“ denn doch vielleicht nicht die ganz richtige Namensbezeichnung für den grossen unbekannten Helden sein möchte. Wahrscheinlich war er die Verstümmelung irgend eines europäischen Namens. Ich ging desshalb im Geiste die Namen aller derer durch, welche in den letzten dreissig Jahren in Europa von sich besonders reden gemacht hatten. Endlich kam mir ein lichter Gedanke. Ich rief über meine plötzliche Entdeckung voll Entzücken aus: „Garibaldi, das ist der Name, von dem ihr sprechen wollt“. Aber die Araber schauten mich erstaunt an. Meine plötzliche Lebhaftigkeit, die nur das Resultat der Freude war, weil ich einen Namen, den ich lange gesucht, endlich gefunden hatte, schien ihnen fast wie ein Anzeichen von Geistesverwirrung. Hamdan versicherte mich in allem Ernste, ich müsse mich irren, der Name heisse Kaliwalli und nicht Garibaldi.

Ich war vernünftig und kaltblütig genug, um meinem Wirthe nun sogleich Recht zu geben, denn meine genauere Kenntniss europäischer Namen und europäischer Politik hätte natürlich auf mein Araberthum

das schlechteste Licht werfen müssen. Einen Augenblick hatte ich mich beinahe verrathen. Aber dieser Augenblick sollte auch der einzige sein. Jetzt stellte ich mich wieder so unwissend, wie vorher, obgleich ich nun wusste, um was es sich handelte, denn der Name „Kaliwalli" war in Wirklichkeit nichts anderes, als eine Verstümmelung des Namens des bekannten italienischen Freischaarenführers. Als nun von den einzelnen Heldenthaten dieser im Mund der Araber zur Fabelgrösse aufgeschwollenen Persönlichkeit die Rede war, da spielte ich meine Rolle als Unwissender mit eben so viel Glück durch, wie vorher. Mit offenem Munde, welche Geberde bei allen Völkern stummes Erstaunen ausdrückt, sass ich da und hörte die Heldenthaten des grossen Mannes erzählen. Was hatte „Kaliwalli" nicht alles gethan! Er war auf einer Insel mit Gewalt gelandet, deren Ufer ganz mit den Kanonen seiner Feinde bespickt waren, welche den dichtesten Kugelregen auf ihn ergossen. Diese Kanonen hatte er ganz allein erobert und die Feinde nur durch den Schreckpopanz seines fürchterlich martialischen Aussehens in die Flucht geschlagen. Ich errieth, dass es sich hier um die Landung Garibaldi's in Sicilien handelte. Mehr wusste man damals noch nicht in Mekka. Aber dieses Ereigniss wurde bis zu mährchenhafter Grösse hinaufgeschraubt.

Zum Schluss entspann sich eine Discussion darüber, wie wohl der schreckliche Held aussehen möge. Einer behauptete, derselbe sei eigentlich gar kein Mensch, sondern ein fürchterlicher Dschin, oder böser Geist, der nur zuweilen menschliche Form

annehme, um irgend eine mysteriöse Aufgabe auf Erden zu erfüllen. Aber Hamdan wusste besseren Bescheid darüber. Er kannte einen Raïs (Schiffshauptmann) aus Alexandrien, der das Monstrum mit eignen Augen gesehen hatte. Desshalb belehrte er uns nun, Kaliwalli (Garibaldi) sei zwar ein Mensch, aber so hässlich und schrecklich anzusehen, dass er die Feinde durch seine blosse Erscheinung in die Flucht jage. Er habe einen rothen Bart, der bis zum Boden hinabreiche, sein Mund sei fürchterlich gross und mit Zähnen, denen eines Ebers gleich, ausgestattet. Dazu sei seine Gestalt so gross, dass kein Mensch seinen Kopf mit der Säbelspitze in ausgestreckter Hand erreichen könne. Auch trage er ein rothes Hemd, welches täglich in's Blut seiner Feinde getaucht werde und davon seine Farbe herleite. Dieses blutige Hemd bilde ganz besonders den Schrecken der Feinde, denn aus seinem Anblick schlössen sie auf das grausame Loos, welches der entsetzliche Blutmensch ihnen bereiten würde, wenn sie in seine Hände fielen. Ein solches Ungethüm brauche gar keine Waffen, denn niemand könne seinen fürchterlichen Anblick ertragen. Seine Augen glichen verzehrenden Flammen, sein Mund einem Höllenrachen, seine Augenbrauen den Borsten eines Wildschweins. Dazu verspeise er kleine Kinder und lasse keine Grausamkeit ungeschehen.

So hatte die fruchtbare Phantasie dieser guten Leute den italienischen Freischaarenführer mit allen Eigenschaften des Menschenfressers der Kindermärchen ausgestattet.

Während ich dieses fabelhafte Gespräch anhörte,

hatte sich der Speisesaal allmählig mit Gästen gefüllt, von denen einige mit uns an der Mahlzeit Theil nehmen sollten, während andere aus religiösem Vorurtheil ausgeschlossen werden mussten. Zu den ersteren gehörte ein Kaufmann aus Bochara, welcher Murad Oghlu Khan hiess und dessen Sohn Selim, mit welchen beiden ich während meines Aufenthalts in Mekka etwas näher bekannt werden sollte. Leider konnten wir nur sehr wenig miteinander sprechen, da Murad vom arabischen nur ungefähr so viel wusste, wie ich vom türkischen, seiner Muttersprache, das heisst einige fünfzig Worte. Murat war ein vierschrötiger, kräftiger, knochiger Mann von einigen sechzig Jahren. Sein Gesicht bot einen ächt tatarischen Typus dar. Es war kurz und breit, mit hervorstehenden Backenknochen, tiefliegenden, kleinen, funkelnden Augen, einem grossen Mund mit schlechten Zähnen, einem spärlichen, grauen Bart, auch war er von einer beinahe citronengelben Gesichtsfarbe, gelber als seine Landsleute, die sonst gelb genug sein mögen, gewöhnlich sind, jedoch nicht gelber, als sein Sohn Selim, der wirklich die personificirte Gelbsucht schien. Dieser Selim war ein kleines, gedrungenes Kerlchen, noch jung, aber bereits sehr abgelebt, mit hängender Lippe und schlaffer Gesichtshaut. Dazu dieser überaus gelbe Teint, der auf eine Leberkrankheit und ein sehr biliöses Temperament schliessen liess und mit Recht, denn Selim war höchst heftiger Natur. Seine Heftigkeit offenbarte sich in den steten Streitigkeiten, welche er mit Murad hatte, wobei dieser Erzeuger seiner Tage nicht immer zum besten wegkam, und

nicht selten Spuren von Thätlichkeiten seines Sprösslings davontrug.

Murad war kein Schiite, folglich kein Ketzer, obgleich die Mehrzahl seiner Landsleute es sein soll. Er war in Mekka sehr gut bekannt, da er alle vier oder fünf Jahre einmal dorthin zu pilgern pflegte, aus Frömmigkeit, wie er vorgab, aber in Wirklichkeit aus Interesse, denn er trieb einen ziemlich vortheilhaften Pelzhandel. Als Pelzhändler besass er auch einen Laden, den er in einer der lebhaftesten Strassen von Mekka für einen Monat zu miethen pflegte, ähnlich wie es die Grosshändler auf der Leipziger Messe thun. Ueberhaupt hat der Pilgerverkehr grosse Aehnlichkeit mit einer deutschen Kaufmesse. Wie im deutschen noch das Wort „Messe" andeutet, dass auch bei uns eine religiöse Ursache der ursprüngliche Grund des Zusammenströmens der Kaufleute gewesen war, so hat bei den Arabern das Wort „Hödsch" (Pilgerfahrt) ausser seiner religiösen auch eine kaufmännische Bedeutung erlangt. Schon nach zwei Tagen war meine Bekanntschaft mit Murad Oghlu Khan so weit gediehen, dass er mich einlud, ihn oft in seinem Laden zu besuchen, was ich auch zu grosser Befriedigung meiner Neugierde that. Mit Selim vertrug ich mich freilich anfangs nur schlecht, aber ich wusste mir den interessanten jungen Mann durch einige geschickt angebrachte Geschenke geneigt zu machen.

Ausser diesen beiden, welche gleichfalls bei Hamdan wohnten, waren noch drei alte Männer aus Afghanistan, ächte Solimanija, meine Mitgäste. Diese waren also hier, in dem Quartier der Afghanen,

völlig an ihrem Platz. Diess Quartier heisst übrigens nur so, es ist keineswegs ausschliesslich für Solimanija allein bestimmt, denn die Heimath dieser Leute liegt so weit weg, dass nur wenige von ihnen jährlich die Pilgerfahrt machen und die Wirthe, wenn sie nur Afghanen beherbergen wollten, oft ihre Häuser ganz leer sehen würden. Diese drei Afghanen waren fürchterliche Fanatiker. Namentlich behandelten sie die hier wohnenden Perser (welche alle Schiiten, folglich Ketzer sind) mit der grössten Geringschätzung, warfen, wenn sie ihnen begegneten, mit den gemeinsten Schimpfwörtern um sich und wollten natürlich nicht dulden, dass diese gottlosen Ketzer mit ihnen bei Tisch Platz nahmen. Uebrigens waren diese Solimanija stattlich aussehende, wohlhäbige Männer, schön gekleidet, mit vielen phantastisch geformten Waffen versehen, von denen sie die leicht tragbaren im Gürtel führten. Ihr Fanatismus schien sie mit einer Art von Instinct zu begaben, welcher den guten Moslem von dem schlechten beim ersten Anblick gleichsam durch Intuition erkannte, gewissermaassen herausfühlte. So waren sie auch sehr bald in ihrem inneren Forum darüber einig geworden, dass es mit meiner Orthodoxie nicht recht stehen musste. Alle meine Aufmerksamkeiten gegen sie fruchteten nichts. Sie hatten einmal beschlossen, dass ich eine Art von Ketzer sein müsse und sie blieben bei ihrer Meinung. Da ich mich jedoch wohl hütete, ihnen in meinem Auftreten oder durch meine Aeusserungen Beweise an die Hand zu geben, aus welchen sie meine Eigenschaft als Ketzer oder gar als Ungläubigen herausdemonstriren konn-

ten, so mussten sie schweigen und mich, für wie gottlos sie mich innerlich auch halten mochten, wenigstens äusserlich als einen orthodoxen Moslem gelten lassen, mit mir zusammen bei Tische sitzen, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, und mich sogar mit einigen höflichen Redensarten, der kleinen Münze der arabischen Conversation von Zeit zu Zeit abspeisen.

Diese waren die Hauptpersonen der orthodoxen Gesellschaft im Hause des Hamdam ben Hamidu, zu welchen sich später noch ein halbes Dutzend verschiedener Landeskinder gesellte, die alle an ihrem Platz einer Beschreibung gewürdigt werden sollen. Die heterodoxe Gesellschaft dagegen bestand einstweilen erst aus drei Persern und einem alten Mann aus Chorassan. Dieser ketzerische Theil unsrer Hausgenossen, von den orthodoxen Gläubigen durch die unübersteigliche Kluft des religiösen Fanatismus geschieden, durfte natürlich nicht mit uns guten Moslems bei Tische sitzen. Ja, selbst wenn gar nicht gegessen und nur schöne Conversation gemacht wurde, mussten diese Schiiten einen eignen Winkel des Saales bewohnen. Dort sassen sie auf dem Teppich des Fussbodens, denn in ihrer Ecke gab es keinen Diwan mehr, zwar mit möglichster Würde, in recht künstlerisch geschmackvoll gewählten Positionen, aber doch, was sie freilich zu verbergen suchten, etwas genirt durch die Unannehmlichkeit ihrer Lage als Ketzer im Hause eines Sunniten und inmitten anderer Sunniten. Sie hatten offenbar hier eine falsche Stellung und wären gewiss keine Stunde in diesem Hause geblieben, wenn sie

ein andres besseres Unterkommen hätten finden können. Aber eigentliche Okala (Wirthshäuser) giebt es in ganz Mekka nicht. Dafür werden die Pilger fast in allen Privathäusern für Geld beherbergt und bewirthet. Nun existirt zwar in Mekka eine Anzahl von Häusern, in welchen man fast ausschliesslich Perser und andere schiitische Ketzer aufzunehmen pflegt, welche Herbergen entweder von Schiiten, welche in Mekka ansässig sind, oder von Mekkanern, die im Geruch der Ketzerei stehen, gehalten werden. Ja es giebt in Mekka ein eignes Perserquartier, da aber dieses sehr nahe an demjenigen Stadttheil, den gewisse Damen bewohnen, liegt, so liebt es kein ernster Adschemi (Perser) dort abzusteigen. Diess war ein Grund, warum unsre Adschemia nicht in Perserhäusern wohnten; der zweite war der, dass ein Theil dieser Häuser bereits überfüllt, der andere den mit der Bagdadkarawane erwarteten Hadschadsch (Pilgern) versprochen war. So blieb diesen Sectirern Ali's nichts andres übrig, als im Hause eines Menschen, den sie noch mehr hassten, als einen gewöhnlichen Sunniten (denn Hamdan galt für einen abtrünnigen Schiiten) ein Unterkommen zu suchen.

Diese drei Perser, meine Hausgenossen, sahen einer beinahe wie der andere aus. Sie glichen sich dergestalt, dass man sie für Brüder halten konnte, und dennoch waren sie gar nicht mit einander verwandt. Jeder hatte dasselbe regelmässige Gesicht, dieselbe ziemlich lange, feingeschnittene, gerade Nase, denselben vollen, dichten, schwarzen oder schwarzgefärbten Bart (denn alle Perser färben ihre Bärte),

dieselben dunklen Augen, dieselben mit Kohol geschwärzten Augenwimpern, dieselben feingezeichneten Augenbrauen, denselben kleinen Mund, und dieselben dünnen Lippen. Auch schienen sie alle drei in gleichem Alter zu stehen, obgleich ich später erfuhr, dass der älteste fünfzig, der jüngste erst fünfunddreissig Jahre alt war. Aber das Färben des Bartes und der sehr täuschende olivenfarbene Teint gaben dem älteren ein viel jugendlicheres Aussehen. Dazu waren sie auch noch alle drei beinahe gleich gekleidet. Sie trugen seidene röthliche Unterkaftans von schönem, dem tscherkessischen ähnlichen Schnitte und darüber tuchene, dunkle Oberkaftans, sowie reiche Kaschmirgürtel und hübsche lederne Babuschen. Ihre Kopfbedeckung bildete der bekannte zuckerhutförmige Hut aus Lammfell, ein sehr charakteristisches Toilettenstück, welches den schlechten Muselmann schon von ferne gewahren lässt und jedem guten Sunniten, so oft er es sieht, Flüche über die orthodoxen Lippen bringt. Im ganzen sahen diese Perser höchst stattlich aus. Ueberhaupt habe ich unter allen tausenden und tausenden von Hadschadsch, welche mir auf meiner Wallfahrt nach Mekka vorkamen, keine stattlicheren, keine männlicheren Gestalten gesehen, als die der vielgeschmähten Adschemia, von denen meine drei Hausgenossen vortheilhafte, jedoch keineswegs ausnahmsweise Exemplare waren. Unter allen Orientalen, welche ich beobachtete, scheint mir, im ganzen genommen und von allen Einzelheiten abgesehen, der Perser der ächteste Typus des Mannes im vollen Sinne des Wortes zu sein. Er soll es auch, was seine körper-

lichen Kräfte und virilen Eigenschaften betrifft, im höchsten Grade sein und manches hörte ich über die ausserordentlichen Fähigkeiten dieser Adschemia erzählen, das den Ruhm eines Casanova oder August des Starken verdunkeln würde. Doch die Erzählungen der Mekkaner, welche über diesen, wie über alle andern, bei uns für anstössig geltenden Punkte, sich höchst frei und mit ganz antiker Offenheit auszusprechen pflegten, sind in einem in Europa zu druckenden Buche unwiederholbar.

Dass solch' stattliche, durchaus männliche Leute, wie die Perser, natürlich ihre gehörige Dosis von Selbstgefühl haben, welches leicht in Stolz ausartet, wird man erklärlich finden. Aber hier in Mekka müssen sie ihr Selbstgefühl vollkommen verläugnen. Sie erfahren, als Ketzer, bei jeder Gelegenheit die bittersten Schmähungen, man scheut sich nicht, sie mit Koth zu bewerfen, ihnen in's Gesicht zu spucken, sie mit Füssen zu treten. Früher zur Zeit Sultan Murad des Vierten (1650) war ihnen der Besuch der Moschee von Mekka sogar gänzlich untersagt. Jetzt ist er ihnen wieder gestattet, aber wie vielen Demüthigungen müssen sie sich unterziehen, wenn sie die heilige Wallfahrt unternehmen wollen? Wenn so ein unglücklicher Adschemi es trotz aller Unannehmlichkeiten, die seiner warten, dennoch unternimmt, nach Mekka zu pilgern, so ist es von seiner Seite wirklich der grösste Beweis von moralischem Muth, ein wahres Märtyrthum, oder wenigstens ein Bekennerthum im Sinne der ersten christlichen Jahrhunderte. Jeder Adschemi, der ein Hadsch wird, verdient den Namen „Confessor", denn er bekennt

seine Religion unter den grössten Erniedrigungen, beinahe unter Torturen, die nicht immer blos moralische Torturen sind. In früheren Jahrhunderten zwang man die Perser oft, sich zur sunnitischen Orthodoxie zu bekehren und tödtete diejenigen, welche sich weigerten. Aber auch jetzt zwingt man sie noch, namentlich wenn sie Medina, die Stadt, wo der Prophet begraben liegt, besuchen, Dinge zu thun, welche mit ihren Glaubensbekenntniss im ärgsten Widerspruche stehen. Zum Beispiel müssen sie an den Gräbern der zwei dort ruhenden Imama, der Chalifen Abu-Bekr und Omar, welche die Schiiten verabscheuen, stehen bleiben und beten, so oft sie daran vorbeikommen, wo sie natürlich nur mit den Lippen ihre Andacht verrichten, innerlich aber Verwünschungen auf das Andenken der hier begrabenen Nachfolger Mohameds häufen. Ich konnte mich jedesmal, wenn ich so einen stattlichen, in jeder Beziehung den Arabern überlegenen Perser von dem elenden Volk in Mekka beschimpft werden sah, ohne dass er auch nur Miene machen durfte sich zu rächen, eines seltsamen Gemischs von Mitleid und Ehrerbietung nicht erwehren. Dieses Beschimpfen der Perser von Seiten der an Zahl und Macht ihnen hier weit überlegenen Sunniten gleicht so ganz jenem Fusstritt, welchen der Esel der Fabel dem sterbenden Löwen gab, es liegt so viel moralische Feigheit darin, dass es jeden Menschen, der ein männliches Herz hat, mit dem tiefsten Ekel erfüllen muss.

Das Benehmen unseres Wirthes gegenüber den drei bei ihm wohnenden Adschemia war ein höchst sonderbares. Er hatte sie in sein Haus aufgenom-

men, er gab ihnen Obdach und Speise, wofür sie tüchtig zahlen mussten, aber er schien ihnen nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, wenigstens so lange nicht, als ein orthodoxer Moslem in Sehweite nahe weilte. War jedoch der letzte Fanatiker zum Saal hinausgegangen, waren alle Sunniten fort, ich natürlich auch, denn auch ich galt für einen Sunniten, dann nahm auf einmal Hamdan ben Hamidu einen ganz anderen Ton an. Da das von mir während der ersten Stunden bewohnte Zimmer nur durch eine mit vielen Ritzen versehene Bretterwand vom Saal getrennt war, so konnte ich leicht, durch eine der besagten Ritzen, alles beobachten, was vorging, als sich Hamdan mit den Schiiten allein befand und unbeachtet glaubte.

Es war der schönste Bühneneffect den man sehen konnte. Wie durch einen Zauberstab war plötzlich die frühere Gleichgültigkeit und stille Verachtung, welche Hamdan den Persern gegenüber zur Schau trug, verscheucht. Sein Gesicht nahm einen freundlichen, fast väterlich wohlwollenden Ausdruck an, wie er nach der Ecke ging, wo die Adschemia sassen. Einige sehr ceremoniöse Salamaleks wurden dargebracht und von den Persern in stummer Würde, mit einer gewissen edlen Steifheit erwidert. Diese braven Leute verachteten natürlich den schönen Hamdan aufs äusserste, nicht nur wegen seiner Doppelzüngigkeit, sondern auch desshalb, weil dieser, wie ich zuweilen von seinen indiscreten Freunden andeuten hörte, ursprünglich auch ein schiitischer Ketzer; dessen Vater ein Perser aus Bagdad, war, und jetzt mit viel geschickter Heuchelei den fana-

tischen Sunniten spielte und vorgab zur Secte der Hanefia zu gehören, welche im Stadttheil der Solimanija die herrschende ist. Was Hamdan wirklich, im Grunde seines Herzens, war, Hanefi oder Ketzer, das habe ich nie ergründen können. Aber das weiss ich, dass, sowie er sich mit den Persern allein befand, er sich ganz als Schiite geberdete, mit Verachtung von den Sunniten und den vier orthodoxen Secten sprach, die vier Muftis mit den unreinsten aller Thiere verglich und die drei sunnitischen Imama, die ersten Chalifen des Islam, welche den guten Ali von der Nachfolge des Propheten so lange ausgeschlossen hatten, der Verwünschung preisgab. Die Perser konnten trotz dieser Recantation dennoch natürlich den Wirth nicht als einen guten Schiiten ansehen, denn, so wie nur ein Sunnite in den Saal trat, war Hamdan wieder wie umgewandelt, schimpfte dann mit ebenso viel Feuer auf die Sectirer Ali's und nannte sie Götzenanbeter, weil sie Hassan und Hossein, die Söhne Ali's, abgöttisch verehrten, wie er dann behauptete. So konnten also die Adschemia begreiflicher Weise nicht viel Sympathie mit diesem Heuchler hegen. Aber sie durften, aus Gründen ihrer eignen Sicherheit, seine Zuvorkommenheiten dennoch nicht ganz zurückstossen. Sie liessen also alles mit sich geschehen, was Hamdan gutes und schönes mit ihnen machen wollte, so wie er mit ihnen allein war. Sie mussten die abgeschmacktesten Zärtlichkeiten über sich ergehen lassen, die kriechendsten Schmeicheleien vernehmen, sich selbst mit Löwen und ihr Land mit der Sonne vergleichen hören und so weiter. In den Augenblicken, wenn er

keine Gegenwart von Sunniten zu fürchten hatte, liess Hamdan die Sectirer Ali's auch nicht im Winkel des Zimmers sitzen. Sie mussten hervor kommen und die Ehrenplätze auf dem Diwan einnehmen. Hamdan holte ihnen selbst den besten Mochakaffee, sein Sohn, ein geschminkter Jüngling von weibischem Aussehen, brachte die schönsten Nargilia (Wasserpfeifen) herbei, welche die Perser ausschliesslich lieben, kurz den Adschemia wurde geschmeichelt und schöngethan, dass es eine Freude war. Ob diese sich jedoch dabei sehr glücklich fühlten, das lasse ich dahin gestellt sein.

Der alte Mann aus Chorassan, welcher mit den Persern zusammen, so lange als Sunniten im Zimmer waren, den verlorenen Winkel des Speisesaales bewohnen musste, war ein wahrer Riese an Gestalt, kräftig von der Natur entworfen und vom Alter ungebeugt, aber er war ein wahrer Zwerg an Intelligenz, der alles glaubte, was ihm die Familie Hamdan an Lügen und Fabeln auftischte und der nicht selten der Spottapfel der ganzen Gesellschaft wurde. Dieser gutmüthige, aber einfältige Mensch trug, trotz der unerträglichen Hitze, welche in diesem Sommer in Mekka herrschte, einen dicken mit Zobelpelz gefütterten Kaftan, weil man ihn glauben gemacht hatte, dass sein vermeintlich hoher Rang ein so stattliches Kleidungsstück erfordere, welches ihn in Aller Augen als einen vornehmen Mann erscheinen lassen würde, das ihn aber in Wirklichkeit nur lächerlich machte. Ueberhaupt lieben es die Mekkaner sehr, sich über Fremde lustig zu machen, wenn sie Leute finden, die einfältig genug sind, es sich gefallen zu lassen. Ein

solcher Mann war Sliman, der Chorassaner, und die Streiche, welche ihm die Familie Hamdan spielte, gränzen an's unglaubliche. Ich selbst war Zeuge von einigen derselben.

Diese waren die Hauptpersonen, welche zur Zeit meines Eintritts in das Haus Hamdans meine Mitgäste bildeten. Nachdem die holden Wonnen der Conservation abgethan waren, nachdem man sich mit dem grossen Helden der Neuzeit, dem bluttriefenden Kaliwalli (Garibaldi) hinlänglich beschäftigt hatte, wurde endlich die Mahlzeit aufgetragen. Drei Neger brachten die Hauptschüsseln herein, deren eine mit Reis, eine mit Hammelfleisch und eine andere mit einem unausstehlich süssen Gebäck gefüllt war, und setzten sie auf grosse, hölzerne Piedestale gerade in die Mitte der Hungrigen, dicht vor den Diwan, auf dem ich mit Murad und Selim sass, während die beiden Ssadak mit Hamdan uns gegenüber auf dem Teppich des Fussboden hockten. Das komische unsres Sitzens bei Tische war, dass wir drei auf dem Diwan höher, als die Schüsseln, die anderen drei auf dem Boden jedoch niederer sassen, so dass die einen mit der Hand nach unten, die andern nach oben fahren mussten, wenn sie etwas von den Speisen erwischen wollten.

Erst wurde der Pilaff, ein Thurm von gesalzenem, starkgepfeffertem, in Butter gekochtem Reis angegriffen und zwar mit hölzernen Löffeln. Dieses Manöver wurde zuweilen dadurch unterbrochen, dass einer oder der andere mit der Hand in die Schüssel voll Hammelfleisch fuhr, ein Stück herauslangte und mit den Fingern seinem Mund näherte. Dazwischen

brachte man uns kleine Nebenschüsseln, verzuckerten Rahm, eingemachte Aprikosen, Rosenconfituren, welche von drei Knaben, den Söhnen unsres Wirthes, präsentirt wurden. Diese Bürschchen blieben neben uns stehen, hielten uns die Schüsseln unter die Nase und schienen offenbar uns ihren Inhalt selbst in den Mund stecken zu wollen. Einige von uns liessen sich diess Manöver auch gefallen, ich hatte jedoch nach europäischer Sitte schon im Alter von zwei Jahren selbst zu essen gelernt und war entschlossen, es auch in Zukunft zu thun, wenn mir der Schöpfer den freien Gebrauch meiner Glieder lassen würde. Desshalb verschmähte ich die Hülfe der schelmischen Knaben, die, ungezogen, wie alle arabischen Kinder, sich beim in den Mund Stecken der Speisen mit den Pilgern oft allerlei Scherze erlaubten, ihnen die Nase mit Confituren beschmierten, Rahm über die Wangen strichen und dergleichen unschuldige Spiele noch mehr, auf welche ich gut verzichten konnte.

Soweit ging alles gut. Das Essen erfolgte mit ziemlichem Anstand, die Streiche der Knaben freilich abgerechnet, ja mit Reinlichkeit und nicht ohne eine gewisse feierliche Gemessenheit. Als aber der Reis und das Fleisch verspeist waren, und nun die Reihe an das süsse Gebäck kam, da sollte ich bald etwas anderes zu sehen bekommen. Alle Orientalen sind nämlich wie Kinder in Süssigkeiten verliebt. Süssessen gilt ihnen ausschliesslich für Gutessen. Das süsse Gericht erfreut sich desshalb, unter allen Speisen einer Mahlzeit, bei weitem ihrer Vorliebe und, sollten sie vorher auch noch so viel schon gegessen haben, so sind sie doch stets im Stande, von

der süssen Speise eine ganz unbegreiflich grosse Quantität sich zu Gemüthe zu führen. So fielen nun auch meine Tischgenossen über die Süssigkeit mit Heisshunger, mit einer wahrhaft thierischen Gier her. Hatten sie vorher ihre Hände mit Ruhe und Anstand, und nie mehr, als eine Hand auf einmal, der Schüssel genähert, so fuhren sie nun mit beiden Händen zugleich, ich möchte beinahe sagen, mit den Armen bis an die Ellenbogen, in die Schüssel und langten deren Inhalt heraus. Das in derselben enthaltene Gebäck schwamm aber, nach beliebter arabischer Sitte, in einer Brühe von Honig und flüssiger Butter, in einem wahren Meer gelblicher Flüssigkeit, und diese Flüssigkeit platschte und spritzte unter den Bewegungen der in die Schüssel fahrenden auf die Körper aller Anwesenden, in ihr Gesicht, auf ihre Kleider, ihren Turban, alles besudelnd und verderbend. Wie ein wahrer Springbrunnen sprudelte die hässliche, fettige und klebrige Materie aus der Schüssel hervor und mir blieb nichts übrig, als mich eiligst zurückzuziehen, um nicht von ihr über und über bekleckst zu werden. Dennoch war es schon zu spät. Bereits war mein ganzes Costüm mit Butter und Honigflecken übersät und ich eilte in mein Zimmer, um es zu wechseln. Die andern Essenden störte jedoch der Schmutz und das Fett gar nicht, sie behielten ihre befleckten Kleider, die noch viel fettiger und honigreicher geworden waren, als die meinigen, nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die ganze folgende Woche noch an und wechselten sie erst dann, als sie von der kleinen Wallfahrt, der Pilgerfahrt nach der Omra, zurückkehrten. Nur der reinliche und auf sein

Aeusseres etwas eitle Hamdan und sein ältester Sohn, der schon erwähnte, geschminkte, rosenrothe Jüngling, hatten, wahrscheinlich durch frühere Erfahrungen über die schmutzige Fresserei gieriger Pilger gewitzigt, sich bereits vor dem Angriff auf die Honig und Buttermasse zurückgezogen und sahen nun aus einiger Ferne den Verschlingungskunststücken der Familien Murad und Ssadak zu, welche wirklich aussergewöhnliches leisteten. Die schiitischen Ketzer hatten im andern Winkel des Zimmers genau ähnliche Gerichte wie wir vorgesetzt bekommen, sie benahmen sich aber bei dem Essen der süssen Speise viel anständiger, als die orthodoxen Mitgäste, welche reinliches Speisen offenbar für eine Tugend hielten, deren ein rechtgläubiger Sunnite entbehren konnte.

Als ich von Honig und flüssiger Butter beinahe triefend, auf mein Zimmer zu gehen verlangte und diesen Wunsch meinem Wirthe zu erkennen gab, machte mir dieser ein pfiffiges Zeichen, wodurch er mir zu verstehen gab, dass ich ja nicht mit lauter Stimme von meinem Zimmer sprechen solle. Denn ich hatte wirklich ein Zimmer, — ein unerhörter Luxus in einem arabischen Hause. Gewöhnlich pflegen nämlich alle in einem mekkanischen Hause einquartirten Pilger gemeinschaftlich auf dem Teppich des Fussbodens im Empfangssaale zu schlafen. Dass ich ein eignes Zimmer bekommen hatte, das verdankte ich der Vorsorge des Hassan ben Ssadak und meinem vermeintlichen hohen Rang, denn einen „Prinzen von Algier" konnte man doch unmöglich „pêle mêle" mit all' den fettigen, schmutzigen und

keineswegs wohlriechenden Pilgern auf dem Fussboden schlafen lassen. Auch musste ein so orthodoxer Moslem streng vor der Berührung mit schiitischen Ketzern gehütet werden. Ich hatte also ein eigenes Zimmer, welcher Art wird man gleich sehen; aber die andern Pilger waren weit entfernt davon, so begünstigt zu sein und, um ihre Eifersucht nicht rege zu machen, wurde mir empfohlen, die Existenz meines Zimmers so geheim als möglich zu halten.

Ein junger Negersklave führte mich in dieses mir bestimmte Gemach, welches freilich sehr klein war, jedoch auf den ersten Anblick sich ganz hübsch und sogar wohnlich ausnahm. Es war auf drei Seiten mit ordinärem, gedrucktem Cattun behängt, der die Stelle der Tapeten vertrat; auf der vierten lag die grosse hölzerne Thür, deren viele Ritze mir Gelegenheit verschafften, hier mein Observatorium aufzuschlagen, um alles, was im Saale vorging, zu beobachten. Möbel besass dieses Zimmer nicht. Aber ich hatte genug Gepäck bei mir, um es ganz auszufüllen. Nachdem ich mich der langersehnten Siesta ergeben hatte, benutzte ich mein Observatorium dazu, um das, was im Saale vorging zu beobachten, welche Beobachtungen schon oben erwähnt wurden. Ich mochte etwa drei Stunden in meiner Stube gewesen sein, als ich plötzlich einen Besuch kam, der mir die wahre Eigenschaft meines vermeintlichen Zimmers offenbarte. Dieser Besuch bestand in einem sehr schönen Calcuttahahn, welcher plötzlich unter dem Cattun zum Vorschein kam und sein lautes Kikeriki dicht neben meinem Ohre ertönen liess. Dem Hauswecker folgte bald sein zahlreicher Harem und im Nu war

mein ganzes Zimmer mit einem Heere von Federvieh angefüllt, welches gar nicht herauszubringen war. Denn es befand sich in der That hier an seinem gewohnten Orte, es hatte mein Zimmer erst seit einigen Stunden verlassen und war nicht zu überzeugen, dass es einem „Prinzen von Algier“ zu weichen habe. Meine Wohnung war, wie ich nun klar erkannte, nichts anderes, als der Hühnerstall, den man nothdürftig ausgeputzt hatte. Hinter dem die Wände schmückenden Cattun war nichts, als Bretterleisten, die ein Gitter bildeten, nicht einmal ein zusammenhängender Bretterverschlag. Es war ein wahrer Käfig, in welchem ich wohnte oder vielmehr wohnen sollte, denn die Gesellschaft des Federviehes brachte mich schnell zum Aufbruch aus dem Hühnerstall.

Kaum angekleidet, stürmte ich zu Hamdan in den Saal hinein und setzte ihn nicht wenig durch meinen Zorn in Erstaunen:

„Glaubst Du denn, o Hamdan!“ so rief ich, „dass wir Pilger so gutmüthige Thiere seien, um uns auch alles gefallen zu lassen? Hältst Du mich vielleicht für einen Barbaren, einen Wilden, der mit dem lieben Vieh zusammen wohnen will? Wagst Du es einen rechtgläubigen Sunniten im Hühnerstall einzuquartieren? Denn trotz Deiner Künste, trotz der Verhängung des Leistengestells habe ich nur zu schnell die wahre Eigenschaft des Zimmers erkannt, welches Du nicht anstandest, mir anzuweisen!“

Hamdan war sehr unangenehm dadurch berührt, dass ich so schnell die Entdeckung gemacht hatte, am unangenehmsten aber dadurch, dass ich dieselbe

so laut verkündete, denn alle Bewohner des Saales hörten meine Worte und brachen nun in ein schallendes Gelächter über Hamdan und seinen Hühnerstall aus. Unser Wirth war auf einmal der Spottapfel aller seiner Gäste geworden und blieb es auch während der nächstfolgenden drei und vier Tage, wo man oft an ihn Fragen, wie diese, richtete:

„Nun, Hamdan, hast Du wieder einen Gast für Deinen Hühnerstall bekommen? Wie verträgt sich der neue Hadsch mit Hadsch Serduk (dem Pilger Hahn). Weisst Du nicht, dass es Unrecht ist, einen Mann in ein fremdes Harem (zu den Hennen) zu bringen?“ und dergleichen Spässe mehr, welche unserm Wirth keineswegs angenehm waren.

Um mich schnell zu beschwichtigen führte mich nun Hamdan selbst in ein anderes, im ersten Stocke gelegenes ziemlich hübsches und sogar etwas möblirtes Gemach, welches, wie er sagte, für einen indischen Prinzen hergerichtet war, das aber eine ganz andere Bestimmung hatte, wie man im nächsten Capitel sehen wird.

So war ich denn in Mekka nun nothdürftig installirt. Ich fing damit an, mich einigermassen häuslich einzurichten, packte aus und schärfte Ali ein, nie aus dem Zimmer zu gehen, wenn ich nicht selbst zu Hause sein würde: eine höchst nothwendige Vorsichtsmassregel, denn die Frömmigkeit der Pilger verhindert sie keineswegs zu stehlen, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu bietet. Trotz dieser Vorsicht sollte dennoch manches Stück meiner Habe anderswohin wandern.

Fünfzehntes Capitel.

Mekkanisches Hauswesen und Unwesen.

Das Quartier der Solimanija. — Burtons Wohnung in Mekka. — Schlechte Häuser. — Allgemeine Anlage der Gebäude. — Bestimmung der Stuben. — Hamdans Haus. — Das Haremszimmer. — Ein sehr vollzähliger Harem. — Die drei legitimen Gattinnen. — Die Hauptgattin. — Heirathen zwischen Vettern und Cousinen. — Die „Bent el Am". — Ihre bevorzugte Stellung. — Die zweite legitime Gattin. — Ein Mann in Weibertracht. — Erstickender Haarwuchs. — „Mein Liebchen". — Die dritte legitime Gattin. — Adel der Abstammung. — Scene zwischen der jüngsten Gattin und einer Sklavin. — Die Nebengattinnen. — Die schwarze Favoritin. — Ihre Grausamkeit. — Schreckliche Scene. — Hamdans blutiges Prügeln der schwarzen Nebengattin. — Gottloser Scherz eines Knaben.

Das Quartier der Solimanija (Bewohner von Afghanisten, Beludschistan u. s. w.) in welchem ich ein Absteigequartier gefunden hatte, war sonderbarer Weise gerade derselbe Stadttheil, in welchem Capitän Burton, mein Vorgänger in der Mekkareise, vor acht Jahren auch gewohnt hatte. Er hatte freilich ein gewisses Recht darauf, hier zu wohnen, denn er gab sich für einen afghanischen Derwisch aus, nachdem er die Haut eines indischen Doctors und eines persi-

schen Prinzen abgeworfen hatte, und da diess der afghanische Stadttheil war, so befand er sich hier weit besser an seinem Platz, als ich, der vermeintliche Maghrebi, der angehende „Prinz von Algier", wie Ssadak und sein Sohn mich überall nannten, um sich selbst, als meine Fremdenführer, mehr Wichtigkeit zu geben. Aber für mich war es, wenn auch mein natürliches Absteigequartier nicht hier lag, dennoch weit ungefährlicher, als für Burton, hier zu wohnen. Denn da dieser sich für einen Afghanen ausgab, so musste er im afghanischen Stadttheil jeden Augenblick in die Gefahr kommen, einem seiner vermeintlichen Landsleute zu begegnen, und dann wäre er ohne Zweifel auf der Stelle als Betrüger entlarvt worden, denn Burton war nie in seinem Leben in Afghanistan gewesen und konnte unmöglich die Rolle eines Afghanen einem ächten Afghanen gegenüber aufrecht halten. Der Umstand, dass die Solimanija, wahrscheinlich in Folge der steten Unruhen in ihrem eigenen Vaterlande, in neuester Zeit nicht viel mehr nach Mekka pilgern, dieser Umstand allein rettete Burton, der so der Gefahr entging, mit wirklichen Kindern des Landes, für dessen Sohn er sich ausgab, zusammen zu kommen. Ich kannte zwar den Maghreb (Nordwesten von Afrika) und die Maghrebia, seine Bewohner, ihre Sitten, Sprache und Gewohnheiten im ganzen hinlänglich, um die Rolle eines recht leidlichen Maghrebi spielen zu können. Aber trotzdem vermied ich die Berührung mit irgend einem meiner vermeintlichen Landsleute und floh, wie die Pest, jede Gelegenheit, welche mich mit diesen Biedermännern zusammenbringen konnte. Dess-

halb hatte ich mein Absteigequartier im afghanischen Viertel gewählt, wohin so leicht sich kein Maghrebi verliert. Die Maghrebia pflegen nämlich in einem eignen, von dem hier gelegenen ganz entfernten Stadttheile zu wohnen. Desshalb hatte ich auch meine religiöse Secte geändert, denn bis zu meiner Ankunft in Dschedda hatte ich mich für einen Maleki ausgegeben, da aber fast alle Algierer Malekia sind und ich fand, dass ich als Maleki mit ihnen an demselben Gebetesort in der Moschee zusammenkommen musste, so gab ich mich nun für einen Hanefi aus, was nicht auffallend war, da auch einzelne Westafrikaner, wenn auch wenige, Hanefia sind.

Aus dem Umstand, dass die zwei einzigen Europäer, deren Berichte ihrer Reisen nach Mekka in den letzten zwanzig Jahren vor die Oeffentlichkeit traten und hiemit treten, in dem Quartier der Solimanija wohnten, möchte man vielleicht schliessen, dass dieses einer der bekanntesten, ausgezeichnetsten und schönsten Stadttheile von Mekka sei. Wenigstens würde man diess Quartier für das wohnlichste halten. Diess wäre jedoch durchaus falsch geschlossen. Der blose Zufall hatte uns beide, Burton und mich, hierher gebracht, ihn der Zufall, dass er als Afghane reiste, mich der Zufall der Bekanntschaft mit Hassan ben Ssadak, der, wie ich bald entdeckte, ein Courtier oder Fremdenzubringer, ein Mäkler für Unterbringung der Pilger bei der Firma Hamdan ben Hamidu war.

Der Stadttheil der Solimanija ist weit entfernt davon, schön zu sein. Seine Häuser sind klein, niedrig, schlecht gebaut und oft baufällig, denn in Mekka pflegen die Häuser nicht lange zu stehen und man

findet hier kein einziges Baudenkmal, welches über vierhundert Jahre alt wäre, die Moschee allein vielleicht abgerechnet und selbst diese wurde so oft restaurirt, dass diess beinahe einem Neubau gleichkam. Im Stadtviertel der Afghanen sieht man z. B. die Reste einer kleinen Moschee, die noch keine zweihundert Jahre alt ist und doch schon zu Burckhardts Zeiten in Trümmern lag. Jetzt ist sie nur noch ein Chaos von Steingeröll. Die rasche Verwitterung des Mekkasteines und die schnellen Uebergänge der Temperatur von grosser Hitze zu verhältnissmässiger Kälte, von Feuchtigkeit zu ausserordentlicher Trockenheit, welche natürlich auf Stein und Mörtel mit der Zeit nachtheilig wirken, erklären die geringe Dauer der Häuser der heiligen Stadt, gering, wenn man sie mit der Dauer der Bauten in andern orientalischen Städten vergleicht.

Die Häuser in dem von mir bewohnten Stadttheil waren meist ein- oder höchstens zweistöckig, während doch die Gebäude in Mekka's besseren Strassen selten weniger, als drei Stockwerke, zählen. Fast alle Gebäude dieses Quartiers waren über einen und denselben Leisten geschlagen. Sie bildeten alle dieselben gedrückten, würfelförmigen Kasten von schwarzgrauer Farbe und mehr oder weniger traurigem Anblick. Die meisten dieser Häuser hatten höchstens vier Stuben. Die vornehmste derselben war der im Erdgeschoss befindliche, gewölbte Raum, eine Art von grosser Halle, die als Speisezimmer, Empfangssaal, Schlafzimmer für die Pilger diente. Man konnte diese Halle den „Pilgerstall" nennen, denn die frommen Hadschadsch wurden in derselben

sehr wenig verschieden von gehörnten oder langohrigen Stallbewohnern behandelt. Zweimal des Tages fand die Fütterung statt. Nachmittags wurde der Stall gereinigt. Abends schliefen die Pilger auf dem Fussboden des Stalles. Morgens war die Tränke und Reinigung der Stallbewohner.

Im ersten Stockwerk war der Raum in zwei Zimmer von ungleicher Grösse eingetheilt. Das eine, grössere, war der Frauenkäfich, in welchem gewöhnlich zwar nur die verschiedenen Gattinnen und Nebengattinnen des Hausherrn eingesperrt waren, das aber zur Pilgerzeit noch eine beliebige Anzahl frommer Pilgerinnen, alter Weiber, junger Wittwen, gewisser Damen und solches Volk aufzunehmen pflegte, welche hier in holder Eintracht und nicht selten Zwietracht, in schwesterlicher Liebe und schwesterlichem Schmutz, untereinander, des engen Raumes wegen, oft beinahe aufeinander lagen.

Das andere kleinere Zimmer des ersten Stockes war das Gemach des Hausherrn, das heisst, dieser hatte es sich selbst vorbehalten. Nicht als ob er darin schlief, oder wohnte. Nein, er betrat es nur selten. Aber er trat es zuweilen für Geld an fromme Pilger ab, welche daselbst mysteriöse Zusammenkünfte mit einzelnen Bewohnerinnen des nahen Käfichs haben mochten. Zur Zeit war ich der Bewohner dieses Gemachs im Hause Hamdans geworden.

Ein viertes Gemach war nur in denjenigen Häusern dieses Stadttheiles vorhanden, welche, wie das Haus meines Wirthes, ein zweites Stockwerk besassen. Selbst da jedoch, wo ein solcher zweiter

Stock vorhanden war, bestand er nur zur Hälfte, das heisst das zweite Stockwerk war nichts, als eine viereckige Stube, die auf der Dachterrasse erbaut war. Diese Stube wurde gewöhnlich an privilegirte Glückskinder, Pilger mit besonders langem Geldbeutel, oder Pilgerinnen vom interessanten Wittwenstande mit einer geringen Anzahl von Frühlingen und einer grossen von Verehrern, vermiethet.

Das Haus meines Wirthes, Hamdan ben Hamidu, entsprach genau der obigen Beschreibung. Da jedoch Hamdan als Wirth grosse Prätentionen besass, so konnte ihm ein solcher vierzimmeriger Miethkasten auf die Dauer nicht genügen. Er hatte desshalb zwei Häuser nebeneinander gemiethet, von denen das zweite die genaue Wiederholung des erstern war. Nur konnte hier das Frauengemach im ersten Stockwerk ausschliesslich fremden Damen eingeräumt werden, während in dem Hause, in welchem ich wohnte, der Frauenkäfich ausser den Pilgerinnen auch noch den sämmtlichen Harem des Wirthes einschloss.

Dieser Harem war nicht gering. Er bestand nämlich: erstens, aus drei legitimen Ehegattinnen, nicht aus vier, wie der Koran gestattet, aber Hamdan hatte auf die vierte mit stoischer Enthaltsamkeit verzichtet, welche uns freilich weniger stoisch vorkommen wird, wenn wir, was gleich geschehen soll, ihren wahren Grund vernehmen werden. Zweitens gehörten zum Harem zwei oder drei Negerinnen, welche wohl gelegentlich als Nebengattinnen figuriren mochten, auf die aber der mit vielem Schönheitssinn begabte Hamdan keinen übertriebenen Werth zu legen

pflegte, worin er sich sehr von der Masse der übrigen Mekkaner unterschied, welche gewöhnlich für schwarze Haut und bulldoggenartige Reize eine entschiedene Vorliebe zeigen. Das dritte Element des Frauenkäfichs war die zahlreiche weibliche Nachkommenschaft des Amphitryon, ein wahres Nest von Mädchen und Jungfrauen, deren Zahl ich nie ergründen konnte und welche Tag und Nacht sich Mühe gaben, mit ihren überaus hellen Stimmen, die gewiss um zwei Octaven höher erklangen als europäisch weibliche Organe, ein so durchdringendes Geschrei zu unterhalten, wie ich es noch selten in meinem Leben gehört hatte.

Da die Nähe meiner Wohnung mich zu einem Nachbarn des Frauenkäfichs machte und dessen Insassen keineswegs das „nil admirari“ zu ihren Tugenden zählten, sondern nur dann, wenn ihr gestrenger Eheherr in der Nähe weilte, die Thüre ihres Gefängnisses geschlossen hielten, so kam es, dass ich im Laufe meines vierzehntägigen Aufenthaltes im Hause Hamdans, seine sämmtlichen Gattinnen, Nebengattinnen, temporäre Gattinnen, Sklavinnen, Töchter und Säuglinge zu Gesicht bekam und nach Herzenslust beobachten konnte.

Da waren zuerst also die drei legitimen Ehegattinnen. Dieselben standen in sehr verschiedenem Alter. Sie folgten, was ihr Geburtsjahr betraf, in Zwischenräumen von ungefähr zehn Jahren aufeinander. Die älteste mochte Hamdans Alter, zwischen vierzig und fünfzig, zählen, die zweite in den dreissigen stehen. und die dritte erfreute sich einiger fünfundzwanzig Frühlinge. Mit vierzig Jahren ist natürlich eine

Araberin schon längst verblüht. Dennoch war Hamdans erste Gattin noch immer eine Erscheinung, welche man mit Interesse, ich möchte fast sagen, mit Wohlgefallen betrachten mochte, obgleich sie begreiflicher Weise keinen heisseren Wunsch mehr rege machen konnte. Sie war von einer mässigen Corpulenz und hatte ihre glatte Gesichtshaut ziemlich gut bewahrt, so dass nicht allzuviele Runzeln ihr wirklich regelmässig schönes Gesicht entstellten. Eine Nase von angedeuteter Krümmung, nicht zu gross, nicht zu klein, gerade gebogen genug, um die Araberin nicht zu verläugnen; schwarze, sehr grosse, noch immer feurige Augen; ein zwar nicht mehr sehr reichliches, jedoch noch immer pechrabenschwarzes, vielleicht gefärbtes Haupthaar; Augenbrauen die eine einzige Linie bildeten; ein kleines rundes Kinn; niedliche, winzige Ohren; zierliche Hände und Füsse bildeten ein Ganzes, dessen jetzt noch erträglicher Anblick darauf schliessen liess, welch' eine vollendete Schönheit sie in ihrer Jugend gewesen sein musste. Hamdans älteste Gattin nahm auch offenbar noch die erste Stelle im Hause, wenn auch vielleicht nicht im Herzen, ihres Eheherrn ein. Sie würde übrigens, selbst wenn sie sich auch weniger gut conservirt hätte, wahrscheinlich doch den Vorrang behalten haben, denn sie war Hamdans eigene Cousine, und zwar die Tochter seines väterlichen Oheims, ein Grad der Verwandtschaft, der bei den Arabern in einer ganz besondern, beinahe geheiligten Ehrfurcht steht. Wenn ein Araber die „Bent el Am" (die Tochter seines väterlichen Onkels) heirathen kann, so hält er diess für ein besonderes Glück und eine Ehre, selbst

wenn seine Cousine gar keine körperlichen Vorzüge besitzen sollte. Diese Sitte ist so verbreitet, nicht nur bei Stadtarabern, sondern auch bei Beduinen, dass die Worte „Bent el Am“ im besten arabischen Dialect beinahe gleichbedeutend mit „Gattin“ geworden sind und zwar bedeutet der Ausdruck „Bent el Am“ stets die erste und bevorzugte Gattin. Kann ein Araber keine „Bent el Am“ zu seiner Gattin bekommen, so begnügt er sich zuweilen mit einer „Bent el Chal“ (Tochter des mütterlichen Oheims) und dann tritt dieselbe in alle Rechte der Cousine von väterlicher Seite. Ist aber eine solche vorhanden, so steht jene bei weitem nach, denn die väterliche Verwandtschaft erfreut sich bei Arabern stets grosser Bevorzugung vor der mütterlichen. Es ist beinahe beispiellos, dass eine „Bent el Am“ von einem ächten Araber den Scheidebrief bekäme. Ausserdem ist es selten, dass man sich von einer Frau, welche ihrem Manne Kinder geboren hat, trennt, so lange diese Kinder noch leben und nicht erwachsen sind. Von kinderlosen Frauen dagegen scheidet man sich mit der grössten Leichtigkeit und braucht dazu gar keinen andern Vorwand, als eben den der Kinderlosigkeit. Da Hamdans „Bent el Am“ ihm einige sechs Kinder geboren hatte, so war sie in doppelter Eigenschaft, als Mutter und Cousine, vor Scheidung gesichert, insofern überhaupt eine Mohamedanerin hiervor gesichert sein kann, denn der Mann ist immer der Herr und kann die Scheidung vornehmen, wann es ihm nur gefällt. Nur die Furcht vor schlechtem Leumund kann ihn zuweilen von der Willkührlichkeit im Brechen ehelicher Bande abhalten, wenn er

überhaupt etwas auf seinen guten Leumund giebt, was nicht bei allen Arabern der Fall ist. Der jüngste ihrer Söhne, der Benjamin der „Bent el Am", war der schon öfters erwähnte rosenrothe Jüngling, ein verzärteltes Muttersöhnchen, welches im Hause beinahe ebenso viel galt, wie sein Vater, der über alle seine Geschwister als Despot herrschte und sich über die einquartierten Pilger dieselbe Tyrannei anmasste. Die anderen Sprösslinge der „Bent el Am" waren zum Theil schon verheirathet und wohnten nicht mehr im Hause ihres Erzeugers.

War Hamdans zweite legitime Gattin auch um zehn oder zwölf Jahre jünger, als die „Bent el Am", so besass sie doch keinen andern Vorzug vor dieser, als den der verhältnissmässigen Jugendlichkeit. Diese Dame war ein wahrer Grenadier in Frauentracht, eines der plumpesten, vierschrötigsten Monstra, welches jemals den Namen eines Weibes getragen hat. Sie war von der Grösse eines eher gross, als klein zu nennenden Mannes. Es war ein Glück, dass die Mode der Handschuhe in Mekka unbekannt war, denn sie würde unmöglich eine Handschuhnummer gefunden haben, welche ihren kolossalen Fäusten gepasst hätte. Auch lebte sie auf einem Fusse von so lächerlicher Proportion, dass ich einmal, als sie an der Haremsthüre stand und von meinem Zimmer aus nichts von dieser Dame sichtbar war, als eben diess ihr Piedestal, der Meinung wurde, der Riese aus Chorassan habe sich erlaubt, das Frauengemach zu betreten und stehe an der Pforte des Weiberkäfichs. Aber nein, es war nicht der dumme Riese von Chorassan, es war niemand

anders, als die „schöne“ Habiba, die zweite legitime Gattin des schönen Hamdan ben Hamidu. Diese Dame führte nämlich den zärtlichen Namen „Habiba“, das heisst „meine kleine Freundin“ oder „mein Liebchen“, ein Name, welcher mich jedesmal, so oft ich ihn von den andern Frauen diesem weiblichen Grenadier beilegen hörte, zu einem unüberwindlichen Lachen fortriss. Die Gesichtszüge welche „mein Liebchen“ auszeichneten, waren an und für sich gerade nicht hässlich zu nennen. Sie waren regelmässig, gerade geschnitten, ihr Mund war für sie nicht eben allzugross, ihre Nase nicht zu kartoffelartig, ihre Augen glichen nicht ganz den Billardkugeln; aber es waren im Grunde genommen doch nicht die Züge eines weiblichen Wesens, sondern eher etwa diejenigen eines kräftigen, flämischen Bauernkerls, unter denen es auch manchmal regelmässige Physiognomieen giebt. Was jedoch „mein Liebchen“ auszeichnete, was ihren Stolz und ihren Segen ausmachte, das war eine wahrhaft erstickende Masse unordentlichen schwarzen Haares von ausserordentlicher Steifheit und Härte, wahre Rossesmähnen, welche nicht einmal durch ein ganzes Pfund Butter, das Habiba im Laufe einer jeden Woche in sie hineinschmierte, zu irgend einer künstlerischen Frisurform zu bringen waren. Für ihre fünfundreissig oder dreiunddreissig Lenze hatte „mein Liebchen“ ihren natürlichen Hauptschmuck ausserordentlich gut conservirt, ich dachte aber nicht ohne Schrecken daran, was derselbe gewesen sein musste, als die Schöne erst achtzehn Jahre zählte. Auf diese ausserordentliche Fülle ihres Haupthaares war denn auch Habiba

nicht wenig stolz, ihr verdankte sie die Erhaltung der Gunst ihres Eheherrn, welchem übrigens die Grenadiergestalt „meines Liebchens“ kein Nachtheil schien, denn viele Orientalen lieben Frauenzimmer von recht männlichem und vierschrötigem Aussehen. Diese Art von „Schönheit“ pflegt sich auch gewöhnlich sehr lange zu erhalten.

Das Kleeblatt der legitimen Gattinnen meines Wirthes wurde vollzählig gemacht durch eine Erscheinung, die auf den ersten Blick dem oberflächlichen Beobachter eher unbedeutend, als anders, vorgekommen sein möchte. Es war eine schlanke, junge Frau, nicht so skelettartig mager, wie die Beduininnen, aber doch weit entfernt von jener Fülle der Formen, welche man sich gewöhnlich als das Ideal orientalischer Schönheit denkt. Ihr Gesicht zeigte einen zwar regelmässigen, aber doch keineswegs durch besondere Schönheit auffallenden Typus. Ebenso ihre Gestalt, die zart und schlank war, aber doch gar nichts glänzendes, in die Augen fallendes, nichts von dem, was man „brillant“ nennt, hatte. Dennoch musste diese, auf den ersten Blick und dem rohen Menschen gewiss stets unbedeutend scheinende Gestalt, diese nur von Eingeweihten zu schätzende Physiognomie, dem genaueren und verständigeren Beobachter höchst interessant vorkommen. Denn in ihr war jenes gewisse Etwas geoffenbart, das man nur bei Söhnen und Töchtern altadliger Geschlechter findet, jenes gewisse Etwas, das sich so schwer definiren aber doch von dem mit dem Verständniss des Edlen begabten Sinne so leicht erkennen lässt. Wie arabische Pferde, von ächten Vollblutracen, ober-

flächlich besehen, oft sehr unbedeutend scheinen, wie die arabischen Windhunde von grösster Racenreinheit oft entschieden hässlich sind, so tritt auch beim Menschen die edle Racenhaftigkeit nicht immer in einem äusserlich glänzenden Gewande auf. Nein, aber über die ganze Gestalt ist ein gewisser Hauch der Veredlung und angebornen Feinheit ausgegossen, welchen man nie bei einer plebejischen Natur findet. Eine plebejische Natur kann sich durch Erziehung, durch mannichfache Bildungsmittel veredeln und verfeinern, aber sie wird sich doch nie bis zu aristokratischer Feinheit erheben. Eine edelgeborene Natur dagegen kann durch Vernachlässigung, durch den Aufenthalt in einem ihr wenig angemessenen Mittelpunkt, manches einbüssen und andres unentwickelt lassen, aber ihr wird doch immer noch etwas edles ankleben, sie wird selbst in der tiefsten Erniedrigung ihre Racenhaftigkeit noch offenbaren. So war es auch bei dieser jungen Araberin. Sie war weit entfernt davon, in äusserlich vornehmen Umständen zu sein, sie war nicht hoch im Leben gestellt, sie hatte keine Bildung genossen, ihr fehlte alles, was wir Europäer civilisirte Verfeinerung nennen. Dass sie aber aus dem edelsten Geschlechte stammte, das hatte ich trotz all' dem auf den ersten Blick errathen. Jener leichte, natürliche, ungezwungene, wahrhaft vornehme Anstand; jenes edle Sichgehenlassen, das übrigens trotz der grössten Freiheit der Bewegung nie gänzlich aus einer gewissen angeborenen Gemessenheit herauskommt; jene Sicherheit in dem Benehmen, welche der angestammten Superiorität eigen ist; jene Einfachheit im Geschmack, die alles Uep-

pige verschmäht und doch nicht bis zur Aermlichkeit hinabsinkt; diese und noch viele andere Eigenschaften, welche dem wahren Adel entschieden innewohnen, konnte ich bei der jüngsten Gattin Hamdans beobachten. Dass sie aus altarabischem Geschlecht stammte, dem edelsten, welches vielleicht, wenn es unvermischt vorkommt, unter der Sonne existirt, das würde ich aus ihrem ganzen Wesen, Auftreten und Gebahren errathen haben, selbst wenn es mir meine Hausgenossen nicht gesagt hätten. Sie gehörte durch ihren Vater der Familie der Scheriffe von Mekka an, durch ihre Mutter stammte sie von den Beduinen vom Stamme der Koreischen, aus dem bekanntlich der Prophet hervorgegangen war. Wie hatte Hamdan eine Gattin aus so gutem Geschlechte bekommen, er, der Sohn eines Fremden, er, ein halber Ketzer? Wäre sie bei den Verwandten ihrer Mutter, den stolzen und freien Beduinen, aufgewachsen, nie würde ein solcher Plebejer, wie Hamdan, die Hand nach ihr auszustrecken gewagt haben. Aber die Stadtaraber sind weniger streng, was die Reinerhaltung ihres Stammbaums von plebejischer Verwandtschaft betrifft, die Scheriffe von Mekka selbst heirathen oft Negerinnen, die doch noch tiefer in der Scala der Racenhaftigkeit stehen, als gemeine Araberinnen. Jemand, der so ein schwarzes Monstrum heirathen kann, der muss schon alle Gedanken an Familienadel aufgegeben haben. So hielt auch der Vater dieser jungen Mekkanerin wie es schien wenig auf edles Blut, und so kam es, dass der plebejische Hamdan, der von schiitischen Ketzern abstammte, eine ächte Tochter des Propheten zu seiner Gattin bekam. Ob-

gleich weder auffallend schön, noch eine brillante Erscheinung, so hatte doch diese junge Frau eine Physiognomie, die man, wenn man sich einmal an sie gewöhnt hatte, je länger, je lieber anschaute. Ihre Wangen waren zwar blass und hager, ihre Mundwinkel leichthin hängend, ihre Gesichtsfarbe matt, alles diess kündete wenig Leben an, aber dennoch, welch ein Ausdruck lag nicht in ihren Augen? Diese Augen waren gross und leichthin hervorstehend, schwarz und glänzend, soweit glichen sie vielen andern Augen, aber durch den Adel der Seele, durch die Hoheit des Selbstgefühls, welche sie ausdrückten, unterschieden sie sich von allem, was ich bisher unter Araberinnen gesehen hatte. Eine Scene wird mir unvergesslich bleiben, welche ich einmal vor der Thüre des Harems beobachtete und in welcher sie sich in ihrem ausdrucksvollen Wesen höchst vortheilhaft darbot. Eine junge Negerin, plump und unbeholfen, wie die ungeschulte schwarze Race überhaupt ist, hatte ein Kaffeebrett mit gefüllten Tassen und Kännchen fallen lassen und das meiste des Kaffee's auf die Kleider ihrer Herrin vergossen. Das schwarze Mädchen, den Zorn ihrer Gebieterin fürchtend, war vor derselben auf die Kniee gefallen und schmiegte, um Verzeihung bittend, ihr hässliches Bulldoggengesicht an die Füsse der jungen Frau. Jetzt hätten meine Leser die Züge dieser herrlichen Araberin sehen sollen! Statt des Zornes, welchen eine gemeine Person unter solchen Umständen ohne Zweifel an den Tag gelegt haben würde, drückte ihre Physiognomie nur Mitleid und Verachtung aus, Mitleid mit der elenden ihr zu Füssen liegenden Bar-

barin, Verachtung mit der Ueberschätzung des Unfalls und mit der Meinung, welche die Negerin von ihr zu haben schien. Aber wie schön drückte sie diess aus! Ihre grossen, klaren und doch dunklen Augen hoben sich mit Majestät nach oben, gleichsam als wollte sie andeuten, dass dort die Richtung sei, vor welcher allein ein Mensch sich im Staube niederstrecken dürfe. Mit der einen Hand wandte sie sich gegen die Negerin, gleichsam als wollte sie dieselbe aufheben, aber dennoch, als halte sie mitten inne in dieser Handlung, wie wenn die aufzurichtende ihrer nicht würdig wäre. Es war ein Gemisch von mitleidigem Gefühl und einem gewissen edlen Stolz, welches ihr Angesicht wiederspiegelte. Wie verschieden war dieses edle Mienenspiel von allem dem, was ich bisher unter Orientalen und Orientalinnen gesehen hatte. Adel der Geburt und Adel der Seele waren hier vereinigt. Hamdans jüngste Gattin wäre würdig gewesen, in einer glanzvolleren Zeit des Islam, an der Seite eines ausgezeichneten Gatten zu leben und das tückische Schicksal hatte sie jetzt, zur Epoche des tiefsten Verfalls ihrer Glaubensgenossen, entstehen lassen und zur Gattin eines ganz gemeinen Menschen, was doch Hamdan war, gemacht! So wie diese junge Araberin, muss Ajescha, die Gattin des Propheten, so muss Sobeida, die Gemahlin Harun al Raschids, ausgesehen haben.

Leider nahm diese junge Frau im Hause nicht den ihr gebührenden Rang ein. Hamdan war zu gemein, zu sinnlich, um ihre edle Schönheit zu verstehen, ja nur zu ahnen. Dennoch hatte er sie zur ersten Zeit seiner Verheirathung mit ihr, vor etlichen

acht Jahren, anfangs heftig geliebt, aber die Eifersuchtsscenen der andern beiden Gattinnen, vielleicht auch die an Kälte gränzende Gemessenheit der jungen Frau, hatten allmählig zur Folge gehabt, dass dieselbe jetzt nicht mehr, kaum so viel, als ihre beiden Colleginnen, galt, von denen die eine noch dazu als „Bent el Am“ einen grossen Vorzug vor ihr besass. Aber über Hamdans kaltwerden schien sie sich leicht zu trösten, er war ihr zu unebenbürtig, um ihrer würdig zu sein. Jetzt schien sie nur für ihre beiden Töchter, zwei reizende kleine Mädchen von sechs und sieben Jahren, zu leben, welche ihr alles, ihr Trost und ihr Segen waren.

Soviel von den Gattinnen meines Wirthes. Was nun seine Nebengattinnen betrifft, so verdienen dieselben kaum einer Erwähnung. Es waren eben gekaufte Negerinnen aus dem Sudan, mit den bekannten Bulldoggengesichtern, dickem Mittelkörper und Schwefelhölzern, statt Armen und Beinen. Eine von diesen hässlichen Schönen war von Hamdan zur Mutter gemacht worden und besass ein kleines schwarzbraunes Töchterlein, das oft in mein Zimmer gelaufen kam und dort wie ein Kätzchen in irgend einem Winkel spielte. Diese Schwarze hatte somit ein Recht erlangt, niemals verkauft zu werden, denn die Araber verkaufen keine Sklavin, mit der sie ein Kind gezeugt haben. Sie genoss einen Mittelrang zwischen der Stellung einer legitimen Gattin und derjenigen einer gewöhnlichen Sklavin. Diese Zwitterstellung gab ihr oft Gelegenheit, die Gemeinheit ihres Charakters zu offenbaren. Den drei legitimen Gattinnen ihres Gebieters gegenüber war sie kriechend und demüthig.

von diesen liess sie sich alles gefallen; wenn die „Bent el Am“ sie „eine schwarze Hündin“ nannte, oder wenn Habiba ihr einen Tritt mit ihren Grenadierfüssen versetzte, alles nahm sie dankbar und ruhig hin. Den andern Negerinnen gegenüber spielte sie jedoch die Rolle einer Sultanin. Da erklangen die heftigsten Schimpfworte, da ertönten schallende Faust- und Peitschenhiebe. Die schwarze Favoritin rächte sich an ihren Hautfarbegenossinnen über all' die Unbill, welche ihr von den weissen Frauen zu Theil ward. Nicht selten hörte ich in meinem Zimmer das Wehklagen einer oder der andern schwarzen Sklavin, welche unter den Hieben dieses Monstrums litt. Hamdan wusste wohl, wie sehr seine dunkelfarbige Favoritin die andern schwarzen Frauen misshandelte, aber, wenn er, was oft geschah, das Geschrei der Geschlagenen bis in den Speisesaal hinab vernahm, da pflegte er nur mit den Achseln zu zucken oder auch wohl lächelnd zu sagen:

„Es ist gut, wenn die Hunde nur einander Schaden zufügen.“

Denn obgleich die Schwarze eine vor andern Negerinnen bevorzugte Stellung im Harem einnahm, so war sie doch weit entfernt davon, von ihrem Gebieter geliebt zu werden. Nein, Hamdan hatte ihr diese bevorzugte Stellung nur in Gemässheit der arabischen Sitte, das heisst weil sie Mutter geworden war, eingeräumt und so lange sie dieselbe nur dazu missbrauchte, ihre schwarzen Schwestern zu misshandeln, so lange war Hamdan alles einerlei. Wehe ihr aber, wenn sie, was sie auch einmal that, sich zu Thätlichkeiten gegen ein Kind Hamdans hinreissen

liess! Einer solchen Scene sollte ich auch einmal als entfernter Zeuge beiwohnen.

Als ich eines Nachmittags in der schönsten Siesta, in tiefster Zurückgezogenheit meines Zimmers, begriffen war, wurde ich plötzlich durch einen Höllenlärm aufgeschreckt. Es war ein fürchterliches Geschrei eines Kindes, welches unter einer körperlichen Züchtigung litt. Ich trat vor meine Thür und da auch die des Harems offen stand, und Hamdan fern war, so hinderte mich nichts, Zeuge der ganzen Scene zu werden. Da stand die Negerin mit beiden Füssen auf dem zu Boden geworfenen Körper des zehnjährigen Sohnes meines Wirthes und bearbeitete denselben mit Peitschenhieben. Ihr Angesicht stand wie in einem Fieberschweiss, ihre Augen funkelten mit wahnsinnigem Feuer, Schaum bedeckte ihren Mund und die hässlichsten Zornesrunzeln, bei der schwarzen Race wahrhaft thierisch, verzogen ihr Gesicht zu dämonischer Widermenschlichkeit. Umsonst zerrten alle drei Gattinnen Hamdans an ihr, umsonst suchten sie ihr ein Bein zu stellen, umsonst war alles, was sie versuchten, sie in ihrer entsetzlichen Beschäftigung zu unterbrechen. Der arme Knabe dauerte mich tief in die Seele, aber ich konnte ihm nicht zu Hülfe eilen, da das Prügeln im Harem stattfand und es Todsünde gewesen wäre, wenn ich den Harem betreten hätte. Die Frauen wussten sich jedoch zu helfen. Sie schickten ein Kind zu Hamdan hinunter, um diesen herbeizurufen, denn sie selbst durften natürlich nicht hinuntergehen, weil Männer im Saal waren und keine der andern Negerinnen wollte sich dazu hergeben, da sie die Rache der

schwarzen Bevorzugten fürchteten. Endlich erschien der Herr des Harems. Was nun geschah, konnte ich anfangs nicht mehr recht sehen, da ich mich schnell in mein Zimmer zurückziehen musste, damit Hamdan nicht merke, dass ich sein Harem zu einem Observatorium für meine Beobachtungen muselmännischer Sitten benutzte, wodurch mir mein Hauptvergnügen in Mekka verdorben worden wäre. Wenn ich aber auch am Anfang nur wenig, das heisst nur so viel sah, als mir eine Ritze in der Thür meines Zimmers gestattete, so hörte ich desto mehr. Hamdan hatte sich der Negerin bemächtigt, ihr die Peitsche entrissen, sie zu Boden geworfen und der sämmtliche Harem trat nun auf der Unglücklichen herum. Dann liess sie Hamdan nackt ausziehen, in die Hausflur bringen, und zwar dicht vor mein Zimmer, in dem er mich vielleicht nicht anwesend vermuthete, so dass ich nun wieder alles sehen konnte; dort wurde sie über einen Holzblock gelegt und ihr unterhalb des Rückens einige hundert Peitschenhiebe von Hamdan selbst applicirt. Ihr Geheul war dergestalt ohrzerreissend, dass ich es kaum in meinem Zimmer aushalten zu können glaubte. Bald kam der Peitschenriemen von der jedesmaligen Berührung mit dem Körper der Elenden bluttriefend zurück. Aber Hamdan, weit entfernt, sich durch den Anblick des Blutes zu milderer Handlungsweise umstimmen zu lassen, schien sich im Gegentheil noch mehr zu ereifern; zwischen den Hieben fügte er jedesmal noch einen Fusstritt auf den Kopf der Negerin hinzu, welcher diesen hart auf den Steinboden aufstossen machte. Endlich, erst dann, als eine wahre Lache von Blut bereits den Bo-

stände von Mekka während der Pilgerzeit werfen kann. Der vierte Platz unter den Ehehälften des Amphitryon blieb nämlich (zur Zeit der Pilgerfahrt, aber auch nur zu dieser Zeit) keineswegs unausgefüllt, im Gegentheil er wurde nur zu oft ausgefüllt und nicht selten lösten sich in der Pilgerzeit vier bis fünf temporäre Ehehälften in der Besitznahme dieses beneidenswerthen Platzes ab. Dieses Institut der temporären Gattinnen ist, glaube ich, eine der heiligen Stadt ganz eigenthümliche Erscheinung, welche in andern muselmännischen Ländern zwar auch, aber doch nie in dem Grade vorkommen soll, wie hier.

Wenn nämlich Frauen die Pilgerfahrt machen, so können sie diess, nach den Gesetzen des Islam, streng genommen, nur in Begleitung ihrer legitimen Eheherren. Da nun nicht alle weiblichen Wesen mit solchen gesegnet sind und es namentlich im Orient eine Menge Wittwen und geschiedener Frauen giebt, welche doch auch das Bedürfniss der Frömmigkeit empfinden, so kommt es nicht selten vor, dass dieses Gebot verletzt wird und fromme Pilgerinnen sich auf die Wallfahrt nach Mekka begeben, ohne auch nur von dem Schatten eines Ehegatten begleitet zu sein. So lange sie nur auf der Reise sind, geht alles gut. Man kann allenfalls auch ohne legitimen Ehemann in der Welt herum ziehen. Wenn aber die frommen Pilgerinnen nach Mekka kommen, dann macht sich ihnen auf einmal das Bedürfniss nach einem gesetzlichen Eheherrn lebhaft fühlbar, denn in der heiligen Stadt kann eine Frau, die nicht ganz für eine Gesunkene, für eine Bewohnerin eines gewissen Stadtviertels gelten will, ohne legitime Begleitung keinen

Schritt thun, namentlich wird sie gar nicht in die Moschee kommen, da alle Frauen, welche den Ihram tragen, folglich durch ihr Costüm anzeigen, dass sie Hadschat (Pilgerinnen) zu werden wünschen, wenn sie unbegleitet sind, dort abgewiesen werden; während man doch eine Menge „gewisser Damen", die unter allerlei Handelsvorwänden, als vermeintliche Verkäuferinnen von Scherbet, Confituren und Kuchen, in Wirklichkeit aber in ganz anderer Absicht, sich in die Mesdschid el Haram schleichen, in derselben völlig unbehelligt lässt. Aber natürlich wünschen anständige Pilgerinnen, junge oder alte Wittwen und die interessanten Geschiedenen nur in den seltensten Fällen für Personen solchen Gelichters, für „gewisse Damen" gehalten zu werden.

Die frommen Pilgerinnen sehen sich desshalb, gewöhnlich gleich nach ihrer Ankunft in Mekka, insofern sie diess auf anständige Weise thun können, nach einem Manne um, der die Rolle eines legitimen Ehemannes spielen will und spielen kann. Da jedoch sehr viele Mekkaner schon mit Gattinnen hinreichend gesegnet sind, überhaupt auch nicht gerne eine Fremde heirathen, so haben sie oft unter den Bürgern der heiligen Stadt keine grosse Auswahl. Sie werfen sich dann auf die Pilger. Da nun auch diese zum grössten Theil in ihrem Vaterland schon hinlängliche Ehehälften besitzen, so können sie sich in Mekka nur auf ein vorübergehendes Verhältniss einlassen, was gleichfalls einige Mekkaner thun, die nun gerade einen Platz in ihrem viersitzigen legitimen Harem frei haben. So entstehen diese temporären Verbindungen, welche übrigens als völlig regelmässig

geschlossene Ehen angesehen werden, denn man bindet sich gegenseitig nicht ohne Contract, eine Bedingung, die freilich in einzelnen Fällen, nicht sehr streng genommen wird. Diese temporären Verbindungen, nach europäischen Begriffen natürlich im höchsten Grade verwerflich und als solche wohl in ein Capitel über Sittenverderbniss gehörend, werden von den Moslems gar nicht für unmoralisch gehalten und sind es auch in einigen Fällen selbst nach Europa's strengem Sittencodex gewiss nicht, denn manchmal ist die ganze Ehe nur Comödie, der vermeintliche Gatte verzichtet auf seine Rechte und spielt in Wirklichkeit nur den Lohnbedienten der Frau, die er auf ihren Gängen nach der Moschee begleitet, und sonst gar nicht sieht.

Natürlich können nur wohlhabende Wittwen oder Geschiedene sich solche uneigennützige Ehegatten verschaffen, welche für Geld auf die Süssigkeiten des Honigmondes verzichten. Auch findet sich nur selten ein junger und noch stattlicher Mann bereit dazu, eine so demüthigende, in den Augen der Araber geradezu erbärmliche Rolle zu spielen, wie die eines blos gesetzlich gültigen Ehegatten. Aber abgelebte, alte und bettelhafte Männer giebt es genug, welche sich nicht schämen, auf diese Weise ihr Brod zu verdienen, eine Weise, welche vielleicht nicht unmoralisch ist, die aber doch gewiss dem wahren Mannessinne widerstrebt. Namentlich die armen Teufel von Metuafin, die oben geschilderten religiösen Lohnbedienten, haben diese Specialität zu einer ihrer zahlreichen Erwerbsquellen erkoren. So auch mein Bekannter, Ssadak ben Hanifa, welcher

Biedermann, obgleich neun Monate im Jahre dem Wittwerstande angehörend, während der drei übrigen Monate sich eines wahren Cyclus legitimer Ehegattinnen erfreute. Diese Ehen Ssadaks dauerten gewöhnlich nicht länger als vierzehn Tage. Während dieser Zeit hatte die Pilgerin, welcher er für ihr Geld seine Hand geschenkt, gewöhnlich ihre verschiedenen Andachten verrichtet und wurde dann wieder geschieden, was ausserordentlich leicht war, da hier der Fall des „matrimonium non consummatum" stattfand, welcher, wie alle Juristen wissen, die Ehe gleichsam von selbst auflöst, natürlich, wenn er gerichtlich bewiesen werden kann.

Nur einmal im Jahre und zwar zur Zeit der Wallfahrt nach Arafa, machte Ssadak von dem Privilegium eines jeden Moslem, vier Gattinnen zu besitzen, Gebrauch. Da nämlich diese Wallfahrt nur an einem einzigen, bestimmten Tage im Jahre, dem neunten Du el Hödscha, stattfindet, so konnten sich die Pilgerinnen, welche sie zu machen wünschten, diessmal nicht im fingirten Ehebett ablösen, sondern mussten sich zu einander gesellen. Es war wahrhaft komisch das hinfällige, alte Männchen auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Berge inmitten seiner vier Gattinnen des Augenblickes zu sehen, die wie lange Gespenster, in den Ihram der Frauen gehüllt, das Gesicht mit einem Pflaster bedeckt, um Ssadak herumstanden und von denen die schwächste im Stande gewesen wäre, ihren Eheherrn mit einem Nasenstüber umzuwerfen; eine solche Ironie auf den Namen des Herrn der Schöpfung, wie diesen Ssadak, eine solche Ironie

auf den Titel eines Ehemannes und Besitzers von vier Gattinnen, wie diese abgelebte, unmännliche Gestalt war mir noch selten vorgekommen. Ssadak zog aus diesem Geschäfte, wie aus demjenigen, Pilger beim Umgang um die Kaaba zu begleiten, seinen Erwerb, von dessen Erlös er während der neun Monate der todten Jahreszeit in Mekka, wenn alle Pilger abgezogen sind und Handel und Gewerbe darniederliegen, leben musste. So lange die Pilger da waren lebten er und sein Sohn auch noch gewöhnlich ganz umsonst, auf Kosten des jedesmaligen auszubeutenden Hadsch, indem sie sich als dessen permanente Begleiter in der Herberge installirten. wie sie es auch in meinem Falle gethan hatten. Nur der Umstand, dass Ssadak, weil der Arafa-Tag herannahte, ganz besonders mit seinen Eheplänen beschäftigt war, verschaffte mir von Zeit zu Zeit Ruhe. Auch Ssadaks Sohn, der noch unverheirathete Hassan ben Ssadak, liess sich von seinem Vater bereden, das einträgliche Geschäft Pilgerinnen zu heirathen, anzufangen. Kaum waren wir acht Tage in Mekka, so hatte er bereits zwei Vermählungen gefeiert; aber ich möchte viel wetten, dass Hassans Ehen nicht so platonisch waren, wie die seines Vaters.

Mein Hauswirth in Mekka hatte aus keinem andern Grunde den vierten Platz in seinem viersitzigen Harem frei gelassen, als um in denselben von Zeit zu Zeit irgend eine schöne, junge und reiche Pilgerin aufzunehmen. Denn Hamdan war viel zu sehr Speculant, um die Sache blos „pour les beaux yeux de la belle“ zu thun; nein, die Pilgerin, welche das Glück hatte, seine temporäre Gattin zu werden,

musste dafür bezahlen und zwar nicht wenig bezahlen. Zugleich war aber auch Hamdan viel zu sehr Mann, um blos einen gesetzlich gültigen Eheherrn zu spielen. Nein, Hamdan feierte den schönsten, regelmässigsten Honigmond, den man sich denken konnte, und da ein Orientale eine Frau nach einmonatlichem Besitz gewöhnlich schon satt ist, so fand er auch ganz seine Rechnung dabei, dass die Ehe nach dieser Frist aufhörte. Uebrigens dauerten diese Ehen selten so lange. Hamdan war Kenner. Er hatte einige dreissig Jahre schon dasselbe Geschäft betrieben. Auch war er wählerisch und oft hatte er nach einer wöchentlichen Verbindung an seiner temporären Gattin so viele Fehler entdeckt, dass er sich nach einer andern sehnte. Dann wurde die Gute unbarmherzig geschieden, sie bezahlte den ausbedungenen Preis für Hamdans Gunst und trat die Wanderung in ihre Heimath wieder an, gewöhnlich ohne strenggenommen das Recht zu besitzen, sich den Titel einer Hadscha (Pilgerin) beizulegen, denn zur Wallfahrt nach Arafa, welche allein dieses Recht giebt, war Hamdan nur sehr schwer zu bewegen. Wollte seine temporäre Gattin durchaus diese Wallfahrt unternehmen, dann überliess sie mein Wirth gewöhnlich dem alten Ssadak oder irgend einem andern Wittwenheirather. Es versteht sich von selbst, dass Hamdan nur solchen Frauen seine Hand bot. welche sich durch Schönheit und Jugend auszeichneten und ich selbst kann bezeugen, dass er in seiner Wahl gar keinen schlechten Geschmack offenbarte, denn während ich in seinem Hause weilte, fand ein Gattinnenwechsel statt, und ein besonderer

Zufall gestattete mir, sowohl die alte, als die neue von Angesicht zu sehen.

So lange die temporäre Gattin im Hause meines Wirthes wohnte, wurde sie übrigens mit der grössten Aufmerksamkeit behandelt. So lange galt sie offenbar für die erste Person im Hause. Alle Gemächer desselben standen zu ihrer Disposition, den Saal im Erdgeschosse natürlich ausgenommen, welcher den Pilgerstall bildete und den kein weibliches Wesen betreten durfte. Aber im Haremszimmer, in der Stube des zweiten Stockes, war sie unumschränkte Herrin und selbst mein neben dem Harem gelegenes Gemach war mir nur durch eine besondere Vergünstigung und nicht ohne ausdrückliche Erlaubniss der temporären Gattin eingeräumt worden. Gewöhnlich hielt sich diese Dame in der Mensa, das heisst dem Zimmer auf der Dachterrasse, auf; dort empfing sie ihren zeitweiligen Eheherrn; dort wurde der Honigmond oder die Honigwoche gefeiert. Wenn jedoch Hamdan seine Geschäfte in den Pilgersaal oder Pilgerstall führten, dann stieg die Schöne hinab in's Haremszimmer, setzte sich dort auf ihren Thron, ein grosses, mit Goldbrokat überzogenes Kissen und um sie herum standen ihre zeitweiligen Unterthanen, die Gattinnen und Nebengattinnen ihres Eheherrn. Denn alle waren angewiesen, zu ihren Diensten zu stehen. Die Negerinnen waren gleichsam ihre persönlichen Sklavinnen geworden, bereiteten ihr Bad, wuschen, kneteten, und bürsteten sie, halfen ihr bei den Geheimnissen der Toilette, beim Färben der Augenwimpern und beim Schminken der Wangen. Aber auch die

legitimen Gattinnen, ihre temporären Colleginnen mussten, wenn es ihrer Laune gefiel, Dienste für sie verrichten. Selbst die stolze „Bent el Am“ war nicht von dieser Vasallenschaft ausgenommen. Uebrigens fanden sich die Drei ziemlich leicht bereitwillig, diese temporäre Rolle zu übernehmen. Die Anwesenheit der vierten Gattin war eine willkommene Zerstreuung in ihrem monotonen Haremsleben. Sie bildete gleichsam ihr Kaffeehaus, ihr Theater, ihre Zeitung, ihre Romanlectüre, alles in allem, kurz sie vertrat ihnen die Stelle jeder Art von Unterhaltung, auf welche die unglücklichen Haremsgeschöpfe sonst natürlich verzichten müssen. Zudem wussten sie, dass dieselbe nicht lange den Scepter über sie schwingen würde, sie kannten Hamdans Unbeständigkeit zu gut, um auch nur einen Augenblick zu fürchten, dass er die temporäre Gattin zu einer permanenten erheben möchte.

Als ich Hamdans Gast wurde, hatte er bereits seit zehn Tagen seine vierte Gattin genommen. Der Honigmond nahte seinem Ende. Bald sollte sie durch eine andere ersetzt werden. Aber einstweilen genoss sie noch alle Freuden und Privilegien ihres bevorzugten temporären Standes. Diese zeitweilige Inhaberin des vierten Platzes im viersitzigen Harem Hamdans war eine junge syrische Wittwe, aus Aleppo gebürtig, Wittwe eines türkischen Offiziers, der in seiner Jugend ein Günstling des reichen Pascha's von Bagdad gewesen war und als solcher verhältnissmässig grosse Reichthümer gesammelt hatte. Diesen Besitzstand hatte, da ihr Mann ein Findling gewesen und folglich ohne alle Verwandten war, auch keine

Nachkommen besass, fast ausschliesslich die junge Wittwe geerbt und so kam es, dass sie wohlhabend, ja nach orientalischen Begriffen reich genannt werden konnte.

Wie jeder Orientale, welcher durch einen glücklichen Zufall zu Gelde kommt, am Anfang seines Reichseins gewöhnlich keinen andern Gedanken hegt, als die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen, eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die die nomadischen Instincte dieser Völker beredt offenbart, so hatte auch die junge syrische Wittwe, kaum dass sie den alten Türken begraben, lebhaft das Bedürfniss der Frömmigkeit empfunden und sich auf die geheiligte Wanderung begeben. Sie nahm ihre sämmtliche tragbare Habe mit, und dieselbe war höchst anständig; übrigens sollte sie diese im Hause ihres mekkanischen Eheherrn sämmtlich los werden und nur etwas Schmuck und so viel Geld behalten, um auf der Rückreise nicht Hungers zu sterben. Ihr übriges Vermögen bestand in Häusern und liegenden Gründen, welche im Orient immer sehr schwer zu Geld zu machen sind und das war ihr Glück, sonst würde Hamdan sie wahrscheinlich länger behalten und gänzlich ausgeplündert haben. Aber mit liegendem Besitzthum in Syrien ist einem Mekkaner wenig gedient, da im Orient der entfernte Eigenthümer so gut wie niemals seine Renten ausgezahlt bekommt und so bildete die junge Wittwe, nach Plünderung ihrer tragbaren Habe, und nach genossenem Honigmond, für den schlauen Mekkaner keinen Anziehungspunkt mehr und sie konnte ruhig in ihre Heimath entlassen werden.

Diese junge Dame hiess, wie ich schon am ersten Tage meiner Anwesenheit in Hamdans Hause erfuhr, Fatma bent el Amir, das heisst Fatma, Tochter des Emirs. Was für eine Art von Emir ihr Vater gewesen sein mochte, davon habe ich nicht die geringste Idee. Dass er aber eine schöne Tochter besass, das habe ich mit eignen Augen gesehen. Denn die Schöne war keineswegs von einer grausamen Sprödigkeit und geruhte oft, wenn ihr temporärer Ehemann ferne war, sich in der Hausflur völlig unverschleiert zu zeigen. Fatma stand im beneidenswerthen Alter von achtzehn oder neunzehn Jahren; sie war eher klein, als gross zu nennen; eher mager, als wohlbeleibt, vielleicht etwas zu sehr das erstere, aber ihre Jugend verhinderte, dass diess ihr ein abgelebtes oder hinfälliges Aussehen gab. Sie sah gewiss ebenso jung aus, wie eine Europäerin von gleichem Alter, obgleich eine solche Behauptung sonderbar scheinen möchte. Aber das schnelle Verblühen der Frauen im Orient ist nicht ohne Ausnahmen. Die Frauen auf dem Lande, bei Beduinen und Fellahin, allein verblühen sehr schnell, weil sie sich Wind und Wetter, Sonne und Regen aussetzen und die härtesten Arbeiten bei schlechter Nahrung verrichten müssen. Dagegen erhalten sich die Stadtbewohnerinnen, in reicheren Häusern, welche nur spielend arbeiten, sich nie der Sonne aussetzen, keine Sorgen haben, und gesunde, kräftige Nahrung geniessen, zuweilen wirklich beinahe ebenso lange wie Europäerinnen. Selbst unter den Frauen von zweifelhaftem Rufe in Mekka giebt es einige, die noch in den dreissiger Jahren Eroberungen machen.

Aber Fatma war von diesem Alter noch weit entfernt. Worin die Araberinnen und die wenigen Araber, welche sie zu Gesichte bekamen, einen besondern Vorzug ihrer Schönheit erblickten, das war der Contrast zwischen der Schwärze ihrer dunklen Haare, die in wilden, natürlichen Locken bis auf Brust und Nacken niederhingen, und der hellen Farbe ihrer Augen, ein Contrast, bei Europäerinnen eben nicht selten vorkommend, bei Araberinnen aber nahezu ein Phänomen. Diese Augen wurden „blaue Augen" genannt, sie waren aber in Wirklichkeit nur grau, indess der Araber erweist allen hellen Gesichtswerkzeugen die Ehre, sie „blau" zu nennen. Graue Augen sind nach unsern Begriffen eben nichts schönes, aber im Orient werden sie ihrer Seltenheit wegen sehr geschätzt, freilich nur bei Frauen, denn bei Männern liebt man sie gar nicht und hält sie für ein Zeichen von Falschheit.

Der Leser weiss aus meinem im ersten Bande erläuterten Passe, dass auch der Schreiber dieser Blätter ähnliche Augen besitzt, wie die, welche die Araber „blau" nennen. Daher kam es, dass man mich nicht selten „Bu Ain asrak", das heisst den „Vater des blauen Auges" nannte, indem die Araber es sehr lieben, allen Leuten Beinamen zu geben und diese Beinamen fast ausschliesslich mit dem Namen „Bu", das heisst „Vater" beginnen. Man ist Vater von allem, was man an und um sich hat. Der eine ist „Vater des Schnurrbarts", wie Burton, der andere „Vater des schielenden Auges", wie Leon Roches, ein dritter „Vater der langen Nase" und so weiter. Ebenso sind die Frauen Mütter von ihren unterschei-

nden Kennzeichen. Die eine ist „Mutter des Haar-
pfes", wie Hamdans zweite Gattin, die andere
Mutter der Triefaugen", wie die „Bent el Am",
elche an diesem Uebel litt, eine dritte „Mutter des
undsgesichts", wie die schwarze Favoritin, die im
rigen Capitel so unbarmherzig geprügelt wurde.
ne Engländerin, die bekannte Lady Ellenborough,
elche jetzt mit dem Scheich von Palmyra in Syrien
rheirathet ist und im Winter stets zu Damascus
ot, hörte ich bei meiner Anwesenheit in letzterer
adt öfters die „Mutter der Milchweisse" nennen,
hrscheinlich wegen des blendendweissen Teints,
n diese einst so grosse Schönheit, deren Portrait
an in der Schönheitsgallerie in München sehen
nn, sich zu conserviren gewusst hatte. Auch
tma entging ihrem Beinamen nicht.

Derselbe war ein Seitenstück des meinigen,
mlich „Um Ain asrak" das heisst „Mutter des
auen Auges". Diese „Mutter des blauen Auges"
urde oft in den Gesprächen des Harem, die ich
le deutlich überhören konnte, mit dem „Vater des
auen Auges" in eine scherzhafte Verbindung ge-
acht und dabei Witze gerissen, die den „Vater
s blauen Auges" erröthen hätten machen können,
enn er es der Mühe werth gehalten hätte.

Fatma pflegte sich sehr reich zu kleiden und mit
ner Menge massiven Geschmeides zu behängen.
as Geschmeide orientalischer Frauen glänzt
cht durch die künstlerische Schönheit der Form,
f welche diese Völker ausserordentlich wenig zu
ben pflegen. Im Gegentheil suchen sie bei Ver-

fertigung des Schmuckes vorzüglich im Auge zu haben, dass bei demselben die Façon so wenig als möglich koste. Gewöhnlich wird das Gold von demjenigen, der es zu Geschmeide verarbeitet haben will, selbst zum Goldschmied gebracht und dieser überwacht, damit er ja nichts davon abhanden kommen lasse oder stehle. Ein oder zwei Procent des Werthes werden meistens für die Verfertigung gezahlt und der Schmuck behält somit fast immer denselben Werth. Welch ein Unterschied gegen Europa, wo sich kaum ein Goldschmied mit weniger als zwanzig, oft nicht mit dreissig Procent vom Metallwerthe für Façon begnügt. Aber die Form des morgenländischen Geschmeides entspricht natürlich auch dieser wohlfeilen Fabrication. Die Armbänder und Beinspangen orientalischer Damen sind plumpe, unförmige Ringe, wie man sie in Europa kaum im Mittelalter von so roher Form hatte. Aehnlich ist es mit Edelsteinen; diese werden nur roh geschliffen, die Diamanten nie brilliantirt, und die Schmucksachen sehen desshalb ungefähr aus, wie die alten gothischen Kronen- und Kirchenkostbarkeiten aus dem Kindheitsalter der Kunst, nicht wie diejenigen aus besserer Zeit. Sie haben somit niemals einen fictiven Werth, wie goldne oder silberne Kunstgegenstände ihn manchmal in Europa behalten. Aber sie bilden ein sicheres Capital; freilich ein todtes, aber doch kein zum Theil verlornes Capital, wie europäischer Schmuck. So hatte auch Fatma in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Mekka eine Menge Schmucksachen mit höchst kostbaren Edelsteinen, werthvoll obgleich von roher Form besessen, welche würdig gewesen wären, in

einer Schatzkammer als alterthümliche Curiositäten zu figuriren.

Jetzt hatte jedoch der schlaue temporäre Gatte den Einfluss des Honigmondes benutzt, um ihr das meiste ihrer Kostbarkeiten abzuschwatzen. Die Gute hatte es hergegeben, denn eine orientalische Frau kann ihrem Manne selten etwas verweigern. Bald sollte sie völlig ausgezogen werden, um aller ihrer schönen Federn beraubt, in ihre Heimath zurückzukehren. Sie musste das Glück, den schönen Hamdan zu ihren Füssen zu sehen und auf vierzehn Tage die Königin seines Harems zu sein, theuer zahlen, theurer, als die Sache werth sein mochte, wird manche Europäerin denken; aber eine Orientalin denkt nie so. Alle morgenländischen Frauen sind erwachsene Kinder, und werden stets Kinder bleiben, mit denen ein geschickter Mann anfangen kann, was ihm nur immer beliebt.

Als ich die schöne Fatma das erste Mal sah, besass sie jedoch noch manche ihrer goldenen Ketten, Armspangen und Beinringe, obgleich die Edelsteine bereits den Weg alles Fleisches gegangen waren. Namentlich hatte sie noch sehr schöne, sogar reiche Kleidungsgegenstände. Des Morgens erschien sie, nach Art der Bräute, bald in Goldbrocat, bald in weissem, goldgestickten Moire; trug feine, indische Goldstofftücher auf dem Haupt und einen sehr reichen Kaschmirshawl um den Leib. An den Füssen hatte sie allerliebste, kleine, zugespitzte Schuhe von rosenrothem Leder, welches man aber kaum sehen konnte, da es dicht mit Perlen überstickt war. Wenn sie ging, so klapperten die Ketten ihres Halses, welche

aus lauter aneinandergehefteten (nicht gelötheten) türkischen Goldstücken bestanden. Dieser holde Lärm lockte mich jedesmal, so oft ich ihn vernahm, aus meinem Zimmer hervor, denn nun konnte ich zweier Dinge gewiss sein, einmal, dass Hamdan fort war und dass folglich Niemand meine Haremsbetrachtungen stören konnte, dann, dass die Schöne sich aus ihrem Privatzimmer im zweiten Stock in das grosse Haremszimmer im ersten begeben hatte, wo sie in ihrer Art ihre Triumphe feierte. Da sass sie auf dem Kissen von Goldbrocat und um sie herum standen oder lagen ihre dienstbaren Geister des Augenblicks. Die Negerinnen brachten ihr eine schöne, lange Jasminholzpfeife mit einem reichen Mundstücke von milchig trübem, weisslichen Bernstein der geschätztesten Art. Sie füllten den goldberänderten Pfeifenkopf mit wohlriechendem, schwarzen Latakia-Tabak, legten eine brennende Kohle darauf und bald entstiegen dem kostbaren Rohre die duftendsten Rauchwolken und wanden sich in phantastischen Spiralen zur Decke des Haremszimmers hinan. Dann brachten sie in kleinen, silbernen Kannen, von denen jede nur den Inhalt einer Tasse in sich schloss, den aromatischsten, frischgebrannten Mochakaffee herbei, schenkten ihn in feine, japanische Tässchen ein und reichten ihn der schönen Fatma und den drei andern Gattinnen ihres Herrn auf kunstvoll gearbeiteten, silbernen Untergestellen von indischer Filigranarbeit dar.

Es war ein Bild von so ächt orientalischem Gepräge, welches sich mir in dieser Haremsscene darbot, wie ich es in meinem Leben noch nicht gesehen

hatte. Das eigentliche morgenländische Frauenleben hatte sich, so viel ich auch in Ländern des Islam gereist war, bis jetzt meinen Blicken immer eifersüchtig entzogen. Was ich in Algerien vom Haremsleben hatte sehen können, das war nur ein charakterloses Zwitterding gewesen, welchem der wahre orientalische Stempel nicht mehr in unverfälschter Reinheit aufgedrückt war. Auch das, was man orientalischen Luxus nennt, hatte ich bis jetzt immer umsonst gesucht zu Gesicht zu bekommen und nie gefunden, denn in den Gegenden der Türkei und Afrika's, welche dem Europäer am zugänglichsten sind, ist der orientalische Luxus durch den europäischen, oder durch ein hässliches Gemisch beider ganz verdrängt worden. Selbst im Harem des Sultans in Constantinopel soll nur noch ein Zwitterding von Pariser Luxus und türkischer Barbarei herrschen, wie mir eine Deutsche, welche jenen Harem sehr gut kannte, denn sie versah daselbst ein hochwichtiges Amt (Hebamme), hinreichend versicherte. Aber hier in Mekka, diesem letzten Zufluchtsorte des Orients vor europäischem Schwindel und türkischer Reform, dieser in ihrer Art einzigen Stadt, wo Sultan Mahmuds reformatorische Pläne nie Einfluss erlangt haben, wo man sich noch in die holde Zeit der Unordnung und Janitscharen zurückversetzt denken kann, da sollte es mir gelingen, noch ein Stück unverfälschten Orients und sogar die sonst unzugänglichste Seite desselben, das Haremsleben, zu sehen und zu beobachten. Selbst der orientalische Luxus, wenn man unter diesem Wort nicht eine übertriebene Sumptuosität, sondern nur eine alles fremde

verschmähende Geschmacksrichtung versteht, sollte sich mir hier offenbaren.

Man denke sich jedoch dieses Haremsbild nicht als ein fleckenloses, selbst im buchstäblichen Sinne des Wortes. Im Orient ist kein Bild ohne seine schreienden Schattenseiten. Neben Palästen liegen Ruinen und elende Reiserhütten, neben Goldbrocat und Perlen findet man Lumpen und Schmutz. So ist es wohl von jeher im Orient gewesen. Diese Leute haben nie auf die Einheit eines Bildes gesehen. Dass man in Schriftstellern voriger Jahrhunderte, welche mit der Levante in Berührung kamen, immer nur von dem „Luxus des Orients" reden hörte, das ist kein Beweis, dass die Lumpen damals nicht auch in ihrer vollen malerischen Zerfahrenheit existirten. Sie fanden nur keine Beschreiber. Heutzutage ist der „orientalische Luxus", wo er nicht ganz durch pseudo-europäischen verdrängt worden ist, wie in Constantinopel und Cairo, nur etwas ärmlicher und schwächer geworden, die Lumpen haben überhand genommen, das ist alles; die Verhältnisse sind geändert, aber Luxus und Lumpen existirten gewiss schon zur Glanzzeit des Islam nebeneinander wie jetzt, nur dass letztere jetzt vorherrschend geworden sind. Natürlich verstehe ich unter solchen Nebeneinandersein von Luxus und Aermlichkeit nicht jenes, das in allen Ländern vorkommt, wo arme und reiche Leute nebeneinander wohnen. Nein, ein solches Nebeneinandersein würde gar keine Merkwürdigkeit bilden. Dass aber in einer und derselben Häuslichkeit, in einer und derselben Familie, die Eine in Edelsteinen und Schmuck prangt, die Andere in Lumpen

geht, das findet man nur im Orient. Ja, was uns Europäern noch auffallender vorkommt, ist der Umstand, dass oft eine und dieselbe Person ein Gemisch von Luxus und Lumpen darbietet. In Europa würde eine Frau, welche zum Beispiel einen ächten, kostbaren Kaschmirshawl besitzt, denselben nur mit einem entsprechend werthvollen Kleide, mit einem schönen Hute tragen wollen, oder, wenn es ihre Mittel vielleicht im Augenblick nicht erlauben ein theures Kleid anzuschaffen, so würde sie doch ein solches wählen, das nicht durch seine Aermlichkeit, oder durch Abgetragenheit allzusehr gegen den kostbaren Shawl abstäche. Nicht so im Orient. Macht der theure Gatte seiner Frau ein kostbares Geschenk mit irgend einem Tuch von Goldstoff, Kaschmir oder persischer Seide, so bestrebt sich die Schöne gar nicht, ihre übrige Toilette mit diesem Gegenstand in Einklang zu bringen. Nein, ist sie auch noch so sehr zerlumpt, sieht sie auch völlig aus wie Aschenbrödel, so wird doch das neue Geschenk ihrer alten Toilette einverleibt und so bietet sie uns Europäern das grösste Toilettenräthsel, das wir sehen können.

Manche Leserin wird vielleicht vor Mitleid die Achseln zucken und denken: Die Aermste hat eben kein Geld, um entsprechende Kleider zu kaufen. Darin würde sich aber die Mitleidige irren. Allerdings haben die Haremsbewohnerinnen wenig Geld, aber sie können sich doch meist reinliche, weisse, wenn auch wohlfeile Kleider verschaffen und diese würden keinen so grellen Contrast gegen die Kostbarkeiten bilden, wie die Lumpen. Nein, die un-

glaubliche Nachlässigkeit der Orientalen ist allein an dieser Inconsequenz ihrer Costüme Schuld. Zudem zieht eine Orientalin stets ein zerlumptes, einst reiches Gewand einem unzerlumpten, wohlfeilen vor. Lumpen aber werden selbst die schönsten Kleider bei diesen Damen sehr schnell, die nicht die geringste Sorgfalt darauf verwenden, die des Nachts in denselben Kleidern schlafen, welche sie Tags vorher trugen und welche sie morgen wieder tragen werden, die ihre Anzüge durch all' den Schmutz, welchen das Essen mit den Fingern mit sich bringt, besudeln und beflecken, die so linkisch sind, dass sie oft Kaffee darauf träufeln und brennende Kohlen aus der Tabakspfeife darauf fallen lassen, die Tag und Nacht auf dem Fussboden liegen, die zuweilen wohl auch in kindischen Spielen sich zerren und balgen, zwar bei jedem Riss ihrer feinen, durchsichtigen Schleier zu weinen anfangen, aber nichts ausbessern und denen Flickarbeit ebenso unbekannt ist, wie ein Waschen ihrer Gewande.

Man klagt in neuester Zeit viel über die Kostspieligkeit europäischer Damenmoden. Ich glaube aber, dass es noch viel kostspieliger sein würde, wenn man eine orientalische Frau stets unzerlumpt und reinlich gekleidet halten wollte, von allen Kostbarkeiten abzusehen. Man müsste ihr eben jeden Morgen einen neuen Anzug schenken.

So bot auch das Haremsbild, welches es mir gegeben war, im Hause Hamdans zu beobachten, mannichfache Dissonanzen, welche ein europäisches Auge beleidigen, die aber ein Orientale gar nicht bemerkt. Die schöne Fatma war freilich untadelhaft

in der reinlichen, unzerlumpten Haltung ihres Costüms. Sie kleidete sich eben als eine Arussa (Braut) und die Bräute sind im Orient die einzigen Wesen, welche sich täglich neu anziehen, hier eine unumstössliche Bedingung für Reinlichkeit des Anzugs, da das Schlafen in den Kleidern ihnen schon am zweiten Tag jede Frische raubt. Sie glänzte somit als ein fleckenloses Gestirn am Himmel des Harems. Aber wie viele Flecken besass derselbe nicht sonst! Da war die „Bent el Am", die Hauptgattin; sie hatte zwar auch kostbares Geschmeide an, auch auf ihrem Haupte zeigte sich ein indisches Tuch von Goldstoff, aber wie wenig passten hierzu ihre andern Gewande. Da klafften zahlreiche Wunden in ihrer Sederija, da malten sich hässliche Butterflecken auf ihrem Unterkleide, da schien ein ganzer Topf von Kaffeesatz über ihre Schärpe ausgegossen zu sein. Die zweite Gattin war geradezu ekelhaft anzusehen, so strotzte sie von Lumpen, Schmutz und leider auch von Ungeziefer. Die dritte, die aus edlem Blut stammende, war leider auch nicht von Lumpen frei, aber selbst diese Lumpen sahen bei ihr malerisch aus, sie drapirte sich mit vielem künstlerischen Geschmack in dieselben, man hätte sie für eine gefallene Königin halten können. Die Negerinnen waren plumpe, unförmige Pakete von grobem, durchlöchertem und beflecktem Baumwollstoff, doch auch sie waren nicht ohne Toilettenprätentionen, trugen goldene Spangen auf ihren ungewaschenen Armen und Perlenschnüre im unordentlichen, buttergetränkten, allzu bevölkerten Haare. Hamdans Töchter, wovon die zwei ältesten wirklich hübsche Mädchen waren, schienen sich Mut-

ter Eva in ihrer Paradiesestracht zum Modebild gewählt zu haben. Sie trugen nur die dürftigsten Kleidungsstücke an sich und sie thaten vielleicht recht daran, denn so waren sie wenigstens sicher, keine Lumpen auf ihren zarten, schlanken Körpern zu haben. Am stattlichsten waren Hamdans Söhne gekleidet, welche zwar nicht regelmässig den Harem bewohnten, jedoch in demselben täglich und stündlich ein- und ausgingen. Sie trugen schöne seidene Kaftans mit Schärpen von Kaschmirshawlen; da sie die Dschebba (Untermantel) und den Benisch (Obermantel) jetzt, in der heissen Jahreszeit, abgelegt hatten, so war ihre Tracht ebenso einfach, wie geschmackvoll. Dass man die jüngeren von ihnen im Harem frei ein- und ausgehen liess, wunderte mich nicht. Dass aber selbst der Sohn der „Bent el Am", der achtzehnjährige, geschminkte Jüngling, daselbst freien Zutritt hatte, fiel mir sehr auf. Die Folgen davon sollten denn auch nicht ausbleiben. Ein kleiner Roman entspann sich zwischen dem rosenrothen Jüngling und der jungen syrischen Wittwe, den ich, da ich so ziemlich Zeuge desselben wurde, erzählen will.

Dieser jüngste Sohn von Hamdans Hauptgattin hiess Mehdi, stand jetzt ungefähr im achtzehnten Jahre und war ein so verzärteltes Muttersöhnchen, wie es nur eines geben kann. Seine ganze Erscheinung war eher vortheilhaft, als das Gegentheil, wenn man überhaupt die Schönheit eines Weibes, wenn sie bei einem Manne gefunden wird, vortheilhaft nennen kann. Davon also abgesehen, dass er durchaus weibisch aussah, war sein Aeusseres ein gewiss sehr

günstiges. Er war lang gewachsen, schlank, gut gebaut, seine Glieder schienen freilich der Festigkeit zu entbehren, doch lag das vielleicht eher in einer angenommenen Manier, sich weibisch gehen zu lassen, sich in den Hüften schlangenartig zu wiegen, und, wenn er sass, seinen Oberkörper zuweilen so hin und wieder zu winden, dass man versucht war, denselben mit dem Unterkörper als nur lose zusammenhängend anzunehmen. Sein Gesicht war fein und nicht allzu mager; kleiner Mund, weisse Zähne, gerade Nase, schwarze, schmachtende Augen, langes dunkles Haar, nichts fehlte ihm, was man bei orientalischen Jünglingen schön nennen kann. Zu dieser natürlichen Schönheit kam noch die künstliche hinzu, wenn diese überhaupt den Namen von Schönheit verdient. Die Haare trug er gegen die arabische Männersitte lang und in so phantastischen Locken, dass, glaube ich, das Brenneisen hierbei das seinige geleistet haben musste, obgleich dieses Instrument sonst bei Arabern ganz unbekannt ist; aber Mekka ist ein solcher Sammelplatz fremdartiger Waaren, dass man kaum in Erstaunen dadurch gesetzt wird, selbst den ungewöhnlichsten Gegenstand hier anzutreffen. Seine Wangen waren mit einer zarten, rosenrothen Schminke bemalt, sehr künstlerisch und sehr geschickt aufgetragen, so dass ich die Röthe derselben gewiss für Natur gehalten hätte, wäre mir nicht bekannt gewesen, dass in ganz Arabien Niemand von Natur rothe Backen hat. Sonst war seine Gesichtsfarbe für einen Eingeborenen des Hedschas ziemlich hell, das heisst sie war immer noch braun genug mit der Farbe eines Türken oder eines Mauren

von Algier verglichen, aber sie nahm sich doch hier, in Mitte so vieler schwarzen, schwarzbraunen und braungelben Gesichter, beinahe weiss aus.

Dieser Jüngling kleidete sich in amaranthrothe Halbseide von der Art, welche man Garmasut nennt, und die in einer syrischen Stadt, welche ebenso, wie der Stoff, heissen soll, fabricirt wird. Garmasut ist einfarbige Halbseide, während die zwei oder mehrfarbige, meist gestreifte Halbseide den Namen Aladscha, ebenfalls den einer syrischen Stadt, führt. Aladscha und Garmasut sind die Lieblingsstoffe der Mekkaner für Sommerkleider. Ganzseidene Gewande werden zwar auch in Mekka getragen, sind aber natürlich verhältnissmässige Luxusartikel; sie werden von Bagdad und meistentheils wohl aus Persien bezogen. Mehdi sah in seinem amaranthrothen Kaftan recht hübsch, aber auch hierin entschieden weibisch aus, wozu die Form des mekkanischen Kaftan nicht wenig beitrug; denn derselbe gleicht fast einem europäischen Damenschlafrock aus der Zeit vor Einführung der Crinolinen. War Mehdi zu Hause, so schlang er eine goldene Schärpe um den Leib, welche sonst nur Frauen tragen; auf der Strasse hätte er diese jedoch nicht anbehalten können, da man ihn sonst gewiss für einen Bewohner eines gewissen Quartiers gehalten haben würde, in welchem beide Geschlechter dasselbe Geschäft betreiben.

Was seinen Charakter betraf, so war Mehdi nicht stolz, obgleich sehr eitel, übrigens recht geselliger Natur, gleich mit allen fremden Hadschadsch gut Freund und namentlich ein sehr entschiedener Verehrer aller jungen Wittwen, welche die beiden Häuser

seines Erzeugers bewohnten. Auch die interessanten Geschiedenen waren, wenn jung, dem rosenrothen Jüngling nicht gleichgültig. Man erzählte mir, dass er schon mit dreizehn Jahren zärtliche Abenteuer mit frommen Pilgerinnen bestanden habe.

Seinerseits gefiel Medhi den frommen Pilgerinnen nicht weniger, als diese ihm gefielen. Viele orientalische Frauen lieben bei Männern zwei Dinge, welche die Europäerinnen gewöhnlich zu verschmähen pflegen. Diese sind ein sehr jugendliches Aussehen und zweitens eine gewisse Weibischkeit. So paradox diess auch klingen mag, so ist es doch wahr, dass manche Araberinnen ein sehr männliches Aussehen nicht lieben, das heisst wohlverstanden diejenigen unter ihnen, welche überhaupt Passionen haben und befriedigen können, denn die andern, die als Besitzthum legitimer Ehegatten in Harems eingesperrt gehalten werden, sind eben willenlose Geschöpfe, denen ein Mann nichts ist, als der Tyrann, der mit ihnen macht, was er nur will und sie als die reinsten Gegenstände behandelt. Diejenigen Araberinnen aber, welche sich einer gewissen Selbstständigkeit erfreuen, die in diesen Ländern so selten dem weiblichen Geschlecht zu Theil wird, die jungen Wittwen und Geschiedenen, wie solche sich in Hamdans Haus als Gäste befanden, geben sich nicht selten der Leidenschaft, welche sie für junge, nur halbreife Männer empfinden, mit ganzer Seele hin. Was namentlich Araberinnen an jungen Männern lieben, ist ihre völlige Bartlosigkeit. In vielen ihrer Liebesliedern preisen die Frauen ihren Geliebten als einen bartlosen Jüngling und vergleichen ihn zu seinem Vortheil mit

irgend einem andern bärtigen Freier, den sie gewöhnlich als einen zottigen Brummbär schildern und lächerlich machen.

So hatte auch die schöne Fatma allmählich eine Leidenschaft für den rosenrothen Jüngling gefasst, dessen weibisches Aussehen, dessen bartloses Gesicht und grosse Jugend alles bei ihr nur Empfehlungen waren. Anfangs hatte sie zwar der Liebe Hamdans Gehör gegeben, sich sogar überreden lassen, dessen Gattin zu werden, aber die Honigwoche hatte bei ihr gewiss nicht länger gedauert, als eben ein Mondsviertel. Wenn sie noch nicht ihren Abschied aus dem Hause verlangte, in welchem man sie ausgeplündert hatte, so geschah diess einzig und allein aus Liebe für Mehdi.

Das sonderbarste bei diesem kleinen Roman war, dass er das Geheimniss des Polichinell war, dass der ganze Harem davon wusste. Der ganze Harem war in das Liebesgeheimniss Fatma's und Mehdi's eingeweiht und es war recht bezeichnend für die angeborene Verstellungskunst arabischer Frauen, zu beobachten, wie keine einzige auch nur durch einen Wink in Hamdans Gegenwart etwas verrieth. Denn Hamdan durfte natürlich nichts von dieser selbst nach muselmännischem Gesetz strafbaren Leidenschaft seines Sohnes wissen. Nicht als ob er nach Verlauf der Honigwoche noch viel Liebe für Fatma und Eifersucht wegen seiner Braut empfunden hätte. Nein, Hamdan war seine temporäre, vierte Gattin bereits so ziemlich satt geworden und sah sich inzwischen schon nach einer andern um, welche während des Restes der Pilgerzeit den vierten Platz im vier-

sitzigen Harem einnehmen sollte. Aber als Familienvater und guter, wenigstens für gut gelten wollender Moslem durfte Hamdan natürlich nicht gestatten, dass sein Sohn der Gattin des eignen Vaters den Hof machte. Dieser Umstand, dass Fatma die Gattin meines Wirthes geworden war, bildete den schicksalsvollen Verwicklungspunkt in dem Romane.

Es war ein recht hübsches Bild, was ich während einigen Tagen jeden Morgen und Nachmittag, so oft Hamdan den Harem verlassen hatte, in demselben beobachten konnte. Da kam der rosenrothe Jüngling in das Frauengemach und setzte sich gewöhnlich auf den Teppich des Fussbodens, gerade vor das Kissen von Goldbrocat, auf welchem die schöne Fatma ruhte. Ohne sich durch die Gegenwart seiner Mutter und Schwestern, sowie des übrigen Harems, auch nur im geringsten beengt zu fühlen, gab Mehdi seiner Liebe vollen Ausdruck, legte sein Haupt in den Schooss der Schönen und blickte ihr mit schmachtenden, wässrigen Augen in das schöne, braune Gesichtchen hinein. Fatma wand ihre mit Ringen bedeckten Finger in die langen, schwarzen Locken des jungen Mannes, streichelte sein glattes Kinn, liebkoste ihn, dass es eine Freude war, oder schäkerte auch wieder in muthwilligem Spiele, kindisch, wie alle Araberinnen mit dem Erwählten ihres Herzens.

Indess der kleine Roman sollte sein baldiges Ende erreichen, wenigstens insofern er in Mekka spielte und mir bekannt wurde. Bereits hatte Hamdan eine neue, reiche Pilgerin gefunden, welche

Fatma's Platz einnehmen sollte. Desshalb musste diese nun schleunigst geschieden werden. Diess geschah. Wäre ihr temporärer Gatte nicht Mehdi's Vater gewesen, so würde dieser sie nun haben heirathen können. Aber auch so verzweifelte der rosenrothe Jüngling nicht, seine Leidenschaft zum Ziele zu führen.

Als die Schöne am Anfang des Monats Du el Hödscha Hamdans Haus verliess, und später nach Syrien zurückkehrte, da verschwand plötzlich der rosenrothe Jüngling. Kein Mensch, ausser den Frauen des Harems, wusste, wo er hingerathen war. Einige behaupteten, er sei nach Syrien gegangen, habe dort die schöne Fatma unter anderm Namen geheirathet und niemanden ahnen lassen, dass dieselbe einstmals seine Stiefmutter gewesen sei. Wenn dem so war, so hatte nach muselmännischen Gesetzen Mehdi natürlich grosses Unrecht begangen. Den wahren Ausgang seines Romans habe ich jedoch nie erfahren, da bei meiner Abreise von Mekka noch nichts vom Wiederauftauchen des rosenrothen Jünglings verlautet hatte und die schöne Fatma bereits vergessen und verschollen war. Ich glaube übrigens, dass Mehdi kein so tragisches Schicksal genommen haben wird, wie ein gewisser spanischer Prinz, welchen unser Schiller auch als in seine Stiefmutter verliebt schilderte.

Unterdessen war Hamdans neue temporäre Gattin angelangt, eine junge Indierin von schönen, regelmässigen Zügen und schlankem Wuchs, aber so schwarz wie die Kohlen. Auch sie war reich

und wurde von Hamdan während der Honigwoche tüchtig ausgeplündert.

Für mich hatte jedoch der ganze Harem nach Abreise der schönen Fatma sein Hauptinteresse verloren und ich vermochte nie, mich lebhaft für ihre schwarze Nachfolgerin zu interessiren.

Siebenzehntes Capitel.

Wanderungen durch Mekka.

Orientirung in der heiligen Stadt. — Plan von Mekka. — Eintheilung in vier Stadtviertel. — Die obere und untere Stadt. — Suika und Schamija. — Der Stein des Propheten. — Der „Weg der Chinesen". — Das Quartier der Töpfer. — Der kleine Markt. — Die niedere Stadt. — Zerstörtes Karawanserai. — Das Castell von Mekka. — Der Palast des Grossscheriff. — Die Strassen von Mekka. — Lebhafter Verkehr. — Das Fremdenleben. — Die Strasse el Kaschkaschia. — Laden meines Bekannten des Pelzhändlers. — Der Tartare Murad und sein Sohn. — Komische Scenen im Pelzladen. — Der Stammeshäuptling des Nedsched. — Pferdeliebhaberei. — Selims Escapade. — Besuch des Kaffeehauses der Opiumraucher. — Schrecklicher Effect des Opiumgeniessens. — Das syrische Quartier. — Ich treffe meine ägyptischen Bekannten wieder. — Die Bude des Zuckerbäckers. — Der Mochalebi. — Die Strasse el Emsa. — Die Eunuchen des Tempels. — Die Schörfa von Mekka. — Besuch eines beduinischen Kaffeehauses. — Das Quartier Schab el Amer. — Traurige weibliche Erscheinungen. — Die Korcischen. — Stolz eines bettelarmen Edelmannes. — Der Viehmarkt von Mekka. — Die Beduinen der Umgegend. — Die Pferde in Arabien.

Manchem Durchblätterer dieser Reiseerinnerungen möchte es vielleicht seltsam vorkommen, dass der Verfasser bei seiner Ankunft in Mekka nicht

gleich zur Beschreibung der Stadt, ihrer Strassen, Paläste, Basars und Bewohner überging und statt dessen den Leser erst in drei Capiteln mit der Moschee langweilte und nachher ihm ein häusliches Leben und Treiben vorführte, während doch das öffentliche vielleicht mehr Interesse versprochen hätte. Aber dem Grundsatze treu, die Dinge im allgemeinen in der Reihenfolge zu schildern, in welcher sie sich ihm darboten, hat der Verfasser sich zuerst mit dem beschäftigen müssen, was die erste Pflicht des Ankömmlings in Mekka ist, mit der Moschee, dem Umgang um die Kaaba und den Heiligthümern der Mesdschid el Haram. Dann hätte er gleich mit Beschreibung der Stadt selbst beginnen können, wenn nicht diese Beschreibung für ihn ein Anachronismus gewesen wäre. Denn gleich nach dem Besuch des Tempels war es ihm noch nicht gegönnt, die Stadt zu erforschen. Zuerst machte ihm Ermüdung, Angegriffenheit von der Reise und ihren Strapatzen und in Folge davon eingetretnes Unwohlsein eine mehrtägige häusliche Zurückgezogenheit wünschenswerth. Was er während dieses freiwilligen Hausarrests sah und beobachtete, davon hat er in den vorigen Capiteln eine Schilderung zu geben gesucht. Endlich, durch Ruhe wieder gestärkt, konnte er dann seine Wanderungen durch die Stadt selbst antreten, auf welchen er den Leser nun zur Begleitung auffordert. Diese blos durch den Zufall gegebene Eintheilung des Stoffes möchte vielleicht selbst in einem höheren Sinne nicht so unconsequent erscheinen. Religion und Familienleben, mit denen sich die vorigen Capitel beschäftigen, bilden ja die Grundlagen des

öffentlichen Lebens und so könnte der Leser das schon geschilderte als eine nicht zwecklose Vorbereitung auf das zu schildernde ansehen.

Ehe ich dazu übergehe, dem Leser meine Wanderungen durch die heilige Stadt vorzuführen, muss ich demselben zu seiner Orientirung noch einen kurzen Plan von Mekka entwerfen. Als Ausgangspunkt desselben will ich die grosse Moschee, das Centrum des Islam, die Herzkammer, in der alle Pulse des religiösen Verkehrs der ganzen mohamedanischen Welt zusammenschlagen und in welcher auch der kleinere Verkehr der heiligen Stadt seinen Mündungspunkt hat, erwählen.

Die vier Ecken der grossen Moschee stehen beinahe direct nach den vier Himmelsgegenden, so dass ihre vier Seiten nach Südwest, Südost, Nordwest und Nordost zugekehrt sind. Auf der nordwestlichen und südöstlichen Seite der Moschee dehnt sich die Stadt in die Breite, auf der nordöstlichen und südwestlichen Seite in die Länge aus, jedoch so, dass die Länge ungefähr das vierfache der Breite beträgt. Die grösste Längenausdehnung von Mekka möchte ich ungefähr auf viertausendachthundert Fuss schätzen, während seine grösste Breitenausdehnung wohl nicht mehr als dreizehn bis vierzehnhundert Fuss gefunden werden dürfte. Natürlich sind diese Angaben nicht das Resultat einer Messung, welche anzustellen mir unmöglich gewesen wäre, auch sind sie nur oberflächlich und auf's Ungefähr hin gemacht.

Von der nördlichen Ecke der Moschee, an welcher, bereits etwas auf der nordöstlichen Seite des Tempels, des Bab es Salam (Thor des Grusses),

durch das ich meinen ersten Eingang in die Moschee gemacht hatte, liegt, erstreckt sich die schon früher erwähnte Strasse el Mota beinahe direct nach Norden hin, von welcher die Strasse el Maale nur eine Fortsetzung bildet. Diese Strasse el Mota und el Maale trennt die nördliche Hälfte von Mekka in zwei ungleiche Theile. Ich will diese Theile das erste und zweite Viertel von Mekka nennen, das erste nach Nordwest, das zweite nach Nordost gelegen. Denn um mehr Deutlichkeit zu gewinnen, soll hier Mekka in vier Viertel getheilt werden, von denen die zwei ersten, wie wir gesehen haben, nördlich von der Moschee abgegränzt wurden. Die zwei andern Viertel tracire ich dann südlich von der Mesdschid el Haram und nehme als ihre nördliche Grenze den Tempel selbst an. Die lange Strasse el Mesfala, welche vom Bab Ibrahim, dem Thor Abrahams, sich beinahe südlich bis zum Pilgerwege von Jemen erstreckt, diene als Scheidung dieser beiden südlichen Viertel, so dass das dritte Viertel südwestlich, beinahe westlich, gegen Dschedda zu liegt, und das vierte südöstlich, beinahe streng südlich (denn die Richtung der Strasse el Mesfala ist etwas gegen Westen) abgegränzt wird.

Es versteht sich von selbst, dass bei dieser Eintheilung der Stadt in Viertel nicht das gemeint sein kann, was man zuweilen Stadtviertel nennt, von denen oft mehr als zwölf auf ein Dutzend gehen, sondern ich will das Wort Viertel hier in seiner ursprünglichen Bedeutung, das heisst, als Viertheil, genommen haben, wobei ich mich doch sehr dagegen verwahren muss, dass man nicht glaube, als wollte ich diese Eintheilung für eine bei den Arabern

bestehende gelten lassen; nein nur der Bequemlichkeit, des Ueberblicks wegen, wird sie von mir hier gewählt. Wenn man aber auf die Eintheilungen der Araber geht, so kommt die mathematische Rechnung heraus, dass die Stadt einige zwanzig Viertel hat, was in einer so wunderreichen Stadt, wie Mekka, Niemand auffallen wird. Für das nun, was die Araber Viertel nennen, will ich hier den Ausdruck „Quartier" gebrauchen, der freilich ursprünglich mit Viertel gleichbedeutend ist, der aber als ein Fremdwort im deutschen doch nicht so lächerlich klingen möchte, als es lauten würde, wenn man zum Beispiel sagte, eine Stadt habe zwanzig Viertel oder Viertheile.

Beginnen wir also beim nordwestlichen Viertel, welches wir das erste genannt haben. Diess fängt bei dem dicht an der Moschee, auf ihrer nordwestlichen Seite, gelegenen Hause des Kadi Hanefi, des ersten Kadi von Mekka, an. Daran stösst der Stadttheil Suika, d. h. der Stadttheil des kleinen Basars, denn Suika ist das Diminutivum vom Worte Suk (Basar). Hier sind die Läden der Indier, welche Korallen, Juwelen, Gold, Filigranarbeit und dergleichen verkaufen; auch der Sklavenmarkt wird in kleinen, verschlossenen Buden dieses Basars abgehalten, und nicht mehr öffentlich, wie zu Burckhardts Zeit. Ein Theil des Suika (des Basarchens) ist mit einer Dokana (Dach) überdeckt, welche diese Strasse angenehm kühl macht. Dicht an den kleinen Basar, beinahe an die nördliche Ecke der Moschee stossend, liegt das Quartier der Syrer, Huma el Schamija genannt. Zur Zeit der Pilgerfahrt verwandelt sich die Hauptstrasse dieses Quartiers, die sonst leer ist, in

einen Basar von Bretterhütten, in welchen die hier wohnenden Schamija (Syrer) die Waaren ihres Vaterlandes, die Habseide von Aladscha und Garmasut, den Baumwollstoff von Homs, Homsi genannt, die feine Leinwand aus Palästina, Teppiche aus Damascus und vor allen die Kefija, die roth und goldfarbenen seidenen Kopftücher, feil bieten. Der Stadttheil der Syrer gränzt im Nordost an die berühmte Hauptstrasse von Mekka, el Emsa. Eine Verlängerung dieser Strasse geht mitten in das erste Viertel, mit dem wir es jetzt zu thun haben, hinein. An ihrem in diesen Viertel gelegenen Ende befindet sich die Säule el Merua, der eine Zielpunkt des Sai, des religiösen Rennens, das zum Andenken an Mutter Hagar abgehalten wird. Neben dieser Säule el Merua ist der Suk ed Delalin, der Basar der Versteigerungen, wo stets auf und ablaufende Versteigerer verschiedene Artikel, meist in türkischer Sprache, feil bieten. Die öffentlichen Brunnen liegen auch nicht weit von el Merua. Das Quartier, in welchem die Strasse el Emsa ihr Ende nimmt, ist das schönste und reichste der Stadt, alle Häuser sind dreistöckig, mit schönen grossen luftigen Fenstern versehen und gleichen so sehr europäischen Stadtgebäuden. In diesem Stadttheil, welcher den Namen el Krara führt, dessen Bedeutung mir stets ein Räthsel blieb, liegt auch eines der vielen Häuser des Scheriffs von Mekka, welcher derselben einige zwölf in der Stadt und einige sechs dicht vor der Stadt besitzt. Dem Hause dieses Würdenträgers gegenüber und mit ihm einen traurigen Contrast bildend, liegt, beinahe schon ausserhalb der Stadt, das Quartier el Dschemal (das heisst der

Kameele); es ist ruinenartig und wird nur von armen Leuten bewohnt. Im Nordwesten befindet sich das Quartier Schab el Mulud das heisst der „Hügel der Geburt des Propheten". Daran gränzt im Norden der Wadi en Naga, das „Thal der Kameelstute", einst das Bett eines ausgetrockneten Flüsschens, jetzt von Häusern eingefasst. Mit diesem Punkte sind wir am Nordende dieses Viertels angekommen, wo das von mir bewohnte Quartier el Solimanija beinahe schon ausserhalb der Stadt am Fusse des mit einem kleinen Fort gekrönten Dschebel el Lala (Berg der Tulpen) gelegen ist. Dort befindet sich die Strasse nach Arafa, die Cisternen der Syrer und Aegypter, und die zwei grossen Kirchhöfe, sowie die gepflasterte Strasse zu dem Heiligthum eines gewissen Schich Mahmud, dessen Grabcapelle von vielen Pilgern besucht wird, welchen ich jedoch unbesucht liess, da sein Besuch nicht obligatorisch ist und ich mit dem Obligatorischen in Mekka schon ganz genug hatte.

Soviel vom ersten der vier Viertel von Mekka. Das zweite ist ungleich grösser und wichtiger, als irgend ein andres, denn in ihm befindet sich die grosse Hauptstrasse von Mekka, die vielerwähnte Strasse el Emsa. Sie bildet die südliche Gränze dieses Viertels und trennt dasselbe von der nordöstlichen Seite der grossen Moschee, welcher entlang sie sich hinstreckt, ab. Das eine Ende des Sai, wo die Säule ess Ssafa, der erste Zielpunkt des Laufes, aufgestellt ist, liegt im Süden dieses Viertels und von ihm beginnt die Hauptstrasse, welche in el Merua endet. Eine lange von Süden nach Norden gehende Strasse, welche von el Emsa ausläuft, trennt

dieses Viertel in zwei ungleiche Hälften, von denen die eine ein sehr lebhaftes Handelsquartier, die andere stiller aber ausgedehnter ist. Man nennt diese Strasse el Kaschkaschia an ihrem südlichen, und Rhassa an ihrem nördlichen Ende. Da die Strasse el Kaschkaschia fast parallel mit der Strasse el Mota läuft, und erst im Norden einen Bug macht, um mit dieser zusammen zu treffen, so folgt daraus, dass die eine Hälfte dieses Viertels zwischen beiden Strassen völlig eingeschlossen ist, mit Ausnahme des kleinen südlichen Endes, wo sie an die el Emsa stösst. Zuerst finden wir hier im Süden und an die el Emsa gränzend, das Quartier Suk el Hadschar, wörtlich der „Markt des Steines", so genannt von einem hier befindlichen heiligen Stein, der einst den Propheten täglich, auf dessen Wege aus der Moschee, begrüsste und rief: Salam ja Rasul Allahi (Sei gegrüsst o Prophet Gottes). Dieser einst beredte, aber jetzt leider wieder verstummte Stein wird von den frommen Hadschadsch berührt, von einigen sogar geküsst. Im Norden von diesem Steine ist ein kleines halbverfallenes Haus, welches als ein grosses Heiligthum des Islam verehrt wird. Dieses Haus ist nämlich nichts geringeres, als das des Propheten, nicht dasjenige, worin er geboren ward, sondern das, wo er mit seiner ersten Gattin Kadidscha lebte und seine berühmte Tochter Sittna Fatma, die Gattin Ali's, zeugte. Man nennt dieses Haus auch Mulud Lella Fatma (Geburtsort der Fatma).

Hier liegen schöne Häuser, in denen viele Pilger zu wohnen pflegen. Dann kommt eine Reihe winkliger Gässchen, ein wahres Labyrinth, in welchen

sich Buden an Buden dicht nebeneinander reihen. Ein Theil dieses winklichen Chaos heisst Suk el Masrija, der „Markt der Aegypter", weil dort die Leute dieser Nation ihr Wesen treiben; daneben liegt die Huma el Maghrebia, das Quartier meiner vermeintlichen Landsleute, das einzige, welches ich aus guten Gründen niemals zu betreten wagte, folglich nicht schildern kann; auch ist hier ein kleines schmutziges Quartier Darb ess Ssini genannt, welcher Name der „Weg der Chinesen" bedeutet. Man würde hieraus jedoch mit Unrecht den Schluss ziehen, als habe es in Mekka jemals soviel Chinesen gegeben, um einem eignen Stadtquartier ihren Namen zu verleihen. Nein, es giebt in China nur sehr wenige Mohamedaner und von diesen wenigen verlieren sich alle Jahre wohl kaum zwei oder drei nach Mekka. Zu meiner Zeit war kein einziger Sohn des himmlischen Reiches der Mitte hieher gekommen. Der „Weg der Chinesen" soll seinen Namen dem Umstand verdanken, dass hier vor siebzig oder achtzig Jahren einmal ein chinesischer Händler seine Bude hatte.

Die zweite Hälfte des zweiten Viertels erstreckt sich im Osten der Strasse el Kaschkaschia bis an den Fuss des berühmten Berges Bu Kubis, auf dem der Engel Gabriel dem Propheten so oft erschien. Hier liegen: die Quartiere Schab Ali, vom Schwiegersohn des Propheten so genannt, dessen Geburtsort hier in einer kleinen Capelle, die ich übrigens nicht sah, gezeigt werden soll; das Quartier Mulud en Nebbi, wo Mohameds Geburtsort in einer Art von Crypta gezeigt wird, welche ich ebenfalls unbesucht liess, da ich ihren Besuch auf die Zeit nach der Wallfahrt

nach Arafa aufgeschoben hatte und mich dann ein Unfall nöthigte, Mekka plötzlich zu verlassen; das Quartier Suk el Lil, das heisst des „nächtlichen Marktes", wo manchmal in den Ramadannächten ein glänzender Basar stattfinden soll; das Quartier Rhasse, in welchem der Viehmarkt abgehalten wird. Alle Häuser dieses Viertels, namentlich der zweiten Hälfte desselben, sind hochgelegen. Gegen Norden und Nordosten steigt das Terrain immer mehr und das östlichste Quartier dieses Viertels liegt beinahe schon auf dem Berge Bu Kubis. Diess Quartier heisst el Mamela und enthält grosse Töpfereien. Namentlich werden hier die grossen schweren Krüge gebrannt, welche man, mit Semsemwasser gefüllt, von der Pilgerfahrt zuweilen mitnimmt, obgleich die meisten Pilger diese Krüge zu schwer finden und sich mit Blechflaschen begnügen, welche in der Strasse el Emsa in ungeheurer Menge zu diesem Zwecke verfertigt werden. Am Ende dieses Viertels liegt das Quartier Schab Amir, das übelberüchtigtste von Mekka, in dem die Prostitution ihr Banner aufgepflanzt hat.

Das dritte Viertel von Mekka, das westliche und kleinste der vier, habe ich bei meinem ersten Gange vom Dscheddathore zur Moschee, bei meiner Ankunft in der heiligen Stadt, zum grossen Theil schon geschildert, will also von ihm nur die Quartiere Schebika, Suk es Serhir, Bab el Omra und den daran stossenden Friedhof Chan-Darsa erwähnen. Das Quartier Schebika wird von ächten Mekkanern bewohnt, welche meist von Scheriffen abstammen, sich sehr von andern Bewohnern Mekka's abgesondert halten und im ganzen die Fremden nicht lieben. Im

Suk es Serhir, dem kleinen Markt, haben die mekkanischen Kleinhändler ihre Läden. Im Quartier Bab el Omra wohnen die religiösen Lohnbedienten, die Metuafin. Die meisten Häuser dieses Viertels sind nur ein- oder zweistöckig. Hier liegt auch ein Palast des Scheriffs und das grosse Hauptbad von Mekka, welchem ich am letzten Tage meines hiesigen Aufenthaltes einen Besuch abstatten, der für mich leider die unangenehmsten und für meine Reise die hinderlichsten Folgen haben sollte.

Das vierte Viertel bildet den am niedrigsten gelegenen Stadttheil, wie auch sein Name el Mesfel (d. h. das untere) andeutet. Der südliche Theil dieses Viertels, das eigentliche unterste Quartier, liegt gegen die Pilgerstrasse von Jemen zu. Hier wohnen Krämer von ärmlichem Aussehen, meist Araber aus Jemen oder Hadhramaut, welche im kleinen bescheidene Geschäfte treiben. Im Osten gränzt ein völlig ruinenhafter Stadttheil an dieses Viertel, in dem sich das einzige Wirthshaus in Mekka, der Chan el Jamanija d. h. Wirthshaus der Araber aus Jemen, befindet oder vielmehr befand, denn es ist nur noch ein Haufen von Ruinen. Im Südost beherrscht diesen Stadttheil das hoch auf einem Ausläufer des Bu Kubis gelegene Castell, eine schwerfällige, mittelalterliche Baumasse, welche nach Ansicht der Araber uneinnehmbar sein soll. Auch glauben die Mekkaner, diess Castell könne eine Garnison von zwanzigtausend Mann aufnehmen. Jetzt beherbergt es jedoch nur einige tausend schlechte türkische Infanteristen und besitzt zwanzig alterthümliche, wahrscheinlich unbrauchbare Kanonen. Am Fuss des

Castellberges liegt dann das schöne grosse Palais des Scheriff, einem grossen europäischen Gebäude nicht sehr unähnlich, obgleich natürlich von einer Dachterrasse gekrönt. Wenn man von diesem Palais nach der Moschee geht, so kommt man über einen grossen freien Platz, dem einzigen, welchen die Stadt besitzt. Er beginnt dicht an der Moschee. Mitten auf ihm ist ein grosser Brunnen, dessen Wasser jedoch ungeniessbar sein soll; auch gränzen an diesen Platz zwei weitere Häuser des Scheriff. Im Nordost dieses Viertels befindet sich das Quartier el Dschijad, welches von den Familien, die im Dienste des Scheriff stehen, bewohnt wird.

Meine Wanderungen in der heiligen Stadt sollten begreiflicherweise den lebhaftesten Quartieren derselben, den besuchtesten Strassen und den an Verkehr reichsten Basars gelten. Während die religiöse Seite des Pilgerlebens sich vorzüglich in der Moschee und der daran gränzenden Strasse el Emsa centralisirt, vertheilt sich der mercantile und sociale Pilgerverkehr hauptsächlich auf vier Strassen: die Strasse el Mota, in ihrer Fortsetzung el Maale genannt; die mit dieser beinahe parallel laufende Strasse el Kaschkaschia, an ihrem nördlichen Ende Suk el Lil und er Rhasse geheissen; die sowohl als Wallfahrtsort, als für den Verkehr wichtige Hauptstrasse el Emsa, in welche die beiden erstgenannten Strassen ausmünden; und endlich die westlich von der Moschee gelegene, vielgewundene, oft ihren Namen wechselnde Strasse, welche zuerst, da wo sie südlich von der Säule el Merua in die Strasse el Emsa mündet, den Namen esch Schamija (die Syrerstrasse), dann den

Namen es Suika (Strasse des kleinen Basars) und endlich den Namen el Hammamat (das heisst der Bäder) führt und die in die ebenfalls noch lebhaften Strassen esch Schebika und el Omra mündet. Alle diese vier Strassen sind sehr lebhaft und in ihnen concentrirt sich der Haupthandel, welchen die Pilger nach Mekka bringen, während der eigentliche mekkanische Handel in den Strassen el Mesfala (dem niedrigen Quartier), Suk es serhir (dem kleinen Markt) und esch Schebika gipfelt und der beduinische Handel, der hauptsächlich ein solcher ist, wie er auf Wochenmärkten vorkommt, am nördlichen Ende der Stadt auf dem grossen Vieh- und Getreidemarkt, betrieben wird. Der mekkanische Handel im engern Sinne, den der wenigen einheimischen grossen Handelshäuser natürlich abgerechnet, welche ihre Geschäfte in den von Pilgern bewohnten Stadttheilen, mitten zwischen diesen, betreiben, beschränkt sich mehr auf Consum und Krämerei, und bietet einen getreuen Abklatsch von den Basars anderer orientalischen Städte, mit dem einzigen Unterschied, dass hier die Krämer Mekkawia und nicht Syrer und Aegypter sind.

Interessanter ist der beduinische Verkehr, der seiner Zeit bei Beschreibung des grossen Marktes seine Erwähnung finden soll. Aber im höchsten Grade interessant ist der Pilgerverkehr, der sich hauptsächlich in den vier ebengenannten Strassen vereinigt. Kein Europäer und kaum ein Orientale, der nie in Mekka gewesen ist, kann sich einen annähernden Begriff machen von der Buntheit, Vielfältigkeit, Mannichfachheit der Bilder, welche dem

Beobachter hier vorgeführt werden. Eine europäische Stadt bietet in ihrer Bevölkerung meistens die grösste Monotonie. In orientalischen Städten sind jedoch, selbst in den einförmigsten, gewöhnlich fünf bis sechs verschiedene Bevölkerungselemente vertreten, welche sich durch Religion und Sitten, durch Hautfarbe und Trachten, durch Auftreten, Gang und Gebehrden, durch die verschiedenartigsten gesellschaftlichen Stellungen und Abstufungen, und oft durch die seltsamsten socialen Widersprüche auffallend machen und von einander auf schlagende Weise unterscheiden. Was den Glauben betrifft, so ist nun allerdings in Mekka kein andrer, als der mohamedanische, vertreten, wenn wir nicht die heimlich dem Heidenthum anhängenden oder dessen beschuldigten Indier ausnehmen müssen. Dabei gewinnt jedoch nur die pittoreske Seite der Bevölkerung, denn die christlich-orientalischen Secten und die Juden im Orient haben sich in neuester Zeit so sehr europäisirt, dass sie allen Stempel der Originalität verloren haben und als hässliche, europäische Flecken eine Dissonanz in jedes orientalische Gemälde bringen.

Ueber nichts freute ich mich mehr in Mekka, als darüber, dass ich ich daselbst keine Griechen, Armenier, Kopten und Maroniten, und wie all' die entarteten, christlich-orientalischen Völker noch heissen mögen, zu sehen bekam, welche einem im übrigen Orient alle Poesie, sowie nicht selten auch den irdischen Tand, rauben. Nirgends, ausser in Mekka und Medina, kann man heutzutage eine Bevölkerung und einen Fremdeninflux ächter Moslems, der mit

fremden Elementen noch gänzlich unvermischt ist, finden. Die Moslems sind in allen orientalischen Städten diejenigen, welche sich am schwersten der europäischen Sitte bequemen, und wenn auch einige der höhern Stände die Reform Sultan Mahmuds im Costüm annahmen, so haben sie doch mit der Zeit etwas halb orientalisches, freilich unschönes, aber doch charakteristisches daraus zu machen gewusst.

Selbst diese Reform schlug nicht bei allen gleich an; die einen befolgten sie strenger, die andern laxer, andere wieder so gut wie gar nicht, und so entstanden wieder eine Menge Mannichfaltigkeiten, welche nur im Orient, in dem Lande der Buntheit, möglich waren. Auch in die Auffassung der Religion, welche im Grunde vielleicht die monotonste der Erde genannt werden kann, und welche sich in jeder Sure ihres Korans bestrebt, alle Menschen in ein und dasselbe Modell hineinzuzwängen, haben diese launigen orientalischen Völker in holder Inconsequenz eine Menge Mannichfaltigkeiten gebracht, so dass jetzt wahrscheinlich Mohamed, wenn er wieder zur Erde niedersteigen würde, sich in dem Chaos von Secten und Ritualverschiedenheiten kaum zurechtfinden und in all' den verschiedenen Sectirern wohl schwerlich die Jünger des von ihm gepredigten nüchternen, unerbittlich einfachen Monotheismus erkennen würde.

Welch ein Unterschied besteht nicht zwischen den Schiiten, Wahabiten, Sunniten, Metuali, Ismaeliern und wie alle die Secten noch heissen mögen. Diese Verschiedenheit der Confessionen einerseits, welche mannichfache Formen des Gottesdienstes

erzeugt hat, die sich selbst im gewöhnlichen Leben oft dem Beobachter aufdrängen, andrerseits die Verschiedenheit der Racen, welche sich in der Hautfarbe, den Sitten, und vor allen Dingen im Costüm kundgiebt (denn das Costüm ist dem Orientalen als Kennzeichen seiner Abstammung beinahe ebenso wichtig, als die heiligsten Gebräuche), ferner die grosse Abwechslung in Gewerben und Handelszweigen, alles diess macht den Aufenthalt in den belebtesten Strassen Mekkas so äusserst interessant, in welchen man wie in einem Kaleidoskop die verschiedenen Völkerschaften in buntem Farbenspiel durcheinandergewürfelt sieht.

In dem Pelzladen des tartarischen Kaufmannes Murad Oghlu Khan, meines Herbergsgenossen, war es, wo ich meinen Standpunkt erwählte, um von hier aus das Strassenleben von Mekka, wie ein Zuschauer aus dem Sperrsitz eines Theaters, vor mir defiliren zu lassen. Dieser Laden lag in einem der lebhaftesten Quartiere, in der Strasse el Kaschkaschia, das heisst der Strasse der Opiumraucher, einer der obenerwähnten Hauptarterien des mekkanischen Verkehrs. Die Bude Murads war nichts, als eine kleine, offene Nische, in deren Innerem höchstens zwei Personen Platz hatten, während die Waaren auf einer Bank vor der Nische aufgethürmt waren und den hinter ihnen sitzenden Kaufmann, sowie seinen neben ihm hockenden Sohn, beinahe verdeckten.

Murads Geschäft ging ziemlich lebhaft von Statten, das heisst was ein Moslem lebhaft nennt: er verkaufte vielleicht alle halbe Stunden einmal etwas. Doch wurde viel öfter bei ihm nach dem Preise ange-

fragt, und mancher komische Kauz liess sich mit ihm in einen Handelsdialog ein, der zu nichts führte. Besonders oft kamen Perser, die grosse Vorliebe für Pelzwerk zu haben schienen. Aber diese guten Leute waren meistens von einem so beispiellosen Geiz, dass die Geschichte gewöhnlich damit endete, dass sie über die Waaren und der Tartare über sie schimpfte, wobei natürlich des Ketzerthums dieser Schiiten gehörig gedacht wurde. Die Araber, seien sie nun aus Arabien selbst, aus Syrien oder Aegypten, namentlich aber die Maghrebia, kaufen kein Pelzwerk oder nur sehr selten als Zierrath für Kinder und Frauen. Desto öfter fanden sich jedoch Türken und Bewohner nördlicher Länder des Islam ein.

Da Murad geläufig türkisch sprach, so liess er sich mit diesen bei einer Tasse Kaffee und einer Pfeife Tabak gewöhnlich in ein langes Gespräch ein, ehe man handelseinig wurde. Uebrigens war es schwer mit dem Tartaren überhaupt handelseinig zu werden, da derselbe immer unsinnig hohe Preise für seine Waaren verlangte, wie überhaupt in Mekka alle Luxusartikel um das dreifache ihres Werthes wegkommen. Eigentlich war nichts komischer, als dieser Pelzhandel in Mekka, in einem Lande, wo es selbst im Winter sehr warm ist und wo gewiss Niemand das Bedürfniss nach solchen Kleidungsstücken fühlt. Murad war, glaube ich, auch der einzige, der einen so widerspruchsvollen Handel in der heiligen Stadt ausübte. Nicht selten blieben Pilger bei seinem Laden stehen, namentlich oft sonnverbrannte Beduinen, die sich über ihn und seinen Handel herzlich lustig machten.

„Willst Du", so hörte ich einen rufen, „mir nicht einen Katzenpelz leihen, um ihn als Pilgergewand zu tragen?"

Ein kräftiger Hadramauther, ein schlauer, verschmitzter Kerl, der die Rolle eines wahnsinnigen Heiligen spielte, rannte einmal mit einem sehr schönen Zobelpelz davon und als der Sohn des Tartaren, der gelbsüchtige Selim, ihm nachsetzte und ihm nicht ohne Mühe das Kleidungsstück wieder entriss, hatte jener es schon besudelt und hing es an der schmutzigen Stelle dem Kaufmannssohne um, welcher ungeziemende Scherz dennoch alle Lacher auf die Seite des Verrückten brachte. Der Pelzhandel war offenbar nicht populär in Mekka. Man konnte auch bei der jetzt herrschenden Hitze nicht ohne Schaudern all' dieses Pelzwerk ansehen. Der einzige Araber, welchen ich etwas bei Murad kaufen sah, war ein Häuptling aus dem Nedsched, dem Innern von Arabien. Er erstand einen sehr schönen Bärenpelz zum grossen Erstaunen seiner Begleiter, die gar nicht begreifen konnten, was er damit machen wollte.

Diese seine Begleiter, welche von demselben Stamme wie er, mithin seine Untergebenen waren, schauten ihn lange verblüfft an, als ob sie glaubten, ihr Chef sei plötzlich verrückt geworden, denn nur durch Wahnsinn konnten sie sich erklären, wie ein Araberhäuptling des Nedsched ein Caprice für einen Bärenpelz empfinden konnte. Endlich wagte es einer mit der Frage hervorzurücken:

„Aber, o Schich! was willst Du denn mit dem Bärenpelz machen?"

Jetzt erst schien der Schich zu merken, dass er etwas zu thun im Begriffe stand, was ihn in den Verdacht der Verrücktheit bringen konnte, denn bei Arabern gilt jeder, der in dem kleinsten Stück von althergebrachter Sitte abweicht, oder sonst irgend einen ungewöhnlichen Einfall hat, für geisteskrank oder, was noch schlimmer ist, für ketzerisch. Desshalb hielt es der Schich nun für nöthig, sich durch eine lange Tirade bei seinen Untergebenen zu entschuldigen. Er verschwor sich hoch und theuer, dass er jenen Pelz nicht desshalb kaufen wolle, um ihn etwa zu tragen. Nein, Gott behüte, ein Schich des Nedsched in einem Bärenpelz! eine solche Ketzerei sollte nicht vorkommen.

„Ich will Euch sagen, meine Kinder", so fuhr der Schich fort, „warum ich diesen Pelz kaufen will. Schon öfters, wenn ich an dem Laden dieses nordischen Mannes (des Tartaren Murad) vorbeikam, fiel mir dieser schöne, volle, dicke Bärenpelz in die Augen. Auf diesem Felle, dachte ich, muss es sich recht weich liegen. Nicht als ob ich selbst oder jemand von den meinigen so verweichlicht wäre, auf einer so zarten Decke schlafen zu wollen. Nein! aber zu Hause habe ich ein Fohlen von der besten Nedschedrace, einen ächten Koheil, dessen Stammbaum jeder Araber auswendig weiss. Dieses schöne, feingegliederte, zarte Thier will ich auf dieser weichen Decke ruhen lassen, denn für ein ächtes Koheilfohlen kann selbst der theuerste Teppich nicht zu kostspielig sein."

Diese seltsame Entschuldigung wurde sonderbarerweise von allen Arabern mit dem höchsten

Respect aufgenommen. Auf einmal war der Schich in der Achtung seiner Untergebenen nicht nur wiederhergestellt, sondern sogar gestiegen, denn einem ächten Araber gilt keine Fürsorge, welche man für ein edles Pferd haben kann, für übertrieben. Diess war freilich noch mehr als blosse Fürsorge. Aber der Araber betrachtet ein edles Fohlen wie ein Kind von den vornehmsten Aeltern und, wie man einem verzärtelten Kinde gern seine phantastischsten Launen erfüllt, wie man es mit bunten und kostbaren Kleidern und Zierrathen schmückt und alles thut, um ihm das Leben luxuriös und angenehm zu machen, so macht auch der Araber ein edles Fohlen zu seinem Lieblingsgegenstand, an den er Tag und Nacht denkt und forscht, was er wohl alles thun könne, um ihm das Leben zu versüssen. Nicht selten liebt ein Araber ein edles Fohlen mehr als sein Kind. Oft gefällt er sich, in seiner reichen Phantasie, eine Art Verwandtschaft zwischen dem edlen Thiere und ihm selbst anzunehmen. Wenn eine edle Stute dem Gebären nahe ist, so wartet der Eigenthümer den Augenblick ab, um das neugeborne Fohlen bei der Geburt in seinen Armen zu empfangen und verrichtet so einen Hebammendienst, auf den er sonderbarerweise stolz ist.

Das beste Pferdeland im eigentlichen Arabien ist der Nedsched, das Vaterland des ebengenannten Schich. Hier soll es die meisten Koheil (Vollblutpferde) geben. Diese Nedschedpferde sind jedoch nicht immer schön; nicht selten sind sie sogar schwach und allzuzart, aber, wie oft ein Prinz aus edelstem Fürstenhaus schwächlich und keineswegs von imposanter Gestalt und majestätischen Zügen ist,

und dennoch durchaus den Stempel seines aristokratischen Ursprungs trägt, so verrathen auch diese Nedschedpferde, selbst wenn sie keineswegs glänzende Erscheinungen sind, dem wahren Kenner auf den ersten Blick ihren edlen Stammbaum. Dieser Stammbaum, bildet man sich in Europa ein, werde aufgeschrieben und vom Eigenthümer sorgfältig bewahrt. Diess ist jedoch ein Irrthum, über den ein Araber mitleidig lächeln würde. Ein ächtes Vollblutpferd braucht unter Arabern keinen geschriebenen Stammbaum, denn seine Race offenbart sich durch das edle Ebenmaass seiner Glieder.

Nur dann, wenn ein Araber, was selten geschieht, sein Pferd an einen Fremden verkauft, lässt er den Stammbaum desselben nachher aufschreiben und durch Zeugen bekräftigen. Der Nedsched, wo es die edelsten Koheil giebt, besitzt jedoch nicht die nach europäischen Begriffen schönsten arabischen Pferde. Wir Europäer lieben zu sehr eine glänzende Erscheinung bei einem Pferde und verstehen nicht genug jene Anzeichen edlen Blutes, welche sich oft in unbedeutend scheinenden Details offenbaren, um nicht die stattlicheren und imposanteren Pferde der syrischen und mesopotamischen Ebenen den feineren Nedschedpferden vorzuziehen.

Was man in Europa „arabische Pferde“ nennt, sind alles Pferde aus Syrien, aus der Gegend um Bagdad oder gar aus Aegypten. Aechte Vollblutpferde des Nedsched sind in Europa unbekannte Dinge und möchten, selbst wenn sie eingeführt würden, vielleicht anfangs gar nicht gewürdigt werden. Mit den Pferderacen ist es wie mit dem alten Wein.

Es gehört gewissermaassen eine Erziehung unsres Geschmackes dazu, um beide gehörig würdigen zu können. Ich zweifle auch, ob man jemals in Europa dahin kommen wird, die ächten Nedschedpferde nach ihrem wahren Werthe schätzen zu lernen; man hat sich bei uns in den letzten hundert Jahren zu sehr an den englischen Pferdetypus gewöhnt, man hält diesen beinahe schon für das Ideal dessen, was ein Pferd sein soll, um nicht den arabischen Pferdetypus, der in vielen Dingen gerade das Gegentheil des englischen ist, von Jahr zu Jahr weniger zu würdigen, bis man zuletzt den Geschmack für diese edle Race vielleicht ganz verlieren wird.

Waren Murads Preise, welche er für seine in Mekka so seltenen und so unbrauchbaren Pelzwaaren forderte, exorbitant und lächerlich, so waren es die der andern Kaufleute des Basars, welche Waaren andrer Natur feilboten, nicht weniger. Ueberhaupt habe ich mich immer darüber gewundert, wie denn die Leute so unpraktisch sein können, in Mekka überhaupt etwas zu kaufen, was nicht absolut nothwendig ist. Denn hier kamen syrische Halbseidenwaaren, indische Seide und Kaschmirtücher in Menge in Absatz und zwar um's dreifache oder vierfache ihres wirklichen Werthes. Auch Bücher wurden zuweilen von Pilgern verkauft und zwar immer an Pilger, da die Mekkaner, von denen man doch annehmen sollte, dass sie für arabische Literatur Vorliebe besitzen, dennoch so gut wie gar nicht lesen und keine Bücher kaufen. Die Bewohner der heiligen Stadt interessiren sich für nichts, als für Luxusartikel und Speisewaaren, welche dem süssen

Schlendrian ihres faulenzenden Lebens wünschenswerth erscheinen.

Solche Zwischenfälle, wie die Erscheinung des Nedschedhäuptlings, halfen die Zeit im Laden Murads angenehm verkürzen. Oft jedoch waren die Verkäufer die langweiligsten Menschen von der Welt. Namentlich die Türken wurden mir unausstehlich, wenn sie sich mit dem Tartaren in ein nie enden wollendes Gespräch einliessen. In solchen Augenblicken floh ich schnell aus der Bude des Pelzhändlers, wandelte durch die Strasse Kaschkaschia oder durch den Suk el Lil und sah dem lebhaften und eigenthümlichen Treiben daselbst zu.

Eines Tages, als ein alter, monströs fetter Mufti aus Kleinasien, trotz seiner ungeheuren natürlichen Umhüllung, sich auch die künstliche eines russischen Fuchspelzes zu eigen machen wollte und desshalb ein interminables Geschwätz in unverständlichem türkischen Patois, einem Gemisch von Kurdisch und Türkisch, mit Murad begann, wurde sogar dem gelbsüchtigen Selim die Zeit lang und er machte mir ein Zeichen, dass er mich auf meiner Flucht aus dem Laden begleiten wolle. Diesem glücklichen Umstande sollte ich es verdanken, dass ich mit einem eigenthümlichen Locale bekannt wurde, das bis jetzt noch kein europäischer Mekkareisender gesehen hatte. Ich hatte mich oft darüber gewundert und gefragt, warum denn die Strasse, in welcher Murads Laden lag, Kaschkaschia, das heisst die Strasse der Opiumraucher und Opiumverkäufer heisse? Kaschkasch bedeutet nämlich die Mohnpflanze, aus welcher der Opium verfertigt wird. Noch nie war mir im

Orient bis jetzt ein eigentlicher Opiumraucher vorgekommen, denn diejenigen, welche wir Europäer gewöhnlich Opiumraucher nennen, sind in Wirklichkeit nur Kifraucher und Haschischraucher; unter Kif und Haschisch versteht man aber nicht Opium, sondern den afrikanischen Hanf, welcher opiumähnliche Eigenschaften besitzt. Kif- und Haschischraucher hatte ich in Algerien, Tunis und Marokko genug gesehen und selbst in Constantinopel, wo ich das von den Europäern sogenannte „Kaffeehaus der Opiumraucher" besuchte, hatte ich die Entdeckung gemacht, dass alle diese vermeintlichen Opiumraucher nichts waren, als Kif- oder Haschischraucher. Hier in Mekka sollte ich jedoch zum ersten Male die eigentlichen Opiumraucher sehen und folglich durch den Besuch ihrer Bude erfahren, warum die Strasse el Kaschkaschia vom betäubenden Mohn ihren Namen führte.

Selim führte mich in eine kleine, winklige Seitenstrasse der Kaschkaschia, wo wir in das Erdgeschoss eines sehr alten, ruinenartigen Hauses eintraten. Von der Thürschwelle mussten wir jedoch noch einige sieben Stufen niedersteigen, ehe wir uns auf dem Niveau dieses sogenannten Kaffeehauses befanden, das eigentlich in einer Art von Keller lag. Anfangs sah ich hier gar nichts, denn der Unterschied der grossen Helle in den weiten, offenen Strassen von Mekka gegen die Dunkelheit dieser Spelunke war zu gross, um mich nicht ganz zu blenden. Allmählig gewöhnten sich jedoch meine Gesichtsorgane an die Dunkelheit und ich fing an, den Raum zu gewahren, in welchem wir uns befan-

den. Es war das gewöhnlichste Kellerloch, in dem man sich befinden konnte; Meubles waren nicht in ihm vorhanden, kein Teppich, keine Strohmatte bedeckte den Boden; an den Wänden waren steinerne Vorsprünge, eben so kahl wie der Fussboden, welche die Sitze der Gäste bildeten, angebracht. Ein kleiner Kochherd, in dem jedoch fast nie Feuer gemacht wurde, denn der Name „Kaffeehaus" war hier nur ein Vorwand und keine Wirklichkeit, befand sich in der einen Ecke. Als ich nun anfing, die verschiedenen Gestalten zu beobachten, welche diesen unterirdischen Raum füllten, so wollte es mir vorkommen, als sei ich in das Reich der Schatten niedergestiegen und sehe die blutlosen, blassen Bewohner des Hades um mich herum.

Einige zwanzig Menschen füllten diesen unterirdischen Raum. Sie waren aus aller Herren Länder zusammengewürfelt, einige aus dem Maghreb, die einzigen meiner vermeintlichen Landsleute, vor denen ich mich nicht zu fürchten brauchte, andere aus der Türkei, andere aus Arabien selbst, jedoch die Mehrzahl aus Ostindien, diesem Vaterland des Opiums. Alle diese Leute, selbst diejenigen, welche einen ganz dunklen Teint besassen, waren durch eine gewisse geisterartige Blässe auffallend, die selbst durch die braune Haut der schwärzesten unter ihnen durchzuschimmern schien. Diese Blässe hatte so etwas krankhaftes, dass man ihre unnatürliche, verderbliche Ursache auf den ersten Blick errieth. Die meisten dieser Schatten hatten kleine, kurze Pfeifenrohre in der Hand, aus denen jedoch keine Spur von Rauch hervorquoll. Denn wenn man beim

Opium von „Rauchen“ spricht, so ist diess nur ein Ausdruck, ähnlich dem, welchen die Araber gebrauchen, wenn sie sagen, dass sie den Tabak „trinken“. Der Opium wird nur aspirirt, ähnlich wie bei uns der Kampher in Federkielen manchmal von brustkranken Personen aspirirt wird. Dieses Aspiriren hat freilich noch keinen so berauschenden Einfluss, als das Essen des Opiums, mit welchem auch einige in dieser unterirdischen Halle beschäftigt waren. Diese eingefleischtesten aller Opiumliebhaber pflegten ihr geliebtes Element in kleinen, pillenartig gerollten Teigkügelchen zu sich zu nehmen. Sie sahen womöglich noch elender und schlechter, als die sogenannten „Raucher“ des Opiums, aus.

Nachdem wir uns in dem Kellerloche niedergelassen hatten, schenkte man uns lange nicht die geringste Aufmerksamkeit. Die Geniesser des Opiums sassen da mit offenen, bald sehnsüchtig schmachtenden, bald wollüstig sinnlichen, bald starr vor sich hinstierenden Augen. Sie mochten sich wohl in die wonnigsten Träume gewiegt fühlen, denn die Mundwinkel vieler umflog ein süsses Lächeln, wie wenn ein unbeschreibliches Glück ihnen zu Theil geworden wäre. Aber keiner von allen sprach auch nur ein Wort. Dieser Einfluss des Opiums war mir höchst auffallend, da er sich sehr von demjenigen unterschied, welchen der Kif oder Haschisch hervorzubringen pflegt, der oft seine Geniesser sehr gesprächig macht und sie den grössten Unsinn, die allerkühnsten Phantasiebilder zum besten geben lässt. Aber nein! hier war alles stille, keine Sylbe verrieth die wonnigen Einbildungen, die süssen Phan-

tasieen, welche das Gehirn der Opiumgeniesser beleben mochten. Nur hie und da entfuhr einem oder dem andern der Ruf: „O Allah!“ oder „O Güte Gottes!“, als fühle er sich von Dank beseelt für den Schöpfer, der ihm solchen Genuss ermöglicht hatte.

Wir mochten etwa eine Viertelstunde in diesem Local gesessen haben, als ein Mann in das Kaffeehaus trat, der sich von den andern Insassen desselben auf's auffallendste unterschied. Waren diese leichenblass und abgezehrt, so war er wohlhäbig und gesund aussehend. Trugen diese nur beschmutzte oder zerlumpte Kleider, liederliche und halbzerrissene Turbans, so schmückte jenen das schönste mekkanische Costüm mit Dschebba, Kaftan von Seide, Schärpe von Kaschmir, Turban von vergoldetem Mousselin. Dieser Mann kam auf uns zu, begrüsste uns mit vieler Höflichkeit und brachte uns zwei kleine Opiumpfeifen, genau von der Art, wie sie die andern in der Hand hielten. Er war Niemand anders als der Herr dieses übelberüchtigten Locales, der aus demselben einen grossen Gewinn zog und zwar nicht nur durch den Verkauf des berauschenden Stoffes, sondern hauptsächlich durch das Plündern der Opiumraucher, welche gewöhnlich, sowie sie berauscht sind, sich ganz gutmüthig vom Wirthe ihre Taschen ausleeren lassen, und die später, wieder nüchtern geworden, nicht einmal klagen können, da die türkische Regierung das öffentliche Opiumgeniessen in neuester Zeit streng verboten hat und den Geniesser, eben so gut wie den Verkäufer, Strafe treffen würde. So werden die Opiumgeniesser als die

Mitschuldigen des Opiumverkäufers angesehen und dieser hat jene gewöhnlich gänzlich in seiner Gewalt.

Ich hütete mich natürlich, an der kleinen Pfeife zu saugen und den Opium in ihr zu aspiriren, gab mir aber doch die Miene, als thäte ich diess, da meine Gegenwart hier sonst nicht gelitten worden wäre und man mich wahrscheinlich für einen Polizeispion gehalten hätte. Wer aber sich nicht blos stellte, als geniesse er den Opium, sondern diess wirklich that, war Selim, mein Begleiter, dessen gelbliche, krankhafte Farbe mir nun auf einmal erklärt ward. Die Folge davon sollte denn auch nicht ausbleiben. Bald war Selim ganz in demselben halbblödsinnigen Zustande, wie die anderen Insassen dieses Kaffeehauses und, als ich nach einiger Zeit, nachdem ich die Schattengestalten der Opiumgeniesser hinlänglich betrachtet hatte, fortzugehen verlangte, da konnte diess nur ohne meinen Begleiter geschehen, der, wie ich später vernahm, erst am folgenden Tage in einem völlig abgestumpften und verdummten Zustande wieder auftauchte und seinen Vater nicht wenig gegen ihn erzürnt machte.

Diese Sitte des Opiumgeniessens, oder wie man sie fälschlich nennt, des Opiumrauchens, herrscht eigentlich sonst gar nicht in dem westlichen Theile des Orients, sondern nur in dem östlichen, nämlich in Ostindien und angränzenden Ländern, besonders in China. Aber Mekka konnte als Centralpunkt des Islam seinem Schicksale nicht entgehen, unter andern exotischen Auswüchsen auch das Opiumrauchen hier eingeführt zu sehen.

Manchmal galten meine Wanderungen durch Mekka auch dem syrischen Quartier und dem daran gränzenden Suika (kleinen Basar). Um dahin zu gelangen, wandte ich mich südlich, bis ich am Ende der Strasse der Opiumraucher, die schöne grosse Hauptstrasse el Emsa erreichte, welcher ich nun bis nach der Säule Merua folgte, wo das Quartier esch Schamija beginnt. Als ich einmal so recht gemüthlich durch die mit Kaufläden umringte Strasse der Syrer schlich da hörte ich mich plötzlich beim Namen nennen.

„O Abd-er-Rahman"! so rief eine Stimme, die offenbar aus dem Boden hervorkam, „wie freut es mich, Dich zu sehen."

Ich sah mich um, konnte aber lange nicht entdecken, wo derjenige sich befand, der über das Wiederzusammentreffen mit mir seine Freude äusserte. Endlich gewahrte ich im tiefsten Erdgeschoss eines Hauses, welches durch davorstehende Buden beinahe ganz verdeckt war, einen monströsen Ball, der ruhig in einer Ecke zu liegen schien. Wie ich diesen Ball etwas genauer analysirte, fand ich, dass es mein Reisegefährte, der dicke Haggi Omar war, der dort sein Musestündchen feierte. Ich stieg zu ihm nieder und bald befand ich mich in einem syrischen Zuckerbäckerladen, wo verschiedene süsse Speisen ein buntes Völkchen zu ihrem Genuss versammelt hatten. Hier sass nicht nur der dicke Haggi Omar im glückseligen Verdauungsmomente, nachdem er gerade enorme Quantitäten von Süssigkeiten zu sich genommen hatte, sondern auch einige andere meiner bisherigen Reisegefährten, unter anderen Schich

[ustapha und seine drei Neffen, diejenigen meiner
[itreisenden, mit denen ich am genauesten bekannt
eworden war.

Diese sämmtliche Gesellschaft war eben eifrig
ımit beschäftigt, kleine Teller voll eines süssen Ge-
chtes, Mochalebi genannt, leer zu essen. Der Mocha-
:bi ist eine Art von Brei, welcher aus Reismehl und
[ilch bereitet, stark verzuckert und mit Zimmt,
ıgwer und andern Gewürzen bestreut wird. Der
yrische Koch, bei welchem sich meine Reisegefähr-
:n befanden, war für Zubereitung dieses süssen
.eisbreies berühmt und nicht wenige fromme
adschadsch, besonders viele Türken, die die Süssig-
eiten womöglich noch mehr lieben, als die Araber,
flegten in seinem Laden einzusprechen. Der arme
chich Mustapha war leider nicht mehr der Alte, die
trapazen der Pilgerfahrt hatten ihn stark mitge-
ommen, eine stete Diarrhoe, an der er in Folge der
ırambekleidung und dadurch verursachten Erkäl-
ıng litt, hatte ihn dergestalt heruntergebracht, dass
: jetzt nur noch der Schatten von dem früheren
chich Mustapha war, so schattenhaft dieser auch
usgesehen hatte. Der arme Mann erwiderte auf
ieine Frage, wie es ihm ginge:

„O mein Bruder! Ich sehe, dass es mit mir sich
ım Ende neigt. Gott gebe nur noch, dass ich den
ag der Pilgerfahrt nach dem heiligen Berge Arafa
:lebe, denn diese Wallfahrt will ich zurücklegen,
:lbst wenn ich dort den Geist aufgeben müsste. Auf
rafa zu sterben, das ist jetzt noch der einzige
'unsch meines Herzens."

Der arme Mann ahnte nicht, wie buchstäblich sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte.

Ich war innig gerührt über den elenden Zustand des guten alten Mannes, von dessen Tode ich nach einigen Tagen Zeuge werden sollte. Die anderen Anwesenden schienen ebenfalls gerührt und trösteten in ihrer banalen Weise mit ächt muselmännischem Fatalismus den kranken Greis, indem sie ihm die wichtige Mittheilung machten, dass er nur in dem Falle bald sterben werde, wenn sein Leben „kurzberechnet" wäre. Ich konnte mich jedesmal eines Schaudern nicht erwehren, wenn ich diesen fatalistischen Satz aussprechen hörte, hinter dem sich oft die grösste Herzlosigkeit verbirgt. Ich kenne nichts gefühlloseres, als fatalistische Tröstungen, die uns immer vor Augen führen, dass wir selbst gar nichts zu unsrer Besserung beitragen können. Was für ein Trost kann für einen armen Teufel, der dem Sterben nahe ist, darin liegen, gesagt zu bekommen, dass sein Leben „kurzberechnet" war?

Von dieser traurigen Scene sollte ich indessen bald zerstreut werden und zwar durch den Eintritt in den Laden eines Dutzend junger Türken, eines leichtsinnigen, liederlichen Völkchens, von den frechsten Manieren. Sie schienen offenbar eben aus einem Raki-(Branntwein) Laden zu kommen, an denen in der heiligen Stadt keineswegs Mangel ist, die aber die frommen Pilger gewöhnlich nur bei Nacht besuchen. Diese Bürschchen setzten sich ohne weiteres wohin es ihnen nur beliebte, auf die ersten besten Plätze ohne zu fragen, oder ohne zu sehen, ob schon Jemand dort sass. Die Folge davon war, dass sie

nicht blos die Leute verdrängten, sondern auch manchmal geradezu auf sie zu sitzen kamen. Eine allgemeine Unordnung, ein gegenseitiges Geschimpfe auf Türkisch und Arabisch fand nun statt, ohne dass eine der beiden Partheien die meist unsaubern Reden der andern verstanden hätte. Da jedoch die arabisch Redenden meist Aegypter waren, die sich vor Türken und selbst vor so jungen, jedoch türkischen Springinsfelden schrecklich zu fürchten pflegen, so behielten die luftigen Bürschchen bald die Oberhand. Sie riefen nun mit lauter Stimme nach Mochalebi, den sie im Nu verschlangen. Dann benahmen sie sich nach türkischen Begriffen höchst anständig, indem sie sich ihren Nachbarn in's Gesicht rülpsten, der höchste gute Ton bei Türken nach vollendeter Mahlzeit. Ich war nahe daran, einen dieser Jünglinge mit einer Ohrfeige zu tractiren, als ich eben eine solche Expectoration unter die Nase bekam. Aber derjenige, welcher mir diese türkische „Höflichkeit" bezeigt hatte, schien offenbar zu glauben, dass ich mich dadurch geschmeichelt fühlen müsse. Er wollte sich mit mir sogar in ein Gespräch einlassen, das aber aus Mangel an Sprachkenntniss von meiner Seite bald stockte, denn im Türkischen hatte ich es noch nicht weit gebracht. Endlich entfloh diese leichtsinnige Bande und wir konnten uns wieder ungestört dem Mochalebi widmen.

Schich Mustapha's Neffe Mahmud schien sich ganz besonders in der Zuckerbäckerbude zu langweilen, hauptsächlich weil er in Gegenwart seines Oheim nicht rauchen durfte, was nach der Sitte aller Gegenden, wo Abkömmlinge von Arabern wohnen,

also auch Aegyptens, im Beisein älterer Verwandten für unanständig gehalten wird. Er machte mir deshalb ein Zeichen, welches deutlich sagen wollte, dass er sich aus diesem Laden mit mir zu entfernen wünsche. Da ich darauf einging, so waren wir bald im Freien und nun schlug der schlaue Heuchler mir vor, die Moschee zu besuchen: ein frommer, aber wenig aufrichtiger Vorschlag, da er wohl wusste, dass neuangekommene Pilger in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in Mekka die Mesdschid el Haram nicht anders zu besuchen pflegen, als mit dem heiligen Pilgergewande, dem Ihram, bekleidet, und wir waren weit entfernt davon, in einem so halbnackten Zustande zu sein, wie es der Ihram mit sich bringt. Da ich ihm also auf seinen hypokritischen Vorschlag hin keine andere Antwort gab, als dass ich ihm unter die Nase lachte, so liess er von der Heuchelei etwas nach und ermässigte seinen Vorschlag dahin, dass er mir sagte, wir wollten eines der lebhaftesten Kaffeehäuser besuchen. Damit war es ihm zwar auch noch nicht Ernst, denn ich hatte bald bemerkt, dass seine wahren Absichten ganz wo andershin steuerten, aber einstweilen, da ich ihn beim Wort zu nehmen schien, blieb ihm nichts andres übrig, als das Kaffeehaus aufzusuchen. Wir verliessen also das syrische Quartier, wandten uns wieder in die Strasse el Emsa, an deren nordwestlichen Ende, bei der Säule Merua, wir einen Augenblick dem lebhaften Treiben der dortigen Delalin (Versteigerer) zusahen, und folgten dann der schönen grossen Hauptstrasse von Mekka, beinahe bis dorthin, wo dieselbe bei der andern Säule ess Ssafa ihr Ende nimmt. Da es Nachmittag war

und die frommen Pilger ihr verrücktes Rennen zwischen den beiden Säulen, in der vollen Länge der Hauptstrasse, gewöhnlich nur Morgens abhalten, so kam es, dass die Strasse jetzt nur eine grosse Menge ruhiger und friedlicher Spaziergänger in den buntesten Costümen darbot. Nichts ist schöner, als der Effect dieser Strasse, wenn sie sich so gleichsam in ihrem Sonntagsgewande zeigt, das heisst, wenn sie zur Pilgerzeit nicht von den schmutzigen und tollen Pilgern im Ihram gefüllt wird, sondern von menschlich gekleideten Hadschadsch, die bereits die ersten Ceremonien gemacht, das heilige Gewand abgelegt haben und sich nun in der reichen Buntheit ihrer abwechslungsvollen Nationaltrachten darbieten. Da schlenderte ein dicker officieller Türke im Gewande der Reform, mit dem Uniformrock nach Europa's Muster, und dem krummen Säbel am Ledergut neben einem freien, leichten Beduinen, dem Sprossen der unermesslichen Wüste, in fliegenden, blauen Gewanden. Da erhob sich der thurmartige Spitzhut der Perser neben dem niedrigen Tarbusch des Aegypters oder neben dem kolpakartigen, höheren Fes des Tunisers oder dem Turban der Syrer. Da wandelten kräftige männlichaussehende Chorassaner und Samarkander neben weibischen, mit Goldspangen verzierten Negereunuchen, den Dienern der Moschee einher. Diese schwarzen Widersprüche in der Natur gingen meist trägen, schleppenden Ganges einher. Sie waren reichgekleidet und zwar alle in dem mekkanischen Costüm, dessen Kaftan sie jedoch immer von Seide trugen. Dieses mekkanische Costüm hat an und für sich schon immer etwas weibisches,

und ich konnte mich oft kaum überzeugen, wenn ich mekkanische Jünglinge sah, dass dieselben unserm Geschlechte angehörten; wenn aber unglückliche Geschlechtslose dieses Costüm tragen, so bleibt, wenigstens was die jüngeren betrifft, dem oberflächlichen Beschauer die Illusion vollkommen. Da die hundert oder mehr junge und alte Eunuchen, welche den Dienst der Moschee beinahe ausschliesslich verrichten, alle in der Strasse el Emsa und in ihrer Nähe wohnen, so kommt es, dass man stets hier eine besonders grosse Menge sieht, so oft nicht eine der fünf Gebetesstunden oder ein wichtiger Tempeldienst sie in die Mesdschid ruft. Von diesen Eunuchen sind vielleicht zwei drittel Knaben, welche unter Aufsicht der älteren stehen und sich zu dem Amte ausbilden, welches diese schon versehen. Sie sind fast ausnahmslos Neger und gehören natürlich dem Sklavenstande an, doch können sie, nachdem sie der Moschee gedient haben, nie an einen andern Eigenthümer verkauft werden. Sie stammen theils aus Assuan, theils aus Darfur und Kordofan, zum Theil sogar auch aus Abyssinien, mithin von christlichen Aeltern, die sie als Kinder verkauften oder denen sie geraubt wurden. Es ist sehr selten, dass ein weisser Eunuche in Mekka gesehen wird. Zu meiner Zeit war kein einziger da, obgleich früher solche vorgekommen sein sollen. Ueberhaupt giebt es jetzt in muselmännischen Ländern nur mehr äusserst wenig weisse Verschnittene. Nur in Constantinopel sah ich einige dreissig, welche dort den äussern Dienst des Serails versehen, während die schwarzen den inneren besorgen, welche Verschiedenheit ihrer Beamtung, die

Verschiedenheit ihrer Castration zur Ursache hat, indem die Neger vollkommen (exsecta virga), die weissen gewöhnlich nur zum Theil (exsectis testis) verstümmelt sind. Unter den Eunuchen, welche zu meiner Zeit den Tempeldienst in Mekka versahen, befanden sich nur sieben, die nicht ganz schwarz, sondern mulattenartig schwarzbraun waren. Alle diese Verschnittenen, welche bei der Mesdschid el Haram angestellt sind, erfreuen sich einer gewissen abergläubischen Verehrung von Seiten der Pilger, welche alles, was mit dem heiligen Hause in Verbindung steht, mit einem mystischen Nimbus umgeben, einer Ehrfurcht, die sich sogar auf die Tauben ausdehnt, welche täglich im Moscheehofe gefüttert werden und die man Bit-Allah-Tauben, das heisst Gotteshaustauben nennt; sie dürfen nicht getödtet werden, ihr Flug wird, wenn er sich zu bestimmten Zeiten einem bestimmten Ziele zuwendet, als gute, zu andern als schlechte Vorbedeutung angesehen.

Die Eunuchen des Tempels haben mitunter recht hübsche Wohnungen in der Strasse el Emsa, welche an die nordöstliche Seite der Moschee gränzt. Es wurde mir das unglaubliche versichert, dass viele dieser Tempeldiener in Besitze von Harems seien, für sie freilich der unnützeste Luxusartikel, den man sich denken kann. Ausser den Häusern dieser Moscheebeamten liegen in der Hauptstrasse noch viele andere stattliche Gebäude, südwestlich ein grosser Palast, ursprünglich eine Art von Universität, jetzt die Herberge hochgestellter Beamten der türkischen Regierung; hier pflegt der Pascha, welcher die syrische Pilgerkarawane commandirt, abzusteigen. Unweit

davon erhebt sich ein anderes grosses Gebäude, einst ein Armenhaus, jetzt gleichfalls eine Herberge bevorzugter Pilger. Sonst umgränzen diese Strasse noch viele Häuser der Schörfa (Plural von Scheriff) von Mekka, alle vermeintliche Nachkommen des Propheten und meistens bei der Moschee angestellt. Einige davon haben die Wache der Kaaba und beziehen, an den Eröffnungstagen derselben, bedeutende Trinkgelder von den armen. ausplünderten Pilgern. Diese Schörfa haben im ganzen den beduinischen Typus: langen hohen Kopf, weiches, feines spärliches Barthaar, kleine Gesichter, gebogene Nase, vorstechende Augen; doch sind sie meistens fleischiger, grösser und anscheinend kräftiger, jedenfalls sehen sie viel stattlicher aus, als ihre Stammesverwandten, die Beduinen, aber auch unter den Schörfa sieht man selten jene Wohlbeleibtheit, welche bei Türken und andern städtischen Orientalen so sehr auffällt. Zwischen einem Scheriff von Mekka und einem Beduinen ist ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen einem wohlgenährten Stallpferde und einem halbwilden, freien Araberross. Diese Schörfa, deren Oberhaupt jedesmal der Grossscherif von Mekka ist, sind ein höchst eingebildetes Geschlecht, welches die ganze übrige Welt wie seine geborenen Sklaven ansieht. Die Verehrung, welche ihnen von den Pilgern bewiesen wird, bestärkt sie in dieser hohen Meinung von sich selbst. Die Türken müssen sie zwar als ihre politischen Herren ansehen, aber sie verachten sie im Herzen aufs höchste; auch tritt die türkische Macht in Mekka beinahe zaghaft und jedenfalls viel demüthiger, als in Aegypten, auf, wo die Osmanlis die un-

ausstehlichsten Tyrannen sind. Ein Scheriff von Mekka hält sich selbst und wird von den meisten Moslems für das edelste, was ein Mensch auf Erden sein kann, gehalten. Von allen Muselmanen wird der ächte arabische Stamm so ziemlich als der vornehmste des Menschengeschlechts angesehen und da die Schörfa der Adel unter den Arabern sind, so bilden sie gleichsam die Aristokratie der Aristokratie.

Man kann sich also kaum darüber wundern, dass diese Schörfa sich fühlen und zwar sehr fühlen. Ganz besondere Verachtung hegen sie für alle übrigen Mekkaner, welche sie als Eindringlinge, als Usurpatoren des geheiligten Titels „Bürger von Mekka" ansehen. Denn sonderbarer Weise besteht beinahe die ganze übrige Bevölkerung von Mekka aus Fremden oder Söhnen von Fremden, welche sich in Mekka niedergelassen, hiesige Sitten, hiesiges Costüm und hier übliche Namen angenommen haben und die nun sich mit den ehrfurchtgebietenden Titel „Mekkawia" brüsten, während die wahren Mekkawia doch eigentlich nur die Schörfa sind, deren Seelenzahl tausend nicht übersteigt.

Dieses Loos, eine Niederlassungsstätte für Fremde zu bilden, theilt Mekka mit andern religiösen Hauptstädten, des Orients sowohl, wie Europa's, denn selbst in Rom soll nur ein sehr kleiner Bevölkerungstheil ächt römischen Ursprungs sein; in Jerusalem giebt es kaum eine Familie, die seit vier Generationen dort ansässig ist; in der andern Religionshauptstadt des Islam, in Medina, soll das Bevölkerungsverhältniss ungefähr dasselbe sein, wie in Mekka. Die Schörfa haben seit alter Zeit, um der

Betrügerei vorzubeugen, dass Fremde sich für Mekkaner ausgeben möchten, was von jeher vortheilhaft war, denn in vielen Ländern geniessen die Mekkawia Stipendien und Privilegien, die Sitte eingeführt, die neugeborenen Kinder mit drei grossen Einschnitten auf jeder der beiden Wangen zu bezeichnen, welche Sitte noch heute fortbesteht. Aber zum Schrecken der Schörfa haben alle Fremden, die in Mekka angesiedelt waren, diese Sitte nachgeahmt und auch ihren in Mekka geborenen Kindern die drei Backeneinschnitte gemacht, so dass jetzt dieses Zeichen nichts mehr bedeutet, als dass der Träger desselben in der heiligen Stadt geboren ist. Der Fremde erkennt nun an diesen Einschnitten in die Wangen die Kinder der heiligen Stadt, welche überall in der mohamedanischen Welt grosse Verehrung geniessen. Aber die Schörfa sind dennoch weit entfernt davon, diese Kinder von fremdem Ursprung, seien ihre Vorfahren auch schon vor zwanzig Generationen in Mekka ansässig gewesen, als ebenbürtig anzusehen. Sie unterscheiden sehr wohl, sie kennen sich alle untereinander und nennen nur sich selbst ächte Mekkawia, alle andern sind bei ihnen nur Berrania (Fremde). So untolerant diese Schörfa, was Ursprung betrifft, sich auch zeigen, um so toleranter sind in diesem Punkte die übrigen Mekkaner, welche jedem, der nur in Mekka geboren ist, sei selbst seine Mutter nur wenige Monate vor seiner Geburt hierher gekommen, den Titel eines ächten Stadtkindes zuerkennen. Aber die ächten Schörfa verachten all' dieses Volk als die ärgste Plebs, sie gehen nicht mit ihm um, vermeiden auf's strengste alle verwandtschaftlichen

Bande und Heirathen mit den Kindern der fremden Eindringlinge und leben ganz zurückgezogen, nur mit dem Tempeldienst, der in ihren Geschlechtern erblich ist und ihren persönlichen Geschäften sich befassend. Sie haben nämlich alle höheren Aemter des Tempels gleichsam in Erbpacht, während die Eunuchen nur die niederen versehen. Seltsamerweise scheint es ihnen keine Degradation, Negerinnen zu heirathen, während sie plebejische weisse Frauen zurückstossen würden. Daher kommt es, dass sie im Laufe der Generationen sich sehr dem Mulattentypus genähert haben und sich auch dadurch von ihren Stammverwandten, den Beduinen, unterscheiden, die ihren arabischen Müttern eine verhältnissmässig hellere Hautfarbe verdanken.

Das Beherbergen der Fremden verschmähen die Schörfa und überlassen dieses ihnen unwürdig scheinende Gewerbe den andern Mekkanern, den Plebejern der heiligen Stadt. Da jedoch der Tempeldienst nicht für alle genug abwirft und der Mensch, selbst wenn er Scheriff ist, nicht blos von Hochachtung und Vornehmheit leben kann, sondern leider auch des irdischen Tandes bedarf, so halten es diese vornehm geborenen Männer nicht unter ihrer Würde, Handel zu treiben, namentlich Grosshandel, welcher hier zum Theil in ihren Händen ist.

Viele Schörfa haben ihre Handelshäuser sowohl in Mekka, als in der Hafenstadt Dschedda, über welche jetzt neun Zehntel der Handelsartikel eingeführt werden. Einige von ihnen sind sehr reich, vom grossen Grundeigenthum des Grossscheriffs gar nicht zu reden, welchem beinahe die halbe Stadt Mekka und

ausgedehnte Ländereien in der Umgegend gehören. Andere Schörfa leben jedoch nur in einer bescheidenen Mittelmässigkeit und selbst in Armuth, was sie aber gar nicht verhindert, sehr stolz zu sein und sich für besser zu halten, als die reichsten Mekkawia, welche nicht Schörfa sind.

Nachdem ich mit Mahmud die Strasse el Emsa durchwandelt, liessen wir uns, seinem heuchlerisch geäusserten Wunsche gemäss, in einem Kaffeehaus an ihrem östlichen Ende nieder, wo wir uns plötzlich in einer ganzen Gesellschaft von Beduinen befanden. Diese Leute waren klein und sehr mager, und jetzt im Sommer, wo ihnen ihre Hauptnahrung, die Milch, abging, auch schwach und hinfällig aussehend, obgleich sie in Wirklichkeit, wenn es darauf angekommen wäre, vielleicht manchen Ringkampf und manche Balgerei siegreich bestanden hätten, denn diese muskulöse, sehnige Magerkeit täuscht sehr, namentlich einen Europäer, der gewohnt ist, einen starken Mann sich als stattlich aussehend zu denken, was diese Beduinen eigentlich niemals sind, selbst wenn sie, wie sie es im Winter können, sich kräftiger nähren. Die meisten dieser Steppenbewohner oder Wüstennomaden, wie man will (denn ihre Heimath ist ein Mittelding zwischen Wüste und Steppe), welche wir in dem erwähnten Kaffeehause antrafen, gehörten zum Stamme der Beni Feham, welche im Tieflande südlich von Mekka wohnen. Es ist sonderbar, dass ihr Name, Beni Feham, nicht von ihrem Ursprung, sondern von ihrem Erwerbszweig herzurühren scheint, denn Feham heisst die Holzkohle und folglich Beni Feham die „Söhne der Kohlen", das heisst Kohlen-

verkäufer, was gerade die Beduinen dieses Stammes ausschliesslich sind. Da die Beni Feham den Ruf geniessen, das allerschönste, reinste Arabisch zu reden, so war es mir höchst interessant, mit einigen dieser Menschen ein Gespräch anzuknüpfen. Leider war mein eignes Arabisch sehr weit entfernt davon, sich dieser sprachlichen Reinheit zu nähern, da ich es in Algier gelernt hatte, wo der Dialect sehr verderbt ist, und obgleich ich auf meinen Reisen in Aegypten und selbst auf meiner kurzen Wallfahrt nach Mekka, mich mit dem reineren Idiome vertraut gemacht hatte, so ging diess doch nicht so weit, um gutes Arabisch fehlerfrei reden, wohl aber, um es, wenn ich es hörte, würdigen zu können. Da ich ausserdem mit dem Kamus (dem einzigen Lexicon, das die arabische Sprache hat und dessen Elemente vom Verfasser auf einer Wanderung durch die Gebiete aller Beduinenstämme gesammelt wurden) ziemlich vertraut war, so konnte ich viele ächtarabische Ausdrücke, die in andern Gegenden nur noch der Schriftsprache angehören, aus dem Munde dieser Beduinen verstehen. Es ist eine der arabischen Sprache ganz eigenthümliche Erscheinung, dass dieselbe von dem Landbewohnern besser, das heisst dem geschriebenen Idiom ähnlicher, geredet wird, als von den Städtern, gerade das Gegentheil von dem, was man bei andern Sprachen beobachtet.

Diese Beduinen sprachen das reinste Arabisch des Koran, sie liessen fast alle Vocale ertönen, welche sonst oft nur die Schriftsprache kennt, während die Dialecte, selbst der gebildetesten Städte, gern einige Vocale unterdrücken oder anders aus-

sprechen. So zum Beispiel kennt die arabische Schriftsprache nur drei Vocale A. I. und O.; die Dialecte machen aber aus dem A, wenn sie es nicht ganz verschlucken, nicht selten ein stummes E; nicht so diese Beduinen; sie sagten da, wo ein Nasba (A-Laut) in der Schriftsprache steht, stets A. Ein einziges Beispiel stehe hier für alle. Alle Araber mit Ausnahme einiger, sich durch Sprachreinheit auszeichnenden Beduinen nennen den Namen des Propheten „Mohamed". Diess ist aber unrichtig; in der Schriftsprache heisst er Mohamad, da die arabische Sprache einen E-Laut ursprünglich gar nicht kennt. Nun hatte ich bis jetzt mich immer umsonst nach einem Araber umgesehen, welcher den geheiligten Namen so aussprechen würde, wie er geschrieben wird. Schon war ich nahe daran, anzunehmen, dass das Nasba (das A-Zeichen) im arabischen zwei Lesarten zulasse, in einigen Fällen als A, in andern als E. Hier aber sollte ich zu meiner freudigen Ueberraschung vom Gegentheil überzeugt werden. Da ertönte mit unverkennbarer Deutlichkeit aus dem Munde der Beduinen das Wort Mohamad, nicht Mohamed.

Es war für meine Ohren ein köstlicher Schmaus, dieses ächte Arabisch reden zu hören und gerne hätte ich hier Stunden und Tage verweilt, um den Lauten, die aus dem Munde der Beduinen kamen, zu lauschen. Aber mein Begleiter war weit entfernt davon, von demselben sprachlichen Enthusiasmus, der mich erfüllte, durchdrungen zu sein. Er schätzte keineswegs die schöne reine Sprache der Beduinen, sondern verfiel vielmehr in den Fehler fast aller Moslems, welche ihr Arabisch für das beste halten, eine Lächerlichkeit,

welcher sich sogar die Algierer schuldig machen, deren Dialect doch mit Recht überall als das grösste Kauderwelsch verschrieen ist. Mahmud trieb also zum Aufbruch und ich musste ihm folgen, um nicht mit diesen, zwar was ihre Sprache betraf ausgezeichneten, aber sonst doch rohen, ungeschlachten und spitzbübischen Beduinen allein gelassen zu werden.

Jetzt erst kam der heuchlerische Mahmud mit seiner wahren Absicht etwas mehr zum Vorschein, obgleich er, mit ächt muselmännischer Verstellungskunst, sich noch immer hütete, dieselbe beim Namen zu nennen. Diese Absicht war, ich hatte es schon längst errathen, ein gewisses Quartier zu besuchen, welches für alle jungen Araber eine so grosse Anziehungskraft besitzt, obgleich es ein Europäer kaum begreifen möchte, was man dort Anziehendes erblicken kann, denn das vermeintlich Schöne ist dort meist so über die Maassen hässlich, dass es einen für Schönheit empfänglichen Menschen nur abschrecken kann.

Wir durchschritten also die Strasse el Emsa noch einmal, gingen an den öffentlichen Brunnen vorbei, bogen dann in die Strasse el Mota ein, die wir, so wie ihre Fortsetzung, die Strasse el Maale, in ihrer vollen Länge durchwandelten. Jetzt waren wir am nördlichen Ende der Stadt angelangt, wo die Pilgerstrasse nach Arafa beginnt, auf deren linker Seite die Cisterne der Syrer und das von mir bewohnte Viertel der Solimanija lag, während auf der rechten die Cisterne der Aegypter und daneben ein „gewisses Quartier" befindlich waren. Nach diesem lenkten wir unsre Schritte und bald befanden wir

uns in einem Stadttheil, dessen Häuser meist niedrig und zum Theil baufällig waren. Von diesen Häusern schien nur das Erdgeschoss bewohnt und zwar fast ausschliesslich von weiblichen Wesen, welche in kleinen, nischenartigen Buden auf dem Teppich oder der Strohmatte des Fussbodens dasassen und ihre Reize dem vorübergehenden Beschauer darboten, insofern es die angelehnte Thüre aller dieser halbgeschlossenen Buden gestattete, denn ganz offen darf dieses Gewerbe selbst in dem verderbten Mekka nicht betrieben werden.

So waren denn all' diese Buden halbgeschlossen, jedoch in der Art, dass man sehr gut die „schönen" Bewohnerinnen derselben durch die Thürritze gewahren konnte. Wenn ich „schöne" Bewohnerinnen sage, so geschieht diess freilich hier einzig und allein aus Rücksicht für ihr Geschlecht, welches überall „das schöne" genannt wird und es, Gott sei Dank, meistentheils auch ist, einige traurige Ausnahmen abgerechnet. Aber zu meiner Enttäuschung sollte ich gewahren, dass diese traurigen Ausnahmen hier, in Mekka, und namentlich in diesem Quartier, in dem freilich nicht die feineren und besser bezahlten Personen, welche dieses Gewerbe ausüben, wohnen, ein ganz besonders starkes Contingent bildeten, ja vorherrschten. Nachdem ich an den etwa hundert Buden der schönen Selbstverkäuferinnen vorbeigegangen war, hatte ich die Erfahrung gemacht, dass die meisten dieser „Schönen" hässlich waren. Aber was für eine seltsame Hässlichkeit! So etwas ist in Europa glücklicherweise völlig unbekannt, und würde es vorkommen, so dächte gewiss kein Mensch

daran, es für „schön“ oder verführerisch passiren zu lassen. Man denke sich Züge von einer Magerkeit, würdig jener Jahrmarktscuriosität, die in meiner Jugend auf Messen herumzureisen pflegte und das „lebende Skelett“ hiess. Der Orient ist das Land der excentrischsten Gegensätze, der extravagantesten Uebertreibungen. Wie ein Araber nur geizig oder verschwenderisch, nie aber vernünftig sparsam zu sein versteht, so weiss auch keine Araberin in ihrer Wohlbeleibtheit die vernünftige Mitte zu halten. Entweder aufgedunsene Fettigkeit oder skelettartige Magerkeit, eines von beiden, aber selten ein passendes Mittel, ziert diese Priesterinnen der Liebe.

Es mag paradox erscheinen, wenn ich körperliche Eigenschaften, wie Magerkeit oder Körperfülle, mit sittlichen, wie Geiz und Verschwendung, in eine Linie stelle, denn gewöhnlich nimmt man die ersteren als unabhängig von unserm Willen an und sie sind es auch in den meisten Fällen gewiss, nur nicht in dem dieser Araberinnen, von denen die einen sich förmlich mästen und so, durch ihre eigene Fürsorge, zu jener von vielen Orientalen so geschätzten Wohlbeleibtheit gelangen, während die andern sich, was ihre Nahrung betrifft, dergestalt vernachlässigen und so sehr von ungesunden, nach ihren Begriffen aber wohlschmeckenden Speisen nähren, dass sie wirklich in vielen Fällen selbst die Schuld daran tragen, wenn sie zu jener skelettartigen Magerkeit verfallen. Natürlich ist der Lebenswandel dieser Frauen auch nicht geeignet, dem Körper die natürliche Frische zu erhalten, sondern im Gegentheil bringt er Krankheiten in Menge mit sich, welche

immer ungeheilt bleiben und die unglücklichen Opfer einem frühen erbärmlichen Tode entgegenführen. Dazu ein übermässiger Gebrauch von Dampfbädern, wodurch die Haut förmlich abgebrüht wird. Eine gelbe oder schwarzbraune Haut, langes, spärliches, butterbeschmiertes Haar, gedehnte, schmale, fast durchsichtige Züge, meist längliche und gekrümmte Nasen, oft schielende Augen, ein megärenhafter, ausgemergelter Körper, dünne, knochige, roth bemalte Hände mit schwarzgefärbten Nägeln, nackte, verrunzelte Füsse, das waren die körperlichen Herrlichkeiten, aus denen die meisten dieser hässlichen Schönen zusammengesetzt waren. Diejenigen der Bewohnerinnen dieses Quartiers, welche der Mühe werth sein konnten, dass man sie ansah, mochten wohl fast alle in intimer Conferenz mit ihren Verehrern begriffen sein, denn sehen konnte ich nur zwei oder drei, welche sich durch ein einigermaassen vortheilhaftes Aeussere auszeichneten.

Uebrigens wird das Quartier Schab Amir nur von den gewöhnlicheren, den am geringsten geschätzten und am schlechtesten bezahlten Frauen dieser Classe bewohnt, welche jedoch hier, wie überall, die grosse Mehrzahl bilden. Gerne hätte ich einige der bessern Classe angehörige gesehen, denn ich zweifelte nicht, dass unter diesen einzelne vorhanden waren, welche mit der schönen Hanifa in Dschedda einen Vergleich aushalten konnten. Aber einmal wohnten diese Damen nicht in einem abgesonderten Quartier, wie ihre geringeren Standesgenossinnen, sondern in der ganzen Stadt zerstreut, und ihre einzelnen Wohnungen waren folglich nicht

ohne Cicerone zu finden, dann lebten sie jetzt, zur Pilgerzeit, fast alle sehr zurückgezogen, ein wahres Privatleben: nicht als ob sie ihrem Gewerbe entsagt hätten, aber sie hatten fast alle, für die Dauer der Hödsch, ein festeres Bündniss geschlossen, indem viele fromme Pilger unter ihnen temporäre Nebengattinnen gewählt hatten. Es war lächerlich anzusehen, welche Prätentionen, die „ehrlichen Frauen" zu spielen, diejenigen dieser Personen an den Tag legten, welche für einen Augenblick ihr Gewerbe, das sie sonst öffentlich betrieben, nur privatim ausübten. Mehrere dieser Mädchen wurden mir gezeigt und dickere Schleier und Umhüllungen, einen geregelteren, gravitätischeren Gang, eine sittsamere Haltung, besser niedergeschlagene Augen, unschuldigere Bewegungen hätte man kaum erblicken können, und dennoch waren es Personen, die zu andern Zeiten sich auf's auffallendste benahmen.

Die meisten der Frauen im Schab Amir waren vom Beduinenschlage, nicht jedoch die Töchter freier, noch mächtiger, angesehener Stämme, welche nie eine der ihrigen so tief fallen lassen würden, sondern unglückliche Kinder halbaufgelöster, verkommener Tribus, wie deren in den letzten vierzig Jahren einige aus den steten Partheikämpfen der Beduinen hervorgingen. Ihr Gewerbe war auch in pecuniärer Hinsicht ein elendes, denn die Moslems pflegen solcherlei Dinge nur sehr schlecht zu bezahlen. Dass die Unglücklichen es gewählt hatten, war eben ein Beweis, dass sie auf keine andere Weise ihr Unterkommen finden konnten.

Ich eilte schnell hinweg von dieser Stätte des

moralischen und physischen Elends, musste jedoch meinen Begleiter hier zurücklassen, denn dieser heissblütige ägyptische Jüngling war selbst durch die abschreckende Hässlichkeit dieser Wesen nicht zu einer kühlern Stimmung zu bringen.

In diesem Stadttheil Schab Amir, der jetzt eine so traurige Bedeutung hat, mitten unter den Stätten der Verworfenheit, wohnen auch noch die letzten unglücklichen Reste des edlen, einst hochberühmten Stammes der Koreischen, welche ehemals die Herren von Mekka waren, welche sich directer Abstammung von Ismael und Abraham rühmen, und aus deren Geschlecht der Prophet Mohamed selbst hervorging.

Auf einem andern Gange, den ich in Begleitung meiner zwei Inseparablen, (Ssadak und seines Sohnes, die mich nie allein liessen, ausser wenn sie mich im Laden des Tartaren Murad installirt glaubten, wo sie nicht zu befürchten schienen, dass sich dort ein andrer Metuaf meiner bemächtigen würde), durch dieses Quartier machte, wollte mir mein Metuaf einige zehn Familien zeigen, welche noch ächte unzweifelhafte Abkömmlinge der Koreischen seien. Aber wie elend, wie heruntergekommen sahen diese Sprösslinge eines edlen Geschlechtes aus! Lumpen bedeckten ihre abgemagerten Glieder, Schmutz und Unrath füllten ihre elenden Hütten. Jedoch inmitten dieser Lumpen und dieses Schmutzes verrieth sich trotz allem der Stolz der Abkömmlinge eines edlen Geschlechtes. Die Frauen besonders, welche zum Theil unverschleiert gingen und abgemagerte, hexenartige Wesen waren, sahen jämmerlich aus. Dieser

Anblick rührte mich zum Mitleid und gerne hätte ich einem oder dem andern dieser armen Leute ein kleines Geldgeschenk gemacht. Aber Ssadak, dem ich meine Absicht bekundete, rieth mir davon ab, indem er mir vorstellte, dass diese Leute weit entfernt davon seien, betteln zu gehen und überhaupt andere Almosen zu empfangen, als diejenigen der Moschee, welche zu nehmen von Niemand, selbst von dem Scheriff nicht, als eine Schande angesehen wird. Dennoch konnte ich nicht umhin, einem Familienvater, den ich von zehn kleinen, halbnackten, oder vielmehr nur mit Schmutz bekleideten Kindern umgeben sah, einen Rial ($2^1/_2$ Gulden) anzubieten. Diess Geld war das Schauspiel, das mir nun geboten werden sollte, allein schon werth. Das Geberdenspiel des Koreischen war unvergleichlich, wie die angeborene arabische Habsucht und der Stolz eines edlen Geschlechtes sich sichtbar in ihm einen Kampf lieferten und lange keiner den Sieg über den andern erringen konnte. Seine Augen glühten vor Habsucht und Geldgier, welche, nebst einem unberechenbaren sinnlichen Bedürfniss, die charakteristischen Eigenschaften eines jeden ächten Arabers sind; im erstēn Impuls der erwerbslustigen Freude streckte sich schon die Rechte nach dem dargebotenen aus, aber sie hielt in dieser Bewegung mitten inne, denn nun kam der Stolz, der dem Abkömmlinge des edelsten arabischen Stammes sagte, dass es seiner unwürdig sei, eine Gabe von dem ersten besten Fremden anzunehmen, von einem Menschen, der gegen ihn, den Koreischen, an Adel wahrscheinlich sehr zurückstand, der in seinen Augen nicht würdig war, ihm

das Wasser zu reichen. Endlich jedoch schien wieder die Geldgier die Oberhand zu gewinnen. Wäre das dargebotene eine kleine Gabe gewesen, so würde vielleicht dem Stolz schliesslich doch der Sieg verblieben sein. Aber ein Rial ist nach beduinischen Begriffen nicht wenig, eine ganze Familie kann davon vierzehn Tage oder noch länger leben und so wurde der Kampf zwischen Geldgier und Selbstgefühl zu ungleich, so dass endlich dieses dem andern das Feld räumen musste. Der Koreische nahm die Münze, indem er sagte: „Ich nehme diess von Dir, indem ich Dich für den Schatzmeister Gottes ansehe". Hinter diese Formel flüchtet sich stets der muselmännische Stolz. Nicht dem Geber eines Almosens gebührt die Ehre, nicht ihm wird Dank erwiesen, sondern dem fatalistischen Gott des Islam, der von Ewigkeit her jede einzelne Handlung eines jeden Menschen vorausbestimmt und vorausberechnet hat.

Ich möchte übrigens die Vermuthung äussern, dass jene wenigen Koreischenfamilien, welche im grössten Elend jetzt das schlechteste Quartier von Mekka bewohnen, denn doch in Verlegenheit sein möchten, ihre Abstammung untadelhaft zu beweisen. Was aus dem einst mächtigen und in Mekka herrschenden Stamme im Laufe der Jahrhunderte geworden, wann er aufhörte, als imponirende Einheit dazustehen, wie und durch welche Ursachen er einem so traurigen Verfall entgegenging, das sind Fragen, die mir kein Araber genügend zu lösen verstand, da, wie es scheint, die Geschichte der Koreischen nach Mohamed nicht aufgezeichnet wurde. Zu

Burckhardts Zeiten waren in Mekka nur noch fünf oder sechs Koreischenfamilien vorhanden, meist sehr arme Leute, welche im Dienste der Moschee standen. Von diesen scheinen diejenigen, welche mir gezeigt wurden, keine Abkömmlinge zu sein, da sie sonst wahrscheinlich auch zum Moscheedienste erzogen worden wären. Der Grossscheriff von Mekka selbst und die übrigen Schörfa werden von manchen auch für Koreischen gehalten, da sie vom Propheten abstammen sollen, der bekanntlich auch ein Koreische war. Aber der Titel Scheriff wird selbst durch weibliche Nachkommenschaft fortgepflanzt und beweist folglich nicht einen Ursprung vom Mannesstamm der Koreischen.

Aus dem ärmlichen Stadttheil des Schab Amir führte mich dann Ssadak nach dem grossen Markt von Rhasse, der zwischen dem Schab Amir und der Strasse Suk al Sil (dem nächtlichen Markt) liegt. Da es gerade Markttag war, so konnte ich auf diesem Platze eine nicht unbeträchtliche Menge von Beduinen sehen, welche mit den Erzeugnissen ihrer Heimath hier Handel trieben. Da wandelten sie, diese freien Söhne der arabischen Ebenen, Wüsten und Berge, von keinem Herrscher unterjocht, keinem Tyrannen gehorchend, wild und kühn, männlich und stolz, die Freiheit ihrer Wüsten, trotz Armuth und Beschwerden, dem üppigen Leben der Städter, die sie als Sklaven verachten, vorziehend. Auch in ihrem Costüm jeden Schmuck als weibisch und entartet verschmähend, hüllten sie sich nur, mit malerischer Drapirungsgabe in weite leinene oder baumwollene, kaum genähte Gewänder, meistens von

hellblauer Farbe. Eine einfache baumwollene Toba (Aermelhemd), ein grober wollener Benisch (Mantel) nach Art der antiken Toga darüber geworfen, das war alles, was sie bedeckte. An den Füssen verschmähten viele von ihnen irgend etwas, selbst die dünnsten Sandalen zu tragen. Auch ihr Haupt war völlig nackt und das lange, niemals geschnittene Haar hing in zottigen Massen wild von den seltsam geformten Schädeln auf ihre mageren Schultern hernieder. Diese blosen, langen Haare, durch deren Tragen die Beduinen sich so sehr von der sonstigen muselmännischen Sitte des Haupthaarrasirens unterscheiden, erinnerten mich lebhaft an die Worte des Plinius: „Arabes intonso crine degunt", ein Beweis, dass Plinius die ächten Araber, die Vorfahren der Beduinen, meinte, welche vor zweitausend Jahren ganz so lebten, wie ihre Nachkommen heute, während er unter den „Arabes mitrati" wahrscheinlich die Städter, welche schon damals eine Art von Turban besassen, bezeichnen wollte. Diese langen Haare werden leider sehr unreinlich gehalten und wenn man sie überhaupt wäscht, so geschieht diess nicht etwa mit Wasser, das überall selten und kostbar ist, sondern mit — Urin, was natürlich sie noch unreinlicher macht. Manchmal wird auch Butter (nicht Oel, das den ächten Arabern kaum bekannt ist) in die Haare geschmiert. Ausserdem sind sie voll Staub und Schmutz, und bilden wahre kleine Wälder in anderer Beziehung, die ich nicht deutlicher zu bezeichnen brauche. Die Haare einiger sind von Natur schlicht, wie zum Beispiel die der meisten Beduinen vom Stamme der Dui Baraka, welche sich rühmen, Schörfa

(Nachkommen Mohameds) zu sein. Die Männer dieses Stammes, der im Wadi Fatma und Wadi Limu dicht bei Mekka haust, haben, so viel ich an den auf diesem Markte gegenwärtigen Exemplaren sehen konnte, im ganzen kräftige, männliche Gestalten, wie überhaupt die Bewohner der Umgegend von Mekka meist wohlgenährter und knochiger sind, als die der entfernteren Gegenden, namentlich die der Wüsten, welche an dem nöthigsten oft Mangel leiden.

Was die Lebensart und die Sitten der ächt-arabischen Beduinen betrifft, so haben sich dieselben im Laufe der Jahrtausende gar nicht, oder so gut wie gar nicht, geändert. Man rühmt an ihnen noch heute die patriarchalische Tugend der Gastfreundschaft und die Heilighaltung des sogenannten Salzrechtes, das heisst, dass sie denjenigen, welcher einmal mit ihnen das Salz gekostet hat, so lange er in ihrem Gebiete weilt, nie verfolgen, möge er auch sonst ihr bitterster Feind sein. Da die städtischen Araber weit entfernt davon sind, dieses Salzrecht so hoch zu halten, wenn sie es überhaupt ausüben, so werden sie von den Beduinen mit dem Schimpfnamen „Schänder des Salzes", das heisst „Verletzer der heiligen Rechte der Gastfreundschaft" gebrandmarkt und sie verdienen diesen Schimpfnamen gewiss, wenn alle die Geschichten von Beraubung von Pilgern und namentlich von Pilgerinnen wahr sind, welche man mir erzählte und von denen die Behandlung von Hamdans temporären Gattinnen einen Beleg liefern mag.

In vielen Beziehungen haben die Beduinen

Arabiens Aehnlichkeit mit den Kabylen von Algerien und Marokko. Namentlich was die Zähigkeit betrifft, mit welcher sie an der barbarischen Sitte der erblichen Blutrache festhalten, von der sie nie lassen und welche sie von Generation auf Generation fortpflanzen, gleichen sich diese beiden so entfernt von einander hausenden Völker; ebenso auch in der Treue ihrer Freundschaften und fingirten Bruderschaften. Denn wie ein Kabyle Algeriens seinen Naja oder fingirten Bruder hat, dem er im Leben treu zur Seite steht und dessen Tod er blutig rächt, so kennt auch der Beduine ein ähnliches Verhältniss welches er Rafikia nennt. Jeder Rafik muss seinem fingirten Bruder im Leben und Tode zur Seite stehen, dessen Verwandten werden als die seinigen betrachtet, er erbt alle Blutfehden seines Bruders und dieser alle die seinigen, wodurch die Tragweite der Erbrache eine noch grössere wird.

Noch in einem andern Punkte unterscheiden sich die Beduinen vortheilhaft von den städtischen Arabern, das ist in der Reinlichkeit. Sie lassen keine crepirten Thiere in der Nähe ihrer Wohnungen liegen, sie begraben die Menschen gleich nach dem Tode, sie halten ihre Waschungen regelmässig. Leider scheint es ihnen jedoch keine Verunreinigung, sich des Urins zum Haarwaschen zu bedienen, der doch nach dem Koran als die grösste Unreinigkeit angesehen wird.

Die Beduinen vom Stamme der Lahian, welche zwischen Mekka und Dschedda wohnen, sowie ihre Stammverwandten, die Metarefe, hatten auf diesen Markt Kameele und Kühe zum Verkauf gebracht.

Neben ihnen sah ich Beduinen aus Jemen, welche Schafe verkauften. Diese Jemania waren meist vom Stamme der Beni Dschehadela, hatten gelocktes langes Haar, welches in länglichen Ringelocken, ähnlich denen, die in Europa die Frauen tragen und die man „Anglaises" nennt, herunterhingen. Auch zahlreiche Repräsentanten des mächtigen Stammes der Asyr tummelten sich hier zwischen den Kameelen, Kühen, Mauleseln, Eseln und Schafen umher. Es waren kleine, magere, muskulöse Männer mit spitzen, langen, dünnen Gesichtszügen, spärlichem Bart und gestutztem Schnurrbart, wie denn überhaupt die meisten Beduinen nur auf der Oberlippe und am Kinn etwas Haare haben, während bei ihnen ein Backenbart etwas völlig unbekanntes ist und gar nicht wächst. Beduinen von den Bergen um Taif sah ich gleichfalls hier in Schaaren, die Hodeila boten ihre Ziegen, welche ihren Hauptreichthum bilden, zum Verkauf; die berüchtigten Tueirek, die grössten Räuber Arabiens, schlenderten hier umher, vielleicht nicht in der besten Absicht; die Thekif, ein betriebsames Völkchen, boten Futter für Kameele und Pferde feil.

Pferde wurden auf diesem Markte nicht zum Verkauf geboten. Ueberhaupt ist der Hedschas kein Pferdeland, der Jemen noch weniger, Pferde giebt es eigentlich in ganz Arabien, als Race, nur im Nedsched, denn die Gegend um Bagdad, der Irak Arabi, wo auch gute Pferde gezogen werden, kann wohl kaum, und das reichste Pferdeland, die syrischen Ebenen, gar nicht zu Arabien gerechnet werden. In Mekka haben nur der Grossscheriff und die

wohlhabendsten Schörfa, sowie einzelne der reicheren Kaufleute Reitpferde. Die Beduinen der Umgegend der heiligen Stadt besitzen gar keine. Ein Pferd ist desshalb hier ein grosser Luxusartikel und wird, trotz der Nähe des Nedsched, des besten Pferdelandes, theurer verkauft, als in Syrien und Aegypten, weil der Nedsched eben zwar sehr gute, aber doch nicht viele Pferde erzieht, während die syrischen und mesopotamischen Ebenen eine weit grössere Zahl aufweisen können.

Ich wurde mit einigen dieser Beduinen bekannt, welche meines Führers Ssadak Freunde waren, wenigstens behauptete diess Ssadak. Ich sah jedoch gleich an der verächtlichen Manier, mit welcher die freien Wüstenbewohner den Metuaf, dessen Gewerbe so ziemlich das allerverachtetste ist, behandelten, dass diese Freundschaft nur von seiner Seite existirte. Gewiss hatte er mit diesen Beduinen kein Salz gegessen, vielleicht hielten sie ihn gar nicht des Salzrechts für würdig.

Diese Bekannten Ssadaks waren von den nächsten Stämmen um Mekka. Einer von ihnen lud mich ein, ihn in seiner Heimath zu besuchen, was ich jedoch leider nicht ausführen konnte, denn einmal war der Weg sehr unsicher, und dann würde ich bei diesen guten Leuten beinahe Hungers gestorben sein, da sie im Sommer so gut wie nichts zu leben haben und es sie doch beleidigt hätte, wenn ich mich selbst mit Lebensmitteln versorgt haben würde.

Ich glaube, dass ein europäischer Reisender, der das Innere von Arabien so recht gründlich kennen lernen wollte, mit den Beduinen ziemlich gut aus-

kommen könnte. Nur müsste er in allem ihre Gebräuche befolgen und sich auch keinen Fingerbreit davon entfernen, da die Wüstenbewohner nicht die geringste Abweichung davon dulden. Freilich müsste er sich den grössten Entbehrungen und Strapazen unterziehen, denn das Leben der Beduinen ist ungefähr das frugalste und abgehärtetste, welches ein Mensch führen kann. Ein Beduine bedarf täglich kaum eines halben Pfundes an Lebensmitteln, um seinen kleinen, spindeldürren, dünnknochigen Körper in einem leidlichen Kraftzustande zu erhalten. Auch schlafen diese Leute nur wenig und unregelmässig; setzen sich im Winter in ihren dünnen leinenen Gewanden der Kälte, im Sommer mit ihrem unbedeckten Haupte den glühenden Sonnenstrahlen sorglos aus. Eine Zeit lang könnte ein Europäer dieses spartanische Leben vielleicht mitmachen, ich zweifle aber, ob es ihm auf die Dauer gelingen wird, sich bei den Beduinen zu acclimatisiren.

Achtzehntes Capitel.

Weitere Pflichten der Pilgerfahrt.

Meine vermeintliche Frömmigkeit. — Wiederholter Besuch der Moschee. — Gang nach der Mesdschid el Haram bei Nacht. — Aberglaube über die Beleuchtung von Mekka. — Das Thor des Propheten. — Erleuchtung der Moschee. — Seltsamer Eindruck derselben. — Der Raum um die Kaaba. — Der Porticus halb erleuchtet. — Eigenthümliche weibliche Gäste in demselben. — Rückkehr durch die dunklen Strassen. — Die Bude der Haschischraucher. — Zwei weitere Ceremonien. — Der Lauf zwischen Ssafa und Merua. — Die Säule Ssafa. — Gebet. — Der Sai. — Die Säule Merua. — Siebenmaliges Rennen. — Worte des Korans über den Sai. — Ein alter heidnischer Gebrauch. — Die beiden Götzenaltäre. — Gottloser Ursprung der Säulen Ssafa und Merua. — Die Omra oder kleine Wallfahrt. — Der Steinhaufe des Abu Lahab. — Verwünschungen des Koran. — Die Capelle el Omra. — Andachtsübungen. — Rückkehr der lobsingenden Pilger nach Mekka.

Wenn Abd-er-Rahman ben Mohamed es Skikdi sich damit begnügt hätte, nur in den Strassen von Mekka herumzuschlendern und übelberüchtigte, wenn auch interessante Orte zu besuchen, sowie Beobachtungen über seine Mitmenschen anzustellen, so wäre besagter Abd-er-Rahman eben nur ein höchst schlechter Pilger gewesen. Diesem guten Moslem lag aber

daran, in den Augen der frommen Hadschadsch für das zu gelten, was weder sie, noch er, waren, nämlich für einen frommen Mann. Um seinen Ruf als solcher aufrecht zu erhalten, musste der algierische Hadseh noch eine Menge langweiliger Ceremonien mitmachen, die er dem Leser nur in einer kurzen Uebersicht geben will, da er fürchtet, mit einer langen Schilderung dieser keineswegs amüsanten Dinge selbst den Geduldigsten zur Verzweiflung zu bringen.

Zuerst muss ich noch der wiederholten Besuche der Moschee erwähnen, welche jeder Pilger der Sitte gemäss, selbst nach dem ersten Umgang um die Kaaba, macht, obgleich sie nicht streng genommen seine Pflicht sind. Das erste Mal, als ich die Mesdschid el Haram wieder besuchte, war drei Tage nach meiner Ankunft in Mekka, denn so lange hatte ich mir im Hause des luxuriösen Hamdan ben Hamidu, meines Wirthes, Ruhe und Erholung gegönnt: eine Ausnahme gegen andere Pilger, die sonst schon am Abend nach dem Umgang um die Kaaba wieder in den Tempel gehen; da diess jedoch nur im unbequemen Ihram (Pilgergewand) geschehen darf, und ich gar keine Lust hatte, diese Lumpen so schnell wieder anzulegen, so schützte ich ein Unwohlsein vor, liess einen Hammel als Sühnopfer schlachten, welchen die Familie Hamdan verspeiste, und nun hatte ich drei volle Tage Ruhe vor weiteren religiösen Pflichterfüllungen.

Man würde sich jedoch irren, wollte man aus meinem einstweiligen Nichtbesuchen der Moschee und meiner Zurückgezogenheit für einige Tage

schliessen, dass die Familie Ssadak mich während der Zeit, da ich ihrer Dienste gar nicht benöthigt war, in Ruhe gelassen hätte. Nein, diese Biedermänner hatten an mir eine zu fette Milchkuh gefunden, um mich nicht täglich vier oder fünf Mal mit ihren langgedehnten Besuchen zu erfreuen. Dass sie sich zur Zeit der Mahlzeiten regelmässig einfanden und den Gerichten aus der Küche Hamdans mit einem sehr gesegneten Appetit zusprachen, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Zuweilen begnügten sie sich nur zu zweien zu kommen, manchmal aber gefiel es ihnen, irgend einen beliebigen Mekkaner, den sie für ihren Vetter ausgaben, mitzubringen und ihn an meinen Tisch einzuladen, was ich nicht verwehren durfte, ohne gegen die Sitte zu verstossen. So kam es, dass ich alle Tage, statt für zwei, für vier, fünf oder sechs Personen Essen bezahlen musste, was gar keine geringe Summe ausmachte, denn Hamdan verlangte für die Beköstigung einer jeden Person die nach arabischen Begriffen exorbitante Summe von einem Rial ($2^1/_2$ Gulden, $1^1/_2$ Thaler). Nach europäischen Begriffen wäre diess vielleicht nicht zu viel gewesen, aber nach arabischen repräsentirte es ein Capital, von dem eine Familie eine Woche lang leben kann. Doch bildet Mekka zur Zeit der Pilgerfahrt eine solche Ausnahme gegen andere orientalische Städte, was die Preise aller kaufbaren Dinge betrifft, dass mich diese tägliche Plünderung von Seiten Hamdans nicht sehr in Erstaunen setzte. Zum Glück war ich in pecuniärer Hinsicht auf diese und noch ärgere Eventualitäten vorbereitet. Alle meine Waaren, die ich zum Verkauf mitgebracht hatte, um

in meiner Rolle zu bleiben, stellten auch wieder ein hübsches Capital dar, das mir jedoch, wie man unten sehen wird nicht zu Nutz kommen sollte, denn durch meine Flucht von Mekka verlor ich alles ausser mein baares Geld.

Am Abend des vierten Tages, seit meiner Ankunft in der heiligen Stadt, trat mein Metuaf, Ssadak ben Hanifa, in mein Zimmer und stellte mir in lebhafter Rede vor, dass ich es nun doch nicht länger verschieben könne, meinen Abendbesuch in der Moschee zu machen, wenn ich nicht ganz für einen Ketzer, einen gottverfluchten Sectirer Ali's, oder noch schlimmeres gelten wollte. Natürlich verschwor ich mich hoch und theuer gegen den Verdacht, ein Sectirer Ali's zu sein und weihte alle Perser und übrigen schiitischen Ketzer in den orthodoxesten Ausdrücken der ewigen Verdammniss. Diese fromme Verwünschung schien den Sohn der gottseligen Hanifa sehr zu erbauen und da ich ihm versprach, noch an demselben Abend mit ihm den Tempel zu besuchen, und er das Trinkgeld, welches ihm dieser fromme Gang eintragen sollte, strahlend vorschweben sah, so eilte Ssadak mit freudebelebtem Schritte die Treppe hinunter, um die Laterne zu holen, mit welcher er und sein Sohn Hassan mir durch die dunkelen Gassen dieser dunkelen Stadt voranleuchten sollten, denn an Strassenbeleuchtung ist natürlich in einer durch das Licht des Glaubens so erhellten Stadt, wie Mekka, nicht zu denken. Auch ist es bekannt, dass die Steine Mekka's von überirdischem Glanze strahlen, folglich wäre eine Strassenbeleuchtung nur überflüssig. Da jedoch die meisten Pilger

zu sündhaft sind, um diese überirdische Beleuchtung sehen zu können, so begnügen sie sich mit dem etwas weniger wunderbaren Laternenlicht, welches ihre Schritte nach der Mesdschid el Haram auf praktischere Weise lenkt.

In den Gassen von Mekka war alles Stille. Vom ungewissen Sternenlicht matterhellt, lagen die schwermüthigen dunklen Massen der Häuser da, deren offene Fenster ohne Glas jetzt zur Nachtzeit nicht mehr europäischen glichen, denen sie bei Tage ziemlich ähnlich sahen; aber die Abwesenheit des Glases und bei vielen auch der Fensterläden, welche wir bei europäischen Häusern des Nachts geschlossen zu sehen gewohnt sind, machte, dass nun diese Fenster nur wie grosse Lücken aussahen und an mittelalterliche Schlossruinen errinnerten. Nur hie und da in dieser nächtlichen Stille hörte man den Tritt eines Pilgers, der wie ich, von einem Laternenträger begleitet, die Moschee aufsuchte. Je mehr wir uns der Moschee näherten, desto häufiger wurden jedoch diese Begegnungen. Wie ein Schwarm von Geistern, in den weissen Ihram gehüllt, so tauchten diese Pilger aus dem Nachtdunkel auf, bald aus einem Thore, bald aus einer dunklen Nebenstrasse hervortretend. Meist wankenden aber doch schnellen Schrittes folgten sie den Leuchten, die wie ebensoviele Feuerkäfer herumzuschweben schienen: die einzigen helleren Punkte in den dunklen Gassen der heiligen Stadt.

Endlich erreichten wir die Hauptstrasse el Emsa, von welcher drei Thore in die Moschee führen, das schon oft erwähnte Thor des Grusses (Bab ess Ssalam), das Thor des Propheten (Bab en Nebbi) und

das Thor Ali's (Bab Ali), eines andern kleineren Thores, des Bab el Abbas gar nicht zu gedenken. Durch das mittlere dieser drei Thore traten wir ein. Dieses Thor des Propheten, so genannt, weil hierdurch Mohamed seinen Lieblingsweg in die Moschee zu wählen pflegte, ist sehr kunstvoll mit architektonischen Verzierungen ausgestattet; gerade über ihm erhebt sich einer der sieben Minarets der Mekkamoschee, die Soma en Nebbi d. h. der Thurm des Propheten (das Wort Soma, Thurm wird jetzt stets statt des ausser Gebrauch gekommenen Wortes Menara, von dem unser „Minaret" herkommt, angewandt). Er ist der geschmückteste und zugleich der kleinste der sieben Menara oder Soma, ist unten viereckig und oben rund und wie alle Minarets von Mekka bunt bemalt.

Durch dieses geheiligte Thor traten wir nun in den Moscheehof ein. Ein überraschender, in seiner Eigenthümlichkeit unendlich reizender, ich möchte fast sagen überwältigender Anblick wartete unser hier. Das mystische Licht unzähliger, kleiner Oellämpchen erhellte die Kaaba und die Heiligthümer, welche sie umgeben, gerade genug, um sie gewahren, nicht aber genug, um sie völlig deutlich hervortreten zu lassen und schuf so ein geheimnissvolles Halbdunkel, in dem die geschäftige Phantasie sich Bilder wob, unendlich viel reizender, als das wirkliche Bild der Kaaba und ihrer Heiligthümer, wenn sie uns das Tageslicht plötzlich in voller Klarheit offenbart hätte. Da es Neumond war, so herrschte am Himmel beinahe die vollkommenste Dunkelheit, und das schwache Sternenlicht konnte nicht durchdringen, um im Moscheehofe die kleinen Oellämpchen zu überstrahlen.

Die dunkle Masse der Kaaba, jetzt zwar ihres schwarzen Schleiers beraubt, aber doch noch immer dunkel genug, lag da wie ein von finstern Mächten hierhergebanntes Dämonenschloss. Sie schien alle Lichtstrahlen der tausend und tausend Lampen allein zu absorbiren und dennoch wurde sie nicht hell, kaum erkennbar. Vor diesem Monstrum von Stein fluthete und schwärmte die unzählige Menge halbnackter Pilger, welche ihre Heiligthümer in frommem Enthusiasmus umwandelte und an Herz und Mund drückte. An den bronzenen Säulen, welche die Kaaba in einem Halbrund umringen, waren die meisten Lampen angezündet, so dass sie einen lichten Bogen, eine Art von Heiligenschein, um den Abgott des Islam, um den alten Götzentempel, die Kaaba, beschrieben. Dieser beinahe geschlossene Kreis von Lichtstrahlen, in dessen Mitte sich das dunkle Ungethüm befand, glich so einer Art von Oase, mit einer Stadt in ihrer Mitte. Um den Kreis herum lag die Wüste, der grosse, sandige, dunkle Hof der Moschee, abgegränzt durch den im um ihn Viereck herumlaufenden Porticus, zwischen dessen Säulen auch wieder Lampen und Lämpchen in Menge aufgehängt waren und so, wenn sie auch kein rechtes Licht schufen, doch die Dunkelheit gewahren liessen. Dieses geheimnissvolle Dunkel an heiliger Stätte, das die kleinen unzähligen Oellämpchen umsonst überwältigen zu wollen schienen, wollte mir wie der Normalzustand dieser Moschee und wie das Bild des Islam überhaupt vorkommen. Dieses Dunkel ist jene Religion, welche sich eine Offenbarung nennt, aber sich nicht einmal zu einer Vernunftlehre erhebt, obgleich in ihr ohne

Zweifel ein göttliches Princip, das sie aus wirklich geoffenbarten Glaubenslehren entlehnte, als zuGrunde liegend entdeckt werden kann. Die kleinen Lichter sind die menschlichen Seelen, welche gern das Dunkel durchdringen und zu der ursprünglichen Offenbarung kommen möchten, aber unfähig sind, etwas andres zu thun, als nur die Dunkelheit gewahren zu lassen.

Ausser den Pilgern, welche in frommer Absicht hierhergekommen waren, umschwärmten den Tempel auch zahlreiche Metuafin (religiöse Lohnbedienten), welche sich mit sehr weltlichen und interessirten Vorsätzen hier eingefunden hatten. Diese habsüchtigen Menschen, die aus der Ausbeutung der Andacht anderer ein Geschäft machen und deren es tausend in Mekka geben soll, lassen dem Pilger bei Tag und Nacht keine Ruhe, bis er einem von ihnen in die Hände gefallen ist und, ist er einmal einem Metuaf in die Hände gefallen, dann weiss dieser wohl dafür zu sorgen, dass er nicht wieder aus seinen Klauen herauskommt. Begreiflicherweise richten die Metuafin ihr Augenmerk besonders auf wohlhabende und reiche Pilger. Da jedoch beim Moscheebesuche gewöhnlich alle Pilger in den Ihram gehüllt sind, der keinen grossen Costümluxus gestattet, so geschieht es, dass sie sich oft über den vermeintlichen Stand ihrer verschiedenen Opfer täuschen. Ich sage keinen grossen Costümluxus, denn einen gewissen Luxus gestattet der Ihram allerdings. Man kann nämlich die beiden Umschlagtücher von den feinsten Stoffen, ja sogar von den kostbarsten Kaschmirshawlen verfertigen lassen. Namentlich auf letztere haben die Metuafin ein scharfes Auge. Eine komische Anecdote

wie ein Metuaf angeführt wurde, passirte während meiner Anwesenheit in Mekka. Ein armer Derwisch hatte von einem türkischen Pascha zwei alte Kaschmirtücher geschenkt bekommen und wurde wegen derselben von den Metuafin für einen kleinen Crösus gehalten. Alle rissen sich um ihn. Derjenige Metuaf aber, welchem das Glück zu Theil ward, den Derwisch zu begleiten, sah sich nach achttägigem Dienste bitter enttäuscht, als er die wahre sociale Stellung seines vermeintlichen Opfers vernahm.

In dem mysteriösen Lichte, welches die unzähligen Oellämpchen verbreiteten, wandelte ich in der Moschee einher, hier an einen Pilger stossend, der auf dem Angesicht anbetend vor dem schaurigen alten Götzentempel dalag, dort an eine Pilgerin anrennend, welche vielleicht in sehr unheiliger Absicht hierhergekommen war. Um die Kaaba selbst war der Andrang so gross, so viele Hadschadsch wollten den schwarzen und weissen Stein noch einmal küssen, an den Fusstapfen Abrahams beten und vom Semsemwasser trinken oder sich mit demselben begiessen lassen, dass es fast unmöglich war, in der Tiefe zu weilen, wenn man nicht alle seine Knochen erschüttert haben wollte; ich sage „in der Tiefe", denn der Raum unmittelbar um die Kaaba bildet eine Vertiefung, um welche der sie umgebende Moscheehof einige neun Fuss in die Höhe ragt. Da ich weit entfernt davon war, so viel Andacht zu verspüren, wie viele der hier anwesenden Pilger, so zog ich es vor, wieder in den äusseren Moscheehof hinaufzusteigen und den Porticus aufzusuchen. Auch dieser bot einen höchst überraschenden Anblick, sowohl durch

seine Beleuchtung, als durch die seine Hallen füllende Menschenmenge. An jeder zweiten Säule etwa hing ein kleines mattes Lämpchen, so dass man von allen Säulen des Porticus etwas sehen, und doch keine recht deutlich gewahren konnte. Diese Decoration mit den sie belebenden Gestalten rief eine sonderbare Ideenassociation in mir hervor. Ich dachte unwillkührlich an mittelalterliche Legenden, an Sagen von Geisternächten, an ruinenhafte Klösterhöfe, in denen Gespenster ihr nächtliches Wesen treiben. Dieser ganze Porticus, an einzelnen Stellen dunkel, an andern matterhellt, glich einem Klosterhof in einer Geisternacht. Auch an Geistern war hier kein Mangel. Dort lehnte ein weissgekleideter Pilger an eine Marmorsäule und sah aus, als bilde er eins mit derselben, so unbeweglich schien er. Da ruhte am Fusse eines Pfeilers ein schwacher, hinfälliger, sterbender Hadsch, der sich in die Moschee hatte tragen lassen, um an heiliger Stätte seinen Geist auszuhauchen, denn die frommen Pilger glauben des Paradieses gewiss zu sein, wenn sie auf geweihter Erde sterben. Aber auch an einem andern Elemente war hier kein Mangel, welches eben dieselben mittelalterlichen Geisterlegenden ausmalen: nämlich an den üppigen, jungen Nonnen, den Bräuten Gottes, die dem Satan verfallen sind, ohne welche keine gute Geisternacht denkbar ist. Da es halb dunkel war, so konnte man zum Glück nicht gewahren, wie wenig anziehend diese aus dem Quartier Schab Amir stammenden Gestalten waren, welche in lange fliegende Gewande gehüllt, geheimnissvoll zwischen den Säulenhallen hinschwebten, hier bei einem Pilger stehen

blieben, ihm irgend etwas zum Verkauf boten, dort mit einem andern zärtliche Worte wechselten, dann wieder zu einem dritten, der ganz in Andacht vertieft schien, hineilten und ihn von seiner heiligen Beschäftigung abzogen, wie jene Geister, in verführerische Formen gehüllt, welche Seelen für das Reich Satans gewinnen müssen.

Hie und da wurde in dieser wie in andern Nächten auch eine Leiche im Moscheehofe dahergetragen, da mancher Sterbende nicht Zeit gehabt hatte, sich im letzten Augenblick in den Tempel bringen zu lassen und auf seinem Todtenbette befahl, seinen leblosen Körper den Umgang um die Kaaba machen zu lassen, den er selbst nicht mehr zurücklegen konnte.

Eine andere Seite des mekkanischen Sittenlebens offenbarte sich ebenfalls in den Räumen dieser Moschee und war hier womöglich noch weniger an ihrem Platz, als das oben geschilderte. Da schon Burckhardt diese Specialität der Sittenverderbniss ausführlich besprochen hat (eine Gattung der Verworfenheit, welche in Europa, wenn sie überhaupt vorkommt, sich scheu vor der Oeffentlichkeit zurückzieht, hier dieselbe aber gar nicht fürchtet, sondern eher aufzusuchen scheint), so kann ich mich darauf beschränken, zu sagen, dass sich hierin seit Burckhardts Zeit nichts geändert hat. Burckhardt erzählt nämlich, dass ausser den vielen weiblichen Prostituirten sich auch männliche in grosser Zahl in der Moschee einfinden, dass eine Menge ganz junger Individuen dort die anstössigsten Dinge vornehmen und auch im ganzen geduldet werden, wenn sie nur vermeiden, ihr schändliches Gewerbe zur Zeit einer der fünf Gebetesstunden

auszuüben. Ueberhaupt, so behauptet Burckhardt, und so wurde mir bestätigt, sollen sich die ärmeren Mekkaner nicht scheuen, ihre Kinder einem so gehässigen Gewerbe zu widmen um selbst daraus Gewinn zu ziehen. Darüber, dass die Autoritäten in Mekka einen solchen Unfug litten und noch leiden, wunderte ich mich wenig und zwar aus dem Grunde, weil ich vernahm, dass die meisten derselben selbst diesem Laster ergeben seien. Ja der Kadi, die geachtetste religiöse Persönlichkeit in Mekka, und die vier Mefata (Mufti's) sollen von diesem Vorwurfe nicht frei sein, der im ganzen alle städtischen Bewohner Arabiens trifft. Dass die Beduinen, wie Burckhardt sagt, hierin eine lobenswerthe Ausnahme bilden, wurde mir nicht bestätigt. Die meisten der Individuen, welche diesem Schandgewerbe fröhnen, unterscheiden sich in Tracht und Sitten äusserlich wenig von den andern jungen Mekkanern, wenn es überhaupt andere giebt; einige sollen jedoch geradezu das Leben, das Costüm, die Sitte des langen Haares, den Schmuck, die Gesichtsmalerei und Schminke ihrer weiblichen Standesgenossinnen angenommen haben und das Quartier Schab Amir zusammen mit diesen bewohnen. Wie man also sieht, hat sich in der Sittenverderbniss Mekka's seit Burckhardts Zeiten nichts geändert und seine Bemerkungen sind noch heute zu unterschreiben.

Ich erlasse dem Leser die Schilderung der Andachtsübungen, zu denen mich mein Metuaf zu überreden wusste, da er behauptete, dass ich sonst für einen Ketzer gelten würde. Diese langweiligen Andachtsübungen waren nichts, als eine kleine Auflage

der Ceremonien, welche ich bei meinem ersten Besuch der Moschee bereits bis zum Uebermaas abgemacht hatte.

Nachdem wir bis nach Mitternacht in der Mesdschid el Haram verweilt hatten, traten wir unsern Rückzug durch die Strasse el Kaschkaschia an, in der wir heute ein ziemlich lebhaftes, nächtliches Treiben fanden. Als wir an der Seitenstrasse vorbeikamen, in welcher das Kaffeehaus der Opiumraucher liegt, erzählte ich Ssadak die Geschichte von meinem Besuch dieses übelberüchtigten Ortes. Der schlaue Metuaf, heuchlerisch, wie alle Araber, stellte sich anfangs, als verstände er mich gar nicht; dann, als ich meine Erzählung wiederholte und er kein Missverstehen mehr vorschützen konnte, gab er sich zuerst die Miene der entrüsteten Tugend und sagte ungefähr folgendes:

„O mein Bruder! Du hast grosses Unrecht gethan. Weist Du denn nicht, dass es jedem frommen Moslem verboten ist, berauschende und betäubende Dinge zu geniessen und solche Orte zu besuchen, die dem Genuss derselben gewidmet sind? Du thätest wohl, einen Hammel zu opfern, um diese grosse Sünde zu büssen. Etba Kebsch, Etba Kebsch (Opfere den Hammel! Opfere den Hammel!)."

Darauf läuft alles bei den Moslems heraus, wenn sie jemand einer Uebertretung zeihen können. Nur einen Hammel geopfert, dann sind dir deine Sünden verziehen. Da ich jedoch dem schlauen Ssadak, der mit seiner Familie meine Sühnopfer zu verspeisen pflegte, wegen dieser neuen Aufforderung, einen Hammel zu opfern, nur unter die Nase lachte, so

sah er bald ein, dass ich nicht die Dupe seiner Scheinheiligkeit war, und nun plötzlich stimmte er andere Saiten an und hängte alle Tugend, die ihm jetzt nichts eintragen konnte, an den Nagel; ja er schickte sich an, aus dem Gegentheil Vortheil zu ziehen. Dieser fromme Mann machte mir nämlich nun den Vorschlag, eine andere ähnliche Bude zu besuchen, wie die der Opiumraucher war, nämlich das Kaffeehaus der Haschischia, der Haschisch- oder Kifraucher, welche dem afrikanischen Hanf, Haschisch oder Kif genannt, ergeben sind und seinem Genusse eine ähnliche Betäubung verdanken, wie die Opiumraucher dem Product der Mohnpflanze. Haschischraucher giebt es in allen Ländern des Islam, während Opiumraucher nur im äussersten Osten von Asien, in Indien, Siam und China häufig sind und in Arabien nur als Ausnahmen vorkommen. Obgleich ich die Haschischia aus Algier, Tunis und Constantine, in welcher letzteren Stadt die meisten Mauren diesem Genusse ergeben sind, hinlänglich kannte, so hätte ich doch gern diese Gelegenheit benutzt, um weitere Beobachtungen über die Ausartungen des Pilgerlebens anzustellen, leider aber war ich im Ihram und durfte, mit diesem heiligen Gewande bekleidet, keine so unheilige Localität betreten. Ich verschob desshalb diesen Ausflug auf später.

Ich glaube übrigens, dass ich durch diese meine Weigerung, im Ihram das Kaffeehaus der Haschischia zu besuchen, mir eine recht hässliche Geschichte ersparte. Ja, ich bin überzeugt, dass Ssadaks Anerbieten, da er doch als Metuaf nur zu gut wusste, wie strenge eine solche Handlung beurtheilt zu werden

pflegt, nichts war, als eine recht gefährliche Falle, die er mir stellte, um mich in der Haschischbude förmlich auszuplündern. Wäre ich nämlich aus Unwissenheit mitgegangen, so würde Ssadak mir wahrscheinlich gedroht haben, mich überall als einen Ketzer und Ungläubigen, der das Pilgergewand geschändet habe, auszuschreien, wenn ich ihm nicht mit bedeutenden Geldsummen den Mund gestopft hätte. Letzteres musste ich ohnehin schon für viele kleinliche Uebertretungen, die aus meiner verhältnissmässig geringen Vertrautheit mit den Gebräuchen des Islam resultirten, oft genug thun. Was wäre es nun gewesen, wenn er mir einen so groben Verstoss hätte vorwerfen können? Solche Fallen sollen den Pilgern von ihren Begleitern täglich gestellt werden.

Uebrigens sollte ich, als mich einige Tage darauf, da ich ohne den Ihram war, der scheinheilige Ssadak wirklich zu den Haschischia führte, dort gar nichts zu sehen bekommen, was mir neu war. Die Bude der Kifraucher von Mekka war der getreue Abklatsch aller Kifbuden in Kairo, Constantine und Tunis, welche ich hinreichend kannte.

Inzwischen war der zweite Pilgermonat, Du el Kada, zu seinem Ende gekommen. Der dreissigste und letzte Tag desselben war der meines nächtlichen Besuches der Moschee. Nun brach der dritte und letzte Pilgermonat, Du el Hödscha, das heisst, der „Herr der Pilgerfahrt", an, welchen Monat die Algierer auch Aït el kebir nennen, weil am zehnten Tage desselben das Hauptfest des Islam, von den Arahern Aït el kebir (das grosse Fest), von den Türken Korban Bairam (das Opferfest) genannt, stattfindet. Da in

diesem Jahre am ersten Du el Hödscha die Ankunft der grossen Pilgerkarawane aus Bagdad und am zweiten desselben Monats die der syrischen Hadschadsch erwartet wurde, welche beide in diesem Jahre einige Tage früher als gewöhnlich ankommen sollten, so stellte mir mein Metuaf jetzt vor, dass ich die zwei unumgänglich nöthigen Ceremonien, die ich in Mekka noch abzumachen hatte, am Morgen dieses ersten Du el Hödscha absolviren müsse, da später die grosse Anzahl neuangekommener Pilger mir die Erfüllung dieser Pflichten höchst unbequem machen dürfte.

Diese beiden Ceremonien, deren sich kein Hadsch entziehen kann, sind der Sai (der Lauf zwischen Ssafa und Merua) und die Wallfahrt nach Omra (die sogenannte kleine Wallfahrt). Mit der ersten dieser beiden religiösen Pflichten beschloss ich den Anfang zu machen, legte um sechs Uhr Morgens am ersten Du el Hödscha die Moharem (Umschlagtücher) wieder an und folgte meinem Metuaf durch die Strassen el Maale und el Mota in die grosse Hauptstrasse von Mekka, die vielerwähnte el Emsa, in der das fromme Rennen stattfindet. Wir durchschritten diese Strasse in ihrer vollen Länge, bis zu ihrem östlichen Ende. Dort erhebt sich die Säule ess Ssafa, der eine Zielpunkt des Sai. Ihre jetzige Form ist ungefähr die eines altchristlichen Altars, drei Stufen bilden das Piedestal, auf dem eine viereckige Steinmasse ruht, die wieder eine horizontale Steinplatte trägt, welche auf jeder Seite einen Fuss über den Rand des unteren Altartheiles hervorsteht.

Auf die Stufen dieses Altars, welcher uneigent-

lich die „Säule von Ssafa“ genannt wird, musste ich mit meinem Metuaf steigen. Als ich die höchste der drei Stufen erreicht hatte, wandte ich, auf Ssadaks Aufforderung, mein Gesicht westlich, direct nach der Moschee, welche ich jedoch nicht sehen konnte, da die Häuser der Strasse el Emsa zwischen mir und dem Tempel lagen. Nun machte mir der Metuaf ein Zeichen, dass ich die Arme gen Himmel ausstrecken solle, was ich denn auch that. Darauf sprach er mir ein Gebet vor, welches ich wiederholen musste. Es lautete:

„O Herr des dritten Himmels! Einiger Gott, neben welchem kein Gott existirt. Segne an mir die fromme Wallfahrt, segne den Sai, den ich zum Andenken an Deine wunderbare Rettung unternehme. Wie eine durstende Hindin, so irrte ich verschmachtend durch den Wadi Ssafa, aber die Hülfe kam von Dir, o Du Erbarmer, der Du Deinen ewigen Brunnen (den Semsem) geoffenbart hast. Bewahre mein Fleisch, mein Blut, meine Haut, meine Knochen vor dem höllischen Feuer. Segne Deinen Propheten, unsern Herrn Mohamed, auf welchem der Friede sei!“

Hierauf begann ich den Lauf zwischen Ssafa und Merua, welcher in der Hauptstrasse von Mekka, el Emsa, stattfindet, und zwar auf einem in derselben eigens zu diesem Zwecke tracirten Wege, den man den Wadi Ssafa nennt. Ein Theil dieses Weges muss laufend, der andere rennend zurückgelegt werden. Die Beschleunigung der Schritte findet zwischen vier für heilig geltenden Säulen von schmutziger grauer Farbe statt, welche ungefähr in der Mitte der Länge der el Emsa in die Häuser der Hauptstrasse

eingefügt sind. Man nennt sie die Arsa el chadarin, d. h. die grünen Säulen, weil sie ursprünglich von grüner Farbe waren, jetzt aber, wie gesagt, nur noch ein schmutzig graues Colorit zeigen.

Am Ende der el Emsa, welche etwa zwölfhundert Fuss lang ist, langt man bei der andern Säule, el Merua, an.

Diese sogenannte Säule hat ebenfalls die Form eines roh und kunstlos gebauten Altars; vier grosse Stufen führen zu ihr hinan, auf welche der Pilger hinaufklimmen muss, um ein ähnliches Gebet, wie das bei ess Ssafa gesprochene, zu verrichten.

Dann beginnt der Rücklauf. Wenn man wieder bei ess Ssafa angekommen ist, sagt man abermals ein Gebet, macht dann den zweiten Lauf und so fort, siebenmal, bis die ganze ermüdende Ceremonie des siebenmaligen Rennens zwischen Ssafa und Merua, welche man den Sai nennt, beendet ist. Während dieser sieben Gänge müssen beständig Lobsprüche und Glaubensformeln hergesagt werden, wie „Allahu akbar" (Gott ist gross), „Sebb Allah" (Gelobt sei Gott), „El Hamdu l'Ilah" (Preis sei Gott).

Dieser Sai findet, wie schon bemerkt, zum Andenken an Abrahams Magd und Nebengattin, Hagar, statt, welche nach der Tradition des Islam sieben Mal hier herumirrte, ehe sie den Brunnen Semsem fand. Auf diesen Ursprung wenigstens hat Mohamed den frommen Brauch zurückführen wollen, um ihm das heidnische zu benehmen, was er früher offenbar hatte. Zum Unglück für diese Sage und diese Ursprungsherleitung ist es jedoch historisch bewiesen, dass der Sai weiter nichts, als ein alter,

götzendienerischer Brauch ist und dass Ssafa und Merua, seine beiden Stationen, nichts waren, als ganz gewöhnliche Götzenaltäre, die mit Mutter Hagar nicht das geringste zu schaffen hatten.

Nach den Ueberlieferungen der heidnischen Araber wurden auf den Hügeln Ssafa und Merua zwei Götzen, Namens Assaffi und Najela, verehrt, von denen diese als weiblichen, jener als männlichen Geschlechts gedacht wurde. Einige behaupten, dass diese beiden Götzen Assaffi und Najela, nichts andres waren, als zu Göttern erhobene Heroen oder besonders gute und fromme Menschen. Nach andern wären sie jedoch ursprünglich keineswegs heilige Personen und noch weniger Götter gewesen, sondern ganz gewöhnliche und dazu noch höchst sündhafte Menschen. Ein gewisser Assaffi ben Amer und eine gewisse Najela bent Sahel waren, wie Pococke (specimina historiae Arabum) nach altarabischen Autoren berichtet, aus dschorhamitischem Geschlecht und lebten, wahrscheinlich vor einigen tausend Jahren, in Mekka. Beide liebten sich, konnten jedoch von ihren Eltern nicht die Einwilligung zu ihrer ehelichen Verbindung erlangen. Was thaten nun diese gottlosen Menschen? Sie beschlossen, auch ohne älterlichen und priesterlichen Segen den Zweck der Ehe zu erfüllen, gaben sich zu diesem Zweck ein Stelldichein und zwar an keinem geringerem Orte, als in der heiligen Kaaba, dem Hause Gottes, selbst. Dort vergassen sie, nach der Tradition der Araber, sich so weit, dass alle frommen Leute über ihre Aufführung auf's höchste scandalisirt wurden. Die Dschorhamiten flehten Gottes Zorn an, er möge die

Sünder bestrafen, und auch wirklich that Allah den Dschorhamiten diesen Gefallen. Er verwandelte beide, den Liebhaber und die Geliebte, in Steinblöcke, welche nun die Säulen Ssafa und Merua bilden, die freilich nicht die geringste Aehnlichkeit mit menschlichen Figuren haben: ein sehr geringfügiges Hinderniss, denn die Wunder haben natürlich keine Grenzen und können selbst das unmöglichste wahr machen. Dieses versteinerte Liebespaar wurde jedoch von den Nachfolgern der Dschorhamiten, den Koreischen, in den Götterstand erhoben, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Hass gegen die Dschorhamiten. Die Koreischen hegten für diese beiden Götzen, Assaffi und Merua, eine so grosse Verehrung, sie machten mit solcher Inbrunst den Pilgerlauf zwischen ihren Stationen, dass Mohamed es nicht wagte, diesen Brauch in seiner Religion abzuschaffen. Ja er gab ihm ausdrücklich seine Sanction, indem er in der 153. Aja der 2. Sure sagte:

„Ssafa und Merua sind Denkmäler, von Gott errichtet. Wer nach Mekka und zu den heiligen Stätten pilgert, der begeht keine Sünde, wenn er auch diese Denkmäler besucht."

Dieses „begeht keine Sünde" deutet hinlänglich an, dass Mohamed nur mit Widerstreben diesen heidnischen Gebrauch beibehielt, wie so vieles andere heidnische, das er in den Islam aufnehmen musste. Eine weitere, biblische Sanction suchte er diesem Pilgerlauf durch die Fabel vom Herumirren der Hagar zu geben, deren Entstehungsgeschichte wir übrigens nicht genau kennen.

Die Ceremonie des Sai bietet einen ganz eigen-

thümlichen Anblick dar. Man sieht nichts, als halbnackte Gestalten, welche in wahnsinnigem Enthusiasmus die Strasse auf- und abrennen. Jeder dieser Gestalten folgt gewöhnlich ihr Schatten, in Form des Metuaf, des unzertrennlichen Vadamecums des Pilgers. Es war mir höchst interessant, den Contrast zu beobachten, welcher sich in diesen beiden Erscheinungen darbot, nämlich in dem Pilger und dem Metuaf. Das Gesicht des Pilgers verräth gewöhnlich den grössten Fanatismus, ein Gemisch von mystischer Schwärmerei und selbstzufriedener Werkheiligkeit. Die Züge des Metuaf dagegen waren die eines Speculanten, dem alles gleichgültig ist, ausser der Erwerb, der den Pilger mit denselben Gefühlen zum Sai begleitet, wie er ihn im Quartier Schab Amir herumführen würde. Aergere Heuchler, als diese Metuafin, giebt es nicht. Fast immer murmeln sie Gebete und halten den Rosenkranz zwischen den Fingern. Aber der Ausdruck ihres Gesichts straft ihre Scheinheiligkeit Lügen. Dieser spricht, wie gesagt, nur von Geldgierde. Der Metuaf betrachtet den Pilger, den er insgemein auf's ärgste verachtet, wie die Spinne die Fliege, die in ihrem Netze gefangen sitzt. Hamdan erzählte mir in einem gemüthlichen Augenblick, dass die Metuafin sich untereinander ihrer verschiedenen Prellereien zu rühmen und sich über die Dummheit der Pilger, welche sie angeführt haben, lustig zu machen pflegten. Ist die Pilgerzeit vorbei, dann beginnt die Zeit der Lustbarkeiten für die religiösen Lohnbedienten. Dann halten sie ihre nächtlichen Feste, Hochzeiten, Beschneidungen ihrer Kinder und dergleichen. Bei diesen Festen geht es

hoch her. Die Würze derselben aber sind die erbaulichen Anecdötchen, welche sich die Metuafin über die frommen Pilger erzählen, wie sie hier einen betrogen, dort einen ausgezogen, einen andern zu unnützen Ankäufen verlockt haben. Ueberhaupt betrachten diese Leute die Pilger nur als Gegenstände, deren Ausbeutung ihr Geschäft und Vergnügen ist.

Nachdem ich den Sai zurückgelegt hatte, blieb es mir noch übrig, die Omra oder sogenannte „kleine Wallfahrt" zu machen. Diejenigen Pilger, welche den Sai gleich nach dem Umgang um die Kaaba zurücklegen, pflegen sich nach demselben rasiren zu lassen, halten ihre Ablutionen oder baden sich. Ich hatte mich jedoch schon vorher einmal des Ihrams entledigt, brauchte folglich diese Ceremonie des feierlichen Rasirens, welche unter Gebetshersagungen von Seiten des Barbiers erfolgt, nicht noch einmal zu absolviren. Ich begab mich also ungesäumt von der Säule ess Ssafa auf die Wallfahrt nach Omra.

Der Weg nach Omra mag ungefähr drei viertel einer deutschen Meile betragen und diese Wallfahrt würde folglich sehr ermüdend sein, wenn man sie, wie diess viele Pilger thun, zu Fusse und unbeschuht zurücklegen wollte. Zum Glück hatte jedoch mein Metuaf für Reitthiere in Gestalt von zwei Eselchen gesorgt, welche wir unweit von Ssafa bestiegen. Diese kleinen, flinken Thiere sollten uns denn schon nach fünfviertel Stunden an den Ort unsrer Bestimmung bringen.

Wir verliessen Mekka auf der südöstlichen Seite,

kamen anfangs durch eine sandige, fast aller Vegetation beraubte Ebene, erklommen dann einen Ausläufer des heiligen Berges Dschebel Bu Kubis und machten eine viertel Meile von der Stadt bei einem grossen Haufen unordentlich aufgethürmter Steine Halt. Dieser Steinhaufen war auch wieder eine religiöse Station. Hier nahm jeder von uns einen Stein vom Boden auf, schleuderte ihn auf den Haufen und sprach ein Capitel des Korans, nämlich die Sure der Verwünschung des Abu Lahab, in welcher Sure Mohammed seinen eignen Oheim, den gottlosen Abu Lahab und seine Tante, die „Trägerin des Brennholzes", die Gattin des Abu Lahab, anathematisirt, weil diese nicht an seine göttliche Sendung glauben wollten. Ja, der verfluchte Abu Lahab hatte sogar den Untergang des Propheten geschworen, zu diesem Ende einen Brunnen gegraben und zwei Knechte dazu aufgestellt, denen er befahl, den ersten besten Menschen, welcher zum Brunnen kommen würde, in denselben hineinzuwerfen. Nun verstand es der schlaue Lahab, seinen eigenen Neffen unter irgend einem Vorwand nach dem Brunnen zu schicken. Aber, wie Fridolin im „Gang nach dem Eisenhammer", so kam auch dieser zu spät und wurde dadurch gerettet, während Abu Lahab, der es nicht erwarten konnte, vom Tode seines Neffen die Gewissheit zu gewinnen, selbst nach dem Brunnen ging und, da noch Niemand vor ihm gekommen war, von seinen, dem Buchstaben des Befehls gehorsamen Knechten in die Tiefe geworfen wurde, wo er natürlich umkam. Daher soll das arabische Sprichwort stammen: „Wer seinem Bruder einen Brunnen gräbt, der fällt selbst

hinein", von welchem wir übrigens im Deutschen eine viel bessere Variante haben. So starb der schändliche Abu Lahab und alle frommen Pilger sprechen seitdem an dieser Stelle, an welcher nämlich der besagte Brunnen befindlich gewesen sein soll, folgende Sure des Korans:

„Mögen Abu Lahabs Hände zu Schanden werden und er selbst verflucht sein. Sein Reichthum, seine Werke, alles sei ihm nichts nütze. Möge er im ewigen Feuer verbrennen. Ebenso seine Frau, die Trägerin des Brennholzes. Möge um ihren Hals ein Seil von Palmbast geschlungen werden (d. h. möge sie damit erwürgt werden)."

Nachdem wir diese fromme Verwünschung gegen den gottlosen Onkel und die gottlose Tante des Propheten gesprochen, warfen wir diesem unheiligen Ehepaar noch einige Steine auf's Grab und dann ging es auf den kleinen, flinken Eselchen weiter.

Bald erreichten wir el Omra, eine kleine, kuppelüberwölbte Capelle, vor deren Schwelle wir von unsern Thieren abstiegen. Wir verrichteten bei einem hier befindlichen Wasserbehälter die Ablutionen und warfen uns dann vier Mal in der Richtung nach Mekka auf's Angesicht nieder. Darauf betraten wir die kleine, ärmliche Capelle, welche mit Hadschadsch förmlich gestopft und deren Boden mit diesen frommen Betern wie gepflastert war. Wegen dieses grossen Andranges der Pilger konnten wir das Gebet des Oelam (es war gerade Mittag) nur höchst unvollkommen verrichten. Kaum hatte ich mich nämlich in einem Winkel zum Gebet zurechtgesetzt, so kam auch schon ein halbes Dutzend Pilger dicht

neben mir zu stehen, welche sich bei ihrer Adoration fast auf mich legten und mich beinahe überdeckten, so dass ich schnell davon eilen musste, um nicht erdrückt zu werden.

Endlich war auch diese Ceremonie beendet und nun kehrten wir unter Lobgesängen, namentlich unter beständigem „Labikrufen“ auf unsern kleinen Eseln reitend nach Mekka zurück. Ich hatte jetzt alle Ceremonien, welche die Pilgerfahrt mit sich bringt, hinter mir, mit einziger Ausnahme der Wallfahrt nach Arafa. Da jedoch diese blos am neunten Tage des Monats Du el Hödscha stattfinden kann und sie an jedem andern Tage im Jahre ungültig sein würde, so musste ich noch volle acht Tage in Mekka verziehen, um meine Pilgerfahrt durch diesen letzten feierlichen Schlussact zu besiegeln.

Neunzehntes Capitel.

Ankunft der Pilgerkarawanen.

Die beiden grossen Pilgerkarawanen. — Der Grossscheriff von Mekka und seine Söhne. — Der Pascha von Damascus. — Die syrische Karawane. — Bunter Anblick der Pilger. — Die Wahabiten als Escorte. — Fanatismus und Rohheit dieser Sectirer. — Lager der syrischen Hadschadsch. — Einströmen der Pilger in die Stadt. — Rückkehr zu Hamdan. — Ich finde mein Zimmer in Beschlag genommen. — Zwanzig Syrer wollen mich daraus vertreiben. — Hamdans Heuchelei und Geldgier. — Wortwechsel zwischen meinem Wirth und mir. — Hohe Miethpreise während der Pilgerzeit. — Endliche Befreiung von den Eindringlingen. — Sympathie der Haremsbewohnerinnen. — Weiterer Aufenthalt in Mekka. — Ich gebe ein Gastmahl. — Meine Uebertretungen der Gesetze der Pilgerfahrt und Sühnopfer.

Am ersten Tage des Monats Du el Hödscha langte die Pilgerkarawane aus Bagdad an und am folgenden die aus Damascus, von denen die letztere in diesem Jahre nicht ganz viertausend, die erstere nur fünfzehnhundert Pilger zählen mochte. Die Damascuskarawane, welche die grösste aller noch bestehenden Pilgerkarawanen ist und von einem türkischen Pascha commandirt wird, wurde von dem

Grossscheriff von Mekka mit seinen Söhnen und zahlreichem Gefolge auf's feierlichste eingeholt.

Ich ging am Nachmittag des zweiten Du el Hödscha mit Ssadak und Sohn vor die Stadt, um der Ankunft dieser Karawane beizuwohnen. Unser Weg führte uns zuerst an der Cisterne der Syrer, dann am grossen Friedhof von Mekka vorbei und endlich auf eine Ebene im Nordwesten der Stadt, welche nach der hier befindlichen Grabcapelle eines Heiligen, Schich Mahmud, benannt worden ist. Hier ist der Lagerplatz, auf dem die syrische Pilgerkarawane ihre Zelte aufzuschlagen pflegt. Viele Bürger von Mekka waren am Morgen der Karawane entgegengezogen und kehrten eben mit derselben, sie gleichsam im Triumph einholend, zurück. Dieselbe bot einen überraschenden Anblick. Voran ritt der Grossscheriff von Mekka, ein mulattenartig aussehender, übrigens stattlicher alter Mann, der jedoch so gut wie gar keinen Bart hatte, mit seinen vier Söhnen, edle würdige Gestalten, auf den schönsten arabischen Stuten sitzend, in reiche seidene Gewande gekleidet, mit Kaschmirschärpen und Kaschmirturbanen umschlungen. Der Grossscheriff, einst der beinahe unumschränkte Souverain von Mekka, jetzt zwar dem Namen nach türkischer Unterthan, aber in Wirklichkeit doch noch ebenso unabhängig, wie der Vicekönig von Aegypten und der Bei von Tunis, pflegt alljährlich seinem Oberlehnsherrn, dem Sultan, die Ehre zu erweisen und die Huldigung darzubringen, dass er diejenige Karawane, welche sich des besonderen grossherrlichen Schutzes erfreut, mit Feierlichkeit einholt. So hatte er es auch dieses Jahr gehalten.

Ihm zur Seite ritt der Pascha von Damascus, welcher diesmal in Person gegenwärtig war, während sonst wohl nur ein untergeordneter Pascha die Karawane zu befehligen pflegt. Dieser Würdenträger sass auf einem Araberhengst von syrischer Race, wie überhaupt die Türken fast immer Hengste, die Araber stets Stuten zu reiten pflegen. Der Pascha sah ziemlich schwerfällig und unbeholfen aus. Sein runder, allzu vorstehender Schmerbauch, sein schläfriges, gelangweiltes Gesicht, ebenso seine Kleidung, (er trug nämlich eine goldgestickte, reiche Uniform, mit dem Diamantnischan auf der Brust), alle diese Dinge hatten nach arabischen Begriffen wenig würdiges und männliches. Ueberhaupt nehmen sich die vornehmen Türken, in ihrer städtischen Verweichlichung und mit der fast bei allen vorherrschenden schwammigen Körperfülle, neben den meist magern, muskulösen, unverweichlichten Bewohnern Arabiens höchst unvortheilhaft aus. Es war mir sehr auffallend, dass der Pascha bei dieser Gelegenheit seine Uniform trug, während es doch sonst Sitte ist, dass jeder Moslem, stehe er hoch oder niedrig in der Scala des Ranges, vor seiner Ankunft in Mekka den Ihram anlegt. Auch sah ich deutlich, welches Missfallen diese Infraction der Vorschriften der Pilgerfahrt bei den ächten Arabern erregte. Nicht wenige liessen ihre Blicke mit einem Ausdruck der Verachtung auf dem Würdenträger ruhen, aber natürlich wagte Niemand eine Einwendung zu machen, denn hochgestellte Personen sind in mohamedanischen Ländern nahezu Abgötter, denen sich kein Mensch anders, als mit den süsslichsten und kriechendsten

Lobsprüchen auf der Zunge, zu nahen wagt. Dem Pascha folgte sein Generalstab, meist junge Männer, mitunter Jünglinge von höchst weibischem, verweichlichtem Aussehen. Dann kam das bunte Durcheinander der syrischen Pilgerschaaren. Hier wurde eine Sänfte zwischen Kameelen getragen, in der ein feister Türke seinen Tschibuk rauchte; dort eine andere, in welcher kaum erkennbare, gespensterhaft in den langen undurchdringlichen Ihram der Frauen gehüllte Türkinnen sassen. Daneben ging zu Fusse eine Schaar ärmerer Bewohner syrischer Städte, aus Damascus oder Aleppo, deren abgemagertes, hinfälliges Aussehen beredt die Strapazen der Pilgerfahrt verkündete, welche freilich für den Reichen kaum fühlbar, für den Armen aber nahezu aufreibend sind. Ihnen folgte hoch zu Kameel, hin- und herschwankend auf dem beweglichen Rücken des Wüstenschiffes, eine Zahl syrischer Beduinen, stolze kräftige Gestalten mit schwarzen, blitzenden Augen, deren dichte, volle Bärte neben den Paar Härchen, welche gewöhnlich das Kinn der ächten Araber schmücken, einen sehr auffallenden Contrast bildeten. Dann kamen, auf bescheidenen Eselchen reitend, friedliche Bürger, Kaufleute aus Homs oder Skandrun, von ihren Waarenballen begleitet, die sie auf der grossen Pilgermesse zu Geld zu machen hofften. Dann wieder in einer weichen, mit üppigen Polstern und Kissen wohlversehenen Sänfte irgend ein türkischer Mollah (Geistlicher), Kadi oder Mufti, der sich stellte, als lese er im Koran, und dessen wohlgenährte Gestalt deutlich verkündete, dass für ihn die Pilgerfahrt nur eine Vergnügungsreise war, auf wel-

cher er keine seiner gewohnten Bequemlichkeiten entbehrte und während welcher er seinem geliebten Nichtsthun, ja vielleicht allerlei Wollüsten, nach Herzenslust fröhnen konnte.

Um diese Pilgerschaaren herum ritten in kühnen Schwenkungen ihrer edlen Nedschedpferde wilde, männlich und kräftig aussehende Beduinen aus Arabien, welche die Escorte der Karawane bildeten. Sie waren meist Wahabiten, folglich Ketzer und jedem guten Moslem ein Gräuel. Da aber der Pilgerweg von Damascus und Bagdad nach Mekka durch eine Strecke ihres Gebietes führt, so müssen sie von der türkischen Regierung nicht nur gelitten, sondern sogar bestochen und dadurch gewonnen werden, dass man ihnen die Escorte der Pilgerkarawane anvertraut, woraus sie grossen Vortheil ziehen und was allein sie verhindert, diese Karawanen auszuplündern, wie sie diess in früheren Jahren so oft thaten. Alle diese Wahabiten sind unendlich roh und fanatisch in den Vorurtheilen ihrer Secte befangen. So halten sie viele Dinge für Unrecht, welche andere Moslems als erlaubt ansehen, wie das Besuchen der Heiligengräber, das Tragen seidener und kostbarer Gewande, das Rauchen und Schnupfen von Tabak und überhaupt jeden Luxus. Nicht selten soll es vorkommen, dass, wenn sie einen Pilger rauchen oder schnupfen sehen, sie ihn ohne weiteres auf's unbarmherzigste durchprügeln, wie diess unter andern einem Perser von meiner Bekanntschaft begegnete.

Die Wahabiten können noch immer nicht vergessen, dass sie einst, zu Ende des vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Beherrscher

beinahe der ganzen arabischen Halbinsel waren. Ja selbst in Mekka hatten sie geherrscht und den Grossscheriff sich dienstbar zu machen gewusst. Seit ihrer Besiegung durch Mohamed Ali ist nun zwar ihre Macht, als einer grossen politischen Körperschaft, gebrochen, aber ihr Stolz hat sich nicht brechen lassen. Auch ihrer religiösen Lehre, welche von allen Sunniten, ja selbst von den schiitischen Heterodoxen, als Ketzerei betrachtet wird, sind sie treu geblieben. Man hat die Wahabiten uneigentlich die Protestanten des Islam genannt, aber sie haben nur mit den Ausartungen des Protestantismus, wie er sich in den Verirrungen eines Ziska oder Johann von Leiden offenbarte, nicht aber mit seinen besseren Tendenzen etwas gemein. Auch an die schottischen und niederländischen Bilderstürmer erinnern sie durch die fanatische Wuth, mit der sie alle Heiligengräber zerstörten. Selbst jetzt noch sollen einzelne dieser Fanatiker im geheimen, da sie es nicht mehr öffentlich können, die Capellen der Marabute beschädigen, ja zerstören.

Alle Pilger, welche zur syrischen Karawane gehörten, waren im Ihram, im Pilgergewand, mit einziger Ausnahme des Pascha, der sich nicht wohl befinden mochte, vielleicht auch blos zu faul oder zu bequem war und sich natürlich durch das Opfern eines Hammels für diese Vorschriftsübertretung sühnen musste. Ueberhaupt halten türkische Militärpersonen nicht immer streng an der Sitte der Ihrambekleidung. So sollte ich später bei der Wallfahrt nach Arafa sehen, wie viele türkische Soldaten am Fuss des heiligen Berges in voller Uniform herum-

liefen, und das an einem Tage und an einem Orte, wo selbst der unheiligste Araber das Pilgergewand anlegt. Desshalb sehen auch die ächten Araber die Türken überhaupt und die türkischen Soldaten im besonderen mit unendlicher Verachtung an, zu welcher auch die Unkenntniss des Arabischen von Seiten der Türken nicht wenig beitragen mag. Denn der Araber ist so sehr von den Vorzügen seiner Sprache über alle Sprachen der Welt durchdrungen und glaubt, dass nur diese eine vernünftige Sprache sei, dass er jeden, der nicht arabisch kann, mit dem Schimpfwort Hamar (Esel) zu bezeichnen pflegt. Ein ähnliches Vorurtheil haben auch die Türken, welches sich in ihrem Sprichwort: „Turkschi bilmäs, Alladan korkmas“ (Wer kein Türkisch kann, der besitzt keine Gottesfurcht) energisch zur Geltung zu bringen sucht. Aber hier in Mekka hat eben die arabische Sprache den Vorrang und der ihrer unkundige Türke wird ohne weiteres für einen entsetzlichen Barbaren erklärt und zwar mit einem Schein von Recht, denn die ganze Gelehrsamkeit und Bildung aller Mohamedaner, seien sie nun Türken, Perser, Inder oder Araber, ist eben auf den Koran basirt, der nur auf arabisch gelesen, studirt und erklärt werden darf. So kommt es, dass der Araber, wenn er ein Gelehrter werden will, einen ungeheuren Vorsprung vor dem Türken hat und dieser ihn selten einholt.

Diese Karawane wurde von dem Grossscheriff an den ihr zum Lager bestimmten Platz begleitet, denn die beiden grossen Pilgerkarawanen pflegen vor der Stadt zu lagern, da Mekka unmöglich so

viele Sattel- und Lastthiere in sich aufnehmen kann. Viele Pilger freilich suchen sich in der Stadt selbst ein Absteigequartier, was jedoch nur die reicheren finden, denn gleich nach Ankunft der syrischen Karawane schlagen alle Miethpreise um das doppelte, ja dreifache auf und selbst diejenigen frommen Hadschadsch, welche bisher ruhig im Besitz eines gemietheten Zimmers waren, sehen sich plötzlich bedroht, auf die Strasse geworfen zu werden, wenn sie nicht den höheren Miethzins erlegen wollen, ähnlich wie es in Leipzig zur Zeit der Messe hergeht.

So ging es auch mir. Als ich von meinem Ausflug, den ich, der syrischen Karawane entgegengehend, gemacht hatte, nach Hause zurückgekehrt war, fand ich zu meinem grossen Erstaunen mein Zimmer geputzt und gekehrt, eine Reinlichkeitsfürsorge, die sonst nie stattfand und eine ominöse Vorbedeutung für mich hatte. Auch war mein Gepäck alles zusammengeschoben und in eine Ecke gebracht worden, damit es schnell, wenn nöthig, entfernt werden könne. Der arme Ali, mein Negersklave, war gar vor die Thür geworfen worden, mit dem Bedeuten, man wisse nicht, ob das Zimmer in Zukunft noch seinem Herrn gehören werde oder nicht.

Meine Ankunft änderte anfangs nichts an der Sache. Hamdans zwei Negersklaven wollten mich sogar verhindern, in mein eigenes Zimmer einzutreten. Sie schrieen jedesmal laut auf, so wie ich die Schwelle übertrat, und ihr Geschrei wurde vom Echo der im Haremszimmer neben mir eingesperrten Frauen (denn diese Unglücklichen waren heute, we-

gen des Pilgerandrangs, buchstäblich unter Schloss und Riegel gebracht worden) hundertfach wiederholt. All dieser Lärm lockte endlich den dicken Hamdan ben Hamidu selbst herbei, welcher, von einer Schaar syrischer Pilger begleitet, langsam und schwerfällig die Treppe hinaufstieg. Und was für eine Schaar! Sie bestand aus acht erwachsenen Syrern, schmutzigen, halbnackten Kerlen im Ihram, deren verwahrlostes Aussehen deutlich die durchgemachten Strapazen der Karawanenfahrt verkündete, aus einem halben Dutzend Knaben und aus vier Negersklaven.

Dieses sämmtliche Personal ergoss sich nun in mein kleines Zimmer, in dem eigentlich nur für mich und Ali bequem Platz war und in welchem diese zwanzig Leute stets aufrecht stehen mussten, wenn sie sich überhaupt darin aufhalten wollten. Dennoch hatten diese Syrer die unglaubliche Prätention, zu zwanzig dieses kleine Zimmer bewohnen zu wollen, für welches sie meinem Wirth bereits Miethvorschläge gemacht hatten und aus dem ich natürlich herausgeworfen und an die schöne freie Luft von Mekka gesetzt werden sollte. Der Leser kann sich denken, dass ich mich mit Händen und Füssen dagegen sträubte, mein sicheres Zimmer für die Ungewissheit, nach langem Umherirren in den Strassen von Mekka, vielleicht ein anderes zu finden, aufzugeben. Von Rechtswegen konnte ich freilich nichts verlangen.

Jeder mekkanische Hausherr hat zur Pilgerzeit das Recht, die Miethe, wann und wie es ihm nur immer beliebt, aufzukündigen. Seine Miethsleute sind ganz in seiner Hand und keine Freundschaft,

ja selbst keine verwandtschaftlichen Bande hindern einen geizigen Mekkaner daran, seinen ältesten Hausbewohner hinauszuwerfen, wenn ihm ein neuer eine grössere Miethssumme anbietet. Diess wusste ich nur zu gut. Ich las in Hamdans Physiognomie und Betragen, dass derselbe, mir gegenüber, nun plötzlich, seit Ankunft der Syrer, ein ganz anderer Mensch geworden war. War er früher heuchlerisch höflich und selbst zudringlich gewesen, so trug er nun stolze Reservirtheit zur Schau. Grüsste er mich sonst mit tiefen Salamaleks, so that er jetzt, als merke er meine Anwesenheit kaum. Floss vorher sein Mund von Zärtlichkeit und Ehrerbietung vor dem vermeintlichen „Prinzen von Algier" über, so sprach er nun kein Wort mit mir, sondern redete nur mit den Syrern, welche in ungläubigem Staunen den kleinen Raum musterten, in dem ihre Zwanzigzahl ein Unterkommen finden wollte, oder vielmehr nach Hamdans Plan finden sollte.

Diese ganze Veränderung in Hamdans Wesen und Gebahren hatte darin ihren Grund, dass er annahm, ich würde unmöglich den höheren Preis für mein Zimmer, welchen er nun zu verlangen beabsichtigte, zahlen können oder wollen. Ich war jedoch fest entschlossen, keine Kosten zu sparen, um im Besitz meines Zimmers zu bleiben, denn, abgesehen von der Unannehmlichkeit des Umpackens, wer weiss, wo ich jetzt eine andere Stube gefunden hätte, da die ganze Stadt plötzlich mit syrischen Pilgern förmlich gestopft war?

Ich rief also Hamdan bei Seite, insofern dieses in einem so engen Raum überhaupt möglich war, wobei

ich einige schimpfende Syrer beinahe überrennen musste, und raunte ihm in's Ohr:

„O Hamdan! Das ist nicht schön von Dir! Einen alten Gast ohne weiteres vor die Thür zu werfen, ohne auch nur zu fragen, ob derselbe den erhöhten Miethpreis zahlen wolle?“

Hamdan sah mich bei diesen Worten ungläubig an und fragte, was ich wohl mit denselben meinen könne? Es schien ihm nämlich unmöglich, dass ich auf den erhöhten Miethpreis eingehen wolle oder könne, da zur Pilgerzeit ein einzelner Mann selten genug Geld besitzt oder daran wendet, um eine Stube für sich allein zu behalten. Als ich nun aber darauf bestand und meinem Wirthe die Versicherung gab, ich wolle ihm täglich einen halben Rial mehr zahlen, als ihm die zwanzig Syrer zusammen angeboten hatten, da veränderte sich auf einmal von neuem sein ganzes Wesen, der alte Respect kehrte zurück und mit neuerwachter Zärtlichkeit und einem sehr graziösen Salamalek sprach er zu mir:

„O mein Bruder! fürwahr Du musst der Sohn eines Königs (des vermeintlichen Pascha's von Algier!) sein, um so glänzende Ausgaben machen zu können.“

Trotz des tiefen Respects, welchen mein Wirth vor dem vermeintlichen „Prinzen von Algier“ nun plötzlich wieder an den Tag legte, verlangte er jedoch, dass ich ihm die Miethsumme für den Rest der Pilgerzeit im voraus bezahlen solle. Dies war eine Forderung, auf welche ich unmöglich eingehen konnte, denn, wer weiss, ob mir Hamdan nicht dann noch den Streich gespielt hätte, mich trotz der bezahlten Summe dennoch durch einen neuen Miether zu

verdrängen und so zweimal die Miethe einzustecken? Ich wehrte mich desshalb aus allen Kräften dagegen und erlangte endlich die Ermässigung, dass sich Hamdan mit der Vorauszahlung einer dreitägigen Miethe begnügte. Bisher hatte ich für mein Zimmer täglich nur einen halben Rial (etwa zwanzig Silbergroschen, fünfviertel Gulden rheinisch) gezahlt; jetzt jedoch betrug die Miethssumme täglich das fünffache, nämlich zwei und einen halben Rial (etwa drei und einen halben preussischen Thaler, sechs Gulden rheinisch und mehr). Denn ich hatte ja versprochen, einen halben Rial mehr, als die Syrer zu zahlen und da diese, wie wenigstens Hamdan behauptete, zwei Rials angeboten hatten, so musste ich natürlich auf den erhöhten Preis eingehen. Dies war nach muselmännischen Begriffen wirklich ein ganz ungeheurer Preis, für den man in Kairo oder Damascus ein ganzes Haus für einen Monat miethen konnte. Aber Mekka bildet eben zur Pilgerzeit in dieser, wie in andern Beziehungen, eine solche Ausnahme, dass selbst das exorbitanteste hier kaum auffällt.

Durch diesen ruinösen Act der Nothwendigkeit befand ich mich nun wenigstens im gesicherten Besitz eines eignen Zimmers oder vielmehr, ich hatte die Aussicht dazu und das Versprechen Hamdans dafür, aber einstweilen noch standen die Syrer in meiner Stube und es schien schwer, diese Biedermänner wieder hinaus zu bringen. Dennoch gelang es meinem Wirthe. Er stellte ihnen nämlich vor, dass er unten, im Erdgeschoss, ein viel besseres und bequemeres Zimmer besitze, welches er ihnen für den ausbedungenen Preis abtreten wolle. Ich wusste

wohl, was dieses Zimmer für ein Local sei, der Hühnerstall nämlich, in welchen man auch mich einst unterzubringen versucht hatte. Mit unterdrücktem Lachen sah ich desshalb die syrische Bande abziehen, die sich für den Rest der Hödsch im Hühnerstall installirte. Der Zumuthung, ich möchte doch wenigstens so gastfrei sein, die sechs Knaben in meinem Zimmer zu beherbergen und den zudringlichen Bitten dieser Bürschchen selbst widerstand ich ritterlich und sah mich endlich von der Last des Pilgerinfluxes befreit, worauf ich mein Zimmer mit einer doppelten Lage von Insectenpulver, welches ich glücklicher Weise bei mir hatte, bestreute, denn die frommen Hadschadsch hatten eine sehr zahlreiche Bevölkerung mit sich gebracht. Jetzt öffnete sich auch wieder die Thüre des Harems, welche die ganze Zeit über, während der Anwesenheit der syrischen Pilger und Hamdans, geschlossen geblieben war. Die guten Geschöpfe, welche sich von der Einsperrung wieder etwas befreit sahen, gaben mir ihre Freude zu erkennen, dass ich fortfuhr, ihr Nachbar zu bleiben und die Bent el Am war so gnädig, mir zuzurufen:

„O Abd-er-Rhaman! unser Nachbar, sei uns gegrüsst!“

Ich benutzte die mir nun wieder gegönnte Ruhe und Musse, während der langen Nachmittagsstunden, da mich die draussenherrschende Hitze in meinem verhältnissmässig kühleren Zimmer festhielt, dazu, bei geöffneter Thür, meine Beobachtungen über das Haremleben der Frauen Hamdans fortzusetzen. Die Physiognomie dieses Gynäceums hatte durch die plötzliche Flucht des rosenrothen Jünglings und die Einführung

...malieren gerade
... der jungen s
... ...igkeit und Leur
... ...lerin dagegen
... eines kleinen N
... solche sehr von
... den unertrag
... hatte sich zwa
... oder zwei Wochen
... versüssen, aber
... den andern G
... auf gleichem Fu
... diese ihrer ganz bes
... hätte sie arabisch
... beleidigend
... Mitgefangenen geführt
... fremden Sprache völlig u
... sich, durch Gesten und
... andeuten, wie gering
... natürlich Hamdans
... Wiener zurückgabe

mittels zu bedienen, welches ihr eine hübsche weisse Gesichtsfarbe geben würde. Die dumme Indierin, überzeugt, dass ihr ein weisses Gesicht sehr gut stehen würde, ging wirklich auf diesen Plan ein und beschmierte sich nun täglich das ganze Gesicht mit einer abscheulichen weissen Schminke, welche wie Kleister aussah und aus ihr die grösste Caricatur machte.

Es war mir gegönnt, diese schwarze, nun weissgepinselte Schöne unverschleiert zu sehen, als sie eines Tages den Haremssaal verliess, um das im oberen Stockwerke gelegene, für sie reservirte Gemach aufzusuchen und ich kann betheuern, dass ich selten einen lächerlicheren Anblick genossen habe. Auch ertönte jedesmal, sowie sich die Indierin zurückgezogen hatte, ein schallendes Gelächter durch den ganzen Harem; während vorher dessen Bewohnerinnen nur Bewunderung für die kunsterzeugte Gesichtsfarbe der Nabobswittwe geheuchelt hatten. Wie Hamdan es zugeben konnte, dass man seine vierte, temporäre Gattin so verspottete, war mir stets ein Räthsel. Ich glaube übrigens, dass mein dicker Wirth mehr Zärtlichkeit für die Rupien (indisches Geld) dieser seiner zeitweiligen Ehehälfte, als für ihre wenig anziehende Persönlichkeit besass. Diese Zärtlichkeit mag sich denn auch auf's energischste kundgegeben haben und ich glaube, die indische Wittwe wird eben so ausgeplündert und ausgezogen Mekka verlassen haben, wie ihre syrische Vorgängerin. Doch wollte es mein Schicksal nicht, dass ich Zeuge von ihrem Abzuge aus dem ehelichen Paradiese Hamdans werden sollte, denn leider musste

ich meine mekkanischen Sittenstudien schon am zehnten Du el Hödscha plötzlich unterbrechen und die heilige Stadt, als ein Flüchtiing, schleunigst verlassen, wie man unten sehen wird.

Einstweilen erfreute sich jedoch die Indierin noch des ersten Platzes im Frauengemach und, wenn ihr auch ihre Mitgattinnen allerlei ironische Streiche spielten, so fand sie doch eine gewisse Entschädigung dafür in den zahlreichen Besuchen vornehmer Mekkanerinnen, welche das Meerwunder anstaunen wollten. Natürlich bildete sich die Nabobswittwe ein, diese Besuche gälten ausschliesslich der Bewunderung ihrer ausserordentlichen Schönheit und übersah gänzlich, dass es nur ihr reiches und seltsam geformtes Geschmeide war, welches die Mekkanerinnen herbeilockte. Leider war es mir nicht gegönnt, von diesen sehr tief verschleierten Schönen, welche zum Besuch kamen, viel zu sehen, denn jedesmal, wenn eine solche holde Schaar im Anzuge war, kam auch sogleich Hamdan schnell die Treppe hinaufgelaufen und verschloss meine Thür, mochte ich nun im Zimmer sein oder nicht. So erheischte es die gute Sitte von Mekka im besonderen und des Orients im allgemeinen. Durch den Ritz aber, welchen diese Thür besass, war es mir nur dann möglich etwas zu sehen, wenn die Thüre des Haremszimmers offen stand, da sonst Dunkelheit im Hausgange herrschte, und Hamdans Befehle wurden diessmal so streng befolgt, dass die Negerinnen die Haremsthür jedesmal nur gerade für die Dauer eines Augenblicks offen liessen, um den Besuch einzulassen und dann gleich wieder schlossen. War aber kein Besuch da und weilte

Hamdan nicht in der Nähe (denn er hielt streng auf die Abgeschlossenheit seines Frauengemaches), dann standen gewöhnlich beide Thüren, die meinige und die der Frauen, offen, und ich konnte recht gut diese zarten Wesen beobachten. Ja, hätte ich es gewollt, und nicht für zu tollkühn gehalten, ich hätte ihnen vielleicht einen Besuch abstatten können.

Verflossen so meine Nachmittagsstunden nicht ganz ohne Gewinn für meine Beobachtungslust, so waren auch meine Vormittage und Abende, welche ich ausser dem Hause zubrachte, nicht minder interessant. Das bunte Treiben in den Strassen der heiligen Stadt, welches seit Ankunft der beiden Pilgerkarawanen ganz ausserordentlich zugenommen hatte, übte immer einen mächtigen, fesselnden Reiz auf meine Phantasie aus, wenn ich im Laden Murads, oder in einem Kaffeehause sitzend, es wie die Nebelbilder in einem Welttheater an mir vorbeidefiliren liess und mich an der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, an dem wirren Chaos dieses Durcheinanders, das man wohl nirgends in der Welt so buntgemischt findet, wie in Mekka während der Pilgerwoche, ergötzte. Waren dann nach mehrstündigem Weilen in dem für mich zum Sitze einer Schaubude gewordenen Laden meine Sinne von dem vielen Gesehenen ermüdet und wie betäubt, so zog ich mich in die Räume der Moschee zurück, wo freilich auch keine Stille, aber eine gegen die Buntheit des Strassenlebens sehr auffallende Einförmigkeit herrschte. Denn erschienen auf der Strasse fast alle Pilger in ihren bunten Nationalcostümen, welche eine Musterkarte aller Völker

des Islam darstellten, so war in der Moschee alles in den einförmigen, meist weissen, schmucklosen Ihram gehüllt.

Ich besuchte täglich ein oder zwei Mal die Mesdschid el Harem und legte unter Ssadaks Anleitung den Umgang um die Kaaba bei jedem Besuche wieder zurück, welchen jeder fromme Hadsch eigentlich so oft machen muss, als es ihm nur immer möglich ist.

Am vierten Du el Hödscha gab ich im Hause meines Wirthes ein grosses Gastmahl, wobei die zwei Schaafe verzehrt wurden, welche ich als Sühnopfer dafür darbringen musste, dass ich den Sai, den Lauf zwischen Ssafa und Merua, nicht gleich nach meiner Ankunft in Mekka und nach Beendigung des Tuaf, des Umgangs um die Kaaba, zurückgelegt hatte. Ssadak, mein schlauer religiöser Lohnbediente, hatte damals meine Unwissenheit zu benutzen gewusst, um mich zu dieser Uebertretung zu bewegen, aus welcher er und sein Sohn allerlei Vortheil zogen, denn nicht nur nahmen sie am Mahle theil und luden ihre ganze Sippschaft dazu, sondern sie besorgten auch das Opfern der Thiere, behielten ihr Fell und machten meine Einladungen, alles Dinge, die für sie Geld abwarfen. Ausser den Insassen des Hauses Hamdans, namentlich der Familie Murad, hatte ich auch noch meine Freunde, die Aegypter, eingeladen, mit welchen ich mich verabredete, die Pilgerfahrt nach Arafa gemeinschaftlich anzutreten.

Inzwischen war der heilige Tag nahe herbei-

gekommen, der alle Pilger auf dem Berge der Erkenntniss (Arafa) versammeln und uns den heiligen Titel „Hadsch“ (Pilger) erwerben sollte, welchen man nur an diesem Tage auf diesem Berge sich erringen kann und der die Krone und die Besiegelung der ganzen Pilgerfahrt ist.

Zwanzigstes Capitel.

Wallfahrt nach Arafa.

Vorbereitung zur Wallfahrt in der Moschee. — Abzug der syrischen Pilgerkarawane. — Die Pilgerstrasse nach Arafa. — Friedhof. — Kaserne. — Vorstadt el Moabida. — Nächtliche Reise. — Erster Anblick von Arafa. — Die Hüttenstadt und die Zelteslager. — Der Berg der Erkenntniss. — Poesieen der Araber. — Der Ruf Labik. — Besteigung des Arafa. — Die Stufen. — Die Adamsstation. — Die Plattform der Predigt. — Die Capelle auf dem Gipfel. — Die Moschee es Sachara. — Rückkehr in die Hüttenstadt. — Der Tod Schich Mustapha's. — Leichtsinn seiner Neffen. — Die Predigt auf Arafa. — Der Chetib. — Das Weinen und Schluchzen. — Niedersteigen von Arafa. — Die Moschee el Muslifa. — Die Morgenpredigt des Bairam. — Wallfahrt nach Menaa. — Die drei Teufelspfeiler. Das Dorf Menaa. — Das Opfern der Schaafe. — Rückkehr nach Mekka. — Ablegung des Ihram.

Am Nachmittag des siebenten Tages des Monats Du el Hödscha war alles Leben und Regsamkeit in den Strassen von Mekka. Unzählige Schaaren von Pilgern, welche sich alle wieder in das heilige Gewand des Ihram gehüllt hatten, und folglich halbnackt waren und das Bild der grössten Einförmigkeit darboten, zogen nach der grossen Moschee, um sich

dort zur Pilgerfahrt nach dem heiligen Berge Arafa zu sammeln und ihre letzten Andachtsübungen, als Vorbereitung für diesen wichtigen Schritt, an heiliger Stätte zu halten.

Ich begab mich ebenfalls, von den beiden Saadak, von Ali, von Schich Mustapha, der von seinen drei Neffen mehr getragen als geführt wurde, und dem dicken Haggi Omar, welche alle mich im Hause Hamdans abgeholt hatten, begleitet, nach der dicht mit Pilgern gefüllten Mesdschid el Haram. Hier warteten wir unter Andachtsübungen, bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Dann verliessen wir den Tempel durch das Thor des Grusses, schlugen die Strasse el Mota ein, folgten darauf der Gasse el Maala und langten endlich auf der sandigen Ebene an, welche die Stadt im Norden begränzt. Hier beginnt der Pilgerweg von Mekka nach Arafa, dessen Länge nur drei deutsche Meilen beträgt, welche man jedoch gewöhnlich mit solcher Langsamkeit zurücklegt, dass man oft erst, nachdem man zwölf Stunden zu Fuss gegangen oder auf langsamen Eseln und Kameelen geritten ist, an dem heiligen Berge anlangt.

Vor der Stadt fanden wir ebenfalls Schaaren und Schaaren von Hadschadsch. Eben hatte sich die syrische Pilgerkarawane in Bewegung gesetzt: ein wirklich grossartiger Anblick. An der Spitze der Karawane befand sich das geheiligte Kameel, welches die sogenannte „Fahne des Propheten" (nicht die ursprüngliche, die in Constantinopel aufbewahrt werden soll, sondern eine Nachahmung derselben, welcher man ihren Namen giebt) trug. Dies Kameel war eines der beiden sogenannten „Mhâmel" oder

„Mehâmel", das heisst der „Träger" (der heiligen Fahne). Es giebt nämlich solcher Mehâmel zwei, das syrische und das ägyptische. Letzteres gilt strenggenommen noch für heiliger, als das syrische, da es nicht nur eine heilige Fahne, sondern auch noch die Geschenke des Grosssultans für die Kaaba, ja selbst den Schleier des Tempels, das Kesua, trägt. Aber da die syrische Karawane an Zahl und Bedeutung in den letzten Jahrzehnten alle andern überflügelt und allein noch von allen Pilgerkarawanen eine gewisse Wichtigkeit behalten hat, da dieselbe ausserdem noch von einem hohen Würdenträger, den man als Repräsentanten des Grossherrn ansieht, befehligt wird, so hat das zu ihr gehörige Mhâmel eine gleiche Bedeutung und Verehrung erlangt, wie das ägyptische. Die Fahne des Propheten, welche dieses syrische Mhâmel trug, war jedoch jetzt noch nicht entfaltet, sondern einstweilen noch in einem Futterale eingeschlossen. Das ägyptische Mhâmel sollte sich erst später der Karawane anschliessen.

Dem Mhâmel folgten zuerst die Würdenträger, dann die grosse Masse der syrischen Hadschadsch. Die reicheren Pilger, der Pascha, seine Begleiter, der Grossscheriff von Mekka, welcher jedesmal die Hödsch (Pilgerfahrt) mitmacht, die wohlhabendsten Bürger der syrischen Städte, die zahlreichen Harems, worunter auch einige Odalisken aus Constantinopel und die sie begleitenden Eunuchen, sassen in Sänften, welche je von zwei Kameelen, deren eines vor, das andere hinter der Sänfte ging, getragen wurden und mitunter, namentlich die der Frauen, reich verziert waren. Die Kameele, welche die Frauen trugen,

waren ebenfalls geschmückt und geziert, einige trugen rothe Federbüsche, andere kleine Halbmonde von Silber. Jedes dieser Kameele wurde von einem Beduinenjungen geführt, welcher es schon von Damascus aus begleitet hatte und in einigen Fällen der Sohn des Eigenthümers war, denn bei weitem die meisten der Kameele werden zur Pilgerfahrt nur gemiethet und sind nicht Eigenthum der Pilger. Die dem Mittelstande angehörigen Hadschadsch sassen in kleineren Sänften, welche auf dem Rücken je eines Kameeles befestigt waren und schaukelten luftig hin und her und die darin sitzenden Pilger mögen eine gründliche Bekanntschaft mit der Art von Seekrankheit, welche das Kameelreiten erzeugt, gemacht haben. Manchmal trug auch ein einziges Kameel zwei Sänften, eine auf jeder Seite, nach Art der Marktkörbe der italienischen Bauern, befestigt. Doch wird diese Beförderungsart als gefährlich gern vermieden, da der Sturz der einen Sänfte jedesmal den der andern nach sich zieht; wie ich denn selbst Zeuge davon werden sollte, dass zwei so aneinander befestigte Sänften fielen und die in ihnen sitzenden Pilgerinnen, zwei alte Weiber aus Damascus, von der nachfolgenden Karawane beinahe zu Tode getreten wurden. Den in den Sänften getragenen Pilgern und Pilgerinnen folgten die ärmeren Hadschadsch, zum Theil auf kleinen, in Mekka gemietheten Eselchen, zum grösseren Theile jedoch zu Fuss und zwar nicht wenige auf ihren nackten Fusssohlen.

Dieses wirre Chaos wurde von den Beduinen der Stämme von Mekka's Umgegend und auch von sehr

vielen Wahabiten umschwärmt, die zum kleinern Theile zu Pferde, zum grössern Theile jedoch hoch zu Kameele sitzend, sich recht stattlich ausnahmen und leichtbeweglich zeigten und so gegen die schwerfällige Masse der übrigen Pilgerkarawane einen angenehmen Contrast boten. Fast alle diese Beduinen hatten den Lisam (eine Art von Shawl, der ihnen den Hals und die Schultern bedeckt), bis hoch in ihr Gesicht hinaufgezogen, so dass er ihnen in den meisten Fällen die Nase bedeckte: eine ächt beduinische Sitte, deren Zweck es ist, das Gesicht vor dem brennenden Wüstensande zu schützen. Manche trugen auf dem Kopfe einen leichten Turban (obgleich viele, als ächte Beduinen, ganz bloßköpfig und „intonso crine" erschienen) und die Zipfel dieses Turbans hingen so tief in's Gesicht herab, dass die Männer von verschleierten Frauen schwer zu unterscheiden waren. Einige Beduinen von Mekka's unmittelbarer Umgegend liessen sich von ihren Gattinnen begleiten, die ebenso, wie ihre Eheherren, das heisst nicht tiefer als dieselben, verschleiert waren und nebenbei oft eben so muskulöse, magere und verwitterte Körper, ebenso schwielige und sonnverbrannte nackte Arme und Beine zeigten, und ebenso kriegerisch, aber zugleich in den meisten Fällen, auch eben so abschreckend hässlich aussahen, so dass oft die Täuschung vollkommen war, und es schwer wurde, zu entscheiden, welches Individuum dem schönen, und welches dem hässlichen Geschlecht angehörte, wenn man überhaupt bei diesen Menschen, bei denen die Frau dem Typus „Hexe" am ähnlichsten sieht, von schönem Geschlecht reden

kann. Obgleich man nämlich die Gesichter dieser „Schönen“ nicht sah, so konnte man doch aus den vielen Runzeln des übrigen Körpers schliessen, dass auch sie frühgealtert und verwittert aussehen mussten.

Mit meiner ägyptischen Gesellschaft und der wie Kletten an mir klebenden Familie Ssadak schloss ich mich der Nachhut der syrischen Pilgerkarawane an. Wir sassen alle auf kleinen Eselchen, mit Ausnahme von zwei der Neffen des Schich Mustapha, welche neben diesem nun ganz hinfällig gewordenen Greise einhergingen und ihn auf seinem kleinen Esel aufrecht hielten, denn der Arme war bereits wie sterbend und so schwach, dass er gewiss, ohne die Hülfe seiner Neffen, vom Thiere gefallen wäre. Aber er hatte es sich nicht nehmen lassen, die fromme Wallfahrt, welche nur an diesem einzigen Tage im Jahre gemacht werden kann, trotz Krankheit und Hinfälligkeit anzutreten, welche Wallfahrt übrigens sein letzter Schritt in diesem Leben sein sollte.

Gleich an dem nördlichen Ende der heiligen Stadt beginnt eine grosse sandige Ebene, durch welche sich der Mekkacanal windet, der die Stadt mit reichlichem, übrigens ziemlich schlechtem Wasser, welches man nicht zum Trinken gebraucht, versieht. Neben ihm zieht sich, fast immer parallel mit demselben, die Pilgerstrasse nach Arafa hin. Diese Strasse wird an ihrem Beginne noch zum Theil von Gebäuden und öffentlichen Anstalten eingefasst. Zuerst führt sie zwischen den beiden grossen Cisternen, der der Syrer und der der Aegypter, hindurch. Dann lässt man links, das heisst auf der westlichen Seite, den grossen Friedhof von Mekka liegen, welcher

einen wahren Wald von riesigen Cypressen bildet, denn über jedem Grabe pflegen die Araber einen Baum dieser Species zu pflanzen, der zwar nicht gepflegt, aber auch nicht beschädigt wird und so mit der Zeit eine beträchtliche Höhe erreicht. Aehnlich sind in Pera bei Constantinopel die Friedhöfe wahre Wälder. Dem Friedhof gegenüber liegt, östlich vom Wege, neben einem grossen Wasserbassin, welches aus dem Mekkacanal gespeist wird, ein Palais des Scheriff, ganz wie ein grosses mekkanisches Stadthaus erbaut. Diesem schräg gegenüber, gerade neben dem nördlichen Ende des Friedhofes liegt die grosse türkische Caserne, in welcher sich zur Zeit eine ziemlich starke Garnison befand, von welcher sich die meisten Soldaten eben anschickten, die Hödsch (Pilgerfahrt) mitzumachen und im Kasernenhofe, mit den beiden Tüchern des Ihram bekleidet, völlig bereit standen, um, nachdem sie die Karawane vorbeidefiliren gelassen hatten, sich derselben anzuschliessen. Dadurch, dass nun diese türkischen Soldaten die Nachhut der syrischen Pilgerkarawane bildeten, wurde unsre kleine Schaar von derselben, der sie bis jetzt unmittelbar gefolgt war, getrennt und zurückgedrängt, wie wir denn überhaupt noch mancherlei Verzögerungen erleiden sollten. In Folge stets Einschiebsel neuhinzutretender Pilger wurde zwischen den Syrern und uns die Kluft immer grösser, so dass wir zuletzt beinahe anderthalb Wegestunden hinter der Damascuskarawane zu stehen kamen.

Die neu hinzugekommnen türkischen Soldaten sahen meist elend aus. Obgleich alle junge Männer, deren älteste wohl kaum siebenundzwanzig Jahre

zählen mochten, so schienen sie doch schon sehr abgelebt. Schlechte Nahrung, Krankheit, nachlässige Verpflegung und sinnliche Ausschweifungen schlagen in der türkischen Armee jährlich bedeutende Lücken und diejenigen, welche überleben, tragen meistens eine gebrochene Gesundheit davon. Man hat berechnet, dass von den jährlich der Conscription verfallenden Türken kaum ein Drittel das Ende ihrer gezwungenen Dienstzeit erreichen. Zwei Dritttheile gehen regelmässig zu Grunde. Es sind meist Krankheiten gastrischer Natur, typhöse Fieber, Dyssenterie und dergleichen, welche diese Unglücklichen hinwegraffen und daran, dass diese Krankheiten bei den Truppen so sehr um sich greifen, trägt gewiss die schlechte Nahrung, Verpflegung und Kleidung die Hauptschuld.

Nach der Kaserne kamen wir an eine grössere Aneinanderreihung von Häusern, die beinahe eine Stadt zu nennen war. Es war die äusserste Vorstadt von Mekka, el Moabida geheissen, welche von Beduinen aus benachbarten Stämmen bewohnt wird, von denen einige auf immer, andere für längere, wieder andere nur für kurze Zeit ihren Wohnsitz hier aufgeschlagen haben, während ausserdem noch eine Menge blos durchziehender Beduinen hier eine flottante Bevölkerung bilden. Die Häuser sind meist klein und schlecht. Ausser Steingebäuden zählt die Vorstadt el Moabida auch noch eine Menge Geraba (Reiserhütten) und Kemlis, in denen Beduinenweiber den Pilgern Brod, Butter und Obst feil bieten.

Bei dieser Vorstadt el Moabida trennt sich die grosse Hauptstrasse, welche sich von Mekka nord-

wärts erstreckt, in zwei Zweige ab. Nach Osten zieht sich der Pilgerweg, der zum heiligen Berge führt, direct nach Norden die Strasse des Wadi Fatma, welche nach Medina und Syrien geht. Wir folgten natürlich dem ersteren dieser beiden Wege. Am äussersten Ende von el Mashida liessen wir südlich einen abermaligen Palast des Grossscheriffs liegen, in welchem dieser zuweilen im Frühjahr residiren soll. Das war wenigstens schon der zwanzigste Palast dieses Würdenträgers, den ich seit meiner Ankunft in Mekka gesehen hatte. Diesem Hause des Scheriff gegenüber, links von der Pilgerstrasse, befand sich jetzt gerade das Lager der ägyptischen Pilger. Dasselbe war jedoch, was die Zahl der Pilger betraf, nur unbedeutend, da in neuester Zeit die meisten Aegypter die Seereise über Sues oder über Kosseir der beschwerlichen Landreise vorziehen. Dennoch hat die ägyptische Karawane eine gewisse Wichtigkeit bewahrt und zwar durch den Umstand, dass mit ihr jedesmal das geheiligte Kamael, el Mhâmel genannt, nach Mekka kommt, welches die Geschenke des Sultans für die Kaaba, unter andern auch das neue Kesua, den schwarzen Schleier des heiligen Hauses, trägt. Dieses geheiligte Thier wurde, als die syrische Karawane eben an dem Lager der ägyptischen vorbeizog, von unzähligen Pilgerkehlen mit lautem Labikrufen begrüsst und dann neben seinen syrischen Gefährten, an die Spitze des ganzen Pilgerzuges gebracht, welchen es von nun an in Gemeinschaft mit dem Mhâmel aus Damascus anführte. Dieses für heilig erachtete Thier wurde von zwei Aegyptern geführt, welche vielleicht die komischsten

Käuze waren, die ich bis jetzt auf meiner Pilgerfahrt gesehen hatte. Alle beide glichen sich darin, dass sie sehr mager und triefäugig waren, was überhaupt so viele Aegypter in Folge von Ophthalmieen sind. In allen übrigen Punkten waren sie aber gänzlich verschieden. Der eine war ein altes Männchen von etlichen sechzig Jahren, schwärzlichbraun wie ein Mulatte, mit stets offenem Mund, aus dem seine blendend weissen Zähne hervorblitzten, mit einer sehr kühn nach oben gekehrten Stumpfnase, mit einem spärlichen weissen Bart, der wie ein Judenbart in eine lange Spitze auslief. Der andere mochte vielleicht erst fünfundvierzig Jahre alt sein, hatte ein längliches Raubvogelgesicht; seine ziemlich weisse Haut war vielleicht einmal glatt gewesen, jetzt aber bot sie in Folge einer Hautkrankheit nur noch eine Aneinanderreihung von unzähligen kleinen Hügeln und Thälern dar; er schien am ganzen Körper von Warzen bedeckt und was für Warzen! auf jeder dieser Warzen wuchs ein kleines Büschel von Haaren; diese fleckige Haut gab ihm ein so seltsames Ansehen, dass man ihn nicht anschauen konnte, ohne zwischen Mitleid und Lachen zu schwanken. Aber das Komische dieser beiden Erscheinungen lag weniger in ihrem Aeussern, sondern vielmehr in ihren Manieren, ihrem Gange und ihren lächerlichen Prätentionen. Sie schienen sich als Führer des heiligen Kameels selbst schon für kleine Heilige zu halten und wollten offenbar von den frommen Pilgern als solche verehrt und behandelt sein. Beide gingen so aufrecht wie Stöcke und blickten so stolz und kühn um sich, wie es nur immer der traurige Zustand ihrer Augen ge-

stattete. Die ganze übrige Welt war offenbar nichts neben ihnen, den Führern des heiligen Kameels, die alle Verehrung, welche man diesem bewies, als ihnen selbst erzeigt, annahmen. Leider wurden diese geistlich Hochmüthigen nicht immer mit grosser Veneration behandelt. Die Aegypter, ihre Landsleute, freilich neigten sich nicht selten vor ihnen und küssten ihnen die schmutzigen Finger. Dann genossen die beiden einen Augenblick der höchsten Befriedigung, ihre hässlichen Gesichter verklärten sich und ihre nassen Augen wandten sich in erheuchelter Extase gen Himmel.

Aber die Syrer waren weit entfernt davon, vor diesen vermeintlichen Heiligen gleiche Verehrung an den Tag zu legen. Sie vermieden nicht nur, ihnen die Hände zu küssen, sondern sie stiessen auch die geheiligte Rechte, wenn sie ihnen dargeboten wurde, nicht selten unter Flüchen zurück. Ja, einen besonders unverschämten Jüngling sah ich selbst auf die Hand eines dieser vermeintlichen Heiligen spucken. Die beiden Kameelführer trugen jedoch in solchen Fällen die grösste Gelassenheit, welche einen starken Beischmack von Feigheit, jener ägyptischen Haupteigenschaft, besass, zur Schau. Sie spielten die Märtyrer, die für eine gerechte Sache Leiden und Schmach ertrugen. Zuweilen blickten sie auch in solchen Fällen, mit einer Affectation von Rührung, nach dem heiligen Kameel hin, als wollten sie sagen: „O Herr! (denn das Kameel schien ihr Götze zu sein) solche Unbill leiden wir für Dich“. Aber das Kameel sah in diesen Fällen ebenso dumm drein, wie gewöhnlich, das undankbare Thier schien seinen Dienern

nicht die geringste Rechnung für die seinethalb erlittene Schmach zu tragen.

Die nicht sehr zahlreichen ägyptischen Hadschadsch, welche zur Pilgerkarawane aus Kairo gehörten, schlossen sich hier bei ihrer Lagerstätte ebenfalls an die Nachhut der syrischen Karawane an, in welcher bereits viele ihrer Landsleute, die auf dem Seeweg über Dschedda gekommen, befindlich waren, so dass wir hierdurch noch mehr von der Hauptkarawane getrennt wurden.

Unterdessen war es vollkommen Nacht geworden. Um halb acht Uhr Abends waren wir von der Kaaba aufgebrochen und um halb zehn Uhr befanden wir uns noch bei el Moabida, kaum eine halbe deutsche Meile von der Mesdschid el Haram entfernt. Da wir bereits in die Zeit des zweiten Mondviertels eingetreten waren, so sollten wir bis einige Stunden nach Mitternacht Mondschein behalten, ich konnte folglich die Gegend, durch welche wir kamen, wenn auch nicht deutlich, so doch wenigstens einigermassen gewahren.

Während der ersten zwei Stunden, von el Moabida aus, kamen wir durch ein ziemlich weites Thal nördlich vom Dschebel Bu Kubis, in östlicher Richtung von Mekka gelegen. Es war, so viel ich sehen konnte, sehr schlecht oder, so gut wie gar nicht, bewachsen. Unermesslich streckte sich, vom Halblichte des Mondes matterleuchtet, die Wüste oder Steppe hin, aus der nur hie und da ein Baum, vielleicht eine Acacia vera, vielleicht ein Balsamstrauch sein Haupt wie träumerisch in die Lüfte trug. Dann kamen wir in ein Thal, welches sich allmählig verengte, immer

mehr verengte und zuletzt auf beiden Seiten felsige Umgränzungen darbot, zwischen denen der Durchgang oft schwer wurde. Immer schmäler und schmäler werdend, artete dieses Thal zuletzt in eine wahre Schlucht aus.

Hier erlitt der Pilgerzug einen grossen Aufenthalt, da nun alle Hadschadsch, zwei und zwei, ja, an einzelnen Stellen, einer nach dem andern, hintereinander folgen mussten, während sie bisher sich nach Belieben über die ganze Breite des Thales ergossen hatten.

In diesem Schluchtenthal liegt das für heilig erachtete Dorf el Menaa (von Burckhardt mit englischer Orthographie Muna geschrieben). Die Häuser und Buden, welche es bildeten, schienen zum Theil noch unvollendet, und nahmen sich beim Scheine der Fackeln, welche einzelne Pilger trugen, wie phantastische Ruinen aus, in denen, so konnte man ohne grossen Aufwand von Phantasie sich vorstellen, Geister hausten, mit welchen die weissumhüllten, halbnackten Pilger wohl verglichen werden konnten. Ein lautes Geschrei begrüsste dieses heilige Dorf. Der Ruf Labik hallte donnernd von allen Steinwänden und Felsenkämmen des Wadi Menaa wieder und schallte weit und breit durch das ganze Thal hindurch. Bei diesem Dorfe hielten wir jedoch diessmal nicht an. Erst wenn man von Arafa zurückkommt, hat man sich dort aufzuhalten und besondere, abergläubische Bräuche zu verrichten.

Ungefähr um fünf Uhr Morgens, nachdem wir die ganze Nacht, unter vielen Stockungen, zwar langsam, aber doch immer vorwärts gekommen waren, traten wir aus der Felsenschlucht hervor und,

da es nun Tag geworden war, so sahen wir die Ebene am Fusse des Berges Arafa in voller Deutlichkeit vor uns liegen.

Diese Ebene war eine Wüste, in der nichts zu wachsen schien, nicht einmal die trockene Distel, eine Wüste voll Steinen und Steingeröll, aus der sich der niedrige Hügel des Arafa, eine beinahe völlig kahle Felsenmasse, trostlos erhob, es war eine Wüste so schaurig und traurig, wie ich nur je eine gesehen hatte. Ein einziges Element lebte und regte sich in dieser Trostlosigkeit und belebte ihre Einsamkeit. Das war der religiöse Fanatismus eines abergläubischen Pilgerheeres, der in dieser Einöde seinen Thron errichtet hatte. Nur in der Ferne wurde das monotone Bild durch die zackigen Berge von Taif etwas verbessert, aber auch sie sahen kahl und trostlos aus, wie alles um uns her.

Die meisten Pilger hatten, als wir ankamen, bereits ihre Zelte errichtet, so dass wir nun, nach anderthalbstündiger Wallfahrt durch die sandige Ebene, in eine höchst belebte Lagerstadt unsern Einzug hielten.

Viele Hadschadsch waren schon am vorhergehenden Tage angekommen und hatten die Nacht, entweder in ihren eigenen Zelten, oder in den zahlreichen Kaffeebuden und Reiserhütten, welche die Mekkawia (Mekkaner) hier errichten, zugebracht. Diese Lagerstadt am Fusse des Arafa bot einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Da lagen Zelte über den ganzen, weiten, sandigen Plan zerstreut, da zogen sich Reihen von Hütten und Buden hin, welche förmliche Strassen bildeten, in denen Basars und Märkte abgehalten wurden. Zwischen den Zelten lagerten un-

zählige Kameele, Maulthiere und Esel, von malerisch zerlumpten Beduinen bewacht. Hie und da schimmerte leuchtend beim Schein der Morgensonne der goldene Halbmond auf dem Zelte eines reichen Mekkaners, welches von rothen und gelben Stoffen gebildet und mit vielen bunten Verzierungen ausgeschmückt war. Im Osten war das eigentliche Militärlager, wo die türkischen Soldaten ihr lärmendes Wesen trieben. Aus diesen erhoben sich die grünen Zelte des Grossscheriffs und der Würdenträger, von vielen Fahnen und Standarten umragt. Hier hatten auch die heiligen Kameele ihren Ruhepunkt gefunden und die von ihnen getragenen Fahnen entfalteten majestätisch ihre grüne Seide unter dem Hauch des Ostwindes. Die ärmeren Hadschadsch hatten ihre kleinen, niedrigen Zelte im Südwesten aufgeschlagen. Nur die wenigsten Pilger schienen jedoch, trotz der durchgemachten, langen, nächtlichen Wanderung, das Bedürfniss der Ruhe zu empfinden. Höchstens ein Viertheil der Gekommenen zog sich in die Zelte zurück. Alle übrigen (die Zahl sämmtlicher Pilger möchte ich auf etwa dreissigtausend, gewiss nicht höher, schätzen) schwärmten zwischen den Zelten umher oder füllten die Strassen des Dorfes Arafa, welches von Hütten und Buden gebildet wurde.

Dieses elende Hüttendorf bot an diesem Tage fast alle Ressourcen einer grossen Weltstadt dar. Da hatte fast jeder bedeutendere Kaufmann aus Mekka seine Bude, in welcher er die Pilger nach Herzenslust prellte und sie für die grössten Erbärmlichkeiten zehnfache Preise zahlen liess. Da waren unzählige Kaffeehäuser und Barbierstuben, denn das

Rasiren des Haupthaares spielt bei den Ceremonien von Arafa eine grosse Rolle. Auch auf die Ausbeutung der menschlichen Verirrungen wurde hier, in dieser heiligen Pilgerstadt, eben so gut wie in einem verderbten Volkscentrum, speculirt. Da waren Buden, in welchen geistige Getränke, allerdings im Geheimen, verkauft wurden, und selbst die Haschischraucher hatten hier ein Absteigequartier, wo sie die Seligkeit ihres geträumten Paradieses finden und in ihrenPhantasieen den heiligenBerg mit den kühnenBildern,den Erzeugnissen ihres eigenen erhitztenGehirns, in Verbindung bringen konnten. Wer jedoch nicht blos im Geheimen sein Gewerbe betrieb,das war eine grosse Anzahl „gewisser Damen", welche sich hier eingefunden hatten, und die vielleicht auch das Bedürfniss nach Frömmigkeit und nach dem religiösen Titel von Pilgerinnen empfanden,was sie aber gar nicht hinderte, andere fromme Pilger von erbaulichen Gedanken abzulenken.

Ausser den nur für den Augenblick errichteten Wohnungen, befanden sich hier auch einige Steingebäude, welche über die ganze Hüttenstadt zerstreut und durch deren ephemere Bauten fast verdeckt waren. Es waren dies: ein Haus des Grossscheriff, dicht neben dem Mekkacanal gelegen, in welchem dieser jedoch nie wohnen soll; eine kleine Moschee, Dschema es Sachara genannt; eine Schule, bei der die ägyptischen Pilger lagerten; mehrere überdeckte Wasserbehälter; hie und da ein kleines militärisches Postenhaus und verschiedene andere unbedeutendere Baulichkeiten.

Wir befanden uns so ziemlich unter den letzten,

welche an diesem Tage im Hüttendorfe angelangt waren. Die syrische Karawane hatte schneller den Weg zurückgelegt und bereits vor Tagesanbruch ihre Zelte aufgeschlagen. Da es erst der achte Tag des Monats du el Hödscha war und die Hauptceremonien erst am neunten vor sich gehen, so hatten wir folglich einen ganzen Tag am Fusse des Arafa zuzubringen. Dieser sollte uns jedoch keine Langeweile, sondern vielmehr die höchste Abwechslung bieten. Nachdem wir in einer Palmstammbude, die als Kaffeehaus und Barbierladen diente, einige Stunden geschlafen und daselbst ein Absteigequartier für die nächste Nacht ausbedungen hatten, trieben wir uns den ganzen Tag in der Zelt- und Hüttenstadt umher, in welcher das bunteste, regeste Leben herrschte. Bald sahen wir den gefährlichen Spielen indischer Gaukler zu, welche die Pilger dadurch zu ergötzen vermeinten, dass sie sich selbst Messer in's Auge, Dolche in den Bauch rannten: allerdings Taschenspielereien, die jedoch durch Ungeschicklichkeit manchmal lebensgefährlich werden. Bald kamen wir in einen Zuschauerkreis, der sich um einen modernen Psyllen gesammelt hatte, welcher sich von Nattern und andern Schlangen beissen liess und dieselben verzehrte. Hier lauschten wir einer arabischen Musikbande, aus unharmonischen Flöten und Trommeln bestehend. Dort hörten wir den Gesang einer Alme an, welche das Glück der Pilger pries, und zugleich bei diesem frommen Gesange in einer höchst unheiligen Weise umherschielte. Dann stiessen wir auf einen Haufen menschlicher Gespenster, Frauen, welche den weiblichen Ihram trugen, der die ganze

Person mit einem einzigen monströsen Schleier hermetisch umhüllt und kaum ahnen lässt, wo denn das Gesicht befindlich sein möge, denn die zwei Löcher für die Augen sind auch wieder manchmal von einem Tuche bedeckt. Einige Stunden verbrachte ich im Geplauder mit dem Pelzhändler Murad, der hier seine Bude hatte und selbst hier sich der Illusion hingab, Pelze an den Mann zu bringen, aber keine Kunden fand. Darauf besuchten wir das Beduinenlager, welches in einem Kreise, in dessen Centrum die Kameele und anderen Thiere eingepfercht waren, aufgeschlagen worden war. Hier hatten sich viele Gruppen gebildet, welche dem Gesange eines beduinischen Dichters lauschten, der im reinsten Arabisch die Thaten seiner Voräitern pries.

Endlich brach der Abend an und mit ihm ein herrliches Schauspiel. Die ganze Hütten- und Lagerstadt erleuchtete sich mit unzähligen Lampen und farbigen Ballons, welche ihr ein überraschendes Ansehen gaben. Vor vielen Zelten brannten lichte Feuer, überall war Helle und Glanz und in diesem Glanzesmeere wogte das unzählige Pilgerheer bis gegen Mitternacht auf und ab.

Erst nach ein Uhr konnten wir in der bestellten Kaffeebude unser Nachtlager aufschlagen und eine kurze Ruhe geniessen, welche schon um fünf Uhr durch den Kanonenschuss, der den heiligen Tag verkündete, unterbrochen wurde. Nachdem wir im Freien unser Morgengebet verrichtet hatten, suchten wir, da unser Nachtquartier bereits überfüllt war, ein anderes Kaffeehaus auf, in dem es jedoch völlig unmöglich war, etwas Geniessbares zu bekommen.

Kaum dass wir dort ein wenig Platz zum Sitzen finden konnten. Dieser Raum war übrigens so schwül und schmutzig, dass ich ihn bald mit meinen beiden unzertrennlichen Begleitern, der Familie Ssadak, floh und in's Freie eilte, um den heiligen Berg Arafa zu besuchen.

Wie ich vor das Thor der Kaffeebude trat, da genoss ich einen überraschenden, grossartigen Anblick. Die gluthrothen Strahlen der Sonne brachen sich auf den Granitwänden des heiligen Berges und schufen dort heisse Tinten, Tinten von einer Wärme und Intensität des Farbentones, wie man sie in unserm beleuchtungsarmen Europa nie erblickt. Da lag die ganze, beinahe völlig kahle Felsenmasse, glühend und strahlend wie ein feuerrother Ofen, als wäre sie eben aus dem Schacht eines Vulkans hervorgezogen worden. An Bäumen fehlte es gänzlich, selbst von Gesträuchen war nur wenig zu sehen; auch errieth man, dass eine üppig grüne Pflanzendecke hier gar nicht an ihrem Orte gewesen wäre. Aber statt der vegetabilischen Ausschmückung hatte diese Landschaft heute eine höhere organische erhalten: die unzähligen weissen Punkte, die auf dem Berge, bald einzeln, bald in Gruppen, herumirrten: die mit dem weissen Ihram bekleideten Pilger.

Dieser Berg, den man Arafa, d. h. Berg der Erkenntniss oder des Wiederfindens nennt, weil auf ihm Adam seine Gattin nach hundertundzwanzigjähriger Trennung wiederfand, heisst auch manchmal im Munde der Moslems „Dschebel er Rahma", das heisst „Berg der Barmherzigkeit", weil Gott sich hier dem Propheten geoffenbaret haben soll. Kein

Ort in der ganzen Welt, selbst Mekka und Medina nicht ausgenommen, gilt dem Moslem für heiliger, als dieser Berg der Erkenntniss. Unzählbar sind die theologischen und poetischen Lobpreisungen, in welchen die arabischen Dichter und Mystiker diesen Berg gefeiert haben. Ein einziges Lobgedicht auf den heiligen Berg, welches mir von Ssadak mitgetheilt wurde und das bis jetzt noch kein Europäer kannte, will ich hier statt aller andern, bekannteren in freier Uebersetzung wiedergeben:

O Arafa! die Pilger seh'n
In dir ihr höchstes Glück,
Und rufen, wenn auf dir sie steh'n,
In frommer Brunst: Labik.

Wer deiner Wallfahrt sich befliss,
Der kehrt erlöst zurück;
Des Paradieses ist gewiss,
Wer auf dir rief: Labik.

Als Adam aus des Edens Ruh'
Verjagte das Geschick,
Lenkt trostlos er die Schritte zu,
Zu dir und rief: Labik.

Verirrt hat sich sein theu're Weib,
Sie war sein höchstes Glück,
Die Gott aus Adams eignem Leib
Entnahm und rief: Labik.

Er sucht die theu're Gattin, die
Von seinem Leib ein Stück;
Auf Arafa, da sucht er sie,
Ruft hoffend aus: Labik.

Hier nun der Menschen Vater stand,
Als sein entzückter Blick
Die theu're Gattin wiederfand,
Da rief er aus: Labik.

Und Eva, die den Gatten lang
Gesucht mit feuchtem Blick,
Die endlich ihren Arm sie schlang
Um ihn und rief: Labik.

Und neuvereinet kehrten sie
Von Arafa zurück,
Und der Versucher trennte nie,
Die hier gesagt: Labik.

Von diesem Wiederfinden stammt
Die Menschheit und ihr Glück,
Von jener Lieb', die hier entflammt
Der fromme Ruf: Labik.

O Arafa! seit jenem Tag
Bist du die Himmelsbrück'
Für jeden, der hier betend lag
Und auf dir rief: Labik.

O Arafa! o Seligkeit!
Die Herzen stets entzück';
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Ertön' der Ruf: Labik.

Labik! hier bin ich Herr! so ruft
Der Mensch einst, wenn zurück
Zu Gott sein Geist kehrt und die Gruft
Besiegt der Ruf: Labik.

Und wenn vom Grab hervor wir geh'n,
Zur obern Welt zurück,
Dann rufen, wenn vor Gott wir steh'n,
Wir jubelnd aus: Labik.

Der Weltenrichter kennt das Wort,
Und wenn er hört: Labik,
Erschliesst er uns den sel'gen Ort
Dort rufen wir: Labik.

Wo holde Mädchen uns umfah'n,
Wo wir im höchsten Glück
Dem Quell der ew'gen Wonne nah'n,
Wo's ewig tönt: Labik.

„Labik", dieser Gebetesruf der Pilgerfahrt im allgemeinen, dieses Losungswort der Hödsch, ist ganz besonders der Gebetesruf der Wallfahrt nach Arafa. Waren bisher meine Ohren nur von Zeit zu Zeit von diesem donnernden Rufe heimgesucht worden, so hörte ich nun seit meiner Ankunft in Arafa beinahe nichts anderes mehr. Jedes andere Wort schien seine Wichtigkeit verloren zu haben, die ganze Sprache schien nur in diesem einen Worte: „Labik" aufgegangen zu sein. Labik, so tönte es in den Strassen der Hüttenstadt; hervor aus ihren Zelten drang der Ruf: „Labik"; Labik, so schrie ein jeder Pilger, der eben sein Gebet verrichtet hatte; Labik, so hallte es durch die ganze Ebene wieder und wieder und das Echo des Granitfelsens Arafa gab zwar schwach, aber doch hörbar, den Ruf „Labik" zurück.

In Begleitung meines Metuaf und seines Sohnes bestieg ich nun die Granitmasse, welche man den „Berg der Erkenntniss" nennt. Sie ragt nur etwa zweihundert und funfzig Fuss über die Ebene empor. Der Weg zu ihrem Gipfel besteht zum Theil aus Stufen, welche in den Felsen eingehauen sind. Nachdem wir etwa fünfundvierzig dieser Stufen erklommen hatten, befanden wir uns am sogenannten „Mota Sidna Adam", das heisst an der Station Adams. Hier soll der Aeltervater des Menschengeschlechtes seine geliebte Ehehälfte wiedergefunden haben. Es muss jedenfalls ein sonderbarer Anblick gewesen sein, als diese beiden riesigen Menschen, die nach der Tradition des Islam zwischen fünfhundert und sechshundert Fuss hoch waren, auf dem kleinen Berge Arafa standen, welcher mit seinen

zweihundert und funfzig Fuss Höhe der Mutter Eva kaum bis an die Taille reichte. Auch weiss man nicht, was man von der Sage denken soll, welche an diesem „Mota Sidna Adam", den Aeltervater stets sein Gebet verrichten lässt, da doch offenbar Adam, wenn er sich betend auf's Angesicht niederstreckte, den ganzen Berg Arafa mit seiner kolossalen Körpermasse zudecken musste. Ich muss gestehen, dass diese wenig erbaulichen Zweifel sehr alle Andacht störten, welche ich auf dem heiligen Berge etwa hätte empfinden können. Warum hat auch der Prophet Mohamed für das Wiederfinden des riesigen Aelterpaares nicht einen wahrscheinlicheren Berg ausgewählt, als den kleinen elenden Arafa? Aber, was auch meine Zweifel und ironischen Empfindungen sein mochten, äusserlich war ich genöthigt, die grösste Andacht an den Tag zu legen und die für diese Stelle vorgeschriebenen Gebete nachzusprechen, welche mein Führer Ssadak ben Hanifa mir vorsagte.

Nach Erklimmung einiger siebenzig Stufen erreichten wir den Membar, d. h. die „Kanzel", eine diesen Namen tragende Plattform, auf welcher der Chetib an diesem Tage seine Arafa-Predigt halten sollte. Hier sah ich eine Marmortafel im Felsen angebracht, worauf eine Inschrift befindlich war, die ich jedoch zu lesen nicht Zeit hatte.

Von der Plattform aus wurde der bisher breite und ziemlich sanft aufsteigende Weg immer steiler und enger. Schaaren von Pilgern bedeckten ihn, so dass wir nur mit Mühe zum Gipfel des Arafa gelangten. Dort bezeichnet eine kleine Capelle die Stelle, wo Mohamed seine Jünger zu unterrichten und wäh-

rend der Pilgerfahrt selbst zu beten und zu predigen pflegte. Es war jedoch nicht daran zu denken, in das Heiligthum Einlass zu erlangen, so dicht war dasselbe mit Hadschadsch besetzt, von denen ganze Schaaren förmlich darin Posten gefasst zu haben schienen. Wir begnügten uns desshalb, unsre Gebete vor der Thür des Heiligthums zu verrichten und liessen die andächtige Menge im ungestörten Besitze desselben.

Als ich nun vom Berge Arafa wieder hinunterstieg, fand ich überall eine Menge unbeweglich dastehender Pilger, welche alle bereits hier ihren Platz genommen hatten, um die Predigt, die erst in sieben bis acht Stunden vor sich gehen sollte, desto deutlicher zu vernehmen. Ich verspürte keine Lust, mir diese Qual des siebenstündigen Wartens aufzuerlegen, blos um eine insipide Predigt anzuhören, die nur aus Gemeinplätzen bestand, wie ich es nachher gut genug vernehmen sollte. Statt dessen besuchte ich mit meinem Metuaf noch die am Fusse des Arafa gelegene kleine Moschee es Sachara, das heisst, ich sah mir dieselbe von aussen an, denn die Pilger schienen ihr Inneres förmlich mit ihren Leibern gepflastert zu haben, so dass an ein Eindringen auch hier nicht zu denken, was übrigens kein Unglück war. Nachdem ich die Ueberzeugung erlangt hatte, dass an der Dschema es Sachara nicht das geringste zu sehen sei, lenkte ich meine Schritte nach der von meinen Reisegefährten temporär bewohnten Kaffeebude zurück, wo ich den Rest des Tages bis zur Stunde der Predigt zuzubringen gedachte.

Auf dem Wege dahin hörte ich mich plötzlich

anreden. „Ja Abd er Rahman", rief eine Stimme, die mir wohlbekannt schien, „wohin so eilig? Der Chetib wird noch lange nicht seine Predigt beginnen. Komme doch zu uns und feiere einstweilen hier den Kif (Siesta)." Ich wandte mich um und erblickte vor mir eine fette, halbnackte und sehr haarige Gestalt mit blossem, kahlen Haupte, in welcher ich nur mit grosser Mühe den sonst so stattlich aussehenden und pomphaft gekleideten Hamdan ben Hamidu wieder erkannte. Er hatte den Ihrâm angelegt, wie es alle Mekkawia thun, welche zur Pilgerzeit den heiligen Berg besuchen, wo sie dann sich den übrigen Pilgern ganz gleich benehmen und alle Ceremonien mitmachen. Aber dieser Ihram stand dem feisten Manne gar nicht gut. Er trug zwar seine Vorliebe zum Luxus auch in diesem Kleidungsstücke zur Schau, seine Moharem (Umschlagtücher) bestanden aus den feinsten Kaschmirshawlen; aber da der Ihram für alle gleich gross sein muss, so war bei dem massenhaften Körper Hamdans die Folge, dass die Tücher überall offen standen und seinen mit dichten grauen Haaren bewachsenen Körper an vielen Stellen gewahren liessen, wo man ihn lieber nicht gesehen hätte. So lange Hamdan in seinen gewohnten Kleidern ging, sah er viel jünger und wirklich schön aus. Nun aber bildete sein gefärbter Bart mit den grauen Haaren, welche seinen übrigen Körper bedeckten, einen so lächerlichen Contrast, dass es mir schwer wurde, bei seinem Anblick meine Heiterkeit zu unterdrücken. Dennoch bemeisterte ich meine Lachlust und wechselte nun mit Hamdan die ausgesuchtesten Höflichkeitsphrasen, in welchen

wir uns gegenseitig mit der Sonne verglichen und unser zufälliges Begegnen als das höchste irdische Glück priesen. Mein Wirth lud mich mit einer höchst graziösen Geberde ein, in einem seiner Zelte (er hatte deren drei) Platz zu nehmen, wo ein schöner Teppich auf dem Fussboden lag, auf dem Nargileh's (Wasserpfeifen) standen, welche von einigen zehn intimen Freunden Hamdans, allen sehr verschmitzt aussehenden Kerlen, geraucht wurden. In dieser Gesellschaft liess ich mich nun nieder, rauchte und trank Kaffee, rauchte wieder und trank von neuem und so eine Stunde lang, während ich Hamdans geistreiche Conversation anhörte.

Hamdan hatte für heute ein triumphirendes Wesen angenommen. Er benahm sich ganz als Aruss (Bräutigam oder junger Ehemann) und die Bräutigame tragen bei den Orientalen fast immer ein gewisses Etwas in ihrem Wesen und ihren Manieren zur Schau, woran man sie unter tausenden erkennen kann. Auch Hamdan zeigte heute ganz jene Selbstzufriedenheit, jenes siegreiche Wesen, jene stolze Ruhe eines befriedigten Herzensfressers, der eben die süssesten Eroberungen gemacht hat. Dieses Benehmen, welches der Franzose „fatuité" nennen würde, ist jedoch das einzige, woran man einen muselmännischen Bräutigam erkennen kann oder vielmehr errathen muss, denn seines Bräutigamstandes darf auch mit keinem Worte gedacht werden. Jede Anspielung auf die Braut und ihre Reize, ja jede Erwähnung ihrer Familie würde für unanständig, und im höchsten Grade beleidigend gelten. Aber die Gäste zeigen durch ihre liebenswürdigen, ja mit-

unter zärtlichen Manieren, indem sie den Bräutigam eben so behandeln, wie man mit einem Kinde umgeht, das man verhätscheln will, deutlich an, dass, wenn sie auch nicht von der Brautschaft reden dürfen, sie doch von derselben vollkommen unterrichtet sind. So war es auch hier. Hamdan thronte da, wie ein Fürst inmitten seiner Vasallen, welche ihm das Ohr mit Schmeicheleien füllen. Wenn ich jedoch bedachte, dass der Gegenstand dieses Triumphes niemand anders war, als die hässliche indische Wittwe, und wenn ich dabei den nicht mehr jungen Hamdan mit seinem nackten, graubehaarten Körper und seinem gefärbten Bart ansah, so wurde es mir immer schwerer, meine Heiterkeit zu unterdrücken. Das war ein Bräutigam! Der schöne Hamdan wie ich ihn früher oft genannt habe und wie er mir auch vorgekommen war, erschien mir jetzt nur noch als eine Caricatur. Und dieser veraltete „Lion“ gab sich noch das Aussehen eines Herzensfressers. Die junge indische Wittwe, seine neueste Eroberung, sass in dem Zelte daneben und obgleich ich sie nicht sah, so verkündete mir doch die Anwesenheit von Hamdans Negerinnen, dass sein sämmtlicher Harem die Wallfahrt nach Arafa mitgemacht hatte und der hässlichen indischen Schönheit als Escorte diente und so zum Triumphe Hamdans nicht wenig beitrug. Der eitle Geck sog die Schmeicheleien, welche ihm seine Schmarotzer auftischten, mit sichtlicher Befriedigung ein. Wie wohl schien ihm zu sein! Welch' ein Glück als Herzensfresser einer hässlichen indischen Schönheit verehrt zu werden und welch' ein schöner Gedanke, dass diese Herzensfresserei noch einen goldnen Boden hatte, denn

die Indierin sollte gewiss aller ihrer Kostbarkeiten beraubt aus Hamdans Hause hervorgehen. Indessen da es mir schwer wurde, meine Lachlust lange zu bemeistern, denn der „schöne“ Hamdan wollte mir mit jedem Augenblicke komischer vorkommen, so verliess ich, nachdem ich mehrere Nargileh's, Ringileh's, Schischi's oder Huka's, oder wie sonst die Wasserpfeifen heissen, geraucht hatte, das gastliche Zelt meines Wirthes und kehrte zur Kaffeebude zurück, in welcher mich ein ganz andres Schauspiel erwarten sollte. Ehe ich dieselbe jedoch erreichte, verliess mich mein bisheriger Führer Ssadak, der mich gebeten hatte, auch seine temporären Gattinnen, fromme Pilgerinnen, denen er als Tugendschild diente, besuchen zu dürfen, zu welchem lobenswerthen Zwecke ich ihm gerne Urlaub ertheilte.

In das Kaffeehaus zurückgekehrt, fand ich meinen armen, alten Freund Schich Mustapha in den letzten Zügen. Sein Uebel und seine Schwäche waren nun auf's äusserste gestiegen, so dass seine Auflösung jeden Moment zu erwarten war. Aber sein Geist war noch nicht gelähmt. Selbst in seinen letzten Augenblicken bewegte sich der gute Alte noch in religiösen Reden. Eben, als ich eintrat, hielt er seinen drei Neffen, welche ihn mit einer gewissen Ungeduld umstanden, gleichsam als könnten sie nicht die Auflösung des ihren leichtsinnigen Vorsätzen hinderlichen Greises erwarten, eine Predigt, welche dafür, dass sie mit sterbender Stimme gesprochen wurde, doch keineswegs an Derbheit einbüsste. Er weissagte ihnen in höchst kräftigen Ausdrücken ein schlimmes Ende, wenn sie fortfahren würden, statt in der Furcht Gottes,

... nach Mekka und Arafa
... möge er mir nur noch g
... zu hören, dann werde
... ischen Schauplatz verlass
... die Wonnen zu geniesse
... ligen vorbehalten hat."
... romme Wunsch meines gut
... leider nicht in Erfüllung gehen
... und wurde begraben, ehe
... bestieg. Kaum hatte d
... Geist ausgehaucht, so wurde
... mit der bei Beerdigung der
... solchen Gelegenheiten, wie Rei
... besondere üblichen Geschwi
... gewickelt, vor die Ka
... wurde ein Loch in den Sand ge
... eingescharrt und von diesem Au
... Alle so gründlich vergessen
... hatte. Ich war vielleicht

ganz dem Reich der obscursten Vergangenheit an, aus welcher sein Andenken zu retten, diesen Blättern gewiss auch nicht gelingen wird. Friede Deiner Asche! guter alter Schich Mustapha, mögest Du im Paradiese, wohin Du ohne Zweifel zum Lohn für Deine frommen Predigten gekommen bist, sämmtliche Huris mit Deinen religiösen Gemeinplätzen recht herzlich langweilen, Dich aber selbst dabei so wohl befinden, als es nur immer der Gedanke gestattet, Deine Neffen auf Erden einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben zu wissen.

Es war, als ob diese drei Burschen nur den Augenblick des Todes ihres ehrwürdigen Oheims erwartet hätten, um aller Sitte den Zaum abzuwerfen. Kaum waren die Gebeine des Schich eingescharrt, als auch schon drei Ualem (Tänzerinnen) im Kaffeehause ihre Plätze an Seite der drei Jünglinge eingenommen hatten. Von nun an war der Lebenswandel dieser Jünglinge ganz das Gegentheil von dem, was der eines guten Moslems sein soll. Natürlich liess ich es, als frommer Pilger, an einer gelegentlichen Predigt nicht fehlen, welche aber nur mit Hohngelächter aufgenommen wurde. So begnügte ich mich, ihnen das Loos der Rotte Kora zu weissagen und zog mich mit der Familie Ssadak, die über meine Frömmigkeit hocherbaut schien, in den entgegengesetzten Winkel des Kaffeehauses zurück, wo ich in Geduld der Stunde der Predigt auf Arafa entgegenharrte.

Erst kurz vor der Stunde des Asser (des Nachmittagsgebetes) verliess ich wieder die Kaffeebude, um mir womöglich in der Nähe der Plattform, auf

welcher die Predigt gehalten werden sollte, e
Platz auszusuchen, von welchem ich das versproc
Meisterstück der Beredtsamkeit anhören ko
Diess war freilich keine so leichte Sache, denn,
gesagt, schon seit dem frühesten Morgen hatte
zählige Pilger in der Nähe der Kanzel Posten ge
wo sie mit ächt muselmännischer Geduld der Pre
stunde entgegenharrten. Der Berg und seine näc
Umgebung war mit wartenden Hadschadsch wie
sät, die eine hundertfache Mauer kahler Scheitel
nackter Schultern bildeten, durch welche hind
zudringen ich mir kaum Hoffnung machen ko
Dennoch gelang es den kräftigen Rippenstö
welche Hassan ben Ssadak, der Sohn meines Me
den frommen Pilgern versetzte, wobei er immer
„Platz du fremder Hund, einem Sohn der hei
Stadt"! Es glückte so, eine Gasse zu bahnen, d
welche wir so nahe an die Plattform vordri
sollten, dass ich alles, was auf ihr vorging, s
und hören konnte.

Da standen wir nun, gedrängt wie die Här
etwa noch eine halbe Stunde, während welcher
die Pilger sich dem fanatischsten Labikrufen,
Abhalten religiöser Ceremonien, dem Hersagen
Lobsprüchen und Koranversen hingaben. En
kamen deutliche Anzeichen, dass etwas wich
vorgehe. Alle Hadschadsch streckten die ka
Häupter in die Höhe und blickten nach Westen,
wo das erwartete Heil zu kommen schien. L
jedoch konnte ich nicht gewahren, was den Ge
stand der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete.
sah nur in der Ferne einen besonders di

Menschenknäuel, der sich in der Richtung auf Arafa hinzuwälzen schien. Dieser chaotische Knäuel wurde deutlicher und deutlicher, und endlich erblickte ich einen Mann, der auf einem Kameele sass und von einer Menge abgöttischer Verehrer umringt war. Dieser Mann war der Chetib (Prediger), welcher die Arafarede halten sollte. Er schien sich der grössten Verehrung, welche nahezu an Anbetung grenzte, zu erfreuen. Einige fanatische Derwische warfen sich bei seinem Anblick sogar auf den Boden nieder und liessen das Kameel, auf welchem der Chetib sass, über ihre Rücken schreiten. Selig sie, wenn sie von dem Thiere zu Tode gedrückt wurden! Dann waren sie des Paradieses gewiss.

Jetzt kam der Prediger ganz dicht bei mir vorbei. Es war ein alter Mann mit mulattenartigen Zügen und sehr spärlichem weissen Barte. Seine Geberde bot den Ausdruck mystischer Träumerei und geistlichen Hochmuths zugleich dar. Sein Gesicht drückte die fanatischste religiöse Schwärmerei aus, aber dieser Ausdruck war so übertrieben, dass man versucht war, ihn für erheuchelt zu halten. Er hielt sein Antlitz so steif und starr gen Himmel gerichtet, dass es schwer war, zu begreifen, wie sein Hals auf so lange Zeit eine so unnatürliche Biegung aushalten konnte. Seine Augen blickten stier und fest nach den Wolken, unbeweglich, unablenkbar. Um sein Kameel, welches von zwei Eunuchen geführt wurde, kümmerte er sich gar nicht; die Menschenmenge um ihn herum schien ihn noch weniger anzugehen. In exstatischer Verzückung blickte er stets nach oben, als habe er nur mit den dort

wohnenden, nicht aber mit der sündigen Mensch
auf Erden Verkehr. Ich hatte in meinem Leben n
keinen fanatisirteren Kerl, als diesen Prediger,
sehen.

Gewöhnlich ist es der Kadi von Mekka, wel
die Arafapredigt hält. In diesem Jahre hatte jed
ein anderer Mollah (Geistlicher) seinen Platz ei
nommen, warum, das wusste mir Niemand zu
klären. Von diesem Prediger versprach man
sehr viel; aber die muselmännischen Begriffe i
Beredtsamkeit sind von den unsrigen so verschie
dass ich nicht im Stande war, seine hohe Eloquen
würdigen.

Endlich war der Chetib auf der Plattform a
kommen, wo er seine Predigt, ohne vom Ka
abzusteigen, begann. Diese Predigt dauerte
Stunden und war aus allbekannten, religiösen
meinplätzen zusammengesetzt, welche der Pred
aus einem Buche, das er in der Hand hielt, a
Der diessjährige Prediger hatte eine sehr hohe,
selnde Stimme, aber eine sehr undeutliche
sprache, so dass, glaube ich sicher, nicht ein Zeh
der Pilger die Rede verstehen konnte. Diess ist
gar nicht nöthig; denn das Verdienst besteht n
darin, dass man die Predigt auffasst, sondern d
dass man überhaupt zur Zeit, wann sie gehalten
beim Berge Arafa anwesend ist. Ich hörte die g
Predigt zwar ziemlich gut, verstand aber nur
und da ein etwas deutlicher ausgesprochenes W
woraus ich schliessen konnte, dass es sich um
Verdienste der Pilgerfahrt handelte. Von Zei
Zeit hielt der Chetib in seiner Predigt inne. D

Augenblicke benutzten die zwanzig- bis dreissigtausend anwesenden Pilger jedesmal, um in ein donnerndes Labikgeschrei auszubrechen, wobei sie die Zipfel ihres Ihrams über dem Haupt in die Höhe hielten und in der Richtung nach Mekka schwenkten.

Ein für sehr nöthig gehaltenes Element bei der Arafapredigt sind die Thränen der Rührung, welche von Prediger und Zuhörern vergossen werden müssen. Ohne eine gehörige Menge von Thränen, welche pflichtschuldigst geweint werden müssen, können sich die Moslems keine wahre Andacht denken. So fehlte denn auch hier das Augenwasser nicht. Der Chetib hielt jeden Augenblick ein grossmächtiges Schnupftuch, welches, wie mir schien, von rothem Baumwollstoff war, vor die Augen, um durch diese schon von ferne sichtbare Demonstration den Hadschadsch anzuzeigen, dass er es nicht an der pflichtschuldigen Rührung fehlen liess. Fast alle Pilger thaten ähnliches. Bei vielen waren die Thränen ohne Zweifel ächt, bei andern gewiss nur Krokodilsthränen, und bei einigen, worunter auch ich war, verschmähten sie sich gänzlich zu produciren. Da jedoch jeder gute Moslem in diesem feierlichsten Augenblick der ganzen Pilgerfahrt bis zu Zähren gerührt sein muss, so war ich genöthigt, gleichfalls die Comödie mit dem Schnupftuch zu spielen. Ich hielt desshalb ebenfalls ein grosses gelbes Foulard vor die Augen, hinter dessen weiten Falten ich sehr gut meine völlig trockengebliebenen Augen und mein keineswegs andächtiges Gesicht verstecken konnte Ssadak und Hassan weinten jedoch die allerhellsten Thränen.

Die elenden Heuchler! Wie sie nur ihre Thränendrüsen so in der Gewalt haben konnten? Je weiter die Predigt vorrückte, desto stärker wurde das Schluchzen, Seufzen, Gestöhne und Weinen der Pilger.

Zuletzt schien jedoch die Menge der Rührung etwas müde geworden zu sein. Auch schien die Rede allmählig immer mehr den Effect hervorzubringen, welchen keine allzu lange Predigt verfehlt, nämlich den, dass sie die Zuhörer über die Maassen langweilte und ungeduldig machte. An die Stelle des Weinens trat bei manchen ein schwer zu unterdrückendes Gähnen. Viele trippelten förmlich mit den Füssen, wie Leute, die vor Ungeduld es nicht aushalten können. Ich konnte deutlich bemerken, wie die Schaaren um mich herum mit jedem Augenblick dünner und dünner wurden, denn eine Menge Pilger erwarteten gar nicht das Ende der Predigt, um sich zurückzuziehen.

Kaum war die Sonne in der Richtung nach Mekka untergegangen, so schlug der Chetib sein Buch zu, steckte das grosse, rothe Schnupftuch, welches das Sinnbild seines Thränenreichthums war, ein, und damit war die Predigt beendet. Jetzt noch ein lautes, weithin schallendes Labikrufen, ein letztes Emporhalten der Zipfel des Ihram und die Ceremonie war vorbei. Nun begann das Heruntersteigen vom heiligen Berge, arabisch „ed Dafa min el Arafa" genannt. Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem ausserordentlichen Ungestüm, mit welchem diese Dafa vor sich geht. Gleich einem von einem Wolkenbruch angeschwellten Giessbach, so rollte sich

unaufhaltsam und mit stürmischer Gewalt der Pilgerzug vom Berge hernieder. Wehe dem, der nicht mit diesem wahnsinnigen Vorwärtsdrängen Schritt halten konnte. Er war sicher, erdrückt oder zu Tode getreten zu werden, wie denn bei der Dafa alljährlich nicht wenig Unglücksfälle vorkommen sollen. Auch ich musste natürlich, ob ich nun wollen mochte oder nicht, mit den Schaaren vorwärts. Kaum hatte ich Zeit, in der Hüttenstadt am Arafa mein Reitthier mitzunehmen. In dieser Budenstadt hält man sich sonst gar nicht auf, sondern drängt unaufhaltsam weiter, wieder nach Mekka zurück, oder vielmehr nach dem zwischen Mekka und Arafa gelegenen Menaa, wo die letzte religiöse Station der Pilgerfahrt ist, die jeder Hadsch auf dem Rückwege von Arafa besuchen muss.

Die Hüttenstadt bot gleich nach Vollendung der Predigt schon wieder einen ganz veränderten Anblick dar. Alle Zelte waren abgebrochen und befanden sich bereits auf Kameelrücken unterwegs nach Menaa. Nur die Bretterbuden standen noch, aber auch sie waren zum Theil schon zerstört, so dass die ganze ephemere Stadt, die am Morgen noch einen so lebhaften Anblick dargeboten hatte, bereits ein Bild der Vernichtung war.

Jetzt wälzte sich der Pilgerschwarm unaufhaltsam zwischen dem Defilé von Masumin hindurch, welches den Weg zum Wadi Menaa bildet. Da es inzwischen Nacht geworden war, so wurden eine Menge Fackeln von den Dienern der reicheren Pilger getragen, so dass man mit Hülfe dieser Leuchten und dem Scheine des Mondes den Weg sehr deutlich

Ihram in Brand ste
war, so loderte er
gelang mir erst ihr
halbverbrannt war.
ndern Ihrams war aber j
ken und so musste ich, w
alfte bekleidet war, jetzt n
kleidet bleiben. In diesem
beendete ich meine Wallfa
ternacht kamen wir wieder in d
Musalifa an, wo wir den Rest d
Felde schliefen, um am andern
ete bei der Moschee beizuwohn
Nachtruhe war jedoch nur von seh
schon um drei Uhr weckte mich
mir vor, dass wir nun zur Mosch
um das Morgengebet mitzumach
des Ait el Kebir, des Korban
Festes oder Opferfestes, welche

Auf einer Plattform vor der Moschee von Musalifa hatte derselbe Chetib, der die Arafarede gehalten, Platz genommen. Seine Zuhörer waren jedoch lange nicht so zahlreich, als sie gestern gewesen waren, denn viele Pilger versäumen es aus Ermüdung oder Faulheit, diese Ceremonie mitzumachen. Die Rede dauerte diessmal nur dreiviertel Stunden und bestand aus ähnlichen Gemeinplätzen, wie die frühere. Dann wurde das Morgengebet gehalten und darauf umarmte sich alles und wünschte sich Glück zum Fest mit den Worten „Saa Aitek" oder „Aitek Embarek". Auch ich musste die Umarmungen einiger hundert Hadschadsch, welche ich in meinem Leben nie gesehen hatte, über mich ergehen lassen: eine keineswegs angenehme Ceremonie, denn viele dieser Biedermänner waren krank, triefäugig oder verbreiteten einen pestartigen Geruch.

Dann wurde noch einmal ein donnerndes „Labik" gerufen und der Pilgerschwarm wälzte sich weiter nach dem Wadi Menaa zu, wo wir etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang anlangen sollten.

Ehe ich jedoch von Musalifa aufbrach, musste ich, auf die Anweisung meines Metuaf hin, einundzwanzig, das heisst dreimal sieben Steine vom Boden aufheben, die ich in einer eigens hierzu bereit gehaltenen Tasche bewahrte. Ich sah, dass alle Pilger dasselbe thaten und so wurde in Musalifa nahezu eine Million Steine aufgehoben, welche sämmtlich dem grossen Teufel an den Kopf geworfen werden sollten. Denn das ist die Bedeutung der religiösen Ceremonie, welche im Thal Menaa vorgenommen wird. In diesem Thale trat, so meldet die Tradition,

Satan unter der Gestalt der Schlange Iblis dem Patriarchen Abraham, welcher den rührenden Anachronismus, nach Arafa zu pilgern, beging, dreimal in den Weg, um ihn von seinem frommen Vorhaben abzuhalten. Aber jedes Mal warf Abraham, auf den Rath des ihn stets begleitenden, unvermeidlichen Engel Gabriel, der Iblis, nach einigen drei, nach andern sieben Steine an den Kopf, worauf sich diese wenig muthige Schlange zurückzog. Zum Andenken an diese Heldenthat des Patriarchen werfen nun die Pilger jedes Jahr am 10. Du el Hödscha im Thal Menaa dem Teufel einundzwanzig Steine an den Kopf, die leider nicht immer an ihre Adresse kommen, da nur besondere Glückskinder und Heilige den Teufel wirklich sehen können und die grosse Mehrzahl natürlich nur Vermuthungen darüber hat, wo sich dieser Biedermann gerade befinden mag.

Zum Unglück für die fromme Sage, welche das Steinewerfen im Thal Menaa durchaus mit Abraham in Verbindung bringen will, ist dasselbe jedoch weiter nichts, als ein durchaus heidnischer Brauch, der aus dem Götzendienst der alten Araber in den Islam mit hinübergeschmuggelt worden ist. Nach el Asraki standen im Thale Menaa vor Mohamed sieben Götzenbilder, deren Priester Schicksalsdeuter waren und aus dem Werfen und Fallen der Steine, welche schon im Heidenthum hier geschleudert wurden, das Loos der Werfenden prophezeihten.

Maimonides, ein spanischer Rabbiner aus Cordoba, der um's Jahr 1200 lebte, und mit den Gebräuchen des Islam vertrauter war, als irgend ein

Nichtmuselmann, sagt in seiner „Mura Nebachim“ ausdrücklich:

„Der Ritus des Steinwerfens in Menaa ist durchaus heidnisch, obgleich die Moslems ihn von Abraham, ja selbst einige (z. B. Ebn Atir und Abu Saad esch Schibani) von Adam ableiten wollen. Die ältesten Araber wussten gar nichts von der vermeintlichen, hier stattgefundenen Erscheinung des Teufels, sondern warfen die Steine einfach als Schicksalsdeutungszeichen, sowie gleichfalls in diesem Thale das Pfeilewerfen Sitte war, aus deren Fall man ebenso das Schicksal weissagte. Natürlich behaupten die Moslems jetzt, das heidnische Steinewerfen und Schicksalsdeuten sei viel neuern Ursprungs und nur eine Corruption des ursprünglich von Abraham eingeführten Ritus gewesen, ebenso wie sie auch im Götzendienst in der Kaaba eine Corruption des Monotheismus des Abraham erblicken wollen.“

Ueber diesen Punkt wird man vollkommen einig werden, wenn es einmal irgend jemand gelingen sollte, den historischen Beweis zu führen, dass Abraham irgendwo anders, als in Palästina, existirt habe und dass die Geschichte von der Errichtung der Kaaba durch ihn und seiner Wallfahrt nach Arafa etwas andres ist, als ein sehr bei den Haaren herbeigezogenes Märchen.

Nach einstündigem Ritt von Musalifa aus kamen wir dicht vor dem Dorfe el Menaa in ein sehr enges Defilé, wo das ausserordentliche Gedränge der Pilger eine grosse Verwirrung schuf. In diesem engen Schluchtenthale stockte plötzlich die ganze Karawane, und zwar nicht ohne einen wichtigen Grund, denn

hier hatte es dem Fürsten der Finsterniss gefallen, dem Abraham zu erscheinen und hier, bei einer diese Erscheinung verewigenden Säule, muss der Teufel das erste Mal gesteinigt werden. Alle Pilger drängten sich auf einmal hinzu, um der gottverfluchten Iblis die ersten sieben der in Musalifa aufgelesenen und sorgfältig bewahrten Steine an den Kopf zu werfen. Da aber um die Säule herum nur für etliche hundert Platz war und etliche tausend sich hinzudrängten, so war nun das entsetzlichste Durcheinander die unausbleibliche Folge. Viele Pilger wurden auf den Boden geworfen und niedergetreten; andere stürzten mit ihren Kameelen, Eseln, Pferden; einige Sänften fielen, das oberste zu unterst, und die in ihnen sitzenden Schönen mögen nicht die angenehmsten Augenblicke genossen haben. Es war ein wahrhaft verwirrendes Geschrei, Gestöhne, Geschluchze, aber selbst in diesem Chaos siegte der religiöse Ruf: „Labik", der sich über all' den Jammer und das Elend zertretener Pilger hindurchrang und vorzüglich hörbar machte. Daneben konnte ich jedoch andere unheiligere Laute in Menge vernehmen. Hier schrie ein stämmiger Kerl aus den syrischen Ebenen, indem er sich rechts und links mit Faustschlägen den Weg bahnte: „Platz da, Du Hund, Sohn eines Hundes; weg mit Dir, Auswurf der Hölle" u. s. w. oder, wenn er einen schiitischen Ketzer gewahrte: „Fort mit Dir, Du Schwein, Sohn einer Sau". Ausdrücke wie „Bastard, Schandjunge, Sohn einer Dirne" waren so gewöhnlich, dass sie mir gar nicht mehr auffielen. Daneben regnete es rechts und links Faustschläge. Einige fromme

Hadschadsch hatten sich bei der Kehle gepackt. Andere warfen sich gegenseitig die Steine an den Kopf, welche eigentlich für Satan bestimmt waren. Kurz, der Fürst der Finsterniss, der natürlich an Zwietracht, Hass und Streit die grösste Freude haben muss, feierte hier, gerade an dem Orte, wo er gesteinigt wurde, die allerschönsten Triumphe, denn er sah die meisten Pilger denjenigen Leidenschaften ergeben, welche ihm die liebsten sind.

Wie ich nicht selbst mit zerbläutem Körper oder einem zerbrochenen Gliede aus diesem Chaos hervorging, das ist mir noch heute ein Räthsel. Ich gelangte nach halbstündigem Hin- und Herdrängen, Hin- und Herstossen und Gestossenwerden endlich bis einige hundert Schritte vor die erste Satanssäule, „Dschemra el Ual" genannt. Die „Dschemra el Ual", welches Wort höchst seltsamerweise „die erste Kohle" (eine Anspielung auf die feurigen Kohlen der Hölle) bedeutet, war ein von unförmigen Steinen errichteter Pfeiler, welcher etwa sechs Fuss hoch und vier Fuss breit sein mochte. Ich fragte Ssadak, warum man diesem Pfeiler den Namen einer „Kohle" gegeben habe, da er doch mit einer solchen nicht die geringste Aehnlichkeit besitze? Hierauf tischte mir mein Metuaf allen Ernstes folgenden Unsinn auf, den ich mit andächtigem Gesicht anhören musste:

„Als der Patriarch Abraham den Teufel, der ihn von der Wallfahrt nach Arafa abhalten wollte, an den drei Stellen, welche man jetzt die „erste, zweite und dritte Kohle" nennt, Steine an den Kopf warf, da sah er, wie sich plötzlich diese Steine in feurige

Kohlen verwandelten und tiefe Löcher in den Körper Satans einbrannten. Seitdem findet, wenn man es auch nicht sehen kann, doch ganz dasselbe mit den jährlich hier geworfenen Steinen statt. Alle verwandeln sich in glühende Kohlen und der Körper Satans muss jetzt schon ganz ausserordentlich durchlöchert sein."

In diesem letzteren Punkte gab ich meinem Metuaf recht, nur sprach ich mein Erstaunen darüber aus, was für ein zähes Leben der alte Satan doch haben müsse, da er eine solch' millionenfache Durchlöcherung vertragen könne.

Der Pfeiler der „ersten Kohle" lag vor der Mauer einer Plattform, die etwa zehn Fuss über den Boden emporragte. Diese Plattform war ebenfalls mit Pilgern dicht bedeckt, welche von hier aus, da sie von unten nicht gut an die „erste Kohle" gelangen konnten, ihre Steine warfen und ihre Verwünschungen auf Satan häuften. Mir war es rein unmöglich, auf die Plattform zu gelangen. Kaum dass ich von unten mich dem „Dschemra el Ual" einigermaassen nähern konnte. Wenn ich sage, dass ich mich ihm „näherte", so war diess jedoch keineswegs eine freie Bewegung oder ein Act meines eignen Willensvermögens; nein, ich verhielt mich durchaus passiv; vom Augenblick an, da ich einmal in den Pilgerknäuel gerathen war, welcher die „erste Kohle" umdrängte, wurde ich von selbst ohne mein Zuthun vorwärts gebracht, bald schob mich ein Rippenstoss, den ich zur Rechten erhielt, einige Schritte weiter, bald brachte mich ein gewaltsames Schieben zur Linken um einige weitere

Fuss näher, und so von Rippenstoss zu Rippenstoss rückte ich allmählig in die Nähe des Teufelsdenkmals. Als ich ungefähr zwanzig Fuss von ihm entfernt war, warf ich, nach Ssadaks Anweisung, meine ersten sieben Steine, einen nach dem andern, auf den Pfeiler, wobei ich meinem Metuaf folgende Worte nachsprach:

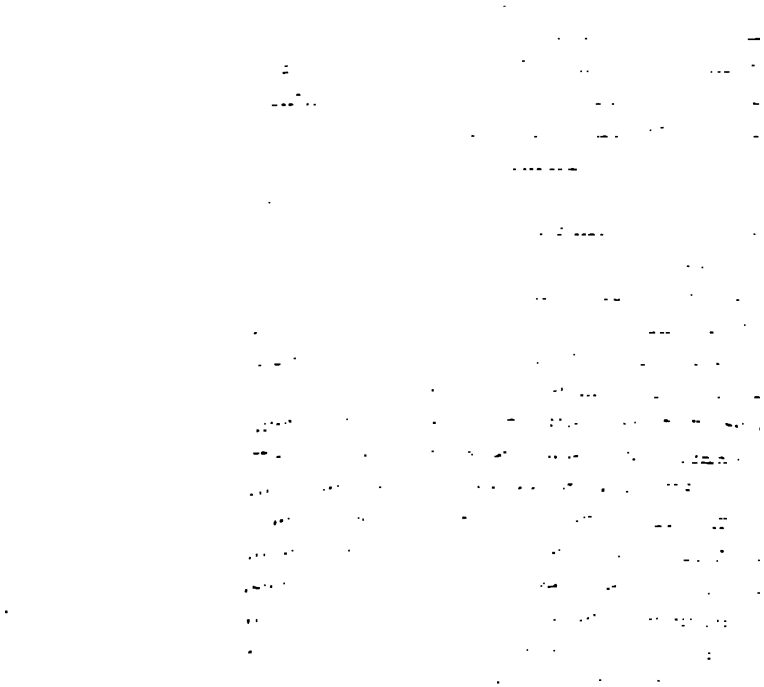
„Im Namen des allgewaltigen Gottes! Ich vollbringe diese Handlung, weil ich den Teufel hasse. Möge ewige Schmach und Strafe sein Lohn sein!"

Einige Pilger fügten diesen Worten noch andere hinzu, zum Beispiel folgende:

„Mögen diese Steine dem Teufel das Gesicht zerschlagen und ihm den Rücken brechen."

So wird schon seit zwölfhundert Jahren alljährlich dem Satan das Gesicht zerschlagen und der Rücken zerbrochen, aber er befindet sich dabei eben so wohl, als vorher, und hat gerade unter den frommen Hadschadsch seine eifrigsten Anhänger.

Gleich beim Dschemra el Ual beginnt schon das Dorf el Menaa, welches in einer engen Thalschlucht, dem Wadi Menaa, gelegen ist. Dieses Dorf mag etwa hundert Steinhäuser zählen, aber am zehnten Du el Hödscha und an den folgenden Tagen wird es durch die vielen hier errichteten Kaffeebuden und Kaufläden beinahe zu einer Stadt. Die vielen Zelte, welche gerade einige hundert Schritte vor dem ersten Teufelspfeiler von den Pilgerkarawanen errichtet werden, geben ihm zugleich das Aussehen einer mächtigen Lagerstadt. Kurz, Menaa ist am zehnten und elften Du el Hödscha eine zweite Auflage von dem, was Arafa am achten und neunten



Kopf, wobei ich dieselben Verwünschungen auf Satan häufte. Der Andrang auch bei dieser Säule war ungeheuer und ich musste mich begnügen, meine „feurigen Kohlen“ von ferne auf das Haupt der Iblis zu schleudern. Ob sie an ihre Adresse gelangten, das konnte ich wegen des dichten Schwarms, der den Pfeiler umlagerte, nicht sehen.

Auf unserm Wege von der zweiten zur dritten Säule kamen wir zuerst an ein stattliches städtisches Gebäude, das Haus des Kadi von Mekka, dann an eine geschlossene Kaufhalle, einen Basar im europäischen Sinne des Wortes. Sonst hatten wir rechts und links Häuserreihen, Wohnungen mekkanischer Kaufleute und Bürger. Am äussersten, Mekka zunächst gelegenen Ende des Dorfes fanden wir eine grosse Anzahl von hölzernen Barbierstuben und Barbierzelten, welche bereits von einem ungeheuren Heer von Pilgern angefüllt waren, die daselbst die Ceremonie der Ablegung des Ihram vornahmen.

Diesen Barbierstuben gerade gegenüber liegt der dritte Teufelspfeiler, „Dschemra el Aksa“, das heisst „die letzte Kohle“, genannt. Ihre Entfernung von der zweiten Satanssäule mag etwa achthundert Fuss betragen, während nur drei- bis vierhundert Fuss die zweite von der ersten trennen. Die „letzte Kohle“ war, wie ihre beiden Vorgänger, ein unförmiger Pfeiler, und wurde gleich ihnen von einem dichten Pilgerschwarm umlagert.

Hier warf ich meine letzten sieben Steine, verfluchte den Teufel noch einmal und dann — war ich mit der ganzen Pilgerfahrt fertig. Ich fühlte mich wahrhaft erlöst, nun die letzte der langweiligen Ce-

remonien hinter mir zu haben. Jetzt konnte ich den Ihram, das abscheuliche Pilgergewand, in dem ich so viel gelitten hatte, ablegen, um ihn nie wieder, oder vielleicht nur noch einmal in Mekka, zu einem letzten Besuch der Moschee anzulegen. Es war, als wäre mir plötzlich eine grosse Last von der Brust genommen worden.

Aber, obgleich ich nun die Erlaubniss hatte, den Ihram abzulegen, so war doch gar nicht abzusehen, an welchem Orte dieses geschehen konnte. In einer der Barbierstuben, wo viele andere Pilger diese Ceremonie vornahmen, einmal gewiss nicht. Denn diese waren so überfüllt, dass ich bis Abend hätte warten müssen, um in eine derselben Einlass zu erlangen. Zudem hatte ich meine Kleider ja nicht bei mir. Ich hätte also selbst im günstigsten Falle in Menaa nichts andres thun können, als mich rasiren zu lassen und mein Haupt und meine Füsse nothdürftig zu bedecken, was man, so lange man den Ihram trägt, nicht darf, was aber jetzt gestattet ist. Ich hätte es also wie die andern machen und in einem improvisirten Costüm erscheinen können. Obgleich nämlich die Pilger nach der Steinigung des Teufels den Ihram nominell ablegen und das Haupt mit einem Tuche, die Füsse mit Schuhen, statt Sandalen, bedecken, so behalten sie doch in Wirklichkeit meistens die beiden Moharem (Umschlagtücher) bis zu ihrer Rückkehr nach Mekka an, da nur die wenigsten ihre Kleider bei sich haben. Man nennt diese improvisirte Tracht den Ihlal (von Halal, das erlaubte). Der Ihlal wird von einigen für die ursprüngliche Tracht der Araber gehalten. Mir war aber mit dieser halben Beklei-

dung nicht gedient. Ich wollte durchaus endlich einmal aus meinem halbnackten Zustande herauskommen, der übrigens viel lückenhafter war, als der der andern Pilger, welche jetzt im Ihlal erschienen; denn durch Ssadaks Unvorsichtigkeit war ja mein Ihram nichts mehr, als ein halbverbrannter Fetzen, und ich befand mich so nur zum vierten Theile bekleidet, während die andern Pilger es doch wenigstens zur Hälfte waren. Auch sehnte ich mich danach, ein Bad zu nehmen, um mich von all' den Unreinlichkeiten der Pilgerfahrt gründlich zu befreien. Diess konnte aber nur in Mekka geschehen, und da dort auch meine Kleider waren, so fasste ich den Entschluss, meine Station in Menaa, welche viele Pilger auf zwei Tage ausdehnen, abzukürzen und gleich nach Mekka zurückzukehren, da ich hoffen konnte, als einer der ersten Pilger dort anzulangen und somit das Hamam (Bad) noch nicht überfüllt zu finden, was es sonst zur Pilgerzeit immer zu sein pflegt. Etwas zaghaft theilte ich meinen vielleicht nicht ganz orthodoxen Wunsch dem Metuaf mit, während ich fürchtete, derselbe werde in meiner Sehnsucht nach allzuschneller Rückkehr eine Ketzerei wittern.

Ssadak sah mich zwar bei dieser Eröffnung etwas seltsam an; aber, da ich ihm vorstellte, dass ich unmöglich in el Menaa in eine Barbierstube Einlass erlangen könne, so überfüllt waren sie, da ich ihm überdiess den vollkommen berechtigten Vorwurf machte, dass ja er meinen Ihram verbrannt habe und daran Schuld sei, wenn ich nur einen höchst unvollkommenen Ihlal zu Stande bringen könne, so

er sich endlich dazu herab, auf meinen Plan
ugehen und sagte:
„O mein Bruder! Es ist zwar ungewöhnlich,
er doch nicht sündhaft, was du thun willst. Du
ast nun die heiligen Gebräuche alle befolgt und den
eufel gesteinigt. Zwar wäre es wünschenswerth,
hn noch einmal zu steinigen; ja noch besser wäre
es, wenn du zwei Tage hier bliebest, um dem Satan,
wie viele Pilger es thun, alle Tage dreimal deine
Steine an den Kopf zu werfen. Aber bei deine
grossen Frömmigkeit wird vielleicht das eine M
genügen. Uebrigens thätest du wohl, einen Ham
zu schlachten, oder besser zwei, einen weil h
das Opferfest ist, einen andern als Sühnopfer für
kurzes Verbleiben im Wadi Menaa. Etba Ke
Etba Kebsch! (Opfere die Hammel! Opfere die
mel!)“

Ich gelobte natürlich, die Hammel zu
wodurch Ssadak und sein Sohn sehr freudig g
wurden, da sie aus dieser Opferung viel Vo
gen, wie schon oben bei einem ähnlichen
wähnt wurde. Ssadak rief also in freudige
„O Maghrebi! Du musst fürwahr e
sohn sein, um so viel Geld für Opfer a
können. Gott segne deine Freigebigkei
sie, mögest du recht viele Almosen geb
Almosen den Gerechten (Ssadak heisst
zukommen lassen.“

Dass der Biedermann unter den
selbst und seinen Sohn verstand, bra
gesagt zu werden. Ssadak zeigte
mit mir von Menaa abzuziehen.

zwei oder drei temporären Gattinnen, welche er als nomineller Ehemann auf der Pilgerfahrt nach Arafa begleitet hatte und die nicht so schnell nach Mekka zurückzukehren Willens waren, der Obhut seines Sohnes Hassan, welcher ebenfalls ein kleines Harem zeitweiliger Gemahlinnen mit sich hatte, bei denen jedoch sein Amt vielleicht weniger eine Sinecure war, als das seines Vaters bei den seinigen.

Ehe wir jedoch abzogen, sollten wir noch der Opferung der heiligen Hammel beiwohnen, welche jährlich an diesem Tage im Thal Menaa unter grosser Feierlichkeit vollzogen wird, wie überhaupt jeder Moslem, der nur irgendwie die Mittel dazu hat, am Tage des Ait el Kebir oder Korban Bairam (d. h. des Opferfestes) einen Hammel schlachten lassen muss.

Da ich gelobt hatte, zwei Hammel zu opfern, so mussten die Thiere natürlich jetzt gleich angeschafft werden. Für Geld, und zwar für theures Geld, war diess leicht möglich, denn auf einem freien Felde, westlich von Menaa, waren etwa fünftausend dieser Thiere aufgestellt, meist das Eigenthum mekkanischer Speculanten, welche dafür die lächerlichsten Preise verlangten. Sonst kostet ein Hammel in Mekka etwa einen Rial ($1\frac{1}{2}$ preuss. Thaler), jetzt aber verlangte man dafür vier bis fünf Rial, ja noch mehr. Ssadak gelang es jedoch, zwei Thiere für acht Rials zusammen für mich einzukaufen.

Das Opfer findet gewöhnlich statt, nachdem die letzten von Arafa zurückkehrenden Pilger ihre Steine geworfen haben. Da wir zu den Nachzüglern gehörten, so wurde die Ceremonie, gleich nachdem wir Satan gesteinigt hatten, abgehalten. Einige zehn-

tausend Pilger, von denen jedoch nur etwa der dritte Theil Hammel vor sich hatten, standen auf einem freien, unebenen, steinigen Felde nahe bei Mena. Der Kadi von Mekka, der an der Spitze dieser Pilgerschaaren stand, hatte gleichfalls einen Hammel vor sich, der über und über bunt bemalt war. Nach einem kurzen Gebet gab dieser Würdenträger das Signal zum Schlachten, indem er seinem Hammel den Kopf in der Richtung nach dem heiligen Hause der Kaaba zu drehte und ihm dann die Kehle mit einem krummen Messer durchschnitt. Seinem Beispiele folgten alle diejenigen Pilger, welche, des theuren Preise ungeachtet, Hammel gekauft hatten. Auf einmal sanken über dreitausend Opfer auf den Boden, der sich plötzlich in ein wahres Blutmeer verwandelte, ein Anblick, der mich so anekelte, dass ich ihn schnell mit Ssadak floh, um nach Mekka zurückzukehren, während wir Hassan, Ssadaks Sohn, bei meinen beiden von ihm und seinem Vater eben geschlachteten Hammeln mit der Anweisung zurückliessen, dieselben zu waschen und Abends nach Mekka zu bringen, wo sie im Hause Hamdans feierlich verzehrt werden sollten.

Diese Opferung findet nach der Aussage der Gelehrten des Islam zum Andenken an das Opfer Abrahams, welcher seinen eignen Sohn zu schlachten gelobt hatte, statt. Nach einigen ereignete sich diese Geschichte hier in Menaa, wo man auch die Stelle zeigt, an welcher der Patriarch seinen Sohn und zwar Ismael, nicht Isaak, schlachten wollte, während andere diese Begebenheit nach Mekka selbst verlegen. Auch will man in Menaa in einer Höhle

den Geburtsort des Ismael erblicken, der indessen, und zwar sogar nach einigen gelehrten Mohamedanern, ebensogut wie nach dem alten Testament, in Palästina geboren ward.

So hatte ich nun die Qualen und Freuden der Wallfahrt nach Arafa hinter mir, kehrte nach Mekka zurück, legte dort in einem Barbierladen, unter Hersagung eigens hiezu vorgeschriebener Gebete, den Ihram ab, meine Kleider wieder an und liess mich von einem besonders frommen Barbier rasiren, welcher bei dieser Handlung stets Lobsprüche hermurmelte.

Einundzwanzigstes Capitel.

Letzter Aufenthalt in Mekka und Rückreise.

Mein letzter Tag in Mekka. — Besuch des grossen Bades. — Der Badeprocess. — Indiscretion meines Lohnbedienten. — Die fünf Algierer. — Ihr Verdacht. — Ihr Gespräch. — Der verkappte Christ wird entdeckt. — Gefahr, in welcher ich schwebe. — Schnelle Entfernung aus dem Bade. — Mein Entschluss Mekka augenblicklich zu verlassen. — Meine Flucht aus Mekka. — Ankunft in Dschedda. — Die englische Brigg. — Reise nach Aden und Bombay. — Schreiben meines Doppelgängers. — Seltsame Ideen des Kifrauchers. — Verse desselben.

Bis hierher war mir das Schicksal auf meiner ganzen Reise in so fern höchst günstig gewesen, als Niemand von meiner wirklichen Herkunft und meiner Eigenschaft als Nichtmuselman eine Ahnung gefasst hatte. Jetzt sollte mir jedoch das neidische Geschick, oder vielmehr mein dummer, prahlerischer Metuaf einen Streich spielen, der meine Reise plötzlich zu einem unvorhergesehenen, schleunigen Ende brachte und mir beinahe noch etwas mehr, nämlich nichts geringeres, als mein Leben, gekostet hätte. So bleibt mir von meiner weiteren Reise in Arabien und meinem Aufenthalt in Mekka beinahe nichts mehr zu erzählen

übrig, als dieses unangenehme Abenteuer, welches ihnen ein Ende machen sollte.

Ich war kaum von Arafa zurückgekehrt und hatte den lästigen Ihram abgeworfen, als ich das grosse Hamam (Bad) von Mekka aufsuchte, da ich in diesem Augenblicke einer gründlichen Waschung bedürftiger als je war. Ssadak begleitete mich nach dem Hamam, um während meiner Anwesenheit im Dampfbadegemach meine Kleider zu bewachen: eine keineswegs unnütze Vorsichtsmassregel, denn die Frömmigkeit verhindert viele Pilger durchaus nicht daran, bei Gelegenheit zu stehlen.

Das Hamam liegt in der Nähe der grossen Moschee, auf ihrer westlichen Seite, ganz dicht am Quartier es Suika (dem kleinen Basar) zwischen diesem und dem Quartier Bab el Omra, in welchem die Metuafin (religiösen Lohnbedienten) wohnen. Das grosse Bad von Mekka ist weit entfernt davon, den schönen, geräumigen, öffentlichen Bädern in andern orientalischen Städten an Pracht gleichzukommen. In Constantinopel und in dem bäderreichen, mit Mineralquellen gesegneten Brussa, in Damascus und Kairo würde ein solches Bad, wie das hiesige, kaum für eine Anstalt zweiten oder dritten Ranges gelten. Dennoch ist es eben nicht klein, aber seine architektonischen Herrlichkeiten sind sehr gering. Die einzigen Verzierungsgegenstände, welche ich entdecken konnte, waren bunte Marmorfussböden; sonst war das ganze Gebäude zierde- und schmucklos und keineswegs beachtenswerth.

Als ich eintrat, waren ausser den Dienern nur etwa zwanzig Personen im Bade, von denen einige

den Badeprocess durchgemacht hatten, und ihren Strapazen theils ausruhten, theils sich von einigen jungen Badeknechten zu guter Letzt noch einmal recht gründlich kneten liessen; denn das Kneten des Körpers mit beiden Händen, oder Massiren (arabisch jadlaka genannt) bildet nebst dem Ziehen an den Gliedern und Reiben mit Rosshaarhandschuhen, hier wie überall, eine Hauptspecialität orientalischer Bäder.

Mein Metuaf begrüsste bei unserm Eintritt den Badewirth, einen spindeldürren, alten Mekkaner, der aussah, als ob er sich täglich das Vergnügen der Abbrühung verschafft hätte, wodurch er zu jenem mit pergamentartiger Haut überzogenen Skelett geworden war, als welches ich ihn kennen lernte. Dieser Biedermann wiess mir eine Nische an, in welcher ich mich meiner Kleider entledigte. Nun nahmen mich zwei junge, langelockte, ziemlich weibisch aussehende Badeknechte in Empfang, zogen mir die hölzernen Sandalen, Kabkab genannt, an, und führten mich dann in den kuppelgewölbten Dampfsaal, wo der Badeprocess seinen Anfang nahm. So weit ging alles gut. Auch das Kneten, Reiben, Reissen der Glieder, Waschen, Einseifen, alles ging ganz seinen gewöhnlichen Gang und ich wurde, am Schluss dieser Ceremonien, geknetet, gestriegelt, gewaschen, gereinigt, hie und da auch ein wenig geschunden, und zuletzt mit einem Turban und weissen Gewandén bekleidet, wieder in den ersten Saal zurückgeführt, wo ich die Siesta abhalten sollte.

Wer beschreibt nun aber mein Entsetzen, als ich hier meinen Metuaf mit vier bis fünf Männern im

lebhaftesten Gespräch begriffen fand, welche — den reinsten algierischen Dialect sprachen. Man kann sich meine unangenehme Ueberraschung denken! Die Maghrebia hatte ich bisher immer mit Geschick und Glück vermieden und nun sollten sie mir plötzlich, wie ebensoviele Medusenhäupter erscheinen, und auf das Gelingen meiner weiteren Reisepläne den nachtheiligsten Einfluss ausüben. Es war klar, dass Ssadak mit diesen Leuten über mich geredet hatte. Was er ihnen über meine Person gesagt haben mag, das konnte ich nicht in all' seinen Details erfahren. Aber es war sicher, dass er ihnen die Fabel von dem „Prinzen von Algier" zum besten gegeben hatte, denn diese Algierer schienen die grösté Lust zu verspüren, meine Bekanntschaft zu machen oder vielmehr sich mit mir in ein Gespräch einzulassen, um herauszufinden, wie es denn komme, dass sie mich nicht schon kannten, denn es schien sehr unwahrscheinlich, dass ein Mann von einer solchen Bedeutung, wie sie mir der prahlerische Aufschneider Ssadak beilegte, ihnen bis jetzt völlig unbekannt geblieben sein konnte. Ich wurde desshalb von den fünf Algierern (sie waren aus der Stadt Algier selbst, jedoch kannte ich zum Glück keinen von ihnen persönlich, obgleich mir ihre Gesichter sehr bekannt vorkamen) mit der grössten Neugierde gemustert und, als sie endlich mit sich einig zu sein schienen, dass ich nicht ein Bekannter von ihnen sei, da malte sich Enttäuschung und sogleich auch ein schnell aufkeimendes Misstrauen auf ihren Zügen. Dennoch liess sich einer von ihnen mit mir in ein Gespräch ein, oder vielmehr, er redete mich an und zwar that

er sogleich sehr indiscrete Fragen, auf welche ich nur mit ja oder nein antwortete, denn ein längeres Gespräch hätte mich offenbar verrathen, da ein Algierer den Fremden stets erkennt, wenn er seine Sprache auch noch so gut redet. Da die Algierer sahen, dass nicht viel aus mir herauszubringen war, wurden sie noch misstrauischer. Ich lag wie auf Nadeln, als ich sie nun in ihrem Dialect leise, aber für mich doch hörbar, ungefähr folgendes Gespräch halten hörte:

„Was dünkt euch", so sprach einer, „von diesem vermeintlichen Prinzen von Algier. Unser letzter Pascha hatte ja gar keinen Sohn und die Söhne der früheren Dey's sind alle gestorben. Wie soll also so ein elender, hergelaufener Kerl, den kein Mensch von uns, die wir doch ächte Algierer sind, kennt, der Sohn unsres Pascha sein?"

„Die Sache", so erwiderte ein anderer, „geht gewiss nicht mit rechten Dingen zu. Wenn dieser Mensch, der sich für einen Prinzen von Algier ausgiebt, ein armer Teufel wäre, so würde ich keinen Verdacht schöpfen, sondern ganz einfach denken, dass der elende Schlucker sich dadurch interessant machen und Almosen erhaschen wollte. Aber dieser Kerl scheint, wie sein Metuaf sagt, Geld zu besitzen. Dieses ist verdächtig, denn die reichen Algierer sind an den Fingern herzuzählen, und wir kennen sie alle, selbst die aus den Provinzen, wo sie selten genug sind. Aber aus dem Umstand, dass dieser unser vermeintlicher Landsmann uns gänzlich unbekannt ist, schliesse ich, dass er ein verkappter Rumi (Christ), vielleicht gar ein französischer Spion sein muss."

Diese letzten Worte waren zwar sehr leise gesagt worden, aber dennoch hatte mir mein feines Gehör gestattet, sie deutlich zu vernehmen. Man kann sich denken, wie mir jetzt die Haare zu Berg standen. Ich war entdeckt! Das entsetzliche Wort „Rumi" (Christ) war ausgesprochen worden und nun konnte ich das schlimmste befürchten. Ich machte mich im Augenblick auf das tragischste Ereigniss gefasst. Ich sah mich schon ergriffen, gebunden, vor den Kadi geschleppt und gerichtet. Diess wäre auch ohne Zweifel mein Schicksal gewesen, wenn es bei Moslems nicht üblich wäre, alles mit ihrer gewohnten Ruhe und Gemessenheit zu betreiben. Diese beliebte orientalische Langsamkeit rettete mich. Die Algierer hatten ohne Zweifel vor, mich als einen Rumi, der das heilige Haus geschändet habe, zu denunciren, sobald als die Sache thunlich sein würde, aber einstweilen waren sie gekommen, um — ein Bad zu nehmen und, da in diesem Augenblicke gerade die Badeknechte eintraten, um sie in den Dampfsaal zu führen, so verschoben sie ihre wahrscheinlich beabsichtigte Denuncation bis zu ihrer Rückkehr aus dem Bade und liessen sich ruhig von den langgelockten Jünglingen wegführen. Ssadak hatte zum Glück ihr Gespräch nicht verstanden und er hegte somit keinen Verdacht, was für meine Rettung höchst wichtig war.

Wenn diese Algierer indessen darauf rechneten, dass sie mich bei ihrer Rückkunft noch im Bade antreffen würden, so irrten sie sich sehr. Denn kaum waren sie hinter der Thüre, welche zum Dampfsaale führte, verschwunden, als ich die sonst oft stundenlange Siesta zu einem plötzlichen Ende brachte, auf-

sprang, mich im Nu ankleidete und den erstaunten Ssadak aus dem Badehause mit fortriss.

Nun war ich zwar ausser augenblicklicher Gefahr, aber das Damoklesschwert schwebte über meinem Haupte, denn der geschwätzige Ssadak hatte den Algierern meinen Wohnungsort gesagt und ich konnte mich jeden Augenblick darauf gefasst machen, diese Leute mit einem Gerichtsdiener dort erscheinen zu sehen, um mich vor den Kadi zu führen, der natürlich die Sache zu meinen Ungunsten entschieden haben würde. Hätte ich die Wohnung gewechselt, so würde mir diess auch nichts geholfen haben, denn vor Hamdan und Ssadak hätte ich meinen neuen Aufenthalt doch nicht verborgen halten können. Diese Leute hatten keine Ahnung davon, was ich in Wirklichkeit war und hätten sie eine solche Ahnung gehabt, so würden sie, statt mich vor den Algierern zu schützen, mich wahrscheinlich noch an diese ausgeliefert haben. In meinem Falle konnte ich auf keinen Vertrauten, auf keinen Hehler unter den tausenden und tausenden von Moslems rechnen, denn ich hatte nach muselmännischen Begriffen das grösste Verbrechen begangen, ich hatte als Christ die Kaaba besucht und jeder Moslem musste mich verdammen.

Desshalb fasste ich augenblicklich und unwiderruflich den Entschluss, Mekka sogleich zu verlassen. Diesen Entschluss musste ich natürlich so geheim als möglich halten und eben so geheim ausführen. Niemand, weder mein Wirth, noch mein Führer, noch sonst irgend ein Bekannter, durfte darum wissen.

Ich schickte Ssadak unter einem Vorwand davon, eilte in meine Wohnung zurück, nahm nichts als

einen Anzug und Mantel, da ich auf meiner schleunigen Flucht aus Mekka mich mit keinem Gepäck beladen wollte und konnte. Meinen Wirth hatte ich zufällig vor der Fahrt nach Arafa gerade für drei Tage im voraus bezahlt, so dass ich ihm jetzt nichts mehr schuldig war. Dieser sollte ausserdem auch noch meine sämmtliche Habe in Kleidern und Waaren bestehend, welche ich, um meine Flucht unwahrscheinlich zu machen, zurücklassen wollte und musste, behalten und somit für alle seine Mühe hundertfach bezahlt werden.

Ich liess kein Schreiben, kein Anzeichen zurück, woraus man hätte schliessen können, dass ich mich so schnell aus der Stadt entfernt habe. Meinem Wirth konnte möglicherweise meine Abwesenheit erst nach einigen Tagen auffallend werden, denn zur Pilgerzeit ist es nicht ungewöhnlich, dass Leute die Nacht ausserhalb des Hauses, in Moschee und Buden oder sonst wo, zubringen. So ging ich denn aus dem Hause Hamdans gerade so leicht und einfach, wie wenn ich einen blosen Spaziergang hätte machen wollen. Vorher hatte es ein glücklicher Zufall gewollt, dass ich Ssadak losgeworden war, der ohne Zweifel seine freie Zeit dazu benutzte, um nach Menaa zurückzukehren, wo seine Familie war. Auch dieser mein Metuaf brauchte nicht gleich Verdacht zu schöpfen, wenn er mich nicht an demselben Abend im Hause Hamdans antraf, da ich in Mekka einige Bekannte, namentlich Haggi Omar und andere Aegypter, sowie Murad und seinen Sohn hatte, bei denen man vermuthen konnte, dass ich den Abend zubrachte. Um jedoch allen Verdacht durch einen unumstösslich

scheinenden Beweis zu entkräftigen, liess ich meinen Negersklaven Ali zurück, der von meiner Flucht nicht mehr wusste, als alle übrigen, denn auch ihn durfte ich nicht in's Vertrauen ziehen. Diesem sagte ich vor meinem letzten Weggehen aus Hamdans Hause, ich würde den Abend bei einigen Bekannten, die ich mich wohl hütete, näher zu bezeichnen, zubringen, welche mich zum Abendessen eingeladen hätten. Da solche Einladungen am Tage des Opferfestes sehr gewöhnlich sind, so konnte diess nicht auffallen. Im Gegentheil diente es noch dazu, meine Abwesenheit des Nachts zu erklären, da es nicht ungewöhnlich ist, dass Leute da, wo sie zu Abend essen, auch schlafen.

Statt spazieren zu gehen oder die Moschee zu besuchen, ging ich vor die Stadt und zwar an ihr westliches Ende, wo die Harbbeduinen ihre Vorstadt haben. Dort gelang es mir ohne Mühe einen Esel, um nach Dschedda zu eilen, zu miethen, was nicht besonders auffiel, da bereits einige Pilger dorthin zurückzukehren anfingen. Ich sagte also der „Hauptstadt der Welt", der „Gepriesenen", „Glückseligen", dem „Schatten Gottes auf Erden" (alles Beinamen von Mekka) Lebewohl und trabte in Begleitung eines Beduinen schnurstracks und ohne Aufenthalt auf dem Dscheddawege voran, denn ich war fest entschlossen, erst in dieser Stadt Halt zu machen.

Was nach meiner Abreise von Mekka im Hause Hamdans geschehen, ob die Algierer sich daselbst eingefunden, ob sie Nachforschungen nach mir angestellt, darüber habe ich nie das geringste erfahren und mich wohl gehütet, mich danach zu erkundigen.

Es wäre wohl denkbar, dass sie, sei es aus Indolenz, sei es aus Vergesslichkeit oder sonst einem Grunde, gar keine Schritte gethan haben mochten, um den vermeintlichen „Prinzen von Algier" zu verfolgen, aber es war für mich natürlich viel zu gefährlich, es darauf ankommen zu lassen, dass sie sich passiv verhalten würden. Und so war mir nichts übrig geblieben, als aus Mekka zu fliehen: eine wahre Hedschra, ähnlich der des Propheten des Islam.

Die unangenehmste Folge von der Dummheit meines Metuaf, welche mich zur Flucht aus Mekka zwang, war, dass ich nun meine Wallfahrt nach Medina aufgeben musste, denn, wenn der Verdacht meiner Pseudolandsleute, wie zu befürchten stand, Verbreitung gefunden hatte, so musste mich derselbe natürlich auf der ganzen Reise und auch nach der andern heiligen Stadt verfolgen. Ich hätte die unhaltbarste Stellung gehabt, wäre stets von Spionen umgeben gewesen, um vielleicht zuletzt noch entdeckt, denuncirt, und als Religionsschänder bestraft zu werden. Das alles hatte ich der einfältigen Prahlerei Ssadaks zu verdanken, denn wenn dieser mir nicht einen lächerlichen Titel gegeben hätte, würden die Algierer wohl nie auf mich aufmerksam geworden sein.

Wie mein Gepäck, so hatte ich auch meinen Negersklaven Ali als herrenloses Gut in Mekka zurücklassen müssen. Nach den Gesetzen des Islam war dieser übrigens jetzt frei, was ich dem armen Schlucker wohl gönnte. Ueberdiess hatte er seinen Zweck erfüllt, hätte mich von nun an doch nur genirt und Schich Mustapha, dem ich den Sklaven nach

meiner Pilgerfahrt zum Geschenk versprochen hatte, war nicht mehr, so dass nichts seiner Freiheit im Wege stand. Ich habe von Ali in meinem Leben nie mehr etwas gehört.

Ich ritt beinahe unaufhaltsam vierzehn Stunden von Mekka nach Dschedda, wovon zehn bei Nacht, und kam in der Hafenstadt am 11. Du el Hödscha um 8 Uhr Morgens an. Hier war, wie in Mekka, alles im Festesjubel we[illegible] des Aït el Kebir; alle reichen und wohlhabenden Bewohner glänzten in ihren Feiertagskleidern, die Kaffeehäuser waren gestopft voll, hie und da e[illegible]nte Musik, Tänzerinnen durchzogen singend und [illegible]pfend einzelne Strassen, kurz, ganz Dschedda schien in der schönsten Festeslaune begriffen.

Ich theilte jedoch wenig diesen Jubel, sondern hatte nur einen Gedanken, nämlich den, Dschedda und meine Verkleidung als Muselmann so schnell als möglich zu verlassen. Desshalb ging ich gleich nach dem Hafen und erkundigte mich, ob kein europäisches Schiff zur Abreise nach Aden oder Bombay bereit liege, denn zunächst sollten sich meine Schritte nach Ostindien wenden. Zu meiner unbeschreiblichen Freude fand ich auch richtig eine kleine englische Brigg, „Mary Ann" aus Glasgow, welche nach drei oder vier Tagen nach Aden unter Segel gehen sollte. Ich begab mich an Bord derselben, wo ich den Capitain zu sprechen verlangte, denn ich sagte, ich wünsche sein Passagier zu werden. Dieser gutmüthige Mann war nicht wenig erstaunt, einen vermeintlichen Araber geläufig englisch reden zu hören. Indess machte er, als ich ihm eine wohlgespickte

Börse zeigte, keine Schwierigkeiten, mich nach Aden mitzunehmen. So installirte ich mich denn noch an demselben Tage auf der englischen Brigg, und sagte von diesem Augenblick an dem Hedschas auf ewig Lebewohl, dessen Gestade ich freilich noch nicht augenblich verlassen sollte; aber während der zwei Tage, welche ich im Hafen von Dschedda noch zubrachte, hütete ich mich wohl, das Land wieder zu betreten und so lange ich auf dem Schiffe war, befand ich mich so sicher, wie wenn ich in England selbst gewesen wäre.

Meine weitere Reise nach Aden und Bombay ging in erwünschter Weise von Statten.

Von Bombay, nachdem ich mich mit Hülfe eines englischen Schneiders und Barbiers wieder in einen Europäer verwandelt hatte, schrieb ich an meinen Doppelgänger in Algerien, den wirklichen Abd-er-Rahman ben Mohamed, dessen Persönlichkeit ich während vier Monaten dargestellt hatte, und schickte ihm seinen in Dschedda visirten Pass zu, der ihm von nun an den frommen Titel eines Hadsch sichern sollte. Der Brief, welchen mir dieser alte Kifraucher, welcher nie aus seinem besoffenen Zustande ganz herauskam, als Antwort auf den meinigen sandte, möge als Schlussstein meiner Wallfahrt nach Mekka noch hier stehen:

„O Rumi!“ so begann dieses seltsame Schreiben, „wenn es Wahrheit ist, was Du mir in Deinem Briefe meldest, dass nämlich Du an meiner Stelle in der heiligen Stadt gewesen bist, so müsste sich mein Gewissen dadurch sehr beunruhigt fühlen, denn alle guten Moslems könnten mir vorwerfen, dass ich

unsre heilige Religion geschändet hätte, indem ich einem Ungläubigen als Deckmantel diente, um die heiligen Orte zu besuchen. Uebrigens bin ich weit entfernt, anzunehmen, dass ich nicht selbst den Berg Arafa und die Kaaba besucht habe und desshalb bin ich versucht, zu glauben, dass ich der wahre, und Du der falsche Pilger bist. Du wirst Dich wundern, wie ich zu einem solchen Schlusse kommen konnte.

„Aber, wenn Du an die Gnade Gottes (so nennen die Haschischraucher alle verrückten Einbildungen ihres berauschten und betäubten Zustandes) glauben wolltest, so würde Dir diess keinen Augenblick unklar bleiben. Als ich in Tunis sechs Monate lang, während Du als falscher Abd-er-Rahman nach Mekka pilgertest, in dem Kaffeehaus der frommen Gläubigen und Gottseligen (der Haschischraucher) lag und mich ganz der Gnade Gottes (dem Haschischrausche) hingab, da suchte mich die göttliche Offenbarung heim und ich sah im Geiste mich selbst in Dschedda ankommen, nach Mekka pilgern, die Kaaba besuchen, nach Arafa wallfahrten und den Teufel im Thale Menaa steinigen. Ja ich könnte Dir genau alles sagen, wo ich wohnte, wie Mekka aussieht, mit wem ich umging, wenn ich diess nicht seitdem vergessen hätte. Da nun alle Wirklichkeit nur Schein und die Gnade Gottes (der Haschischrausch) allein Wahrheit ist, so ist es unzweifelhaft, dass ich der wahre Pilger bin und folglich mit dem grössten Rechte den frommen Titel eines Hadsch führen kann, den mir ohnedem mein Pass sichert. Desshalb zeichne ich, indem ich Dich im Namen der Gnade Gottes,

e in mir wohnt, grüsse, zum erstenmal in meinem eben mit dem religiösen, mit Recht von mir getra- n Titel

Hadsch Abd-er-Rahman ben Mohamed."

Algier, am 12. Dschema el Ual 1277.

So schloss die excentrische Prosa meines Dop- lgängers oder vielmehr desjenigen, dessen Dop- lgänger ich gewesen war. Aber sein Schreiben ar damit noch nicht zu Ende. Die Araber lieben nämlich, ihren Briefen oft einen oder zwei Verse zuhängen, welche gewöhnlich eine Anspielung, nn auch oft nur eine sehr entfernte und bei den aren herbeigezogene Anspielung auf den Em- inger enthalten. Die Verse, welche Abd-er-Rahman inem Schreiben anfügte, mögen also hier noch in ier Uebersetzung folgen:

Wer Mekka und die Kaaba sieht,
Der hat des Guten viel gethan,
Doch als des Glaubens Rose blüht,
Wer sich ergiebt dem heil'gen Wahn.

Wer unter frommen Schauern bebt,
In Mekka, dem ist Heil bescheert,
Doch wer der Gnade Gottes lebt,
Der ist des höhern Glückes werth.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

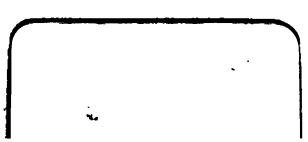
Grote, G., Geschichte Griechenlands. Nach der zweiten Auflage deutsch von Dr. N. N. W. Meissner und Eduard Höpfner. Band 1 bis 6ten Bandes zweite Abtheilung (die Bände 1 bis 12 des Originals enthaltend) nebst ausführlichem Namen- und Sachregister über das ganze Werk. Mit dem Portrait des Verfassers, 14 Karten und 11 Plänen. gr. 8. geh. 32 Thlr. 20½ Ngr.

Kruse, K. R. Staatsrath u. Ritter Prof. Dr. Friedr., Necrolivonica oder Geschichte und Alterthümer Liv-, Esth- und Kurlands, Griechischen, Römischen, Byzantinischen, Normannischen oder Waräger- Russischen, Fränkischen, Angelsächsischen, Anglodänischen Ursprungs. Gefunden auf einer allerhöchst befohlenen archäologischen Untersuchungsreise und durch spätere Nachforschungen wissenschaftlich erläutert. Mit 47 (aus einer grössern im Manuscript vorhandenen Menge) ausgewählten Steindrucktafeln, Alterthümer, Pläne und Ansichten darstellend und einer comparativen Uebersichtskarte und Nachtrag. Folio. Colorirt und gebunden. 17 Thlr.

Reigebaur, J. F., die Insel Sardinien. Geschichtliche Entwickelung der gegenwärtigen Zustände derselben in ihrer Verbindung mit Italien. Zweite vermehrte Ausgabe. Nebst 12 Kupfern und einer Karte von Sardinien. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Quarante Questions, adressées par les docteurs juifs au prophète Mahomet. Le texte turc avec un glossaire turc français, publié sous les auspices de la société orientale d'Allemagne par J. Th. Zenker. gr. 8. geh. 2 Thlr. 6 Ngr.

Squier, E. G., Schilderung Nicaragua's in Bezug auf sein Volk, seine Natur und seine Denkmäler. Reiseskizzen a. d. J. 1849 u. 50. Nebst einer Abhandlung über den projectirten interoceanischen Kanal und einer kurzen Geschichte Central-Amerika's. Aus dem Englischen übersetzt von Ed. Höpfner und mit einem Vorworte begleitet von Karl Ritter. Mit zahlreichen Illustrationen und mehreren Karten. gr. 8. geh. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Stephens, John L., Reiseerlebnisse in Central-Amerika, Chiapas und Yucatan. Nach der 12. Auflage ins Deutsche übertragen von Ed. Höpfner. Mit 1 Karte, Plänen u. zahlreichen Illustrationen. gr. 8. geh. 9 Thlr.

Stephens, John L., Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan. Deutsch von Dr. N. N. W. Meissner. Mit 116 Abbildungen, 16 Plänen und einer Karte von Yucatan. gr. 8. geh. 12 Thlr.